HEYNE BÜCHER

Internationale Science Fiction Stories
herausgegeben von
WOLFGANG JESCHKE

DIE WAHRE LEHRE -NACH MICKYMAUS

SHOUT
SHARE
IT

- Nancy Etchemendy
- Ron Montana
- Richard Mueller
- Václav Kajdoš
- Carter Scholz
- James Stevens
- Renato Pestriniero
- Michael K. Iwoleit
- Vance Aandahl
- Joe R. Lansdale
- James Patrick Kelly
- Gert Prokop
- Rene Sussan
- Ian McDonald
- Connie Willis
- Erik Simon
-
-
-
-
-
- Werner Künzel
- Kurt Bracharz
- Kate Wilhelm
- George Turner
- Peter Schattschneider
- Charles Platt
- Rich Brown
- Ray Aldridge
- Michael Blumlein
- Judith Moffett
- Phillip Mann
-
-
-
-
-
-
-
-

Nancy Etchemendy
Der Tempel am Fluß

Freund, du warst gut zu mir, obwohl ich ein Fremder bin, ein kranker Reisender mit wilden Augen von einem Ort, dessen Name in dieser Gegend keine Bedeutung hat. Ich kenne dich erst seit einer Stunde, aber ich glaube, du bist ein guter Mann und so stark, wie ich es einst war. Wenn du meinen Anblick eine Weile ertragen kannst, dann setz dich und hör zu. Vielleicht sind diese meine Worte wie Samen, die auf empfängliche Erde fallen, denn die Reise des Buches *darf nicht hier enden.*

Man sagt, meine Mutter hätte viele Kinder verloren, bevor sie meine Schwestern Arain und Mera gebar. Wundervoll müssen sie ihr erschienen sein, denn ein gesundes Kind ist schon kostbar genug, aber zwei auf einmal sind ein Wunder. Meine Schwestern kamen zusammen aus ihrem Leib, ganz ähnlich zwei goldenen Weizenhalmen, die dem gleichen Samen entsprungen sind. Vom Tag ihrer Geburt an war ihr Haar weiß und strahlend, ihre Augen kühl und violett wie der Abendnebel am Fluß, und ihre Haut war wie makelloses Elfenbein. In der Stadt Handred sagte man, sie wären ein Omen, das von Feder geschickt wäre, und ihre Schönheit wäre das Zeichen Seiner Größe.

Meine Schwestern waren gerade acht Jahre alt und ich ein Kind von zwei Jahren, als unsere Eltern von Räubern aus Nupask getötet wurden. Wir begruben unsere Mutter und unseren Vater selbst und machten ein Brandopfer mit ihrem Haar, damit Feder auf Handred herablächelte und unseren Frauen viele Kinder schenkte.

Wir waren nicht von hoher Geburt und hätten leicht den Rest unserer Kindheit als Straßenkinder verbringen können, wären da nicht die Frommen der Stadt gewesen. Die Frommen schlossen Arain und Mera ins Herz, weil ihre Schönheit ein Zeichen der göttlichen Gunst war, und sie schlossen mich ins Herz, weil ich ihr Bruder war. Es mangelte uns nie an Essen oder einem warmen Lager.

Eines Frühlingsabends kam eine große, bleiche Frau vom Tempel. Sie sprach lange mit Arain und Mera. Später erzählten sie mir, daß ihr Name Jana war und daß sie Oberin des Dienstes sei. Ich hatte von der Oberin gehört, ich wußte, wie wichtig sie war. Und mit der klaren Weisheit eines Kindes wußte ich, daß ihr Besuch unser Leben sehr verändern würde.

Und so kam es auch. Denn nicht lange danach wurden Arain und

Mera zur Großen Schule geschickt, und ich sah sie nicht mehr oft. Erst jetzt begann ich zu verstehen, daß sie anders waren als ich. Ich war gewöhnlich. Ich gehörte zu den Kindern auf den Straßen, die mich aufnahmen; meine Schwestern nicht. Und ich wußte, daß die Oberin nie zu mir kommen würde.

Statt dessen kam der Alte Mathias. Er sah, daß ich zu jung war, um so oft allein zu sein, und nahm mich als Lehrling auf. Ich verdanke Mathias sehr viel. Ohne ihn hätte ich nie die Freude über guten Ton oder eine passend gewählte Glasur kennengelernt, die Befriedigung über eine wundervolle Form, die auf einer vertrauten Scheibe gedreht wurde, die Behaglichkeit einer Werkstatt, die von einem Brennofen gewärmt wird. Aber die Zeit, die Schulden zurückzuzahlen, ist lange vorbei, und mein Bedauern liegt in mir wie spitze Scherben.

Freund, du warst gut zu mir, obwohl ich ein Fremder bin. Kirth ist mein Name, und ich wurde im Norden geboren, in der Stadt Handred am mächtigen Fluß Umbya. Zehn Meilen südlich dieser Stadt steht ein gewaltiges Gebäude am Fluß, der Tempel von Handred. Gebe Feder, daß er nicht gebaut worden wäre, denn er hat große Not verursacht.

Dieses mein schäbiges Bündel, dieser verfluchte Artefakt aus dem Tempel, ist der Grund für meine Reise. Es ist Das Buch *des niederen Gottes Makna, der bei den Alten McKenna hieß. Ich schwor, es in die Hände des Befehlshabers von Paradox zu legen, falls in dieser unglücklichen Gegend noch jemand lebt. Es ist ein Land, das nicht weit entfernt im Süden liegt. Aber ich habe versagt. Ich bin ein Mann, der die Sünden der Götter und die Dummheit der Menschen sah, und ich bin gebrochen und habe Angst vor dem Tod.*

Obwohl ich ihr Bruder war und sie bewunderte, waren Arain und Mera sich auf eine Weise nahe, an der ich keinen Anteil hatte. Sie waren fast wie ein einziger Mensch. Sie konnten mit den Augen miteinander sprechen. Eine konnte die halb ausgedrückten Gedanken der anderen vollenden. Sie sahen nicht nur gleich aus; ihre Geister folgten auch den gleichen Bahnen, durch Länder, die uns anderen unbetretbar erschienen. Doch gehörten Arain und Mera zu mir, wie sie zu keinem anderen gehörten, denn in meinen Adern floß ihr Blut. Mein Herz schlug heftig, wenn ich ihnen mittags auf der Straße begegnete und wir uns liebevoll begrüßten, während andere bewundernd zusahen.

Nachts stahlen Arain und Mera sich oft aus der Schule und rannten durch die dunklen Straßen zur Tür von Mathias' Werkstatt. Dort hüteten der andere Lehrling Taud und ich des Nachts die Feuer. Wir schliefen auf Matten neben dem alten Brennofen.

Arain brachte süße Kuchen mit, die sie aus der Schulküche

gestohlen hatte, und Mera brachte Wein. Wir vier lachten und redeten stundenlang bis tief in die Nacht. Ich habe diese Zeiten in guter, fröhlicher Gesellschaft und den warmen Feuerschein auf den schönen, jungen Gesichtern von Arain und Mera nicht vergessen.

Taud und ich lernten viel. Manchmal brachten meine Schwestern Bücher mit, und auf diese Weise lernten wir Lesen. Die Bücher weckten unsere Neugierde, und wir dachten über viele Dinge nach, die uns seltsam vorkamen, geheimnisvolle und verwirrende Dinge über Handred und den Tempel und die Götter. Von diesen Dingen zu sprechen, verlockte und ängstigte mich zugleich, denn ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß man uns bestrafen würde, wenn man uns entdeckte. Vielleicht fürchtete ich Maknas Rache. Ich hätte besser Radna gefürchtet.

Meine Schwestern kamen völlig gesund zur Welt, und sie gaben sich gern jeder Sinnenfreude hin. Sie mochten gutes Essen und das wundervolle Delirium nach dem Genuß von zuviel Wein; sie zeichneten sich beim Sport aus, bei der Jagd, bei Kampfspielen und bei Prüfungen ihrer Ausdauer. Als ich eines Abends früh aus der Tongrube zurückkam, schien es mir ganz natürlich, sie mit Taud, der mehrere Jahre älter war als ich, vor dem Feuer ausgestreckt zu finden. Heranwachsend und von Trieben gequält, die mich verwirrten, beneidete ich Taud. Aber es stand einem Bruder nicht zu, über solche Gelüste zu sprechen, und so gab ich mich damit zufrieden, ihnen aus dem Weg zu gehen, um es ihnen leicht zu machen, wenn sie sich ihm hingaben.

Eines Nachts, am Ende meiner Knabenzeit, kamen meine Schwestern mit Büchern und Wein zur Werkstatt. Eine Zeitlang war ich an den Abenden hinausgegangen, um Feuerholz zu holen. Ich trödelte und schlug mehr Holz, als wir brauchten, um sie mit Taud allein zu lassen. Aber diese Nacht war kalt, und ich hatte keinen Mantel dabei, und so kehrte ich früher als gewöhnlich zurück. Ich überraschte sie, als ich die Tür öffnete.

Meine Schwestern standen einander gegenüber am Feuer, Mera halb angekleidet und Arain nur in ihren Stiefeln. In den weißen Haaren zwischen ihren Beinen glitzerten Perlen. Taud stand neben seiner Matte in der Ecke, ohne Hemd und errötete.

»Ich will, daß er mich noch einmal nimmt«, sagte Arain mit tiefer, beängstigender Stimme. »Es ist nicht fair. Er hat dir den Samen schon zweimal gegeben, mir nur einmal.«

»Sei still, Arain«, sagte Mera leise und blickte in meine Richtung. »Kirth ist gerade zurückgekehrt. Es ist unwichtig.«

Aber Arain blieb stehen, die Arme in die Hüften gestemmt und den Körper gespannt wie einen Bogen. Ich konnte sehen, daß sie sich zurückhalten mußte, um Mera nicht zu schlagen.

»Aber ich will … ich will …«, rief Arain mit schmerzvoller Stimme, die ich kaum als die ihre erkannte.

»Aber du willst ein Kind, Arain! Wir zwei sind unfruchtbar. Du wirst nie ein Kind bekommen«, erwiderte Mera ruhig. Ich glaube, Arains Wut richtete sich weniger auf Mera als auf die Tatsache, von der Mera gesprochen hatte. Arain war von einer Leidenschaft geblendet, die ich nie ganz verstehen werde. Sie hob den Arm, um Mera zu schlagen. Aber Mera packte ihr Handgelenk. Sie waren einander ebenbürtig.

»Ja! Ich will ein Kind! Wie kannst du sagen, daß es nicht wichtig sei? Wie kann ich mit dem Wissen leben, daß kein Mann, egal, wie oft ich seinen Samen aufnehme, mir je ein Kind schenken kann?« Dann verging Arains Wut, und Tränen rollten über ihre Wangen, während sie auf die Knie sank.

Sie weinte leise, und Mera hielt sie lange fest und streichelte ihr feines, weißes Haar, und auch auf ihren Wangen glänzten Tränen.

Ich war noch nicht alt genug, um alles zu verstehen, was ich gesehen und gehört hatte. Ich wußte, daß lebendige, gesunde Kinder ein Schatz und ein Segen der Götter waren, aber Arains Kummer konnte ich nicht verstehen. Ich wußte nichts über die Sehnsucht einer Frau nach Kindern. Und weil so viele unserer Frauen unfruchtbar waren, wußte ich auch nicht, daß Unfruchtbarkeit nicht natürlich war, und das machte es noch beängstigender.

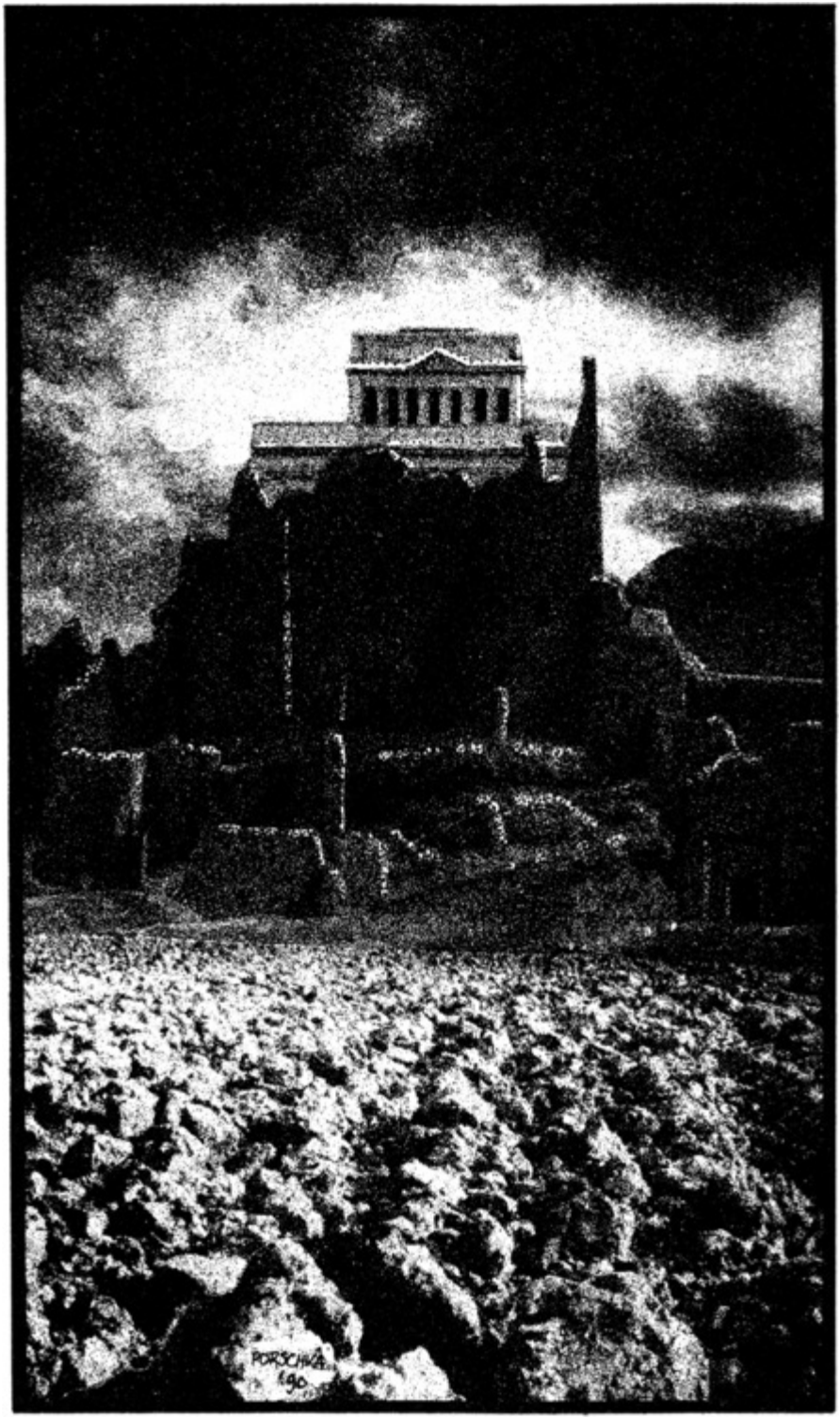
Freund, ich will dir von dem seltsamen, fernen Land erzählen, in dem ich zum Manne reifte. Mein Volk lebte mehr als tausend Jahre am Umbya. Wir wohnten dort schon vor dem Krieg der Vier Städte, in dem Makna unsere Partei ergriff und die Berge erschütterte und den Verlauf des Flusses änderte, so daß er näher an seinem Tempel floß. Seitdem ist der Fluß oberhalb des Tempels breit und blau, und die Überschwemmungsgebiete sind üppig und fruchtbar. Aber unterhalb des Tempels heißt der Fluß Dred. Am Zusammenfluß von Dred und Senek standen einst drei große Städte. Sie sind schon lange zu Ruinen zerfallen, und unsere Vorfahren, die dort lebten, sind den Senek hinauf nach Nupask geflohen. Denn seit dem Krieg der Vier Städte ist der Dred ein giftiger Fluß, und seine Ufer und Überschwemmungsgebiete sind eine Wüste. Dort kann nichts lange leben.

Es kam der Tag, an dem ich vom Graben in der Grube, in welcher wir den Ton zum Töpfern hoben, aufblickte und Mera sah. Es war das erste Mal, daß ich eine meiner Schwestern ohne die andere sah.

»Kirth, kannst du eine Weile mit mir kommen? Wir müssen ein Stück laufen«, sagte sie.

Wie ich sie ansah, raubte mir die Angst meine Kraft. Die Lehmgrube lag Meilen von Handred entfernt, und Mera trug keinen

Hut, und nichts schützte sie vor der Mittagssonne. Ihr Haar war vom Wind zerzaust; vielleicht war sie sogar gerannt. Ihr Gesicht und ihre Hände brannten schon rosa, und ihre bleichen Augen waren blutunterlaufen.



Ich stand auf, zitternd vor bösen Vorahnungen. So fremd und feindselig erschien mir in diesem Augenblick die Welt.

»Wo ist Arain?« fragte ich.

Mera lächelte kurz, als hätte sie Schmerzen. »Arain wird fortgehen. Ich dachte, du willst ihr Lebewohl sagen.«

»Fort?«

»Jana kam heute. Arain geht zum Tempel.« Mera nahm meine Hand. »Wir müssen uns beeilen, wenn wir sie nicht verpassen wollen.«

Wir kletterten eine der Holzleitern hinauf, die am Rand der Grube standen. Sie kletterte zuerst, tastete nach jeder Sprosse und glitt oft aus. Sie war so lange in der Sonne gewesen, daß ihr Licht sie fast geblendet hatte.

»Wo ist dein Hut?« fragte ich.

»Ich habe ihn verlegt«, antwortete sie.

Aber ich glaubte ihr nicht. Ich war sicher, daß sie ihn vergessen hatte. Um mein Herz breitete sich eine tödliche Kälte aus, tief wie der Schnee im Winter. Mera spürte diese Kälte auch; sie spürte sie so mächtig, daß sie eine lebenslange Gewohnheit vernachlässigt hatte – den Hut, den einzig lebenswichtigen Gegenstand für einen Menschen mit farbloser Haut. Unsere Schwester Arain würde gefeiert werden. Die Bürger von Handred würden sich in den Straßen vor ihr verneigen. Aber wenn sie vorbei wäre, würden sie hinter vorgehaltener Hand sprechen. Denn mit dem Dienst für Feder war immer ein früher Tod verbunden. Arain durfte nicht zum Tempel gehen. Die Sonne selbst schrie es aus dem stillen, blauen Himmel.

»Warum geht sie? Und für wie lange?« fragte ich, als wir oben ankamen. Mera hielt sich an mir fest, während wir die Straße hinuntergingen.

»Es ist eine Ehre, Kirth. Arain dürstet es nach Wissen, nach den Geheimnissen des Tempels. Und Jana hat sie ihr versprochen.«

»Aber … aber das ist falsch. Ihr dürft nicht getrennt werden.« Ich klammerte mich an diesen Gedanken, wie sich ein ertrinkendes Tier an einen treibenden Ast klammert.

»Wir sind zwei Menschen. Wir wollen verschiedene Dinge«, sagte Mera, aber ihre Stimme schwankte, und sie sah mich nicht an.

»Aber dann muß sie sterben!« rief ich.

»Sei still, Kirth! Warum sagst du solche Sachen?« flüsterte sie. Aber während sie mich ermahnte, wurde ihr Griff um meinen Arm fester.

»Ich habe Angst«, gab ich zurück.

»Ja. Vielleicht habe ich auch Angst«, sagte Mera.

Mein Freund, obwohl Handred ein seltsamer Ort war, waren wir in mancher Hinsicht genau wie jedes andere Volk. Wenn im Winter der kalte Wind wehte, sammelten wir uns an den Feuern wie die anderen unserer Art. An diesen Feuern wurden viele Geschichten erzählt.

Man sagte, der Tempel von Handred sei das Werk von Makna. Man sagt, er sei am dunklen Anfang der Welt, vor der Großen Trockenzeit, als Monument für den Einzigen Gott Feder und als Gefängnis für seinen bösen Feind Radna gebaut worden. Kein Sterblicher hätte den Tempel bauen können. Seine Wände sind aus gewaltigen, glatten Steinplatten aus einem unbekannten Steinbruch gemacht. Und unter den sichtbaren Gebäuden liegt ein unendlich weites Netz von Gängen.

Bevor wir Das Buch *fanden, glaubte ich wie jeder andere an diese Geschichten. Aber der Tempel wurde in Wirklichkeit nicht als Gefängnis gebaut. Viele Dinge der Welt verstehe ich nicht, aber ich weiß, was es bedeutet, einem Herrn zu dienen. Manchmal glaube ich, daß der große Makna sogar ein Diener von Radna war, und daß er den Tempel baute, weil Radna es verlangte.*

Mera war viele Wochen krank, nachdem Arain zum Tempel gegangen war. Sie ließen mich nur zu ihr, weil sie oft nach mir fragte. Der Alte Mathias verstand es, wenn ich meine Arbeit nicht schaffte.

Meras Gesicht und ihre Handrücken waren schrecklich verbrannt und mit Blasen bedeckt. Wir wußten lange nicht, ob sie wieder würde sehen können. Sie bekam ein wütendes Fieber, so daß sie nicht mehr essen konnte. Aber noch viel schlimmer war die Krankheit in ihrem Herzen, auch wenn sie nicht darüber sprach. Sie fragte erst nach Arain, als sie vom Delirium überwältigt wurde. Dann rief sie immer wieder den Namen ihrer Schwester. Ich hatte Angst, daß sie sterben könnte. Ich machte mir große Sorgen, denn mir schien, meine beiden Schwestern entglitten mir vor meinen Augen. Und nach einer Weile faßte ich Mut und ging zum Tempel von Handred, um Arain zu suchen.

Es war ein sehr weiter Weg für einen heißen Sommertag, und obwohl die Straße am grünen Rand des Umbya verlief, war ich müde und erschöpft, als ich schließlich vor den dunklen Holztoren des Tempels stand. Ich war noch nie so nahe am Tempel gewesen, und ich wußte nicht, wie man hineinkam. Es war ein erschreckender Ort, ein toter Ort, gespenstisch und fremdartig. In der Nähe wuchs nichts; selbst die Vögel schienen ihn zu meiden. Es gab keine Bäume und kein Gras. Nur nackte, harte Erde und kahlen Stein und öde, fensterlose Gebäude, die sich zwischen den Felsen erhoben wie alte, graue Ungeheuer.

Ich fand keinen Klopfer und keine Türkette, und meine Fäuste machten auf dem dicken Holz der Tore nur ein leises Geräusch wie eine Motte. Aber ich war jung, und es fiel mir nicht schwer, die Lehmmauer zu überklettern und in den weiten Innenhof hinabzusteigen. Direkt vor mir stand ein flaches, graues Gebäude mit einem ebenen Dach und mächtigen Türen aus grünem, zerkratztem

Kupfer. Auf den Türen stand etwas geschrieben, aber ich konnte es nicht lesen. Ich verstand die Buchstaben nicht, obwohl sie mir irgendwie bekannt vorkamen. Sie standen schon länger dort, als ich mir vorstellen wollte. Vielleicht hatte Makna selbst sie eingraviert.

Abermals fand ich keinen Klopfer, und diesesmal wußte ich nicht weiter. Der Hof war leer, und niemand war zu sehen.

Plötzlich hörte ich hinter mir eine Stimme. »Was willst du, Kind?«

Ich fuhr erschrocken herum und sah einen hageren, bleichen Mann. Sein Haar war dünn und schütter, und seine dunklen Augen hatten einen milchigen Film wie die Nickhaut eines Falken. Ich hätte vor Abscheu beinahe geschrien.

»Ich muß zu Arain«, erwiderte ich, als ich mich wieder in der Gewalt hatte.

»Dann bist du ihr Bruder, was?« sagte der Fremde.

»Woher weißt du das?«

»Das ist nicht schwer zu erraten, Kind. Sie hat mir einiges über sich erzählt, auch von dir, zum Beispiel. Dein Name ist Kirth, was?« Er grinste. Seine verfärbten Zähne saßen wie Grabsteine im wunden, geschwollenen Zahnfleisch.

Er war so schrecklich, daß ich plötzlich eine unvernünftige Angst um Arain bekam.

»Was habt ihr mit ihr gemacht? Ich will sie sehen!« rief ich.

»Du bist genau wie sie«, murmelte er und spuckte rötlichen Speichel in den Staub. »Mach dir keine Sorgen. Ich hole sie.« Und er schritt die Treppe hinauf, zog die Tür auf und verschwand, immer noch murmelnd, dahinter.

Noch nie waren mir die Minuten so langsam vergangen wie an diesem Tag, während ich in der Sommersonne stand und darauf wartete, daß sich die Türen des Tempels von Handred wieder öffneten. Ich kann nicht einmal sagen, wovor ich Angst hatte. Wenn nicht der Mann, sondern ein Tier gekommen wäre, dann wäre ich zweifellos sofort meinen Instinkten gefolgt und hätte den Ort verlassen, wie es die Vögel getan hatten. Aber so zitterte ich nur und zwang mich zu bleiben.

Endlich schwangen die Türen auf, und Arain trat aus der Dunkelheit. Sie trug das lange, schwarze Gewand des Dienstes, gegen welches ihr Gesicht und die Hände und das Haar leuchteten wie der Mond.

»Kirth, warum bist du hergekommen?« fragte sie sofort.

Ich öffnete den Mund, um ihr zu antworten, aber ich fand keine Worte. Ich stand wie ein Idiot da, nachdem ich sie an diesem schrecklichen Ort lebend und wohlauf gefunden hatte, und ich bemühte mich verzweifelt, etwas über die Lippen zu bringen.

»Was ist los, Kirth? Du zitterst ja«, sagte Arain und kam rasch die

Treppe herunter, um mich in die Arme zu schließen. Es war eine vertraute Geste, die mich oft sehr getröstet hatte. Wir setzten uns auf die unterste Stufe. Meine Wange gegen das rauhe, warme Tuch ihres Gewandes gepreßt, in den Ohren das starke, unablässige Pochen ihres Herzschlags, kehrte mein Mut zurück.

»Wer war dieser Mann?« fragte ich.

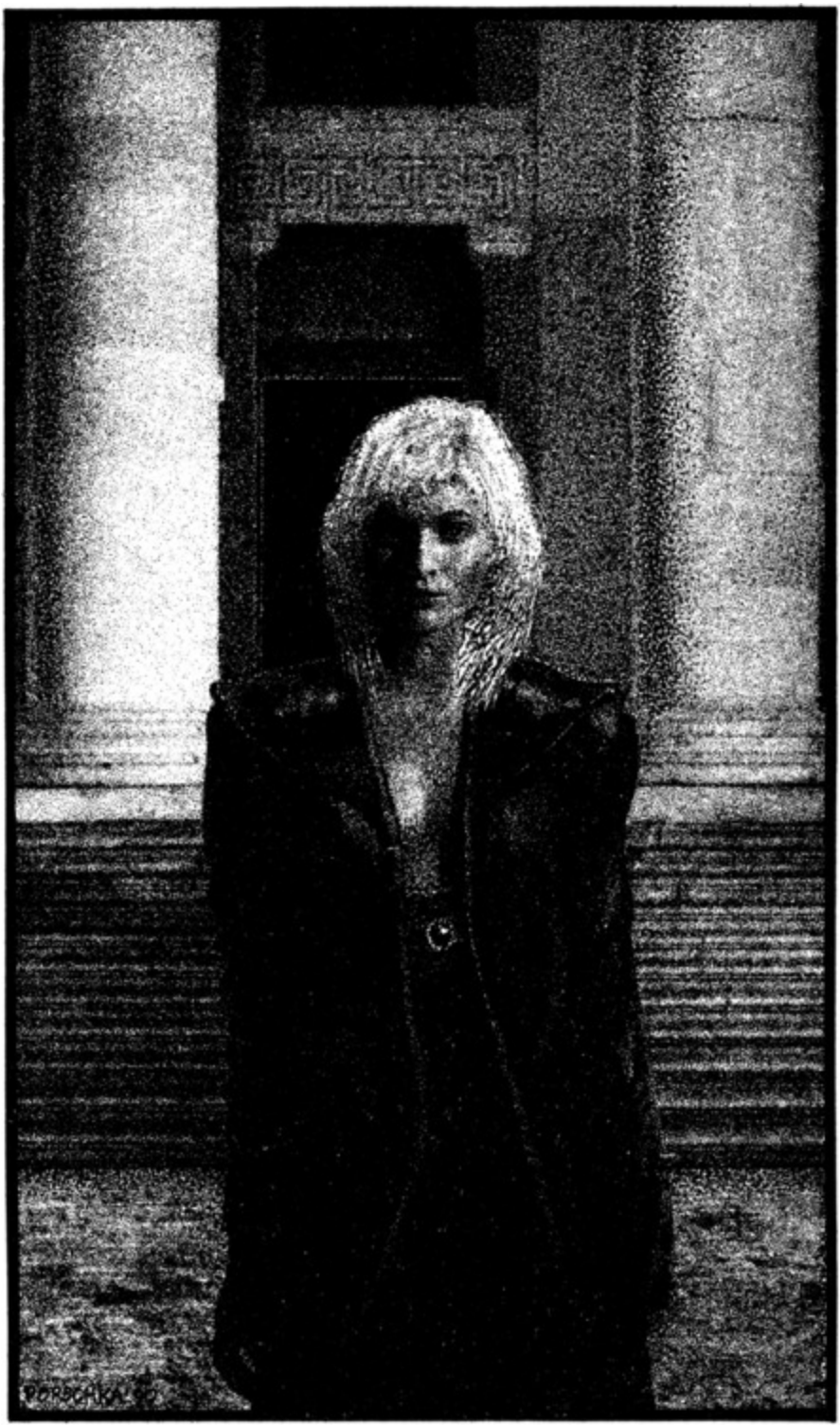
»Lieber Kirth! Hat er dich erschreckt? Das war nur der arme Geoff, der Verrückte. Er wollte dir nichts tun. Aber sag mir, warum du gekommen bist.«

»Mera … Mera hat nach dir gefragt.«

Zuerst antwortete Arain nicht. Sie senkte den Kopf, und ich konnte ihr Gesicht nicht sehen. Als sie dann sprach, kamen ihre Worte zögernd. »Mera weiß, daß ich nicht kommen kann. Es … es ist falsch, uns solchen Kummer zu machen.«

»Aber sie ist krank. Sie weiß gar nicht, daß sie nach dir gefragt hat. Sie hat mich nicht geschickt. Ich bin gekommen, weil ich selbst es wollte.«

Ich spürte, wie ihr Herzschlag unter dem schwarzen Gewand schneller wurde. Wie schrecklich müssen meine Worte für sie gewesen sein; Arain und Mera hatten jeden Schmerz und jede Freude geteilt. Allein schon, daß es in einer so wichtigen Angelegenheit einen Boten brauchte, war ein grausamer Beweis für ihre Entfremdung.



»Sie ist von der Sonne krank. Als sie zu mir kam, um mich zu holen … damit ich mich von dir verabschieden konnte. Sie hatte ihren

Hut vergessen, und nun ist sie blind, und manchmal erkennt sie mich nicht. Ich habe Angst«, fuhr ich fort.

Die schmalen Linien in Arains Gesicht vertieften sich, während sie zuhörte. Sie nahm mich an den Schultern und sah mich eindringlich an. »Kirth, du mußt tun, was ich dir sage. Es ist einem Novizen verboten, den Tempelbezirk zu verlassen. Sie werden mich aufhalten, wenn ich es versuche. Aber wenn ich bis Einbruch der Nacht warte, wird es niemand merken. Ich kann im Schatten gehen, und niemand wird mich sehen. Wir müssen uns im Dunkeln irgendwo treffen.«

»Aber wo? Und was ist, wenn sie dich erwischen?«

»Jana ist keine freundliche Frau. Wenn ich irgendeine andere Novizin wäre, würde man mich ohne Chorhemd unter die Erde schicken. Aber ich bin stärker als Jana, und viele sind an meinem Wohlergehen interessiert. Ich fürchte sie nicht.«

Auch heute noch erfüllen mich diese Worte mit Liebe und Bewunderung. Sie wußte sehr genau, was sie für Mera aufs Spiel setzte. Und ich wußte es auch. Die Körper jener, die ungeschützt unter die Erde geschickt wurden, werden an Stangen gebunden durch Handred getragen. Diese armen Seelen, die Radna ohne Chorhemd gegenübertraten, kommen steif und verzerrt wieder heraus, als hätten sie unerträgliche Krämpfe gehabt, und sie sind mit ihren eigenen Exkrementen besudelt. Es gibt keinen schlimmeren Tod.

»Du mußt sofort wieder gehen, und du mußt meine Anweisungen strikt befolgen«, sagte Arain. »Geh nach Handred zurück! Wenn du wieder hohe Bäume und Gras am Fluß siehst, mußt du sofort anhalten und baden und deine Kleider auswaschen.«

»Aber warum?«

»Versprich mir, es zu tun. Dann verstecke dich in den Weiden an der Straße und warte auf mich. Ich verspreche dir, daß ich komme. Und jetzt lauf. Lauf so schnell du kannst!«

Die Angst vor dem Tempel und die Freude darüber, aus seiner Macht entlassen zu sein, machten meine Beine stark und schnell, und ich floh glücklich und mit heißem Wind im Gesicht. Als ich eine Stelle erreichte, an der die Ufer des Umbya grün und dicht mit Weiden bestanden waren, zog ich mich aus und schwamm im kalten Wasser. Dann spülte ich meine zerlumpten Kleider aus und legte sie zum Trocknen auf die flachen Steine. Ich wunderte mich über diese seltsamen Anweisungen.

Lange nach Einbruch der Dunkelheit, als die Frösche und Grillen ins Lied des mächtigen Flusses eingestimmt hatten, kam Arain vom Tempel.

Ich stellte ihr die ganze Nacht über viele Fragen, während wir auf der Straße nach Handred zurückgingen. Ich machte mir nichts aus den Steinen unter meinen Füßen und aus der großen Wegstrecke. Denn

Arains Antworten führten mich zu immer drängenderen Fragen.

Ich fragte sie, warum sie mir befohlen hatte, mich am Fluß zu waschen.

»Der Tempelbezirk ist vergiftet wie der Dred«, sagte sie. »Man glaubt, daß das Gift ausgewaschen werden kann.«

»Hast du dich heute nacht auch im Fluß gewaschen?« fragte ich.

»Ich wasche mich oft dort, wo der Kalte Bach aus den Hügeln herunterkommt. Mach dir keine Sorgen, kleiner Bruder.«

Aber ich *machte* mir Sorgen. Wenn der Tempel so übel und giftig war, wie er schien, fragte ich sie, warum war sie dann in den Dienst gegangen? Welche Ehre war diesen schrecklichen Preis wert?

»Im Schein des Abendfeuers haben wir über gewisse Rätsel gesprochen. Zum Wohl von uns allen will ich die Lösungen finden.« Ihre Stimme war gedämpft, als wir im Sternenlicht wanderten.

»Das Rätsel von Makna und dem Tempel?« fragte ich.

»Ja. Rätsel über den Anfang der Dinge. Über den augenblicklichen Stand der Dinge. Mera und ich glauben, daß die Welt nicht so ist, wie Feder sie haben wollte. In unserem Land stimmt etwas nicht.«

Ich war verblüfft. »Warum glaubst du, daß etwas nicht stimmt?«

»Vielleicht erinnerst du dich an eine alte Geschichte. Als Mera und ich noch ganz klein waren, hörten wir einmal einem Betrunkenen in einer Schenke zu. Er kam aus einem fernen Land. Er war noch nie in Handred gewesen. Er stellte eine Frage. Weißt du sie noch?«

Sie lächelte, als sie mir diese Frage stellte. Das Sternenlicht machte etwas mit ihren Augen und verfärbte sie von hellem Lavendel zu Platin. Es machte sie härter und kälter, und ich schauderte wieder, wie ich schon oft an diesem Tag geschaudert hatte. Was hätte ein Fremder von meiner Schwester gedacht? Hätte er sie für schön gehalten, oder hätte er auch geschaudert?

»Er fragte, was die Menschen von Handred getan hätten, um die Götter zu beleidigen«, antwortete ich im Tonfall eines Schülers, der eine Lektion aufsagt.

Arain blickte die Straße hinunter und fuhr fort. »Ja. Er sagte, daß er noch nie einen Ort gesehen hätte, an dem es so viele Krankheiten gab. Er hätte noch nie von einem Fluß gehört, der so vergiftet sei wie der Dred. Er hätte noch nie eine Stadt mit so wenigen Kindern gesehen. Und als er Mera und mich in der Ecke entdeckte, sagte er, er hätte noch nie eine Stadt mit so vielen Ungeheuern gesehen.«

»Aber das hast du mir nie gesagt!« rief ich. Ich fühlte mich schuldig, weil ich einen Augenblick zuvor dasselbe gedacht hatte. Ich verschanzte mich hinter meiner Empörung. »Wie konnte er nur so etwas sagen! Du bist schön! Du warst ein Geschenk von Feder!«

Arain lachte humorlos. »Vielleicht für dich und die anderen Gäste in der Schenke. Sie schlugen den armen Mann und warfen ihn hinaus.

Dennoch, seine Worte waren wahr.«

»Aber du und Mera, ihr seid keine Ungeheuer!«

»Wir sind anders als andere. In gewisser Weise sind wir wirklich Ungeheuer. Du bist nur an unseren Anblick gewöhnt, Kirth. Außerdem hatte der Fremde recht. Die Frauen von Handred haben Geschöpfe geboren, die man kaum Menschen nennen kann. Sehr viele. Das bemerkt jeder Reisende.«

»Aber was macht das?«

»Ich wundere mich nur. Wir wollen wissen, wie das kommt. Wir wollen wissen, was den Fluß vergiftet hat. Wir wollen wissen, was die drei Städte getötet hat und was unter unserem Tempel begraben ist und was es ist, das wir auf Befehl Maknas bis in alle Ewigkeit bewachen sollen. Wir glauben, daß die Antwort auf eine große Frage auch die anderen beantwortet. Wir wollen wissen, was Radna ist, Kirth. Nur das geheime Wissen der Diener von Feder kann die Antwort geben. Einer von uns mußte gehen.«

Es war also nicht so einfach, wie Mera gesagt hatte. Sie waren nicht zwei Leute, die verschiedene Dinge wollten. Ich sollte nie erfahren, wie sie es entschieden hatten – indem sie Strohhalme zogen oder Blätter lasen oder durch ein Kampfspiel, in dem jede um das Leben der anderen kämpfte. Wer konnte schon den Gewinner vom Verlierer unterscheiden?

Nun schien das große Rad der Welt im Zentrum gebrochen. Die Sterne über meinem Kopf tanzten chaotisch, obwohl ich sie zur Ordnung ermahnte, und dunkle Vorahnungen übermannten mich. In meinen Ohren klingelte das vom rasend pochenden Herzen angetriebene Blut, denn nun wußte ich genau wie meine Schwestern, daß Arain bei dieser Suche sterben würde, wenn nicht ein Wunder geschah. Kein Mensch besaß die Kraft, tief in Radnas Geheimnisse einzudringen, ohne sein Leben zu verwirken. Das wußten sogar schon die Kinder in Handred.

Später, als wir bei Kerzenlicht an Meras Bett saßen, beobachtete ich Arain, die sie festhielt. Seidenhaar mischte sich in Seidenhaar, bleiche Haut lag an bleicher Haut, als wären die beiden Frauen ein einziges Wesen. Und ich dachte, daß, wenn eine meiner Schwestern starb, die andere ihr bald folgen würde. Ich stellte mir eine leere Welt ohne sie vor und legte ebenfalls einen Eid ab. Ich schwor, daß ich mit ihnen sterben würde, wenn es dazu käme.

Mein Freund, nicht einmal der Große Feder sah die Dürre voraus und den Untergang der Zivilisation der Ahnen. Makna nahm es auf sich, die Tempelwache zu behüten, aber jene Nachkommen der Alten waren Tiere in einem hungernden Land. Und selbst der Kraft der Götter sind Grenzen gesetzt.

Makna schrieb, daß Radna die größte Macht ist, welche die Welt je kannte. Sie respektiert keine Grenzen, und ein Hauch von ihr tötet Menschen und Tiere und alles, was wächst. Ihr Hauch wird mit dem Wind getragen und im Regen, und es gibt kein Entrinnen.

Nachdem Arain in dieser Nacht bei ihr gesessen hatte, erholte Mera sich schnell von ihrer Krankheit. Mera bewarb sich dann als Offizierin der Armee von Handred und wurde angenommen. Ihr alter Feind, die Sonne, hätte ihr vielleicht den Erfolg in diesem Beruf verwehrt. Aber ich entwarf ihr ein Schutzgerät aus buntem Glas für die Augen. Und wir entwickelten eine Salbe aus weißem Lehm und dem Öl der Schafswolle. Sie schmierte sich die Salbe auf Hände und Gesicht, um das grimmige Tageslicht abzuhalten. Sie wurde eine geschickte Kriegerin und gab auf dem Schlachtfeld ein so erschreckendes Bild ab, daß sie rasch befördert wurde und bald General der Armee von Handred war. Die Soldaten liebten sie so sehr, und sie kämpfte so gut für sie, daß die Nupaskans eine Zeitlang in ihr eigenes Land zurückgedrängt wurden. Mera vergaß nie, daß die Nupaskans ihr die Eltern genommen hatten.

Arain verfolgte ihre Ziele auf eine stillere Weise, aber mit ähnlichem Erfolg. Was Jana anging, hatte sie Recht behalten. Jana konnte sie nicht für ihre verschiedenen Rebellionen bestrafen, und Arain gewann viele Freunde unter den anderen Angehörigen des Dienstes. Als Jana an der langsamen, langen Krankheit starb, die unweigerlich die Oberin dahinraffte, war die Wahl der Nachfolgerin kurz und einstimmig. Arain wurde sechs Jahre, nachdem sie in den Tempel eingetreten war, die Oberin des Dienstes von Feder.

Kurz nach Arains Ernennung zur Oberin verließ ich die Werkstatt von Mathias und zog in ein eigenes Haus. Er hatte mir eine solche Liebe zu seinem Handwerk eingeflößt und mich den Zauber von Lehm und Feuer so gut gelehrt, daß ich bald der wohlhabendste Töpfer in Handred wurde. Die Reichen, die Frommen und die Hochgestellten suchten mich auf, daß ich ihnen schöne Stücke machte. Bald trugen Lehmmischungen und Glasuren, deren Geheimnisse nur ich wußte, meinen Namen. Bald hatte ich auch eigene Lehrlinge.

Wann immer wir uns für ein paar Stunden freimachen konnten, hockte ich mich mit meinen Schwestern an einen Herd, wie wir es früher immer getan hatten, und tranken guten Wein und aßen und führten die Gespräche, wie sie unter Verwandten üblich sind, die gute, alte Freunde geworden sind. Oft trafen wir uns in einem von Feuer erleuchteten Zimmer in Meras großem Haus, oder auch in meiner Werkstatt.

Aber nun war es nur noch Mera, die die Lehrlinge verführte. Arain kam bei diesen Gelegenheiten mit mir, um Feuerholz zu

sammeln. Einmal fragte ich sie nach dem Grund, denn diese und einige andere Veränderungen bei ihr beunruhigten mich.

Während ich Spaltholz in ihre Arme stapelte, erwiderte sie: »Ich wünsche es nicht mehr.«

»Ich frage mich, ob es dir gutgeht«, sagte ich. Ihre Haut war immer sehr bleich gewesen, aber nun schien kein Leben mehr in ihren Wangen zu sein, und ihre Augen waren milchig wie die eines alten Hundes. Sie ermüdete leicht und legte sich oft hin und schlief, während Mera und ich noch redeten und lachten.

»Doch, es geht mir gut«, sagte sie.

»Badest du noch oft im Wasser des Kalten Bachs?« fragte ich.

Sie lächelte nur und sagte: »Mach dir keine Sorgen, kleiner Bruder.«

Eines Nachmittags, als Arain und ich, beladen mit Käse und süßem Wein und Brot, bei Meras Haus eintrafen, fanden wir sie allein in der Küche an einem ersterbenden Feuer sitzend. Nirgends war ein Diener oder Lieblingsoffizier zu sehen. Mera war auf dem harten Stuhl zusammengesunken. Sie hatte die Stiefel ausgezogen, ihr Hemd hing aus der Hose, und in einer Hand hatte sie eine leere Weinflasche. Auf dem Boden lag ein Weinpokal.

Sie begrüßte uns nicht, als wir unsere Lasten absetzten. Es war Spätherbst, und im Zimmer war es so kalt, daß unser Atem in weißen Fahnen in der Luft hing. Sie schien es nicht zu bemerken. Ich machte mich zuerst daran, das Feuer anzufachen.

Die weiße Salbe auf Meras Gesicht sprach Bände. Sie trug die Spuren einer staubigen Straße, von starkem Schweiß und Tränen. Doch wir hatten von keinen Überfällen und Kämpfen an diesem Tag gehört, und sie hatte keine sichtbaren Wunden.

»Ihr habt Wein mitgebracht«, sagte sie. »Sollen wir eine Flasche öffnen?« Sie klang gefaßt. Ein Fremder hätte kaum erkannt, daß sie schon schwer betrunken war.

Arain öffnete eine Flasche. Kurz darauf dröhnte das Feuer, und wir hatten volle Becher in den Händen.

Dann fragte Arain: »Was ist geschehen, Mera?«

Mera lachte laut. Der rauhe, bittere Klang ihrer Stimme ließ mich an Geier denken, und ich bekam Angst.

»Vor einem Monat schickte ich meinen Freund Hald mit einer kleinen Patrouille den Fluß Dred hinunter. Es war selbstsüchtig von mir. Ich hätte es nicht tun dürfen. Aber er sagte, daß er gehen wollte.« Sie lachte wieder; es war die Art von Lachen, die an Tränen grenzt. Dann sagte sie: »Sie wollen immer gehen.«

Sie nahm einen großen Schluck Wein. »Es gab Gerüchte, die Nupaskans hätten eine Möglichkeit entdeckt, sich vor dem Gift zu schützen. Ich befürchtete, daß ein Stoßtrupp unterhalb des Tempels

am Dred lagerte, und daß sie einen Überraschungsangriff planten.«

Mera beugte sich vor und umklammerte die Stuhllehnen. »Hald kam heute zurück und berichtete. Ich saß bei ihm, als er vor drei Stunden starb. Er ritt zu den drei Städten und zurück und suchte nach Nupaskans, die ich mir nur eingebildet hatte.«

Arains und ich konnten zuerst nichts sagen. Nicht einmal die alten Männer am Feuer wußten von jemand, der in die drei Städte gegangen und lebendig zurückgekehrt wäre.

»Es tut mir leid«, sagte Arain.

»Aber er wußte doch, was geschehen würde«, sagte ich. »Warum ist er nur so viel weiter gegangen, als er mußte?«

Mera lächelte bitter. »Er dachte, er hätte einen Weg gefunden, sich und seine Männer zu schützen. Eine geheime Erfindung von ihm. Eine Art Anzug. Wie ein Chorhemd, Arain. Er hätte meinen Rat annehmen und vorher mit dir sprechen sollen.«

Aber Arain schüttelte den Kopf. »Du bist zu streng mit dir. Warum ihn aufhalten, wenn er sein Glück versuchen wollte? Außerdem müssen wir mehr über die Städte erfahren. Sag mir, hat er etwas herausgefunden?« Arains Augen glühten im roten Licht der Flammen begierig, und meine Furcht loderte auf wie ein Feuer. Eine kleine Stimme in mir fragte, wer diese gefühllose Frau war. Gewiß nicht jene, die ihr Leben riskiert hatte, um zu Meras Krankenlager zu kommen.

Mera sah sie mit einem Schweigen an, das tiefer und durchdringender war als jedes Wort. Dann sagte sie langsam: »Er hat nichts gefunden.«

Arain wandte sich ab und sagte ohne aufzublicken: »Bitte, vergib mir meinen Übereifer. Ich will dieses Wissen zum Wohl von uns allen erlangen. Es überwältigt mich. Die Antwort ist so nahe.«

Mera sagte nichts, und Arain fuhr fort wie ein Fluß, der nach dem Regen über die Ufer tritt. »Hald war stark, und er war fest entschlossen. Niemand hätte ihn aufhalten können. Was hätten wir ihm sagen können? Nur, daß das Chorhemd von Makna nicht funktioniert. Hätte ihn das gestört, nachdem er einen eigenen Schutz entwickelt hatte?«

Wenn Mera nicht so betrunken gewesen wäre, dann hätte sie sicher nicht gesagt, was sie nun antwortete. »Wir hätten ihm vom Buch von Makna erzählen können, Arain. Er hätte nicht sterben müssen.«

In diesem Augenblick wurde ich, ohne es zu wollen, zum Hüter schrecklicher Geheimnisse. Wenn ich sie nur aus meinem Bewußtsein hätte schleifen können wie die Kerben in einem frisch gedrehten Topf. Aber das Bewußtsein eines Menschen ist nicht wie Ton.

Man sagte, daß man, in das heilige Chorhemd von Makna

gekleidet, das Gift von Radna unbeschadet überstehen konnte. Ich wußte, daß Arain unter die Erde ging, manchmal, um die heiligen und geheimnisvollen Pflichten einer Oberin auszuführen, manchmal auch, um ihre Wißbegierde zu befriedigen. In diesen feuchten Gängen und Höhlen stand nur das Chorhemd von Makna zwischen ihr und dem Tod. Aber Radna war stark, und das Chorhemd war alt. Nun hatten sich meine ärgsten Befürchtungen bestätigt. Maknas Chorhemd funktionierte nicht. Arain starb. Aber was war mit dem ›Buch‹, von dem Mera gesprochen hatte? Wenn es Hald hätte retten können, dann konnte es doch auch Arain retten.

»Das Buch Maknas? Was ist das?« Meine Worte durchbrachen das Schweigen.

Arain trat vor das Feuer, senkte den Kopf und schloß die Augen, als wollte sie einen Teil der Welt ausblenden. »Wir wissen zu wenig über das Buch, um schon darüber zu sprechen.«

Aber Mera, vom Alkohol störrisch, knurrte: »Du irrst dich, meine Schwester. *Du irrst dich.«*

»Bitte, Mera. Wir sind noch nicht sicher.«

Mera erhob sich vom Stuhl und ging schwankend zu ihr. »Ich bin keine Göttin, Arain, ich bin eine Frau mit einer Armee von Sterblichen, die bluten und sterben. Unsere Feinde sind uns fünf zu eins überlegen. Willst du warten, bis die Nupaskans den Tempel einebnen, weil sie glauben, uns damit eine nicht existierende Kraft zu nehmen? Willst du warten, bis Radna auf das Land losgelassen wird und alle Menschen am Fluß sterben?«

»Warum sollten die Nupaskans die Geschichten in einem alten Buch fürchten, Worte, die von der Hohepriesterin des Tempels der Feinde ausgelegt werden? Es ist nicht so einfach, wie du glaubst, Mera. Der Wein hat dich dumm gemacht«, schloß Arain scharf.

Ich verfolgte diesen zornigen Wortwechsel verwirrt. Welche schreckliche Wahrheit barg Maknas Buch? Ich vermochte es nicht zu erraten. Was auch immer das Geheimnis war, meine Schwestern standen sich reglos gegenüber, in ihrem Denken entzweit, wie ich sie noch nie erlebt hatte.

In ihrem trunkenen Zorn forderte Mera Arain noch einmal heraus. »Es ist eine Schande, Oberin, nach allem, was du aufs Spiel gesetzt hast. Eine Schande, herauszufinden, daß Makna nichts weiter war als ein Vasall und die Ahnen ein Volk von Narren!«

Kein Pfeil hätte Arain tiefer treffen können als Meras bittere Worte. Ich sah, wie sie die Fäuste ballte und wie die Adern an ihrem Hals schwollen, ich sah den Augenblick, in dem die Leidenschaft sie überwältigte. Mera hatte es auch bemerkt, aber sie war vom Wein benommen und konnte sich nicht wehren. Arain schlug sie unter das Kinn; der Schlag kam von unten, so daß Meras Kopf zurückgeworfen

wurde. Sie stürzte auf den Steinboden und blieb reglos liegen.

Arain hielt sich am Tisch fest. Ihre Hände zitterten. Ihr Gesicht war weiß wie Kalk. Ihr Atem beschleunigte sich, und sie hustete und schüttelte sich. Dann stolperte sie ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer. Ich hörte ein Pferd zum Tempel davongaloppieren.

Als Mera am nächsten Morgen erwachte, wußte sie nicht mehr genau, was geschehen war. Meine Gefühle zu Arain waren verwirrt. Ich verstand ihren Zorn, ich hielt ihn sogar für berechtigt. Aber wenn ich Mera betrachtete, ihren blau angelaufenen Kiefer und ihre geschwollene Wange und die dicke Zunge, dann wurde ich wütend auf Arain. Sie hatte nicht geweint. Sie hatte nicht gesagt, daß es ihr leid tat.

Dennoch, als ich Mera die Ereignisse dieses Abends berichtet hatte, sagte sie, daß ich meine Wut beherrschen sollte, denn wenn es je eine Zeit gegeben hatte, in der wir drei aufeinander angewiesen waren, dann wäre es diese. Denn was sie über die Nupaskans gesagt hatte, war wahr. Sie hatten eine viel größere Armee als wir ausgehoben, und ihr Ziel war es, den Tempel von Handred zu zerstören.

»Weil ich Arain liebe, will ich einen Kompromiß eingehen«, sagte Mera. »Ich will das Geheimnis des Buches noch ein wenig hüten, dich ausgenommen, Kirth.«

Dann enthüllte sie mir mit schwerer Zunge die Geschichte von Maknas Buch.

Arain hatte es in einem kleinen Anbau des Tempels zwischen den verwunschenen Hüllen uralter Geräte gefunden. Die Tür des Gebäudes war von Makna versiegelt worden, als sich der Lauf des Umbya verändert hatte; ohne Arains Wagemut wäre das Buch nie entdeckt worden.

Es ist kein gewöhnliches Buch aus Papier, denn dann wäre es wegen seines großen Alters schon lange zu Staub zerfallen. Es besteht aus einem geheimnisvollen Metall, das nicht rostet. Es ist zu dünnen Platten gepreßt und mit einem unbekannten Stift beschriftet. Seltsam sind diese Worte, die in der Sprache der Alten geschrieben sind. Seltsamer noch ist die Geschichte, die sie erzählen, verworren und voller Namen, die uns nichts bedeuten.

Meine Schwestern hatten die Entschlüsselung des Buches noch nicht abgeschlossen. Die Übersetzung war schwierig, denn einige Seiten waren beschädigt, andere fehlten ganz! Aber einige Dinge waren bereits klar. Mera hatte recht. Wenn Hald das Buch und seinen Inhalt gekannt hätte, dann hätte man ihn leicht überzeugen können, nicht zum Dred zu gehen.

Bevor ich sie an diesem Morgen verließ, nahm Mera meine Hand und sagte: »Das sind schwarze Gedanken, Kirth, aber ich kann sie

nicht ignorieren, wie Arain es tut. Wenn Handred die Nupaskans nicht aufhalten kann, dann wird Radna ins Tageslicht freigelassen; Arain und ich werden die ersten sein, die sterben werden, entweder durch die Hand der Nupaskans oder durch Radnas Hand. Wenn du uns je geliebt hast, mußt du mir eins versprechen.«

»Was denn?« fragte ich.

»Daß du das Geheimnis des Buches nicht mit uns sterben läßt.«

Ich dachte an den Eid, den ich vor langer Zeit geschworen hatte, als ich vom gefährlichen Weg meiner Schwestern erfahren hatte. Ich hatte geschworen, ihnen zu folgen, wenn sie starben. Ich hatte den Schwur aus guten Gründen geleistet, so selbstsüchtig er auch gewesen sein mochte, und ich konnte mich noch nicht überwinden, ihn zu brechen. Also weigerte ich mich, es ihr zu versprechen. Es war dumm und grausam von mir.

Mein Freund, der große Makna hat gesagt, daß Radna vor der Großen Dürre in der Zeit des Überflusses von den Alten geschaffen wurde. Sie wußten um die Gefahr dieses Dings, das sie geschaffen hatten; sie wußten, daß man es nicht zerstören konnte. Feder befahl, daß die Tempel erbaut würden. Er befahl, Radna in kleine Stücke zu zerteilen und in Glaskugeln einzuschließen. Diese heiligen Gefäße wurden tief in massivem Stein vergraben. Aber als die Dürre kam, ging Feder fort und ließ nur seinen Helfer Makna zurück. Makna half uns, nicht zu vergessen, daß wir diesen Tempel ewig bewachen müssen, damit Radna uns nicht verbrennen kann.

In der Sprache der Unsterblichen schrieb Makna: »Gott helfe unseren Kindern, wenn die Anlagen in Hanford und Paradox Basin je verfallen, denn nach menschlichen Maßstäben wird dieses Material für ewige Zeiten tödlich bleiben. Sie werden bis dahin vielleicht nicht einmal mehr wissen, was es ist.«

In den folgenden Monaten sah ich Arain und Mera nur noch selten. Arain war mit der Übersetzung des Buches beschäftigt. Sie arbeitete wie eine Besessene und legte es nur beiseite, wenn die Angelegenheiten des Tempels ihre Aufmerksamkeit erforderten, oder wenn sie zu krank war, um etwas anderes zu tun als zu schlafen. Während dieser Zeit besuchten Mera und ich sie zweimal in ihrem schrecklichen Quartier im Tempel.

Wir blieben nicht lange, denn Arain legte ihre Arbeit nur ungern fort. Einmal, als wir es nicht erwarteten, stand sie auf und ging mit uns durch die großen Kupfertüren in den Tempelhof. Dort im Sonnenlicht sah ich, wie sehr sich Arain verändert hatte. Es war nicht mehr schwer, meine Schwestern auseinanderzuhalten. Arains wunderschönes Gesicht war zerstört und faltig, und ihre Augen waren fast blind. Sie ging wie eine alte Frau, die des Lebens müde ist. Im Hof

richtete sie sich stolz auf und fragte mich, ob ich ihr die Ehre erweisen würde, ihre Begräbnisurne zu entwerfen. Mera wandte sich ab und senkte den Kopf, damit wir ihre Tränen nicht sahen.

Auch Mera war in diesen letzten Monaten sehr beschäftigt. Am alten Lauf des Umbya im offenen Land gab es immer wieder Überfälle. Wir hörten, daß ein neuer und kriegslüsterner Anführer an die Spitze der Nupaskans aufgestiegen sei. Sie sangen wieder das alte Rachelied, in dem es hieß, Handred müßte leiden, da es das rechtmäßige Eigentum der Nupaskans beschädigt habe – das Land am Dred. Es gab viele kleine Gefechte, und die Armeen von Handred verloren an Boden. Dann, am Ende des Sommers, erfuhren Meras Spione, daß die Nupaskans ihre Kräfte auf der anderen Seite des Umbya zusammengezogen hätten, um einen Angriff auf den Tempel vorzubereiten.

Ich weiß nicht, was daraufhin zwischen meinen Schwestern vorging. Vielleicht versuchte Mera, den Nupaskans vom Buch zu erzählen; ich wußte, daß dies ihr Plan war, und sie wollte es auch gegen Arains Willen versuchen. Vielleicht hatte sie am Ende doch recht, denn die Nupaskans griffen an.

In den nächsten Tagen eilten Boten zwischen der Stadt und der Armee hin und her, während sich die Bürger von Handred nach Kräften auf eine Belagerung einrichteten. Sie ernteten die Felder ab, verstärkten den Schutzwall, der die Stadt umgab, machten Pfeile und Speere und bereiteten Fässer mit heißem Öl vor, damit wir es auf die Feinde hinuntergießen konnten.

Zuerst frohlockten die Boten: Mera warf die Nupaskans zurück. Dann, am zweiten Tag, kam ein atemloser, blutender Bote. Es hatte einen Rückschlag gegeben. Ich saß in dieser Nacht auf dem Wall und blickte nach Südosten, wo der aufgehende Mond tiefrot im Himmel hing und die Fackeln der Armeen flackerten. Und ich dachte an meine Schwestern und wünschte, ich wäre nicht einer von denen, die zurückgelassen wurden, um die Stadt zu beschützen.

Am dritten Tag kam ein Bote mit angstgeweiteten Augen. »Die Nupaskans sind im Tempel!« rief er. Dann machte mein Herz einen Satz wie ein Hirsch, der um sein Leben springt, und ich rannte auf den Wall und erwartete, den rollenden Staub der anrückenden Nupask-Armee auf der Straße zu sehen. Statt dessen sah ich, daß sich der Staub nach der Schlacht schon wieder legte. Die Stille des Untergangs senkte sich über das Land.

Eine Stunde später wurden die Tore geöffnet, und der Reiter kam in die Stadt.

Sein Pferd war halb von Sinnen, vor seinem Maul stand blutiger Schaum. Obwohl der Reiter keine Wunden hatte, war er fast tot. Er war mit einem Seil an sein Roß gebunden. Auf dem Hals des Pferdes

klebte das blutige Erbrochene des Mannes. Er wand sich und rülpste, als wir ihn aus dem Sattel hoben. An seiner Brust hing ein Bündel, auf dem mein Name stand.

Es war das *Buch.* Auf ein Stück blutverschmiertes Tuch hatte Mera eine Botschaft geschrieben.

»Unser Bruder, ein Freund schreibt dies. Arain ist tot. Ich werde bald bei ihr sein. Die Erde hat sich geöffnet. Im Namen von Feder, bring das Buch nach Paradox. Warne sie vor Radna. Willst du es mir jetzt versprechen?«

Wie bedauerte ich, daß ich Mera mein Versprechen nicht früher gegeben hatte. Welcher Trost wäre es ihr in ihren letzten Stunden gewesen. Aber das sind jetzt leere Worte. Einen solchen Fehler kann man nicht ungeschehen machen, aber ich tat, was sie verlangte. Ich rannte fort und überließ meine Schwestern und das Land, in dem ich geboren wurde, dem Totengräber. Es nützte nichts, denn nun werde ich mich zu ihnen gesellen. Ich bin nicht schnell genug gerannt.

Mit der Botschaft eingerollt waren zwei Locken von strahlend weißem Haar, ganz ähnlich wie Sonnenstrahlen. Ich weinte. So verbittert war ich, daß ich Feder verfluchte. Ich opferte das Haar meiner Schwestern nicht, denn es würde keine Kinder mehr in Handred geben.

Ich will dir den Tag des Untergangs beschreiben, mein Freund. Ich sehe es jetzt vor meinem inneren Auge, als stünde ich wieder am Ufer des Umbya. Keine Vögel fliegen dort, nicht einmal Geier. Nur der Geruch des Todes ist allgegenwärtig. Die Tiere, die im Gras lebten, regen sich nicht mehr. Bäume stehen am Fluß, an den Straßen, in den Höfen, wo wir zur Musik der Fontänen lachten. Aber alle Blätter sind stumpf und am Ast vertrocknet. Sie rascheln im Wind. In meiner Werkstatt stehen Schalen, die nie in den Brennofen kommen werden; der Lehm in den Vorratstöpfen ist vertrocknet. Männer liegen tot neben ihren Pflügen, Frauen neben ihren Kindern. Meine Schwestern liegen unbestattet in der Sonne. Nie wieder werden wir zufrieden am Feuer sitzen. In einem großen Umkreis, eine Monatsreise von einer Seite zur anderen, ist nichts mehr am Leben. Das Leben wurde von Radna verschlungen, dem dunklen Wesen, dem Gift der Götter, der Plage der Alten. Aber das ist jetzt nicht mehr wichtig.

Ich habe dein Land gesehen, mein Freund. Dein Volk ist stark und aufrecht. Vor allen Türen spielen Kinder, und alte Männer sitzen in der Sonne. Aber ich sage dir, sieh mich an und siehe, was du werden kannst. Siehe ein geschrumpftes Wesen, bleich und hinfällig, mit stinkenden Schwären, geschwächt und fast zu ängstlich, um vor die Götter zu treten. Und dann denke an den Tempel von Paradox.

Nimm das Buch, *Freund. Ich weiß keinen besseren* Weg, *dir deine Freundlichkeit zu vergelten. Behalte es. Bringe es nicht durcheinander. Und*

erinnere dich an meine Geschichte. Vielleicht wirst du eines Morgens nach der Straße nach Paradox fragen.

Es ist so kalt heute.

Originaltitel: ›The River Temple‹

Copyright © 1986 by Mercury Press, Inc.

(erstmals erschienen in ›The Magazine of Fantasy & Science Fiction‹, Juli 1986)

mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Agentur Luserke, Friolzheim

Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jürgen Langowski

Illustriert von Klaus Porschka

Ron Montana
Der letzte Picasso

Der alte Mann wirkte zugleich gebeugt und groß. Er trug das Fell eines schon lange toten Tieres, das mit den Jahren unter der Sonne braun geworden war wie seine Haut. Sein langes, buschiges Haar war mit grauen Knoten durchsetzt und verschmolz übergangslos mit dem Vollbart, der bis zur Brust hinabreichte. Um Füße und Waden hatte er sich dunkle, ungegerbte Felle von kleineren Tieren gewunden. In der rechten Hand hielt er einen Bogen, den er aus der Federung eines Autos gemacht hatte; das Metall war geglättet, nachdem er es unzählige Male in der Hand gehalten hatte.

Es war früh am Morgen, die Sonne hing rot und dunstig über dem Horizont. In zwei Tagen hatte er Geburtstag. Er besaß keinen Kalender und keine Uhr, doch er wußte es, und er seufzte, als er den Hügel hinaufstieg zur Mündung der Höhle, in der er lebte.

Die Höhle war ein dunkles Loch in der Hügelflanke, vor Wind und Wetter durch eine Gruppe hoher Pappeln geschützt. Sie war groß genug, um ein Feldbett, das mit Fellen bedeckt war, um ein Bücherregal aus grob behauenen Stämmen aufzunehmen. Er hatte viele Bücher, doch sie waren schmutzig und vergilbt, und er hatte sie schon lange nicht mehr in die Hand genommen. Der alte Mann hatte nicht mehr das Bedürfnis zu lesen. Die bunten Einbände hatten mit der Zeit eine trübe Patina angesetzt; sie waren ihm fremd geworden, und vielleicht würde er sie dann verbrennen, wenn die Regenzeit kam und das Holz zu feucht war, um ihn zu wärmen.

Er legte die Beute des Morgens, ein mageres Kaninchen, auf den flachen Stein neben der Feuergrube und begann seine Mahlzeit vorzubereiten. Während er das verfilzte Fell abzog, fiel ihm ein, daß dies für die nächsten zwei Tage sein letztes Essen sein würde. Wenn das Ereignis so nahe war, konnte er sich nicht mehr zum Essen überwinden. Danach würde er wieder jagen und sich vollstopfen, vielleicht einen kleinen Hirsch oder ein Wildschwein, doch jetzt hatte er keinen Appetit, und er zwang sich, mechanisch das zähe Fleisch hinunterzuschlingen, damit er nicht vor dem Ereignis krank würde.

Als der alte Mann sein Frühstück beendet hatte, legte er die Hände in den Schoß und wartete. Es war fast Zeit zu beginnen, doch er wollte es nicht überstürzen. Nach zwanzig Jahren war das Ereignis ein heiliges Ritual geworden, und er mußte dem Plan entsprechend vorgehen. Er bekam Angst, daß etwas nicht funktionieren könnte, und

er versuchte, die Furcht zu verdrängen, indem er an etwas anderes dachte, doch es hatte keinen Zweck. Es hatte nur zweimal Probleme gegeben, und beide Male hatte er sie mühelos beheben können. Doch wenn etwas wirklich Wichtiges schiefging, konnte er sich vielleicht nicht mehr an die notwendigen Schritte erinnern, und das machte ihm angst. Aber, dachte er, es würde schon reichen, es nur wieder anzusehen. Eines Tages würde das alles sein, was ihm noch blieb, und er wußte, daß er sich auf diese Möglichkeit einrichten mußte.

Er verwarf die Zweifel, stand auf, und verließ die Höhle. Als der alte Mann den baumbeschatteten Pfad zur Straße hinuntertrabte, brach die Sonne durch die schmutziggraue Wolkendecke. Er blieb mitten auf der Straße stehen, die einmal der Highway 17 gewesen war, blickte in beide Richtungen und suchte sie nach Hindernissen ab. Der Wind blies scharf durch das Tal und hielt die Straße einigermaßen frei. Die Baumlinie war so weit entfernt, daß umgestürzte Bäume kein Problem waren. Nach all den Jahren war es immer noch möglich.

Er nickte und ging mitten auf der Straße. Er ging zuerst sehr langsam, fast humpelnd unter dem Gewicht des Alters, das er auf den eingesunkenen Schultern trug. Als er sich seinem Ziel näherte, begann er schneller zu gehen, die Vorfreude kitzelte seine Fußsohlen.

An der Stelle, an der die unbefestigte Nebenstraße nach links in die Hügel abzweigte, mußte er stehenbleiben und ein wucherndes Gebüsch abschlagen, das fast so groß war wie er. Seine Messerklinge grub sich in die Wurzeln, und er wurde wütend, als er die widerspenstigen Zweige heftig aus dem harten Boden riß. Er sollte eigentlich nicht wütend werden, denn er hatte diese Aufgabe jedes Jahr zu erledigen, und inzwischen sollte er sie als Routine betrachten können. Vielleicht sollte er dieses Mal in die alte Scheune gehen und ein Entlaubungsmittel suchen. Ja, das würde er tun; doch er hatte das Gefühl, daß er im nächsten Jahr vor den Büschen zurückweichen würde, wenn sie dann immer noch lebten. Sie waren wichtig. Sie verschafften ihm eine Pause, und der Gedanke, nach so langer Zeit etwas zu verändern, beschämte ihn. Seine Hände zitterten, als er den letzten Busch von der Straße zerrte.

Als er das Unkraut beseitigt hatte, ging er die Seitenstraße hinauf; unterwegs klaubte er umsichtig kleine Steine vom rissigen Weg und warf sie zwischen die Bäume, die neben ihm den Hügel hinaufmarschierten. Es war anstrengend, die vielen Steine wegzuwerfen, und es kostete ihn wertvolle Zeit, doch er ging seiner Aufgabe abwesend nach, ohne die Steine wirklich zu sehen. Als er endlich die Hügelkuppe erreichte, keuchte er. Er starrte zur Lichtung hinunter und konnte sich nicht erinnern, ob er im letzten Jahr genauso erschöpft gewesen war, und das machte ihm Sorgen. Was, wenn er nicht mehr genug Kraft dazu hatte? Der Gedanke verließ sein

Bewußtsein wie ein flatternder Schmetterling, als er die Lichtung betrachtete.

Das Haupthaus war fast verschwunden, es war von der zerstörten Veranda bis zum fehlenden Dach von Moos und Gräsern bedeckt. Es war kaum mehr als ein Schatten im Unterholz, und wenn er nicht so lange darin gewohnt hätte, dann hätte er es nicht mehr als Haus erkannt. Er ließ die Schultern sinken und starrte die Ruine lange an. Die Erinnerung schmerzte ihn, doch der Schmerz war ihm nicht neu, und er sah keinen Grund, warum es dieses Jahr hätte anders sein sollen.

Die Erinnerungen waren verschwommen und stumpf, doch er wußte noch, wie er vor genau zwanzig Jahren an dieser Stelle gestanden und zugesehen hatte, wie das Haus niederbrannte. Es waren Menschen im Haus gewesen, und der alte Mann konnte noch ihre leisen Schreie über dem Tosen der Flammen hören und die leichte Brise, die in den Wipfeln der hohen Bäume rauschte. Er müßte sich an ihre Namen erinnern. Doch diese Menschen, seine Familie, waren unter alten, verdrängten Erinnerungen begraben, und er machte sich nicht die Mühe, sie aus den Tiefen seines Bewußtseins heraufzubeschwören.

Die Scheune sah nicht viel besser aus als das Haus, und er beachtete sie kaum, als sein Blick zu dem Tor weiterwanderte, das in den Fels der Hügelflanke eingelassen war. Das Tor war schmutzig, die Farbe blätterte ab, und er ging hinüber und schlug hart mit der Handfläche dagegen. Staub wirbelte auf, der galvanisierte Stahl hallte unter dem Schlag. Er lächelte, es war eher ein Entspannen der schmalen Lippen als ein Grinsen, und griff nach der Silberkette, die er am Hals trug. An der Kette hingen zwei Schlüssel. Er schob den kleineren ins Schloß und zog. Das Tor hob sich mühelos bis zum Anschlag und rastete ein.

Der alte Mann richtete sich ganz auf und holte tief Luft und schnaufte erleichtert, als er in die Garage blicken konnte. Der Zementboden war mit einer Jahresladung Staub bedeckt, doch trotz der Dunkelheit konnte er sehen, daß alles so war, wie er es verlassen hatte. Er ging zur Rückwand des stockfinsteren Raums, und er stolperte nicht und zauderte nicht, als er den dunklen Umriß in der Mitte der Garage umrundete. Trotz der langen Zeit wußte er noch, wo alles war, und er hätte die Bewegungen auch blind ausführen können.

Er nahm einen roten Plastikkanister und hielt ihn unter den Auslaß des Achthundertlitertanks, der den größten Teil der hinteren Wand einnahm. Als der Kanister voll war, ging er zum Generator neben dem Tank und schüttete den Treibstoff hinein. Es wurde Zeit. Er legte die Schalter um und tastete nach dem Anlasserseil an der Seite des Generators. Er zog einmal, zweimal am Seil. Der Generator

spuckte, und beim dritten Zug sprang er an, wie er es immer getan hatte. Die Garage erwachte unter dem Lärm des Generators zum Leben, als er den Choke zog. Die Leuchtstoffröhren an der Decke flackerten, dann verströmten sie blendend helles Licht.

Der alte Mann blinzelte und rieb sich die Augen. Als sein Blick sich auf das grelle künstliche Licht eingestellt hatte, betrachtete er das Ding in der Mitte der Garage. Es war mit einer enganliegenden grünen Plane abgedeckt, doch der Umriß war ihm so vertraut wie die Linien seiner Hände.

Er trat darauf zu und entfernte sanft, fast andächtig die Plane und faltete sie zu einem ordentlichen Quadrat zusammen, das er auf einem Regal ablegte. Sein Herz machte einen Sprung, als er sich wieder umdrehte und den Wagen betrachtete.

Es war ein 1978er Datsun 280 Z Two Plus Two. Er war burgunderrot und hatte goldene und silberne Streifen, und selbst der Staub, der durch die Plane gedrungen war, konnte die erstklassige Lackierung nicht verschandeln. Der Wagen hockte auf dem Zement wie ein lauernder Berglöwe, und der alte Mann umrundete ihn mehrmals langsam und bewunderte ihn aus allen Richtungen.

Schließlich klappte er den Tankverschluß auf und schüttete den Rest des Benzins aus dem Kanister in den Tank des Wagens. Dann stellte er den Kanister weg, legte sich auf den Bauch und inspizierte den rechten Vorderreifen. Der Druck war gefährlich niedrig. Er nahm die Pumpe aus dem Wandhalter, pumpte den Reifen auf und maß den Druck mit dem Druckmesser aus dem Werkzeugkasten. Erst als er ganz sicher war, daß der Wagen von außen völlig in Ordnung war, öffnete der alte Mann die Fahrertür. Abgestandene Luft zischte ihm ins Gesicht. Er kurbelte beide Fenster herunter; dabei beugte er sich vorsichtig über den Fahrersitz, um mit seinen schmutzigen Kleidern nicht das glatte schwarze Leder zu berühren.

Er öffnete die Motorhaube und legte ein Kabel von den Polen der Batterie zum Ladegerät und steckte den Stecker des Ladegeräts in den Anschluß des laufenden Generators. Seine Bewegungen waren präzise und seine Hände ruhig, obwohl er wußte, daß ein Dutzend Dinge schiefgehen konnten. Die Batterie war seit vier Jahren im Auto, und es war seine letzte. Er wußte, daß er keine weitere finden würde, und so betete er, während die Nadeln der Ladeanzeigen hinter den Glasdeckeln tanzten.

An dem Tag, als das Haus abgebrannt war, hatte der Kilometerzähler des Wagens auf 7800 Meilen gestanden, und ohne nachzusehen wußte er, daß er jetzt auf 8360 stand. In den letzten zwanzig Jahren war er jedesmal an seinem Geburtstag genau achtundzwanzig Meilen gefahren. Vierzehn Meilen bis zum großen Erdrutsch, der ein Stück vor Santa Cruz den Freeway blockierte, und

vierzehn Meilen zurück. Seine Hände begannen zu zittern, als er an diese Ausfahrten dachte. Er schnappte sich ein zerfranstes Handtuch, ein Stück Seife und eine Schere von einem Regal und eilte hinaus, unfähig, seine Erregung länger zu unterdrücken.

Er ging zum Bach, der von der Quelle im Hügel herunterkam, und watete ins hüfthohe Wasser hinein. Es war kalt, doch er bemerkte die Kälte nicht. Er streifte die Häute, die er als Kleider trug, ab und stand nackt im brodelnden Wasser. Er benutzte reichlich Seife und schrubbte den Dreck ab, der seinen ganzen Körper überzog. Als er fertig war, betrachtete er die Seife in seiner Hand und überlegte, daß der Seifenvorrat wahrscheinlich länger halten würde als das Benzin. Ein Stück Seife im Jahr. Er lachte laut darüber, und der Widerhall seiner Stimme zwischen den Bäumen erschreckte ihn.

Er setzte sich ans Ufer und nahm die Schere. Er brauchte zehn Minuten, um sich den Bart abzuschneiden und das Gesicht mit der Schneide sauberzukratzen. Diesmal schnitt er sich nicht, und er fand, daß es ein gutes Omen war. Er richtete sein Haar, ohne sein Spiegelbild im silbernen Wasser zu betrachten, weil es noch nicht Zeit war, sich selbst zu sehen. Er schnitt es zurück, bis es nur noch knapp über die Ohren fiel. Es war ein schlechter Schnitt, doch der alte Mann wußte es nicht, weil er keine Vergleichsmöglichkeiten mehr hatte.

Er nahm das Handtuch, trocknete sich ab und ging in die Garage zurück. Er nahm ein Staubtuch aus einer Schublade in der Werkbank und stand mit zitternden Waden neben dem Wagen. Das dichte schwarze Haar auf seinen Beinen und seiner Brust kräuselte sich in der Kälte der Garage. Er beugte sich über den Wagen, streichelte die Staubflecken fort und wischte die feuchten Stellen ab, die sich unter der Plane gebildet hatten, als die Luftfeuchtigkeit in den langen Sommermonaten ihren Höhepunkt erreicht hatte. Im Hintergrund summte der Batterielader, und er lehnte sich gegen die Heckklappe, um hinauf zugelangen und den hinteren Teil des geneigten Daches abzuwischen. Er fuhr nur ganz leicht über das Metall, als wäre er ein Museumswärter, der ein kostbares Gemälde reinigt. Das war der schönste Teil, erinnerte er sich. Fast so schön wie das, was noch kommen würde.

Doch plötzlich war die schreckliche Einsamkeit wieder da, packte seinen Bauch wie eine Stahlklammer. Er und das Ereignis waren das einzige, was wirklich etwas bedeutete, beruhigte er sich. Er hatte oft geträumt, wieder in einer Zeit zu leben, in der er sein Meisterwerk mit anderen teilen konnte, mit Menschen, die es zu schätzen wußten. Doch sie waren nur Träume; niemand war mehr da, der im Wald die Bäume umstürzen hörte. Er war der einzige Hüter, und die Dinge, die er tat, tat er für sich. Doch das war gut, denn niemand war mehr da, der über ihn urteilen konnte – oder was noch wichtiger war, der über

ihn lachen konnte.

Seine Erektion drängte gegen den Kotflügel, und er umarmte den Wagen, bewegte den Körper auf und nieder, während der Druck in seinen Lenden wuchs. Schließlich ergoß sich sein Samen auf den Boden; er trat rechtzeitig vom Wagen zurück, um die dicke Schicht Politur über der Farbe nicht zu beflecken.

Ein Tropfen seines Samens fiel auf die Radspeichen, und er rieb fluchend mit dem Tuch über die Speiche, um den Fleck zu entfernen. Schuldgefühle packten den Magen des alten Mannes, doch er wußte nicht, ob sie aus dem entstanden waren, was er gerade getan hatte, oder weil er das Auto besudelt hatte.

Er polierte die Speiche, bis sie wieder glänzte, und ging zu einem Metallschrank. Er öffnete ihn und begann sich anzuziehen. Neben dem Schrank stand ein verhängter, körpergroßer Spiegel, und als er fertig war, trat er davor und zog den Vorhang weg. Der alte Mann deckte den Spiegel immer erst auf, wenn er ganz angezogen war, denn er wollte sich nicht so sehen, wie er vorher gewesen war.

Er starrte in das bläuliche Glas und sah Martin Rismiller zurückstarren. Das Gesicht im Spiegel war tiefbraun, abgesehen von den teigig weißen Stellen, die vom Bart bedeckt gewesen waren. Und er war kein alter Mann. Er war fünfundvierzig Jahre alt und heute war sein Geburtstag. Er stand aufrecht in seinem rostfarbenen Rollkragenpullover und der teuren vorgebleichten Levis. Seine Schuhe waren aus Wildleder, und er trug ein 24karätiges goldenes ID-Armband am rechten Handgelenk. Er lächelte, als er die braune Lederjacke und die Autohandschuhe anzog. Die Kleidung paßte immer noch gut, und er freute sich darüber. Ohne diese Kleidung wäre es nichts gewesen.

Er nahm die polarisierte Foster-Grants-Brille aus dem Halter auf dem Armaturenbrett und setzte sich in den hochlehnigen Fahrersitz. Er legte beide Hände auf das mit schwarzem Leder bezogene Lenkrad, packte es fest, bis er wußte, daß seine Knöchel unter den Handschuhen weiß angelaufen waren. Dann schob er den Schaltknüppel in den Leerlauf und setzte den Fuß auf die Kupplung. Er nahm den Schlüssel, den er jetzt über dem Pullover trug, schob ihn ins Zündschloß, atmete tief aus und drehte den Schlüssel herum.

Der Anlasser jaulte, die Maschine startete. Die Inspektionen, die er nach jeder Fahrt gemacht hatte, waren die Zeit wert gewesen, dachte er, als er sah, wie der Drehzahlmesser auf 1100 stieg. Der Öldruck war inzwischen normal, und die Batterieanzeige stand auf Ladung. Der Tageskilometerzähler stand auf 28, und er stellte ihn auf Null zurück, bevor er ausstieg, um die Batteriekabel abzuziehen und das Ladegerät auszuschalten. Er ließ den Wagen fünf Minuten lang warmlaufen. Dann legte er den Sicherheitsgurt an und überprüfte

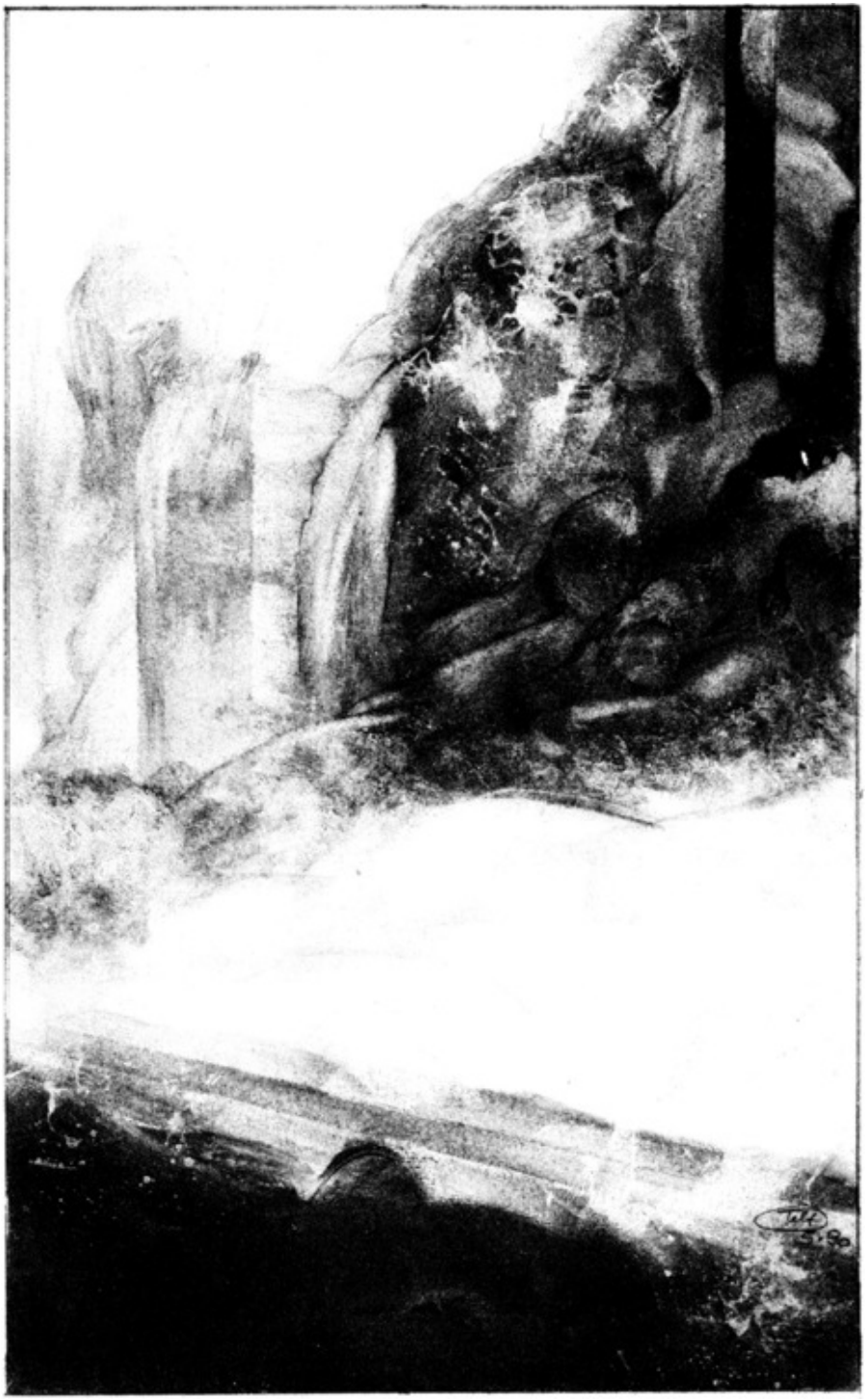
noch einmal die Anzeigen.

Er legte den ersten Gang ein, ließ die Kupplung langsam kommen, und der Z glitt langsam aus der Garage. Er machte eine Bremsprobe. Dann drehte er den Motor hoch. Trotz der geschlossenen Fenster konnte er hören, wie das tiefe Brummen des Motors von den Bergen widerhallte. Es war ein schönes Geräusch, er liebte es. Eine pochende, gedämpfte Melodie, die durch den dicken Teppich auf dem Boden heraufsummte, seine Beine herauf bis in die Schultern. Sie kam aus allen Richtungen. Berauschend.

Martin löste die Handbremse und fuhr auf die Lichtung hinaus. Die Sonne spiegelte sich im burgunderfarbenen Lack, als der Z den Schatten des Hügels verließ. Der Lack glänzte wie ein Spiegel und warf tanzende Reflexe in alle Richtungen, wie ein Laserstrahl aus weinrotem Licht, der vom Grün und Braun der Berge reflektiert wurde.

Martin fühlte sich wie ein Gott, als er eine Achtspurkassette aus der Mittelkonsole nahm und sie durch die Klappe ins Kassettendeck des Radios schob. Viele Jahre lang hatte er zuerst immer das Radio eingeschaltet, doch irgendwann hatte er es aufgegeben. Das eine Band, das er noch besaß, war mehr als genug. Die anderen waren verschlissen oder kaputt, doch er war dankbar, daß das Blaupunkt-Gerät überhaupt noch funktionierte. Er drückte das Band in den Abspieler, und Chuck Berry brüllte *Johnny B. Goode* über die Lichtung. Es hallte wie Kanonendonner. Vögel stoben in wilder Flucht durch die Baumwipfel, ein Eichhörnchen hörte zu knabbern auf und starrte mißbilligend das Auto an, dann huschte es einen Baum hinauf. Martin lächelte über das fliehende Nagetier und drehte die Lautstärke etwas zurück. Dann lenkte er den Wagen vorsichtig den Weg zum Freeway hinunter.

Er bekam Lust, dem Z die Sporen zu geben und wild schleudernd hinunterzurasen, doch er beherrschte sich, denn es war die Sache nicht wert, eine Spurstange oder einen Stoßdämpfer zu demolieren. Am Highway 17 hielt er kurz an und lauschte dem im Leerlauf drehenden Motor. Er lief rund, und Martin gab zweimal Vollgas und beobachtete, wie die Nadel des Drehzahlmessers tanzte. Er fuhr langsam weiter, bis er die Straße überblicken konnte, dann sah er in beide Richtungen, bevor er ganz hinausrollte.



Der Freeway vor ihm war auf zweihundert Meter schnurgerade, dann neigte er sich anmutig in eine Serie leichter Kurven. Er ließ die Kupplung kommen und gab Gas. Der Z reagierte ohne Zögern, genau

wie immer. Er wartete, bis der Drehzahlmesser auf 4500 zeigte, dann schaltete er rasch in den zweiten Gang. Die Reifen quietschten, als der Wagen einen Satz machte, der Motor zog mühelos durch. Der Wagen raste das gerade Straßenstück hinunter, und Martin spähte über die stumpfe Schnauze nach vorn, um Hindernisse rechtzeitig zu bemerken.

Als der Z sich nach links in die erste Kurve neigte, schaltete Martin in den dritten Gang. Die Tachonadel kroch auf 70 Meilen, dann 75. Er nahm etwas Gas weg; die nächsten Kurven waren schärfer. Er lächelte wie ein Kind, die Musik war laut und schnell und der Wind wehte frisch durchs offene Fenster.

Chuck Berry sang jetzt *Maybellene,* und Martin lachte laut und sang mit, während er den Z mit 65 Meilen durch die Kurven lenkte. Ab und zu mußte er herunterschalten, doch hinter den Kurven trat er das Gaspedal wieder durch.

An der langen Steigung hinter Scott Valley stand der Tageskilometerzähler auf 8. Noch sechs Meilen, dachte er und bremste leicht ab. Er wollte sein Ziel nicht zu schnell erreichen. Kurz vor der Kuppe schaltete er in den vierten Gang, und die Tachonadel sprang auf 90. Martin war traurig, daß er sich nicht an seine Vorsätze halten konnte, doch das Gefühl verging rasch, als der Wagen über die Kuppe glitt und bergab raste.

Martins rechte Hand ruhte auf dem Schaltknüppel, und die Vibrationen des Motors zitterten durch die Hand und den Arm hinauf. Er schaltete krachend in den Dritten und hing schwer im Sicherheitsgurt, als der Wagen gefährlich durch die erste Kurve hinter der Hügelkuppe schlingerte. Er spürte, wie sich das Heck etwas anhob, als der Z zu rutschen begann. Die Hinterreifen verloren die Haftung, und Martin wußte, daß er Gas wegnehmen und schalten mußte, doch er wartete noch ab. Die seitliche Bewegung des Wagens trieb ihn in einen hypnotischen Zustand.

Der Z rutschte jetzt stärker, und Martin sah die Granitklippe näherkommen. Dann brach das Heck ganz aus. Er riß sich aus seiner Trance und tippte zweimal auf die Bremse, ganz kurz nur, bevor er den zweiten Gang einlegte und Gas gab.

Der Z knurrte wie ein verwundetes Tier und hockte sich auf seine Michelinklauen, als wollte er zornig das Gleichgewicht halten. Martin drehte das Lenkrad in die Richtung, in die er rutschte, begradigte die Kurve und schoß Zentimeter an der Klippe vorbei. Martin lachte wild über das Motorengeräusch und die Musik. So knapp war es noch nie gewesen. So war es eben. Und wenn ihr das nicht paßte, dann konnte er ihr auch nicht helfen. Es war *sein* Geburtstag.

Der Geist seiner schon lange toten Frau schalt ihn wegen seines Leichtsinns, und er schmollte und blickte zu ihr auf dem Beifahrersitz

hinüber. Sie grub die langen Fingernägel ins Armaturenbrett, und er betrachtete ihre Stirn, als sie die großen braunen Augen zusammenzog und nach vorn blickte. Er betrachtete das kurze schwarze Haar, das ihr ovales Gesicht umrahmte, und wünschte, sie würde lächeln, damit er wieder das vergangene Glück sähe. Doch sie lächelte nicht mehr, und das war traurig.

Tell me who's the queen
Standin' by the record machine
Looking like a model
On the cover of a magazine …

Er seufzte über die Wahrheit der Zeilen und blickte wieder zur Straße. Der Kilometerzähler stand auf 13. Noch zwei Kurven, und er würde auf das lange abschüssige Stück nach Santa Cruz einbiegen. Dort unten blockierte die eingestürzte Überführung die Straße wie ein verirrter Wolkenkratzer. Er würde den Z anhalten und den inzwischen überwucherten Haufen Zement anstarren. Dann würde er wenden und zurückfahren. Noch ein ganzes Jahr bis zu seinem nächsten Geburtstag. Er zwang sich, an die näherkommende Kurve zu denken.

Der Z schoß aus der letzten Biegung, und Martin starrte verblüfft geradeaus. Er trat unwillkürlich hart auf die Bremse, die Reifen quietschten, und der Z drehte sich einmal um sich selbst und blieb in einer riesigen Staubwolke knirschend am Straßenrand stehen. Der Motor war aus, weil er nicht die Kupplung getreten hatte, und der Ruck hatte die Kassette aus dem Abspieler gerissen.

Es war still. Martin saß nur da und starrte. Der Steinhaufen, der einmal eine Überführung über den Highway gewesen war, war gespalten, als wäre die Hand eines Giganten mit einem Karateschlag dazwischengefahren. Er konnte den Freeway auf der anderen Seite der Lücke sehen: frei und leer. Seine Gedanken rasten. Das Zittern, das er vor zwei Monaten im Paß gespürt hatte, mußte ein recht ansehnliches Erdbeben gewesen sein. Es hatte das Hindernis so weit auseinandergerissen, daß er hindurchfahren konnte.

Er löste den Sicherheitsgurt und stieg aus. Er nahm den Feldstecher, mit dem er sonst die Straße nach umgestürzten Bäumen absuchte. Der Asphalt, auf dem die Trümmer gelegen hatten, war rissig und verworfen, doch passierbar. Er konnte den Z hindurchbugsieren, ohne die Kotflügel aufzuschrammen. In der Ferne erregte etwas seine Aufmerksamkeit. Eine Rauchsäule. Er kletterte die Überführung hinauf, vorsichtig, um seine Kleidung nicht zu beschmutzen, bis er auf einem Zementblock stand, von dem aus er den Hafen überblicken konnte. Im vollen Sonnenlicht hob er das Fernglas an die Augen.

Im Hafen ankerten mehrere kleine Boote mit geflickten Segeln. Die meisten Gebäude in der Stadt waren eingestürzt, doch hin und wieder sah er eins, das gut erhalten schien. Aus diesen Hütten stieg der Rauch von Kochfeuern auf, und er hörte das Lachen spielender Kinder in der stillen Luft. Er sah Frauen mit Säuglingen an der Brust, alte Männer mit grauen Bärten und halbnackte Jungs, die mit Speer und Bogen trainierten. Auf den Booten arbeiteten Männer, ihre dunkel gebräunte Haut glänzte vor Schweiß. Leben. Menschen. Also war er doch nicht der einzige Überlebende. Seine Augen füllten sich mit Tränen, als er die Szenerie da unten beobachtete, und zum erstenmal seit zwanzig Jahren fühlte er Schmerz, echten Schmerz. Einen brennenden Schmerz, der aus seinem Bauch aufstieg und ihm die Luft nahm.

Also haben sie es doch nicht geschafft, alle Leute umzubringen, dachte er, während ihm die Tränen in Sturzbächen über die Wangen rollten. Er wischte sich die Augen und ließ das Fernglas sinken und ging zum Wagen zurück. Sein Gesicht zeigte einen entschlossenen Ausdruck, als er den Motor anließ und das Auto zum Spalt in der Überführung lenkte. Dort blieb er stehen, drehte den Motor hoch, stellte sich die bestürzten Gesichter vor, wenn er hupend, mit lauter Musik, die Straße hinunterdonnerte. Sie würden ihn für einen Gott halten. Er erinnerte sich an Wells' *Zeitmaschine.* Wie hießen die Leute noch? Die ELOI? Er würde der Häuptling sein, und sein Leben würde einen Sinn bekommen, ein Ziel. Er würde König im Land der Blinden sein.

Oder ein Anormaler im Land der Normalen. Er blickte zu seiner Frau, und sie lächelte ihn an. Er erwiderte das Grinsen und legte den Rückwärtsgang ein. Er wendete gekonnt, gab dem Wagen Zunder und entfernte sich rasch vom Dorf und den Menschen.

Vielleicht im nächsten Jahr, dachte der alte Mann.

Oder vielleicht im übernächsten.

Originaltitel: ›The Last Picasso‹
Copyright © 1982 by Ultimate Publishing Corp.
(erstmals erschienen in ›Amazing‹, März 1982)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jürgen Langowski
Illustriert von Jobst Teltschik

Richard Mueller
Bullivants Messer

Der Mann tauchte mit fuchtelnden Armen auf und fiel hin. Dann lag er ausgestreckt im Dreck, seine rechte Hand umklammerte ein Messer, die linke triefte von Blut.

Ich kannte Bullivant schon einige Jahre, bevor ich sein Geheimnis entdeckte. Zunächst schien er nur einer jener idiotischen Typen zu sein, die immer noch von der großen Zeit in Indien zehren und mit den entsprechenden Filmen eigentlich hätten aussterben müssen: C. Aubrey Smith, der in Rawalpindi oder Kanpur einen Gin Soundso trinkt und sehnsuchtsvoll zum Khyber-Paß blickt in der Hoffnung, daß Britannia von den Toten auferstehen und ihr verlorenes Reich zurückfordern möge; qualmende Stahlungeheuer von Schlachtschiffen; edelmütige Verwalter; Wachmannschaften zur Verteidigung der britischen Kolonialherrschaft und ihrer Zuckerbäcker-Türme. In einer Zeit, in der es eine Margaret Thatcher gab und Leichtmetall-Fregatten im Südatlantik bis zur Wasserlinie in Flammen standen, war Bullivant wirklich ein äußerst absonderlicher Vogel. Aber während der längsten Zeit unserer Bekanntschaft hatte ich keine Ahnung, wie absonderlich er tatsächlich war.

Zum erstenmal entdeckte ich den alten Knaben in einem der Lesesäle des Britischen Museums, und ich war auf der Stelle fasziniert. Es war nämlich ein brütendheißer Tag im Juli, so schlimm wie seit acht Jahren nicht mehr. *The Times* führte das auf die Zerstörung der Ozonschicht zurück, und der BBC hatte vorausgesagt, daß die Hitze bis September anhalten würde. Und hier saß ein Mann, der in so viel Tweed eingepackt war, daß die Klinge eines Breitschwerts nicht hindurchgedrungen wäre. Ich bin Amerikaner und bis zu einem gewissen Grad taktlos, und ich befürchte, daß ich ihn ziemlich unverhohlen anstarrte, als er aufblickte.

»Nun, hmp, hmp, hust«, sagte er – genau wie Major Hoople: hust. Er blinzelte, klemmte sich ein Monokel ins rechte Auge und zog die Oberlippe bis übers Zahnfleisch hoch.

»Ahem«, fuhr er fort, und sein Sprechmechanismus kam langsam in Gang. »Kann ich, ehm, ehm, Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»O nein. Verzeihung. Ich wollte Sie nicht so anstarren.«

»Warum haben Sie es dann getan?« knarzte er mich an.

»Ich habe mich gefragt, wie … also, wie jemand es bei diesem

Wetter in so dickem Tweed aushalten kann.«

»O ja«, sagte er, während er sein Monokel aus dem Auge nahm und es mit einem blütenreinen Taschentuch polierte. »Es ist in der Tat ziemlich warm, nicht wahr?«

Ich trug eine leichte Sommerhose und ein kurzärmeliges Hemd, und trotzdem lief der Schweiß in Bächen an mir hinunter. »Es ist kochend, sogar hier drin. Wie können Sie das aushalten? An einem so rasend heißen Tag …«

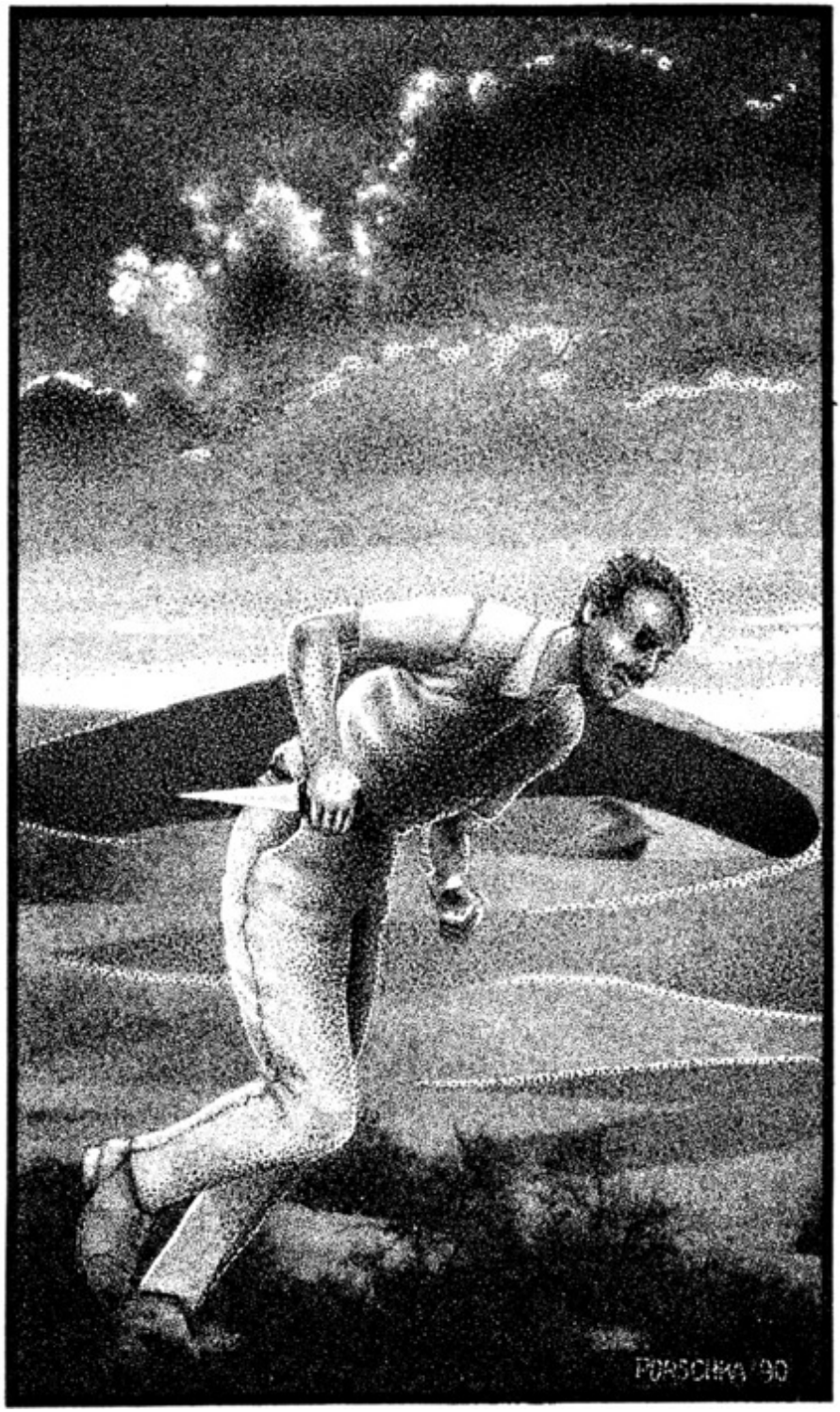
Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, das aber sofort wieder einem würdevollen Ausdruck wich.

»Sie sind Amerikaner?«

»Ja, sieht man das?«

»Ehm, nein, urrump. Ihre Ausdrucksweise. Rasend heiß. Das ist eine typische Redewendung. Guten Tag.«

Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder seinem Buch zu, und damit war die Unterhaltung unwiderruflich beendet, Schluß, aus, als ob sie nie stattgefunden hätte. Meine Frage nach dem Tweed blieb unbeantwortet. Erstaunlich! Ich hatte sogar Vorstellungsgespräche bei der Stellensuche erlebt, die erheblich flüssiger liefen als diese Unterhaltung … Er war wieder vollkommen in seine Lektüre vertieft. Mit einem Achselzucken beschäftigte ich mich wieder mit meinen Studien über die republikanischen Tendenzen im alten Rom … Wenn ich zu Hause von der Begegnung mit ihm erzählte, würde das immerhin eine ganz nette Geschichte abgeben.



In den folgenden Tagen sah ich Bullivant mehrmals (obwohl ich damals seinen Namen nicht kannte), und er steckte jedesmal in seiner

Tweed-Rüstung, ungeachtet der Hitze, die Londons Straßen in einen Backofen verwandelte und sogar die Klimaanlage des Museums wirkungslos machte. Bei einigen Gelegenheiten nickte ich ihm zu und erhielt als Antwort ein Blinzeln aus seinem Bibergesicht, doch weiter kümmerte ich mich nicht um ihn. Erst als ich Bullivant ein paar Tage später in einem Pub in der Nähe des Museums traf, sprach ich wieder mit ihm.

Er hatte sich in einer Ecknische niedergelassen, vergraben hinter Stapeln von Büchern, ein Gin Fizz sprudelte unberührt neben seinem Ellbogen vor sich hin. Der Raum war unter einer Reihe vergeblich sich drehender Ventilatoren an der Decke der Hitze ausgeliefert, aber Bullivant war immer noch in voller Montur. Er machte nicht einmal den Eindruck, als ob ihm warm wäre.

Ich hatte einen erfolglosen Tag hinter mir, da ich eine falsche Spur verfolgt hatte, und nachdem mir ein Glas von Arthur Guinness' verhängnisvollem Gebräu Mut gemacht hatte, rutschte ich auf die Bank ihm gegenüber.

»Was machen Ihre Studien? Kommen Sie voran?«

»Ah, der junge Amerikaner! Ihnen macht die Hitze wohl ganz schön zu schaffen, wie?«

Es war offensichtlich, daß es so war, da mir das Hemd klatschnaß am Körper klebte. »Ihnen hingegen scheint sie überhaupt nichts anzuhaben«, sagte ich.

»Hm, nein, das stimmt nicht. Das ist das Bemerkenswerte an Tweed, man sieht keine Flecken.«

»Aber …«

Er legte mir eine Hand auf den Arm und bedachte mich mit einem väterlichen Lächeln, als er sagte: »Natürlich empfindet man die Hitze. Aber das wichtigste ist, daß man es nicht sieht, wissen Sie. Das wäre ein schlechtes Vorbild.«

Vor meinem geistigen Auge tauchte das Bild von G. Gordon Liddy auf, dessen Hand sich in einer Kerzenflamme in einen gut durchgebratenen Hamburger verwandelte. Ein schlechtes Vorbild? Für mich?

»Wo haben Sie diesen Trick gelernt?« fragte ich.

Ein breites Grinsen, eine undeutliche Geste, mit der er den gesamten geheimnisvollen Osten beschrieb. »In Indien, glaube ich. Ich war dort Verwalter, im Dienste der Krone.«

Ich rechnete im Kopf nach. Indien war vor über vierzig Jahren unabhängig geworden, und Bullivant sah kaum alt genug aus, daß er im Zweiten Weltkrieg hätte Rekrut sein können. Im äußersten Falle konnte er ein guterhaltener Mittsechziger sein …

»Haben Sie in Indien Erfahrung mit geistiger Disziplin gemacht? Vielleicht Yoga gelernt?«

Bullivant sah mich an, als hätte ich ihm gerade ernsthaft eine Reise zum Mond auf einem fliegenden Teppich vorgeschlagen. Ich hatte das Gefühl, hoffnungslos amerikanisch zu sein.

»O nein, mein Bester. Nichts dergleichen. Schließlich hätte das bedeutet, sich den Eingeborenen anzugleichen. Es blieb alles streng britisch, seien Sie versichert. Es war die Art, sich in allen Situationen zivilisiert zu verhalten, niemals die Würde zu verlieren, wissen Sie. So waren wir, durch und durch.«

Mehrere Wochen lang sah ich Bullivant mal hier, mal dort, im Museum, in verschiedenen Pubs und Teehäusern im Viertel und gelegentlich auch auf der Straße. Wir tauschten die üblichen Höflichkeitsformeln aus, erkundigten uns jeweils nach der Arbeit des anderen und sprachen über unsere Angelegenheiten in äußerst unverbindlichen Gemeinplätzen. Tatsache ist, daß ich so gut wie nichts über Bullivant erfuhr. Er hatte im Dienst der Kolonialregierung in Indien gestanden und einige Unruhen miterlebt; jetzt lebte er allein in einer Wohnung in der Nähe des Museums; er schien auf dezente, fast wohltätige Weise rassistisch zu sein, ihm fehlte der kleine Finger der linken Hand, und er betrieb Studien über jenen Zeitabschnitt in der Geschichte Indiens, der unmittelbar vor dem Sepoy-Aufstand lag und in dem es einen obskuren Hindu-Kult gegeben hatte. Ich bin sicher, daß er entschieden mehr über mich erfuhr. Ich bin von Natur aus gesellig, und einer von uns mußte schließlich die Unterhaltung in Gang halten.

Vor meiner Abreise zurück nach Kalifornien versuchte ich, ihn noch einmal zu treffen, aber der Angestellte im Lesesaal deutete an, daß er nach Edinburgh gefahren sei, um ein ausgefallenes Buch aufzutreiben. Ich hinterließ eine Abschiedsnotiz für ihn am Informationsschalter und flog über die Polarroute nach Hause.

Einige Wochen später erhielt ich zu meiner größten Überraschung einen Brief von Bullivant mit hundert Pfund in englischen Banknoten.

Lieber Michael,

es tut mir außerordentlich leid, daß ich bei Ihrer Abreise nicht da war, aber ich war landaufwärts unterwegs, um Nachforschungen anzustellen, die – so *fürchte ich – keine Ergebnisse gebracht haben. Vielleicht könnten Sie, da Sie in Los Angeles vermutlich Zugang zu den Pfründen frühester okkulter Werke haben, mir einen Gefallen erweisen. Bitte glauben Sie mir, wenn ich Ihnen versichere, daß Ihre Bemühungen in höchstem Maße honoriert werden.*

Ich bin auf der Suche nach einem seltenen Buch, das in einer limitierten Auflage im Jahre 1824 in Bombay gedruckt wurde: Die Twaschri-Mysterien *von Horace de Bowden. Wenn es Ihnen tatsächlich*

gelingt, ein Exemplar davon aufzutreiben, wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie es mir per Einschreiben zusenden würden.

Ergebenst,
Ihr D. Bullivant

Dann folgte seine Adresse, die Wohnung in der Nähe des Museums. Die Weihnachtsferien standen vor der Tür, es war mir nicht geglückt, eine der Frauen, die mir gefielen, für eine Beziehung zu gewinnen – weder fest noch flüchtig –, und mein Studienaufenthalt in England hatte meine Ersparnisse aufgezehrt, weshalb ich gezwungen war, in der Stadt zu bleiben. Die Suche nach einem ausgefallenen Buch war für mich also eine willkommene, interessante Beschäftigung.

Ein Besuch in der öffentlichen Bücherei ergab, daß Twaschri eine Hindu-Gottheit war, die für Wissenschaft, Technik, Magie, Erfindungen und dergleichen zuständig war, und entsprechend konzentrierte ich meine Suche, aber weder bei Aleph Books noch im House of Hermetics noch bei Bodhi Tree konnte ich etwas darüber erfahren. Ich klapperte einige ausgefallene Antiquariate ab und fuhr sogar hinaus zu The Scene Of The Crime, in der vagen Hoffnung, daß ich dort den wahren Mysterien auf die Spur käme. Alles ohne Erfolg. Dann tat ich das, was ich von Anfang an hätte tun sollen. Ich rief Juli Denner an.

Als ich vor etlichen Jahren nach Los Angeles gekommen war, war Juli die erste Frau, mit der ich ein Verhältnis hatte. Getreu nach dem Tschechow-Prinzip wurden wir gute Freunde, nachdem die Flamme der Liebe erloschen war. Sie hatte inzwischen geheiratet, und unsere Interessen hatten sich in ganz unterschiedliche Richtungen entwickelt, aber wir waren immer in Verbindung geblieben. Wenn sie eine Frage auf dem Gebiet der Geschichte hatte oder eine Quelle für einen Aufsatz oder eine Erzählung brauchte, war ich derjenige, den sie anrief. Und Juli war für mich die Kapazität in Sachen Okkultes.

»Michael, ich dachte du wärst tot oder in England!«

»Aus dem Grabe auferstanden, sonst nichts. Ich bin seit Oktober zurück.«

»Also, du hättest ja mal schreiben oder anrufen können, als du wieder hier warst …«

Ich ließ ihre berechtigten Beschwerden widerspruchslos über mich ergehen und wartete, bis sie fertig war, dann sagte ich: »Ich werde es wiedergutmachen. Ich lade dich und Robert zum Essen ein. Zu irgend etwas Feinem, Ausgefallenem, wie gebratene Gans …«

»Robert macht zur Zeit eine Stippvisite in San Francisco, aber ich nehme gern an. Wie wär's mit Sushi?«

Ich fand, daß sich das ausgefallen genug anhörte, und wir trafen uns am gleichen Abend im Restaurant ›Ai-Garten‹.

»Die Mysterien von Twaschri?«

»Die Twaschri-Mysterien«, sagte ich und wälzte eine Thunfischrolle im Mund. »Schon mal gehört?«

Juli warf das wallende schwarze Haar zurück und schüttelte den Kopf. »Ich habe noch nie davon gehört, aber das heißt nicht, daß ich es nicht finden kann. Ich kenne sogar tatsächlich jemanden, der vielleicht ein Exemplar besitzt. Wir können später zu ihm gehen und ihn fragen, wenn du Lust hast.«

Ich fand, das hörte sich gut an. »Wer ist der Typ? Ein Sammler?«

»Könnte man sagen. Es ist der Baron.«

»Wirklich?«

Als ich Juli kennenlernte, arbeitete sie in einem esoterischen Buchladen und war sehr stark in der okkulten Szene von Los Angeles engagiert. Sie besuchte Kurse für weiße Magie und Seancen und kannte durch ihre Tätigkeit in dem Laden viele Leute quer durch alle Bereiche der angewandten Magie in Los Angeles. Einer davon war der Baron.

Ich war dem Comte Adrian de Servais, Baron von Hankau, niemals persönlich begegnet, aber ich wußte von Juli, daß seine Magie alles andere als weiß war, sondern schon ganz erheblich ins Dunkelgrau tendierte. Adrian, Kosmopolit, Antiquar und Sammler war ein berüchtigter Homosexueller von unbestimmbarem Alter, von dem Gerüchte besagten, daß er einst Berater der Königin von China gewesen und geflohen sei, nachdem er im Boxeraufstand 1905 in Ungnade gefallen war. Dieser sonderbare Mann war eine der kuriosesten Erscheinungen der Untergrundszene von Los Angeles, und ich sollte ihn jetzt kennenlernen.

»Paß auf, daß du ihm nicht irgendwie zu nahe trittst, Michael. Adrian ist in der Weihnachtszeit immer leicht reizbar.«

Und ob ich aufpassen würde! »Ich werde auf der Hut sein.«

»Gut. Er besitzt ziemlich viel Macht. Und ich möchte nicht, daß dir etwas passiert.«

Ich hoffe, Sie wissen das zu würdigen, Bullivant.

Der Baron entpuppte sich als ein Ausbund an Zuvorkommenheit. Nachdem er mich mit einem unverhohlen abschätzenden Blick gemustert hatte, wandte er sich an Juli und sagte: »Ich werde deinem Freund helfen. Seine Absichten sind ehrenwert und dienen der Wissenschaft und Forschung.« Nicht schlecht, nachdem ihm Juli bis jetzt nur meinen Namen genannt hatte! »Und übrigens, meine Liebe, er hat Schlafzimmer-Augen.«

In der Annahme, daß ich mit Juli sicher wäre, folgte ich den beiden nach drinnen. Adrian war ein kleingewachsener Mann, wendig und mit eleganten Bewegungen, er trug einen Kinnbart und einen

bizarr gezwirbelten Schnauzer. Ich habe niemals an das Übersinnliche geglaubt (obwohl ich Julis Hingabe daran respektiere und schätze, daß irgend etwas daran sein muß – sie ist schließlich kein Dummchen), aber Adrian strahlte etwas aus, dem man sich nicht entziehen konnte. Eine Aura, eine magnetische Kraft oder so etwas. Bei unserem Rundgang durch sein barockes, hochherrschaftliches Haus forderte er mich auf, ein Artefakt eingehender zu betrachten, und rief mich zu diesem Zweck mit einem Fingerschnalzen zu sich, bei dem ich die Kraft fast körperlich spürte. Ich wußte nicht, was er alles besaß, und wenn ich es gewußt hätte, hätte ich sicher nichts davon haben wollen, aber in einem Punkt hatte ich keinerlei Zweifel: *Er hatte es.* Ich fragte mich, wie Bullivant wohl auf ihn reagiert hätte.

Während der Betrachtung von chinesischen Messingarbeiten drehte sich der Baron unvermittelt zu mir um. »Also, was wollten Sie noch mal, Michael?«

»Ein Buch. Die Twaschri-Mysterien …«

»Von de Bowden.« Seine Augen leuchteten auf. »Ihr Freund hat einen guten Geschmack.«

»Sie kennen es?«

»O ja. Gedruckt in Bombay im Jahre 1824 in einer limitierten Auflage von fünfhundert Exemplaren. Nach dem Druck entschieden die christlichen Behörden«, und hier leckte er sich mit einem ziemlich finsteren Ausdruck des Mißfallens über die Lippen, »daß das Buch gotteslästerlich sei, und alle Exemplare wurden vernichtet.«

»Oh!« entfuhr es mir und Juli gleichzeitig.

»So dachten sie wenigstens.« Er lächelte. »Eine Kiste mit zehn Exemplaren war aber bereits auf dem Weg nach England. Drei davon besitze ich.«

»Tatsächlich? Wären Sie bereit, eins davon zu verkaufen?« fragte ich.

»Das wäre ich. Mit wieviel hat Sie Ihr exzentrischer Freund ausgestattet, um diese Anschaffung zu finanzieren?«

Mir schien es sinnlos, zu lügen. »Einhundert Pfund.«

»Geben Sie sie mir.« Er blätterte durch die Banknoten.

»Ich werde fünfzig Pfund für das Buch nehmen, da ich noch zwei weitere Exemplare davon besitze und es für ein zwar interessantes, aber törichtes Werk halte; aber wer weiß schon, wonach der Sinn eines Menschen steht? Sie beide können sich dreißig Pfund sozusagen als Finderlohn teilen und zwanzig Pfund an diesen Bullivant zurückschicken, um ihm zu zeigen, welchen guten Fang Sie für ihn gemacht haben. Und ich bin überzeugt, daß über diese Regelung alle Beteiligten glücklich sein werden. Wollen wir jetzt Tee trinken?«

»Also, ich kann mich über den Baron nicht beschweren«, sagte

ich, als wir über die Hügel Hollywoods zurückfuhren.

»Du gefällst ihm«, sagte sie stolz. »Das macht viel aus.«

»Wahrscheinlich schon«, sagte ich und dachte an das sonderbare kleine Buch, das wir gekauft hatten und von dem Adrian *drei* Exemplare besessen hatte. Drei von zehn! »Und wenn es nicht so gewesen wäre, hätte er mich dann in eine Kröte verwandelt?«

»Über solche Dinge solltest du nicht sprechen«, sagte sie ruhig. »Würdest du mir einen Gefallen tun?«

»Klar.«

»Bleib heute nacht bei mir und schlaf im Gästezimmer. Ich möchte mir morgen mit dir das Buch ansehen, bevor du es wegschickst.«

Das Unterfangen war eine Enttäuschung. Ich blieb tatsächlich im Gästezimmer, was ich wohl auch nicht anders erwarten konnte, und das Buch erwies sich als langweilig. Es beschrieb eingehend die Entwicklung eines mystischen Kults in Indien während der Zeit der napoleonischen Kriege; angebetet wurde dabei Twaschri, eine Hindu-Gottheit der Wissenschaften. Vieles davon war obskur und offensichtlich tendenziös dargestellt, so als ob de Bowden selbst wirklich an den Kult geglaubt hätte. Es waren langatmige Anrufungen an die Gottheit, Wort für Wort wiedergegeben, es gab seitenweise komplizierte Rituale, merkwürdige rassistische Schmähreden – gegen die Moslems und die Briten –, uninteressante Ahnenforschungen und fragwürdige Symbole, die angeblich die Mysterien versinnbildlichten: das feurige Tor, das Rad der Vernichtung, das Schwert der Zeit, die juwelenbesetzte Krone, sprechende Statuen. Die ganze Abhandlung war verworren, etwa wie die Nazi-Machwerke, die einen nicht existierenden Judenhaß des Mittelalters nachweisen wollten. Ich schüttelte den Kopf, schickte das Buch und die zwanzig Pfund mit der Post an Bullivant und vergaß die ganze Sache bald darauf.

Vier Jahre später erhielt ich eine Einladung als Gastdozent nach Manchester, und als ich mich gerade auf die Reise vorbereitete, rief mich Juli an.

»Wirst du diesmal schreiben?«

»Natürlich werde ich das. Ich werde ein ganzes Jahr lang weg sein und Vorlesungen halten. Ich schätze, da werde ich mich ganz schön einsam fühlen.«

»Ich habe Adrian erzählt, daß du fährst. Er bat mich, dir etwas auszurichten.«

»Aha?«

»Er sagt, er hat etwas über Bullivant herausgefunden.«

»Was?« Bullivant hatte geschrieben, um mir für das Buch zu

danken, und wir hatten seither jährlich Weihnachtskarten ausgetauscht, immer nach dem gleichen Schema: meine im Rundschreib-Verfahren, seine mit einer gestochen feinen Schrift.

»Adrian hat sich mit Fällen von mysteriösem Verschwinden beschäftigt. Nicht nur mit den großen wie die von Ambrose Bierce und Judge Crater, sondern vor allem mit den kleinen, geheimnisvollen.«

»Klingt nach *Begegnungen der dritten Art.«*

»Wenn du so willst. Jedenfalls stieß er auf die Erwähnung eines David Bullivant, eines Gebietsverwalters im Distrikt Lakhnau, der im Jahre 1842 spurlos verschwand. Es ging das Gerücht, daß er sich zum Zeitpunkt seines Verschwindens mit der Erforschung eines speziellen Kults beschäftigte – ohne genauere Angaben, aber Adrian ist sicher, daß es sich um Twaschri handelte.«

Ich lachte. »Ich habe gerade *Indiana Jones und der Tempel des Verderbens* gesehen. Es ist ziemlich an den Haaren herbeigezogen, aber damals trieben schon einige schlimme Gruppen ihr Unwesen. Es gab tatsächlich diesen Kult der Würger der Göttin Kali. Dieser Bullivant ruht wahrscheinlich seit hundertvierzig Jahren in einem unbekannten Grab. Und mein Bullivant ist ein armer Irrer oder eine Zufallserscheinung. Oder ein Verwandter, der das Verschwinden eines Vorfahren untersucht.«

»Das habe ich auch gesagt«, antwortete Juli; ihre Stimme klang weit entfernt und dünn durchs Telefon, »aber Adrian hat auf einen bemerkenswerten Punkt hingewiesen. Die Anhänger von Twaschri glaubten nämlich, daß sie durch die Zeit reisen könnten.«

»So?«

»Das hat er jedenfalls gesagt.« Das Schwert der Zeit! »Wirst du Bullivant aufsuchen, wenn du dort bist?«

»Nun, ich habe eine Woche Zeit in London, bevor ich landaufwärts fahre.« Ich erinnerte mich, daß sich Bullivant so ausgedrückt hatte. »Ja, das könnte ich eigentlich machen.«

»Dann sei bitte vorsichtig.«

Sei vorsichtig! Im Flugzeug nickte ich ein und wachte durch eine schreckliche Erscheinung auf, aber es war nur das Bordkino. Ich setzte den Kopfhörer auf, schob eine Al-Stewart-Kassette ein und las. Unsinn, dachte ich. Aber nachdem ich meine Sachen ins Hotel gebracht hatte, begab ich mich sofort zu Bullivants Wohnung.

»Ja bitte? Nein so was, der Amerikaner! Kommen Sie doch herein!«

Seine Wohnung war klein, die Amerikaner würden sie kuschelig nennen, die Engländer komfortabel ausgestattet. Die Einrichtung war im indischen Stil gehalten, wahrscheinlich zusammengetragen von Pakistan-Import- und Antiquitätengeschäften, aber dennoch gab es

einige ganz hübsche Sachen. Das Regal war vollgestopft mit Büchern über Indien, die Kolonialverwaltung und das Viktorianische England, und außerdem gab es eine kleine Abteilung mit modernen Nachschlagewerken: Landkarten, politische Abhandlungen, Michelin-Führer, Jahresbände von Zeitungen. Ein Stapel des *Guardian* türmte sich neben dem Sofa auf.

Bullivant machte Tee und quetschte mich über den Verlauf meiner letzten vier Jahre aus; zwischendurch nickte er, gab spärliche Kommentare ab und ermunterte mich immer wieder, weiterzureden. Zunächst dachte ich, er hätte sich verändert, wäre aufgeschlossener und gesprächiger geworden. Doch dann durchschaute ich seine Taktik: Solange ich redete, brauchte er nichts zu sagen, der alte Fuchs! Ich entschloß mich zu einem Frontalangriff und wartete, bis er den nächsten seiner kurzen Kommentare abgab.

»Bullivant, erzählen Sie mir vom Schwert der Zeit!«

Er hielt inne und sah mich forschend an, und einen Augenblick lang dachte ich, ich hätte alles verdorben.

Dann wich alle Farbe aus seinem Gesicht, und er stammelte: »Sie … sie wissen davon?«

»Ich weiß einen Teil davon«, sagte ich. »Ich weiß, daß ein David Bullivant in der Gegend von Lakhnau im Jahre 1842 verschwunden ist. Ich weiß, daß er Verwalter war und Studien über den Twaschri-Kult betrieb« – ich war am Drücker, und es war durchaus zulässig, auf gut Glück zu raten –, »und daß sein Verschwinden irgendwelchen kultischen Handlungen zugeschrieben wird. Stimmt das?«

»Ja«, stieß er mühsam hervor. »Sie wissen fast soviel wie ich.«

»Wieso?«

»Es ist nicht so einfach, wie es scheint. Was Sie erraten haben und was ich herausgefunden habe, mag tatsächlich stimmen, aber ich kann es nicht beweisen. Ich habe kein Erinnerungsvermögen.«

Ich starrte ihn an, und er lächelte, wie jemand, der sich in die Enge getrieben fühlt. »Vielleicht sollte ich Ihnen alles erzählen, an das ich mich erinnere:

Ich kam vor sechs Jahren wieder zu mir – ich nehme an, so könnte man es nennen –, und zwar in der Nähe eines Dorfes namens Swatuck in Indien. Ich lag am Boden, ausgestreckt im Dreck, als ob ich aus geringer Höhe heruntergefallen wäre. Ich trug zerlumpte bäuerliche Kleidung. In der rechten Hand hielt ich ein sonderbares Messer, und an der Stelle meines kleinen Fingers der linken Hand« – er hob sie hoch, um zu demonstrieren, daß ein Glied fehlte – »war eine frische Schnittwunde, die blutete. An dem Messer klebte ebenfalls Blut.

Ich verband mir die Hand und machte eine Art Bestandsaufnahme. Zu meinem Entsetzen stellte ich fest, daß ich

keinerlei Erinnerung mehr hatte, absolut keine. O natürlich, ich wußte noch, was ein Messer war und wie ich meine Hand verbinden mußte, solche elementaren Dinge. Als ich meine Kleidung untersuchte, fand ich darunter einen Lederbeutel. Eine Taschenuhr verriet, daß mein Name David Bullivant war und daß ich im Jahre 1810 irgendwo einen Abschluß gemacht und meine Mutter mir zu diesem Anlaß die Uhr geschenkt hatte. Darüber hinaus besaß ich lediglich ein Erkennungsvermögen für Gegenstände und die Fähigkeit, Sprache zu benutzen.«

»Mein Gott«, sagte ich. »Wie konnten Sie überleben? Diese Welt ist schwierig, schwierig und teuer.«

Er nickte zur Bekräftigung dessen, was ich gesagt hatte. »Glücklicherweise besitze ich eine überdurchschnittliche Intelligenz. Es war nicht leicht, aber ich lernte, daß es Radios und Flugzeuge und Wissenschaft und Geschichte gab. Kriege. Der Untergang unseres Reiches. Ich habe schnell aufgeholt, könnte man sagen.«

»Aber …«

»Geld? O ja, natürlich. Daraus hätte in der Tat ein Problem entstehen können, aber, sehen Sie, meine Taschen waren randvoll gefüllt mit Juwelen.«

Als ich wieder Luft holen konnte, platzte ich heraus: »Dann haben Sie einen Tempel ausgeraubt!«

»Ja, ich weiß. So muß es gewesen sein, damals 1842. Aber wie bin ich dann hierher gekommen?«

»Das Schwert der Zeit? Haben Sie es?«

Er erhob sich und ging in Richtung Küche, wobei er mir winkte, ihm zu folgen. Die Küche war modern und mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgestattet, aber es gab auch eine Anzahl von viktorianischen Teesieben und andere ungewöhnliche Gerätschaften, die an Haken über der Spüle hingen. Ich nehme an, daß Bullivant sie in Antiquitätenläden gefunden hatte und nun ganz unbewußt benutzte.

Vor der Spüle blieb er stehen.

»O verflixt«, sagte er und wischte einen Haufen Karottenstiele in den Abfall. »Ich werde nachlässig.« Er griff in das obere Fach eines Schrankes und holte eine Pappschachtel herunter. Aus der Schachtel nahm er ein Stoffbündel und legte es auf den Tisch. Es war vielleicht fünfundzwanzig Zentimeter lang.

»Etwa das Schwert? Das hier?«

»Ja.«

Er packte es aus und brachte ein langes Messer von ungewöhnlichem Aussehen zum Vorschein; es hatte einen dunklen, geschnitzten Griff. Die Zeichen auf dem Griff deuteten annäherungsweise fremdartige Gesichter, Körper, Gliedmaßen, Augen

und hier und da Bruchstücke einer unbekannten Schrift an, die durch Oberbalken verbunden waren.

»Haben Sie sich jemals um eine Übersetzung bemüht?«

»Ja. Ohne Erfolg. Es ist zu alt, zu primitiv. Es ist älter als alle Kulturen, die wir kennen. Aber sehen Sie hier, auf der Klinge. Haben Sie so etwas schon mal gesehen?«

Von einem unendlich kleinen Punkt aus wurde die Klinge immer breiter, bis sie schließlich am Schaft gut drei Zentimeter maß. Von dem breiten Rücken verjüngte sie sich gleichmäßig bis hinunter zur Schneide, die sich von der Spitze nach hinten verdickte, so daß sie am Schaft die Form eines dicken Keils hatte. Ich hätte ein Messer niemals so geformt. Es sah in höchstem Maße untauglich aus, und das sagte ich ihm auch.

»Das ist es«, bestätigte Bullivant. »Sofern man damit schneiden will. Es schneidet nicht richtig. Sehen Sie!«

Er stellte die Klinge aufrecht auf den breiten Rücken. Ein dunkler Fleck, umgeben von kleineren Spritzern, bedeckte die Unterseite des Keils: Blut, von dem ich annahm, daß es das sechs Jahre alte von Bullivant war. Aber das Bizarre an der Sache war die Schneidekante an sich.

Wie in einer Reihe aufgefädelter kleiner Diamantensplitter brach sich das Licht auf der Klinge. Ich konnte die eigentliche Schneidekante nicht sehen, da sie nicht stillstand, daß sich meine Augen hätten darauf einstellen können, sondern die Reflexe in sich zusammenfallen und sich auszudehnen schienen wie die Nachempfindungen auf der Netzhaut, die einem unter den Augenlidern hindurchfluten, wenn man sie ganz fest schließt.

»Da!« sagte er. »Sie wissen, was es ist?«

»Ich glaube, die entscheidende Frage ist, wo es ist«, murmelte ich. »Es ist nicht hier.«

»Sondern wo?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht in einem anderen Universum.«

Bullivant rieb sich die Augen, als ob er die Wirklichkeit/Unwirklichkeit dessen, was er vor sich sah, wegwischen wollte, und sagte dann: »Ich bekomme davon Kopfschmerzen. Ich werde mich zur Ruhe begeben. Würden Sie morgen wiederkommen?«

Ich verbrachte den Tag in der Bibliothek und verglich alles miteinander, was in der Science Fiction- und Fantasy-Literatur über Zeitreisen vorkam. Ich plätscherte in den seichten Gefilden allerlei sonderbarer Werke herum und kam schließlich zu der Einsicht, daß ich nichts davon verstand. Gegen Abend kaufte ich unterwegs die Zutaten für ein paar Hamburger und Salat und schleppte mich müde zu Bullivants Wohnung.

Er saß in der Küche, das Messer lag vor ihm; die sinnenverwirrende Schneidekante hatte er mit einem Tuch abgedeckt.

»Bullivant, was meinten Sie damit, als Sie sagten, daß das Messer nicht richtig schneidet?«

»Es schneidet nicht. Hier, ich werde es Ihnen zeigen.«

Er nahm es unter dem Tuch hervor und trug es zur Abtropffläche der Spüle. Dann legte er die Hand flach auf den hochstehenden Rand und hielt das Messer schneidbereit darüber.

»Was machen Sie denn da?« schrie ich.

»Sehen Sie genau hin!« Er senkte das Messer, bis es seine Hand in zwei Teile teilte und zur Hälfte eingedrungen war. Es kam kein Blut,

und als er das Messer herauszog, war keine Spur einer Wunde zu sehen.

»Aber wie …«

»Ich weiß es nicht. Aber wenn ich das Messer vollständig meine Hand durchdringen ließe …«

»Was geschähe dann?« fragte ich, wobei meine Stimme nur noch ein Flüstern war.

Bullivant zuckte die Achseln. »Ich bin nicht sicher. Aber wir können es ja einmal ausprobieren. Geben Sie mir eine von den Tomaten, die sie mitgebracht haben.« Er legte die Tomate behutsam auf die Abtropffläche und brachte das Messer darüber in Stellung. »Sehen Sie bitte wieder genau hin. Das Ganze läuft sehr schnell ab.«

Er senkte das Messer bis zur Hälfte in die Tomate und zog es dann zurück. Und wieder waren kein Einschnitt und keine Spuren an der Klinge zu sehen. Dann führte er die Klinge vollständig durch die Frucht, und sobald sie die Fläche darunter berührte, verschwand die Tomate – unvermittelt und lautlos.

»Wo ist sie hin?« fragte ich, als ich wieder sprechen konnte.

Er zuckte die Achseln. »Sie verschwindet einfach. In die Vergangenheit. In die Zukunft. Und so etwas Ähnliches muß auch mit mir geschehen sein.«

»Darf ich es auch einmal ausprobieren?«

Er reichte mir die Waffe mit der Ermahnung, vorsichtig zu sein. Sie wog fast nichts. Ich erinnerte mich daran, daß viele Leute, die sich mit der Erforschung der Magie beschäftigten, glaubten, daß die sogenannten magischen Artefakte sich bis in parallele Zeitebenen oder Universen ausdehnen und ihre Substanz, ihre Masse und ihr Gewicht nicht in dieser Welt seien. Tatsächlich war es ja auch diese Verbindung zu einer anderen Welt, die diesen Gegenständen angeblich ihre Kraft verlieh. Das Schwert der Zeit schien diese Theorie sehr überzeugend zu bestätigen. Ich nahm ein Bündel Karottenstiele aus dem Mülleimer und hielt das Messer – und zwar nur die Spitze – mitten darüber. Als die Spitze der Klinge hindurchfuhr, verschwanden auch sie. Pau! dachte ich nicht besonders geistreich. Wenn man ein solches Werkzeug gezielt einsetzen könnte, das Gegenstände halbiert in die Zukunft schickte … Die Zukunft?

»Bullivant, schnell! Haben Sie gestern, als ich hier war, ein Bündel Karottenstiele weggeworfen? Erinnern Sie sich!«

»Ja, das habe ich«, sagte er unsicher. »Es ist nicht meine Art, Gemüseabfälle für die Ameisen herumliegen zu lassen.«

»Sie haben es nicht getan. Ich habe es getan.« Ich erklärte ihm, was ich gemacht hatte.

»Aber die Dinge, die ich durchschneide, erscheinen niemals wieder. Sind niemals wieder erschienen.«

»Vielleicht hat es etwas mit der Breite der Klinge zu tun. Ich habe sie mit der dünnsten Stelle durchgeschnitten, mit der Spitze. Dieser Blutfleck auf der Klinge? Stammt der von Ihnen?«

»Ja, ich glaube. Ich glaube, auf diese Weise bin ich hierher gekommen. Und er befindet sich an der breitesten Stelle der Klinge! Sie glauben doch wohl etwa nicht …«

Ich machte das Abendessen, und wir redeten bis spät in die Nacht. Wenn die linke Seite der Klinge Gegenstände in die Vergangenheit und die rechte Seite in die Zukunft schickte, dann hätte, als er seinen linken kleinen Finger durchschnitt, dieser entsprechend irgendwo in der Gegend um 1700 sich wieder materialisieren müssen, vorausgesetzt natürlich, daß das Gewicht eines Gegenstandes keine Rolle spielte. Und das erklärte auch, warum der Blutfleck nur auf der rechten Seite der Klinge war. Das Blut von der linken Seite war in die Vergangenheit geschleudert worden, während sich das Messer zeitlich nach vorn bewegte, da es Bullivant ja festhielt. Zeitreisen nach dem Bootstrap-System.[1]

Wenn man von dieser Theorie ausging, überlegte Bullivant, dann müßte er, wenn er das Messer in der linken Hand hielt und seinen rechten kleinen Finger abschnitt, zurück in seine eigene Zeit versetzt werden, vorausgesetzt natürlich, daß er das Messer genau mit dem Blutfleck an seinem Finger ansetzte.

»Aber warum? War Ihre Zeit denn soviel besser als diese? Ich hatte gedacht, Sie hätten sich mittlerweile daran gewöhnt?«

»Das habe ich«, sagte er und fuhr mit den Fingern über das Bücherregal. »Die vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts waren primitiv. Wir sind inzwischen so viel weiter entwickelt. Es war nicht leicht, so weit zu kommen …«

Dann sagte er nichts mehr, und bald darauf ging ich zurück in mein Hotel. Am nächsten Morgen wurde ich vom Klingeln des Telefons geweckt.

»Ja bitte?«

»Michael, hier ist David Bullivant. Würden Sie mir wohl einen Gefallen tun?«

»Selbstverständlich. Sofern ich es in den nächsten Tagen erledigen kann. Am Samstag mache ich mich auf den Weg nach Manchester.«

»Kein Problem. Es geht nur darum, daß Sie ein paar Pakete für mich abholen sollen.« Er nannte den Namen eines bekannten Kaufhauses und von zwei weiteren, die mir kein Begriff waren, und dann sagte er: »… und noch zwei weitere Dinge. Es hört sich vielleicht komisch an, aber bitte tragen Sie es mit Fassung.«

Ich dachte zurück an unsere erste Begegnung im Britischen Museum und bezweifelte, daß er mich noch überraschen könnte, aber es gelang ihm. »Ich möchte, daß Sie einen kurzen Bericht über unsere

Bekanntschaft niederschreiben, einschließlich aller Details, ihn unterschreiben und datieren. Als ob Sie das Ganze jemandem erklären müßten, der keinen von uns beiden kennt. Lassen Sie bitte nichts aus. Könnten Sie das tun?«

»Ja, ich glaube schon. Und das andere?«

»Kaufen Sie ein Buch, schreiben Sie mir eine Widmung hinein, unterschreiben und datieren Sie sie.«

»Ein Buch?«

»Ja, irgendein Buch.«

»Hören Sie, Sie haben doch wohl nichts Gefährliches vor, oder?« fragte ich, da ich plötzlich Angst hatte, unsere sonderbare Bekanntschaft könnte zu einem Ende kommen und ich den merkwürdigen alten Kauz verlieren.

»Nein, nein, nur ein Experiment. Wenn Sie alles besorgen und morgen so gegen – sagen wir – acht hier aufkreuzen könnten, dann werde ich Ihnen alles erklären.«

Ich erledigte alles, worum er mich gebeten hatte. Bullivant erwartete mich schon, er trug wie immer seinen Tweedanzug. Er nahm die Pakete in Empfang, das Buch und das Manuskript, das ich am Nachmittag getippt hatte. Er überflog die erste Seite und grinste.

»… einer jener idiotischen Typen … die immer noch von der großen Zeit in Indien zehren … – Ja, ich glaube, das stimmt auf gewisse Weise; wir klammern uns an die Vergangenheit, anstatt die Zukunft zu ergreifen. Ja, das ist sehr gut … Das wird mich immer an Sie erinnern.«

»Entschuldigen Sie bitte diese Formulierung«, sagte ich verlegen, »aber ich wollte ein treffendes Bild von Ihnen zeichnen.«

»Oh, ich bin sicher, das ist Ihnen gelungen. Ich werde es wie einen Schatz behandeln«, sagte er und steckte es in die Manteltasche; dann machte er sich daran, die Pakete auszupacken. Ich trat etwas zurück und beobachtete, wie die Dinge, die ich mitgebracht hatte, sich Stück für Stück zu einem Mosaik zusammensetzten. Ein Rucksack, eine Erste-Hilfe-Ausrüstung, Verbandszeug und Medikamente, eine Automatikpistole, Munition, drei Bücher, deren Titel ich nicht erkannte, da er alles schnell wegpackte und sich dann den Rucksack aufsetzte. Das Buch, das ich ihm mitgebracht hatte, wanderte in seine Manteltasche.

»Sie werden es tun, nicht wahr?«

»Ich muß, Michael. Ich kenne Ihre Zeit und meine, und ich habe erkannt, daß man die Zukunft nicht sich selbst überlassen kann. Aber ich versichere Ihnen, daß Ihre Hilfe nicht umsonst war, nicht mit ein bißchen Glück, und das Glück begünstigt aufgeschlossene Geister.«

Er hielt das Messer ungelenk in der linken Hand und deutete auf den Bücherschrank. Dort lief ein Tonband, das ich bis dahin nicht

bemerkt hatte. »Damit alles lückenlos aufgezeichnet wird«, sagte Bullivant. »Für die Nachwelt und so.« Er lächelte sanft. »Ich werde Sie vermissen, Michael Hull.«

»Und ich Sie. Aber sagen Sie mir eins. Die Bücher, die Sie eingepackt haben – welche sind das?« Er lachte, sein wieherndes, biberzähniges Lachen.

»Sie werden es erfahren, und wenn nicht, macht es auch nichts. Leben Sie wohl!«

Dann war er weg.

Ich ging ans Telefon und wählte die Durchwahlnummer unseres Londoner Büros. Nach fünf Jahren kam mir immer noch alles wie ein Traum vor: der Direktor der Firma Bullivant an meiner Tür, die Reise nach London, der Besuch des legendären Gewölbes unter der Küste von Wales, das angeblich von Bullivant selbst angelegt worden war. Dort wurde mir ein Blick auf die ausgefallenste Sammlung von Artefakten gewährt, die jemals in den Besitz von Menschen gelangt war: ein Rucksack, ein unter Glas aufbewahrtes Messer, ein Exemplar von Wells' *Zeitmaschine* mit meinem Namenszug und ein brüchiges, vergilbtes Manuskript. Und die Bücher, die Bücher, die ich Bullivant mitgebracht hatte und die er mit ins Jahr 1853 genommen hatte. Die Bücher, die die industrielle Revolution in eine technokulturelle Renaissance verwandelt hatten: *Wie funktioniert das?* in zwei Bänden und *Der Fahrplan der Weltgeschichte.* Dazu eine Kopie von dem Werk *Das große Zeitalter der Menschheit,* mit Bullivant International aus allen Perspektiven auf der Vorderseite. Wie hätten sich die Dinge ohne ihn entwickelt? Und ohne mich?

»Zentrale London? Hier spricht Direktor Hull.«

»Ja, Herr Direktor?«

»Die restlichen Karotten sind eingetroffen. Haben Sie verstanden.«

»Ja, Herr Direktor.«

»Gut. Schicken Sie mir jetzt bitte ein Shuttle, ich muß einen Flug erwischen.«

Originaltitel: ›Bullivant's Knife‹
Copyright © 1986 by Mercury Press, Inc.
(erstmals erschienen in ›The Magazine of Fantasy and Science Fiction‹, Juni 1986)

mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Utoprop, Hamburg
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Irene Bonhorst

Illustriert von Klaus Porschka

Václav Kajdoš
Der Drache

Falls du gelogen hast, verprügle ich dich wie einen Hund!«

»Ich habe nicht gelogen, Gebieter, ich würde nie lügen …«

»Wenn du gelogen hast, hetze ich die Doggen auf dich …«

Als die Hunde spürten, daß ihr Herr von ihnen redete, wurden sie munter. Sie tänzelten japsend an seiner Seite, und ihre Zungen hechelten gefährlicher als gewöhnlich aus den offenen Schnauzen.

»Ich lüge nicht, Gebieter«, wiederholte der Bauer traurig enttäuscht, aber der Reiter hörte ihm schon nicht mehr zu.

»Verdammte Hitze«, schimpfte er, nahm den wunderlich hohen Helm ab, zog ein rotes Seidentuch aus der Rüstung und wischte sich die Stirn.

Sicher ein kostbares Stück aus Ephesus, dachte der Alte, diese Ordensherren beschaffen sich all solch wollüstiges Zeug von den muslimischen Ketzern, aber wenn unsereiner bloß die Nase nach dem Orient dreht, wollen sie ihn schon auf den Scheiterhaufen schleppen. Er seufzte.

»Wir sind da, Herr.«

Deodatus de Gozon, Ritter des Ordens des heiligen Johannes, auch Rhodiser-Orden genannt, hängte den Helm an den Knauf und tätschelte sein Roß am Nacken. Die Hufe des Tieres stampften Staubkaskaden aus dem Wegebett. Vor ihnen tauchten die weißen Mauern eines verfallenen Kirchleins auf. Gott der Herr schien diese Stelle verlassen zu haben; und die die Kapelle einst gebaut hatten, waren ebenso verschwunden wie ihre Weinberge und Felder. Geblieben waren kahle Hänge; der Wind strich über sie und durchfächerte die dürren Gräser.

Auf der anderen Seite ragte ein Felsenriff empor wie ein Knochenfinger, und das Meerwasser, das ihn von drei Seiten umfing, platschte um seine Flanken.

Die Stute bockte, warf ihren Kopf hoch und schnaubte beunruhigt.

»Was hast du denn?« fragte Deodat sie freundschaftlich und streichelte ihre fast weiße Mähne.

Der Dörfler drehte sich um. Sein sonnengebräuntes Gesicht glich einer Gemme oder Kamee; Sommerhitze und beständige Not hatten es tief zerfurcht. Doch die Augen waren klar.

»Das war eine dem heiligen Stephan, dem Märtyrer zu Jerusalem

geweihte Kapelle, Gebieter!«

»Und wieso fürchtet sich der Drache nicht vor dem Heiligen?« fragte der Ritter, hörbar mit Hohn in der Stimme.

Der Alte bekreuzigte sich. »Das ist weiter weg – dort hinten«, antwortete er hastig.

Mit furchtsamer Hand wies er auf den Felsen rechts in der Ferne, eine dem Meere abgewandte Berglehne.

Das Tal, das sich hinter der Kapelle absenkte, lag ganz im Mittagsschatten jenes Bergrückens. Mit der Meeresbrise zog eine trübe Kühle vom Meer herauf.

Der Reiter gab seinem Pferd die Sporen, so daß es sich bäumte und losgaloppierte. Lachend brachte er es wieder in seine Gewalt. Die beiden von der Hitze des Weges geplagten Hunde betrachteten die Prachtmähne mit müdem Staunen und folgten ihr schleppend.

Der Ritter hielt inne und versetzte dem keuchend herangekommenen Greis, tief sich hinunterbeugend, einen Puff in die Seite.

»Hör zu Alter – hast du ihn wirklich gesehen?«

Der Bauer schlug sich auf die Brust.

»Wie ich dich jetzt sehe, Gebieter.«

»Erzähle!«

Der Mann schüttelte sich.

»Meine Söhne weideten die Schafe da unten, dort wo die Höhle aus dem Felsen kommt. Es war wie jetzt gegen Mittag, ich wollte ihnen gerade das Mahl bringen, da erschrak ich; denn ich erblickte DAS deutlich schon von weitem.«

»Was hast du gesehen?«

»Es war plötzlich aufgetaucht.«

»Wie sah es aus?«

»Schlimmer als die Medusa. Der Kopf wie der einer Schlange und lange Ohren wie ein Maultier. Groß wie ein Stier, und auf dem Rücken hat ES Flügel … wie … ja, wie Flossen … oder nicht, nein, eher wie bei einer Fledermaus. Ein gewaltiger Rachen, und Augen wie die Hölle, möge uns der heilige Stephan beschützen …«

Der Greis bekreuzigte sich abermals.

Herr de Gozon räusperte sich, doch schwieg er. Der Bauer kniff die Augen zusammen.

»Schrecklich anzuschauen! Die Jungen, versteht sich, waren ausgerissen, Hammel da, Hammel hier – beim heiligen Glauben, ich kann ihnen keine Vorwürfe machen. Drei meiner Schafe fraß ES auf!« heulte er, von einem nachträglichen Gefühl der Verzweiflung befallen.

»Drei? Für einen Drachen nicht gerade viel.«

»Du mußt wissen, das Ungeheuer ist flink – das heißt, für die Schafe zu schnell. Es brach unter die Tiere wie der Fuchs in den

Hühnerstall, berichteten meine Söhne; nur daß das Untier einfach geradeaus rannte ohne Haken und Ecken. Eine Woche später geschah das gleiche dem Josif Grinaldis und seinen Nachbarn … bei der heiligen Dreieinigkeit! Seitdem meiden wir das Tal wie die Pest – und was für herrliche Wiesen das dort sind!«

»Ihr seid Hasenfüße«, befand der Ritter.

»Da magst du recht haben, Herr!« Der Alte zog die Achseln hoch und verdrehte beide Hände zu einer Geste. »Wir sind keine Leute des Schwertes; obwohl, vor Wölfen fürchten wir uns nicht. Nein, vor denen keineswegs, aber jenes Ungeheuer ist für uns zu schrecklich – eine Gottesstrafe«, folgerte er, schicksalsergeben.

Schweigend zogen sie weiter, ließen die tote Kapelle hinter sich und kamen in das wunderbar kühle, beschattete Tal hinab. Es war eine Labsal, doch nur für eine Weile. Der Ritter setzte den Helm wieder auf. Der Pfad verlor sich in dichtem, hohem Gras, die Felswände hauchten Schimmel und Feuchtigkeit aus, und dazu noch etwas …

Zuerst blieben die Hunde stehen. Sie witterten, hoben ihre stumpfen Schnauzen. Das kurze Nackenhaar sträubte sich ihnen, zwischen den Zähnen beider drang ein mißtrauisches Knurren hervor. Jetzt wurde auch die Stute unruhig und fing an zu tänzeln. Von Westen wehte der salzige Geruch des Meeres.

Doch mischte sich nun ein deutlicher Geruch von Moschus von woanders her bei. Der Wechsel aus der hitzeflimmernden Öde in diese dunkle Ecke war zu jäh, oder …?

»Das, das hier – hier ist die böse Stelle.«

Der Alte lief mit seinen schaukelnden Schritten schnellstmöglich weiter, im Vorbeigehen auf den Felsenvorsprung deutend, der das Tal überragte. Als auch der Junker unschlüssig und langsam weiterritt, hielt sich der Bauer sorgfältig auf der höhlenabgewandten Seite des Pferdes und erklärte: »Da hinten ist das Loch und dort haust ES … Du kannst noch in die Stadt zurückkehren, Gebieter«, ergänzte er verlegen.

Der Junker folgte dem Finger des Bauern und drehte sich auf dem Sattel nach rechts um. Für eine Weile überkam den Krieger gänzliche Verzagtheit, die starke Furcht vor dem Unbekannten. Aber entschlossen schüttelte er die unedle Angst ab und sprang vom Sattel. Dem Greis warf er den Zügel hin und befahl:

»Warte hier auf mich, Geronimu … für den Drachen wäre das Roß zu schade, wie?« Er lachte etwas gezwungen und fügte hastig und kleinlaut hinzu: »Ich komme ja wieder …«

Die Furchen in dem braunen Antlitz zogen sich zusammen. Sie gaben dem Gesicht das Aussehen einer eingeschrumpften Olive. Er griff nach des Ritters Hand und küßte sie heftig.

»Du bist gütig, Gebieter! Du hilfst dem armen Volk, fürchtest nicht das Verbot des Komturs … aber … wenn du die geringsten Bedenken hegst, laß ab, ja, kehre lieber um, wir können es verstehen! Zu gütig bist du, Gebieter«, scholl es zum wiederholten Mal aus seinem zahnlosen Munde.

Der Gewappnete entriß ihm die Hand und überlegte. Seine Stirn verfinsterte sich. Der Großmeister des Ritterordens, Ellion de Villanova, hatte in einem Edikt befohlen, daß sich niemand, ob Ritter oder Gemeiner, der bösen Stelle auf weniger als zehn Stadien nähere – bei Verlust der Kehle und des Vermögens. Schwer zu sagen, was eigentlich den Großkomtur zu einer solchen Strenge veranlaßt hatte. Vielleicht wollte er das Leben seiner Bevölkerung nicht noch mehr gefährden; jedenfalls haßte er die Jagdleidenschaft seiner Ritter. Erfahrungsgemäß waren die tüchtigen Jäger wenig tüchtige Krieger gegen die Ungläubigen.

Vielleicht hielt der Komtur das Wesen keineswegs für ein Teufelstier, sondern für die Strafe des Herrn … da wäre es gar eine Lästerung, dem schrecklichen Wesen den Garaus zu machen.

De Gozon bekreuzigte sich, genau wie Geronimu und in dieser Geste war – wie schon unsichtbar die Angst beider gezeigt hatte – nichts mehr übrig, was den stolzen, jungen Herrn von dem alten ausgenutzten Bäuerlein unterscheiden mochte.

Es ist schandbar, den Drachen auf der Insel Rhodos sein Wesen treiben zu lassen, und das, obwohl so viele tapfere Ritter untätig herumsitzen – und es ist undenkbar, daß er, ein Edelmann aus dem stolzen Geblüt der Gascogner den Lindwurm nicht herausforderte – er, der keinen Sarazenen fürchtete. Dieses Vieh ist nicht Gottes, sondern des Teufels! Der Edelmann hatte sich entschieden.

Er schloß das Visier am Helm, warf den schwarzen Mantel mit dem weißen Achtkantkreuz über und faßte mit der Linken den Schild mit seinem Wappen.

Das Laufen in der Panzerung gestaltete sich hinderlich, obwohl es nur leichte Rüstung war, die er trug. Zum Glück war es hier kühl. Als er den Steilhang zunächst einmal umging, öffnete sich jedoch das Tal vor ihm, und die mörderische Sonnenglut prasselte wieder voll auf ihn hernieder und begann die eiserne Ausrüstung zu erhitzen. Er mußte schon wieder das Visier lüften.

Er blieb stehen.

So, wie er jetzt verharrte, stieg rechts das andere, fast schwarze Felsmassiv auf, das steil ins Meer abfiel. Er selbst befand sich dicht bei dem ominösen Höhlenhügel. In halber Höhe einer Böschung klaffte das finstere Loch. Er gab sich einen Ruck und lief auf die Wand mit der Höhle zu. Der Moschusgeruch kam von dort und wurde, je mehr sich die Nase der Örtlichkeit näherte, zum Gestank. De Gozon zitterte

und konnte diese Schwäche nicht unterdrücken. Er spürte heiße und kalte Schweißtropfen im Nacken. Die Schläge des Herzens hämmerten gegen den Brustpanzer. Nie hatte er so drastisch erfahren, was ihm bisher hauptsächlich als Redensart geläufig war: Die Beine wurden ihm schwer wie Blei. Mühsam klomm er die Böschung hinan, die Lanze aus Eschenholz benutzend. Der schwere, durchdringende Mief schien ihn ertränken zu wollen. Es war nicht nur die Atemnot. In dieser Art Gestank lag etwas Geheimnisvolles, etwas unmenschlich Grausames und Ferneliegendes – aus längst verlorenen Zeiten, als kein Mensch auf der Erde war, als nach des Allmächtigen Willen das Leben noch infernalisch und wild brodelte. Denn es gab noch niemanden, dem es schaden konnte.

Deodat stand wie angewurzelt und schrie, seine ausgetrocknete Kehle vergewaltigend: »Du da, kriech schon raus – komm, wenn du keine Angst hast …«

»HAST, HASt, HAst, Hast, hast …«

Der Widerhall verebbte an den Hängen gegenüber im Gewirr der schütteren Lorbeersträucher zwischen nackten Steinen. Unten erstickte er in dem weichen Wiesenboden, wo der Bach rann. Kein Laut von Geronimu und den Hunden – ringsum Stille. Nur das Wasser murmelte im Kies, und von weitem raunte das Meer.

Die Angst ließ nach, aber der beißende Geruch entfachte in der äußerlichen Ruhe eine andere, innere Unruhe. Gegen das Anstinken kämpfend klomm der Geharnischte sich bis nahe an die Öffnung heran, die Stirn zur Seite nach einer kühlenden Luft gereckt, soweit der Helm diese heranließ. Er stolperte über Gesteinsbrocken, zwischen denen Sand und Kies unter seinen Tritten wegrutschten und träge abwärtsglitten.

»Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; ich fordere dich zum Kampf! Zeig dich, wir messen im Streit unsere Kräfte!«

»ÄFTE, ÄFte, Äfte, äfte …« verhallte das Echo wie vorher. Der Gestank war nicht zum Aushalten. Die Angst kehrte obendrein zurück und schien ihn eher zu ersticken als die Gase. Er wollte schreien und schreien. Das Grauen abschütteln konnte er aber nicht. Überall herrschte weiterhin Stille, und nichts tat sich.

Unvermittelt ertönte etwas aus dem Tal. Hundegebell, lauter werdendes, sich näherndes Bellen. Die Kläffer waren Geronimu entwichen und hefteten sich an die Fährte ihres Herrn. In ihrem Eifer mißachteten sie den abscheulichen Gestank völlig.

Als ihr Besitzer die trockenen, rauhen Zungen zwischen seinen Wadenblechen und Schuhen fühlte, warf er die Last seiner Angst endgültig ab, schritt auf den Höhlenschlund zu, das Schwert im Griff über die Schulter gelegt und die Lanze mit der Linken im Anschlag.

Er wog sie in der Faust und bemerkte mit Vergnügen das Blinken der Sonne auf der scharfen, blanken Spitze. Noch geblendet, stapfte er los und umging einen großen Stein, die Hunde dicht an seinen Fersen.

Da – die Füße sanken in etwas Matschigem ein; er rutschte aus – und als er auf den Rücken fiel, raubte ihm der Fäulnisgeruch wieder allen Atem. Er drohte jetzt wirklich zu ersticken, dann begann er sich zu erbrechen, dazwischen ohne Geruchsempfinden Luft saugend und schluckend, während das Gestein, die Höhle und der blaue Himmel sich nach oben schoben, höher und höher. Er wand sich in Krämpfen, brach alles heraus, was er vor einigen Stunden in der Hütte bei Geronimu gegessen hatte. Dann gelang es ihm, sich auf den Ellbogen zu stützen – und er sah DAS.

Vor ihm lag ein Haufen schleimiger, stinkender Haut, eine Wirrnis wie von Lederfetzen, ein langgezogener Kopf mit einem großen Horn und starren Augen. Es schien, als ob es ihn noch boshaft beobachtete, aber das war eine Täuschung. Denn das, was hier lag und was ihn zu Fall gebracht hatte, war nur – der Kadaver eines Drachen.

Ja, das war er – so ein Ungetüm, von dem die Volkserzähler und die Barden berichten – groß und grauenvoll –, obwohl es sich schon nicht mehr bewegte, und die Sonne, die auf den Ort herunterbrannte, aus dem Aas einen Haufen ekelhafter Abfälle gemacht hatte.

Deodatus de Gozon betete. Er stellte sich vor, was das Ungeheuer lebend vermochte – er konnte sich auch denken, welche Chance er allein im Kampf mit dieser Bestie gehabt hätte. Er rang erneut nach Luft, diesmal trotz des Pesthauchs mehr aus Erleichterung. Das Vieh war gewaltig, bizarr – viel größer als ein Stier. Auch so, wie er hier lag, auf die Seite gewälzt, reichte ihm der Drache bis fast zum Gürtel, und die riesenhaften Fledermausflügel, auf denen der Ritter ausgerutscht war, machten den ganzen Boden zu einem rostbraunen Pfuhl.

Er warf den Kopf in den Nacken, bis ihn der Helm bremste, atmete, des Giftgestanks nicht achtend, abermals tief ein, mußte heftig niesen und fing an zu lachen, wild und glücklich. Das Gelächter hallte von den verschiedenen Felsen zurück und scheuchte ein paar Raben auf, so daß sie sich mit empörtem Gekreisch schwerfällig in die Luft erhoben. Er bekam einen längeren Hustenanfall. Dennoch spürte er eine wunderbare Erleichterung. Es war vorbei. Hier lag das Grauen, der Schrecken – ihm zu Füßen. Nicht einmal die Hand hatte er auszustrecken brauchen, und schon war es vorüber, so frohlockte es in ihm.

Mit beiden Fäusten zückte er das Schwert und hieb in zwei Streichen das widerliche Haupt vom Hals. Das war nicht einfach, und Deodatus konnte auch nicht verhindern, daß er wieder am ganzen Leibe zitterte, als er den abgetrennten Kopf noch argwöhnisch mit der

eisenbehandschuhten Rechten abtastete. Er schnappte nach Luft und schritt auf die Höhlenpforte zu. Im Eingang stieß er sich an Resten von Skeletten. Das meiste stammte wohl von Schafen, aber dazwischen bemerkte er auch die Überbleibsel eines Esels.

Seine Nase war taub geworden. Er spürte nur, daß es in der Höhle noch angenehmer kühl war als auf dem Talboden, durch den der Bach floß.

Sein betäubtes Geruchsvermögen verhinderte nicht, daß die Stinkluft durch die Nase bis irgendwo in das Gehirn kroch. Der Edelmann mußte schon wieder Vorboten des Erbrechens unterdrücken, wiewohl er nichts mehr im Bauch hatte. Plötzlich stand er wie angefroren.

Es beobachtete ihn ein unbewegtes Auge. Daran war nicht zu zweifeln, an der hinteren Höhlenwand ragte etwas empor wie ein großer, deformierter Schatten. – Lange Minuten vergingen. Stirnschweiß maß ihm perlend die Zeit … – nichts. Grabesruhe, Pest und Moder – nichts weiter. Sein Befreiungsruf gellte ihm selbst in den Ohren in diesem niedrigen Raum. Nur ein Dummkopf fürchtet sich vor einem Aas, und das war das zweite – ein weiterer Drachenkadaver stak also hier und faulte vor sich hin; obwohl die Zersetzung in der kühlen Höhle nicht so weit fortgeschritten war wie bei dem Leichenhaufen in der heißen Sonne. Vorsichtshalber schützte er sich durch den Schild, als er sich dem – hoffentlich – toten Wesen näherte. Rasch stach er mit der Lanze zu. Die Spitze bohrte sich glatt durch die Schuppenhaut. Dies verwunderte ihn, stand es doch in krassem Gegensatz zu der Behauptung, welche die Barden über die undurchdringliche Härte der Drachenschuppen aufzustellen pflegten …

Vorsichtig zog er die Lanze wieder heraus und lief, noch immer nach Atem ringend, aus der Höhle, den Skelettresten und dem Unrat tunlichst ausweichend.

Auf dem Schräghang kniete er halb ohnmächtig nieder, betete und dankte inbrünstig. Zwei Drachen liegen hier tot, und die ganze Insel ist von der Gefahr befreit! Ist es keine Tapferkeit, wenn ein Mann die Furcht in seinem Fleisch überwindet? Ist der leere Schrecken, welcher den Helden lähmt und den Gemeinen wahnsinnig macht, nicht noch fürchterlicher und bösartiger als die lebendige Gegenwart solcher Ungeheuer? Ich habe die Feigheit bezwungen, mit Recht gebührt mir der Titel des Drachentöters gleich dem Patron aller heldenhaften Ritter, dem heiligen Georg, der auch einen Drachen schlug – doch um etliches kleiner als die beiden, welche ich, Deodatus, vor mir hatte. Jeder kann sich davon überzeugen, der die Gestalt des heiligen Georgs des Drachentöters und seines Gegners in Stein und Bild gesehen hat …

Nach dem Dankgebet und dem Luftschöpfen stieg er zu der ersten, äußeren Drachenleiche zurück, um die Hunde, die sich um die Leibesfetzen rauften, von ihrem Rasen abzubringen.

»Weg – ihr Aasköter!« schrie er heiser und trat auf sie ein. Niemand will so seltene englische Doggen verlieren, und das Drachenfleisch mag giftig sein, wie der Odem der lebendigen Bestie. Er schlug das Kreuz, spießte das abgehauene Haupt auf die Lanze. So schleifte er die Beute an der Stange nach, bis er bessere Luft erreichte. Er versuchte, den Spieß zu heben. Der elastische Lanzenstiel verbog sich wegen des Gewichts an seiner Spitze, doch er brach nicht. Mit einem Schwung warf Deodat ihn samt Trophäe über die linke Schulter, die rechte Hand mit Siegerpose am Schwertgriff. Stockheiser begann er ein Loblied auf die Heilige Jungfrau zu intonieren und eines auf den heiligen Johannes von Alexandria den Almosengeber, dem Namenspatron seines Ordens. An das vom Großkomtur verhängte Verbot dachte er überhaupt nicht. Er hatte die Drachen besiegt – er glaubte selber schon daran – und begann sich im Geiste am Staunen zu berauschen und an dem Ruhm, der sich auf seine jungen Schultern häufen würde, wenn er den ungeheuren Kopf der Bestie vor dem strengen Villanova niederlegen würde.

Er glitt und schlitterte den sonnendurchglühten Hang hinunter, die Hunde vor sich herscheuchend, bis zu der dunklen Grenze des Schattens, der von der gegenüberliegenden Berglehne fiel. Die Welt war wunderschön, und die Sonne schien noch mehr als vorher, und jetzt milde, ohne zu stechen.

Aber was war denn das? Durch das Tal zog ein vibrierender, in dieser Welt nie gehörter Klang.

Nein, es war kein Flöten- oder Saitenspiel, sondern ein Tönen, unheimlich durchdringend und disharmonisch. Es floß schließlich in einen einzigen, widerlichen Akkord zusammen. Es hing schmerzlich-schrill in der Luft, es schien aber auch aus dem Berginnern zu grollen. Die Felsen bebten und das Meer. Das Pfeifen deuchte die ganze Welt auszufüllen. Die Sonne verdunkelte sich.

Deodatus ließ die Lanze mit der Beute fallen und griff unter den Helm, um sich die Ohren zuzuhalten, doch es half nichts. Tönte es nur in seinem Kopf? Die beiden Hunde heulten augenscheinlich auch, doch er hörte nichts anderes als den Mißton, er sah nur das zuckende Klappen ihrer Schnauzen.

Eben hatte sich Deodatus wieder umgedreht, als der Ton abrupt abbrach.

Er stand noch und überlegte, als ein neues Lautgemisch heranhallte, diesmal gedämpfter und räumlich begrenzt. Nichtsdestoweniger begrub es das Blättergezischel des Lorbeers, das

Plätschern des Baches, das Krächzen der Raben und das verhaltene Rauschen des Meeres hinter dem hohen Riff unter sich. Da es gar nicht laut war, was die vertrauten Geräusche erstickte, kam der Ritter sich jetzt fast taub vor.

Doch es lag nicht an seinen Ohren. In einiger Entfernung bildete sich aus dem Nichts eine schwarze Wolke, rund, und sich ständig verändernd. Sie quoll nach allen Seiten, um endlich in langsamen, faulen Bewegungen zu pulsieren.

Die formlose Schwärze wich nebligen Konturen, wie man sie in einer Wolke noch nicht gesehen hatte, und den Rand des Gewölks umsäumte eine Art Regenbogen.

Die Konturen verdichteten sich. Ein grünliches Schuppenkleid wurde sichtbar, ein schreckliches Horn zeigte sich auf einem wippenden Hals, mit ihm zusammen ein vogelähnlicher, klaffender Schnabel und zwei Reihen kleiner, doch sehr spitzer Zähne und hinter dem Rachen links und rechts ein blutrotes Auge. Vor Deodatus befand sich der dritte Drache. Diesmal ein lebender, kolossal und fürchterlich.

Der lange Kopf schwenkte auf dem Hals nach beiden Seiten aus, abwechselnd mit dem einen und dem andern Auge nach vorn starrend. Dabei wippte der Kopf jedesmal abwärts und schien im Begriff, auf die schuppige Brust zu kippen. Schwache Hinterbeine konnten das Gewicht des Rumpfes nicht halten, das Monster stützte sich zusätzlich mit seinen großen, lederartigen Flügeln ab, die nach vorn in je drei bewegliche Krallenfinger ausliefen.

Der Drache war genauso perplex, wie der Ritter entsetzt war. Hektisch, doch vergeblich mühte sich der Kopf, etwas Bekanntes und Vertrautes zu sehen, vielleicht auch mit der Luft zu schmecken, doch fand er nichts, was sein Gehirn verstand. Verstört ortete er den unbekannten Eindruck des zweibeinigen Tieres und der komischen kleinen Wesen, deren Gezeter ihm schmerzlich in den Ohrenhäutchen lag.

Wir können nur schwer beschreiben, welches Tohuwabohu von Gefühlen den jungen Ritter jetzt durchfuhr. Bestürzung, ratloses Entsetzen, Gewissensbisse wegen des verfrühten Siegesgejauchzes und stumpfer Fatalismus. Er hatte eine Sünde begangen aus unmäßigem Stolz, altklug handelte er dem Verbot des Großmeisters zuwider – und das ist also die Folge. Das dritte Ungeheuer vernichtete der Herr nicht. Es würde seinerseits nun den Frevler umbringen. Denn wie der Herr weiß, läuft ein de Gozon vor der Gefahr nicht weg.

Ganz nahe vor sich den Drachen, ließ der Edelmann mutlos den Kopf hängen. Das Scheusal hob die Flügel, schwang sie und setzte ungeschickt auf kümmerlichen Beinen zu einem Sprung an. Zuerst besannen sich die Hunde. Als sie sahen, daß ihrem Herrn Gefahr drohte, sprangen sie an dem Feindwesen hoch, umkreisten es und

schnappten nach den Hinterfüßen. Daß sie den Flügelschlägen ausweichen mußten, brachte sie zur Raserei. Der eine Rüde verbiß sich in einer Drachenklaue, der andere sprang direkt auf den zugeklappten Rachen zu. Blitzschnell federte der Echsenkopf herab, die Rachenschere schnappte auf und zu, und ein roter Blutstrom sprudelte auf beiden Seiten aus dem Maul. Das Pteranodon schmeckte das warme Blut – sicher, es war ein anderer Saft als das Süßblut der Fischsaurier –, aber warum nicht? Kauend begann es die Beute zu vertilgen. Der erste Rüde vergrub die Zähne noch wilder in den Fuß; da sauste schon der Flügel hernieder, und das unglückliche Tier rollte voll getroffen mit gebrochener Wirbelsäule beiseite.

Zum zweiten Mal an diesem Tage hatten die vierbeinigen Diener dem jungen Herrn gezeigt, was Todesmut ist.

Die fast lässige Selbstverständlichkeit, mit der das Vieh die klugen und starken Hunde beseitigte, nahm ihm die letzte Hoffnung. An rückwärtige Flucht war nicht mehr zu denken – der Drache würde ihn mit einigen Sätzen erreichen; und an den Seiten ging es bergauf. Es blieb die Ehre, der Kampf auf den Tod.

Er ließ das Visier fallen, hob die Lanze ohne das aufgespießte Beutestück vom Boden und stürzte sich brüllend dem Drachen entgegen. Erstaunlich leicht bohrte sich die Speerspitze in den schluckenden Drachenhals, das lebende Schuppentier war so weich wie die toten. Nichts deutete aber darauf hin, daß die Bestie es spürte. Sie drehte den Hals samt der Lanze zur Seite und musterte aus der Entfernung den Ritter mit ihrem Rubinauge. Kein Schmerz, nur Gier zeichnete den Blick, das lüsterne Verlangen nach der nächsten Beute.

Das ist ein gutes Land, sprach das Auge, ein labsames Land, und ein leichtes Fressen.

Mit einem neuerlichen Schwung des angebohrten Halses, raste der Drachenkopf auf den Ritter zu. Der hatte sein hinterrücks hängendes Schwert ergriffen. Zum letzten Schlag seines Lebens schwang er es empor. Er wußte, er war verloren. Er blickte in den mit Reihen von Zähnen gespickten Schlund, worin noch ein Batzen des Hundefleisches stak – und schlug mit seiner äußersten Kraft, denn es war sein letzter Hieb; alles legte er in ihn, was er vermochte … und fiel vornüber auf den Steinboden mitsamt der Waffe, die krachend zerbrach.

Wo soeben noch die Urbestie tobte, war nichts als Luft. Der Drache war verschwunden. Hätte Deodatus de Gozon seine halbwahnsinnigen Augen jetzt nicht auf die sterbend am Boden sich windende Dogge geheftet und auf die abgequetschten Reste der ersten, die der Saurier aus dem Maul verloren hatte, er würde meinen, er habe alles geträumt. Ihr Anblick verhinderte, daß der junge Recke das letzte Ereignis noch wahrnahm: den vibrierenden Ton beim

Verschwinden des Drachen, mit dem dieser auch erschienen war.

Die blutige Sonne durchbohrte mühselig den Dunst. Steil stieg sie aus dem Meer auf, wo über der Weite sich Nebel türmte, unten weiß und oben fast rot. Der Schleier zerriß allmählich, die Schwaden krümmten sich und flochten wundersame Bilder, bevor sie sich zu einer grau gewordenen, undurchdringlichen Masse verwoben, hinter der die für kurze Zeit unverhüllt stechende Sonne wieder verschwand. Es war früher Morgen, bis sich die Nebel endgültig auflösen würden. Die Zeit vor der Jagd.

»Wenn die Dünste weichen, dann kommen sie«, meinte der größere Beobachter.

»Bis sie vergehen, werden wir längst krepiert sein. Und zwar von der Hitze, die wir jetzt schon haben«, keuchte sein dicker Begleiter, »in den dreizehn Tagen, die wir schon hier sind, haben wir doch genug von dem Viehzeug gefangen.«

Der Lange widersprach: »Neun Wasserviecher und keine einzige Flugechse. Zwei Geflügelte sind uns spurlos abhanden gekommen. Sie sind einfach fort … und wir fangen mit der Sorte von vorn an. Ich hab's auch satt, mir reicht's bis zum Hals. Am einfachsten wäre es mit Netzen. Aber unsere dünnen Fäden dringen ihnen in die Körper, das weißt du doch!«

Er begegnete einem verdrossenen Blick aus dreieckigen Augen. »Und da wollen sie durchaus die Fliegenden haben. Wenn es hauptsächlich um schwimmende Exemplare ginge oder um die … äh … ganz großen, die Pflanzenvertilger, doch gerade die Fliegenden! Die blödesten Tiere auf diesem blöden Planeten!« Der Dicke drehte sich sehnsüchtig nach der Expeditionsbasis um.

Die Basis war in die Böschung eines wuchtigen Kalkmassivs eingehauen, hoch über der Bucht. Von ihrem Standort blickten die Männer auf rostig-grüne Wälder von Bärlapp und Schachtelhalmen hinab, welche die Uferhänge überzogen und sich in dem stehenden Wasser der Randmoore und Sümpfe verloren.

Die beiden intelligenten Wesen mit dem menschenähnlichen Slang standen auf einer kahlen Anhöhe, jedoch dreißig Meter tiefer als die sogenannte Basis, am Ende eines engen, in den Kalk geschlagenen Stufengangs. Unter ihnen setzte sich das Wasser eine dünne, weißliche Mähne auf, und stieß sich träge am Hang. Die dichte Atmosphäre vermittelte nach dem Maßstab menschlicher Ohren alle Laute nur als schwer hörbares Gemurmel.

Der Fettwanst schwitzte, als stäke er in einer Gummihaut. Daß ihm der Schweiß frei ablaufen konnte, nützte auf diesem Treibhausplaneten nichts. Auf seinem grau-grünen Gesicht rannen Tropfen wie übergroße Perlen. Aber das brachte keine Kühlung. Der

Lange atmete nicht weniger schwer, so als ob er mit jedem Zug einen Schluck heißes Wasser in seine Lunge pumpte.

»Sie werden schon kommen«, tröstete er seinen Freund und sich selber.

Der Nebel wurde nicht dünner, sondern nahm weiter zu, und auf den Küstenstrich ergoß sich eine Flut warmen Regens. Es dauerte nur kurze Zeit. Die menschenähnlichen Wesen mußten sich so lange an das Geländer klammern, das den Stufenweg bis hierher säumte, damit sie das Gewicht des Gusses aus der Nebelmasse nicht zu Boden drückte. Als der Niederschlag aufhörte, so plötzlich, wie er gekommen war, freuten sie sich, als wäre eine große Tragelast von ihnen genommen. Aber die Erleichterung dauerte auch nicht lange. Die brütende Hitze wurde nun wirklich zur Qual; die Sinne der Besucher aus dem All taten sich schwer, dagegen abzustumpfen.

Einige Nebelschwaden hingen noch verloren über den grünen Wellen und zergingen vor den spähenden Augendreiecken zusehends. Eine silbern schimmernde Ebene dehnte sich endlos, welche bald so stark glänzte, daß die Wesen die dritten, außenseitigen ihrer Augenlider schließen mußten. Ihrer beider Natur war eine mildere Sonne bestimmt.

Nicht nur die dicke Luft rührte träge das weiße Naß da unten, hin und wieder zerteilte ein Schuppenkamm die Fläche. Ein garstiger Rachen durchbrach das Wasser und verschwand erneut in der Tiefe wie ein übler Traum.

»Halte dich bereit, sie kommen!« Der Lange beugte sich über das Geländer.

Der Beleibte trat hinter einen gläsernen Windschirm, hinter dem die Anhöhe eine Art Umgang freiließ. Er nahm an einem Pult Platz. Ein scharrendes Klirren war zu hören, und die Schirmwand bewegte sich. Ein Spiralengürtel aus durchscheinendem smaragdfarbenen Material umschlang sie. Oben bildeten die Windungen eine offene Dachvernetzung von der Form eines umgestülpten Tellers, der sich mit der Faltwand zusammen drehte.

»Ganz hinten kommen sie, sie sind schon da!« rief der Dünne von draußen. Doch selbst sein Schreien war nur schwach zu vernehmen durch die schwere Luft. Sein Kollege in dem gläsernen Polygon bediente einen Knopf. Ein Bildschirm vor ihm leuchtete. Wellen tauchten im Rahmen auf, die trägen Meereswellen, manchmal das Gestade unterhalb der Beobachter, alles etwas verschwommen, jedoch plastisch dreidimensional. Mit einigen Anstrengungen seines Denkzentrums und durch Betätigen der drei Krakenfinger einer seiner Hände justierte der Fettleibige das Bild. Er erblickte das gleiche, was sein Kollege draußen gewahr wurde, jedoch wesentlich deutlicher als in der luftgetrübten Natur.

Der Dicke schnob und verdrehte das ganze Viereck des leichten Baues.

Dann sah er sie.

In der etwas klarer gewordenen Atmosphäre schaukelten einige Punkte. Der Dicke zentrierte das Bild auf die schwankenden Tupfen. Das Meer verschwand von der Mattscheibe, nur weißer Himmel wölbte sich fast plastisch im Tiefenhorizont der Bildeinstellung. Ein leichter Schwenk des Sichtrahmens in der Vertikalen und in der Horizontalen.

Ein abscheuliches, langgezogenes Maul mit giftscharfer Schnabelspitze und einem häßlichen, nach hinten gebogenen Horn tauchte auf. Der Techniker kämpfte gegen das erwartungsfiebrige Schlottern seines umfänglichen Körpers und gegen das Klappern seiner beiden Zahnblöcke. Er verfluchte sich dafür, daß er immer dann den Tatterich bekam, wenn er die Scheusale auf dem Schirm hatte und die Aufnahmeelektronik stabilisieren wollte.

Die grünlich glitzernden Schuppen ließen die schimmelgraue Haut der Echse zum Teil unbedeckt, in den roten Augen glommen Gier und Mord. Der Beleibte überantwortete die Bildführung dem Roboter. Der Roboter tastete mittlerweile ungerührt die Konturen ab und ließ das Objekt nicht mehr aus dem Visier.

»Ein prachtvolles Stück«, frohlockte der Lange, der sich hinter dem Rücken des Fettwanstes postiert hatte. Der Platz versprach ihm die größere Sicherheit.

Es war in der Tat ein prächtiges Stück. Die lederartigen Flügel mochten acht Meter Spannweite haben. Der Rumpf verfärbte sich beim Näherkommen zu Smaragd und Gold. In den Spitzen der Flügel regten sich drei Fingerkrallen. Es war imposant, wie die Urbestie, mühelos durch die beklemmende Luft, rudernd heransauste.

Die beiden Großtierfänger waren jetzt dankbar für das mächtige Kraftfeld, das sie vor den Ungeheuern des ihnen fremden Planeten schützen sollte.

Das angepeilte Tier ließ sich abrupt in das Küstenwasser fallen, hinter ihm weitere, aber auf die hatten sich die Beobachter nicht besonders eingerichtet. Die Flugsegel des ersten Tieres schlugen flach auf dem Wasser auf; der Monitor folgte unverdrossen nur diesem einen Objekt. Das Ungeheuer paddelte schaukelnd, mit den Flugsegeln das Wasser schlagend, auf den Wellen und startete wieder in die Lüfte. In seinem Sägeschnabel zuckte ein kleiner Fischsaurier, und dessen Blut troff scharlachrot aus den langgestreckten Kieferhälften. Im Fliegen drehte das Vieh ab und kehrte der Basis der Außerirdischen und ihrer Steuerzelle den Rücken zu. Mit konvulsiven Bewegungen seines Kopfes auf dem sich windenden Hals verschluckte der Drache noch im Flug seine Beute.

»Paß auf, daß er nicht entkommt!« rief der Lange nervös. Die Bemerkung war überflüssig, denn die Verfolgungsjagd war ganz auf Automatik eingestellt. In einer Ecke des Bildschirms tauchte ein Meßsternchen auf und wanderte zur Bildmitte. Der Roboter stellte das Gravitongeschütz ein. Es ertönte ein durchdringender, vibrierender Laut und klang sogleich wieder ab.

»Der Schuß hat gesessen!« gurgelte der Fettwanst vor Aufregung.

Das Ungeheuer wurde augenblicklich steif, begann aber trotzdem nur langsam zu sinken. Dann fiel es endlich, drehte sich dabei starr wie ein totes Objekt. Die Flügel waren jetzt nach oben geklappt, der Rumpf durchgesackt, und der sehr schwere Kopf hing vor der Brust.

Der Computer zeigte das betäubte Tier wechselnd von allen Seiten im Bild. Auch der stumpfe Schwanz reckte sich gen Himmel. Dann stürzte das Tier und fiel senkrecht ab.

Der schwierigste Moment …

Die naturwissenschaftliche Expedition soll von diesem Planeten so viele Musterexemplare der Fauna wie möglich mitnehmen. Dazu hat sie der Oberste Wissenschaftliche Rat mit der neuesten Erfindung ausgerüstet – dem erwähnten Gravitongeschütz. Das Gerät arbeitet weitgehend selbständig. Es ist nur erforderlich, den Zielgegenstand auf den Bildschirm zu bekommen und den Befehl zum Abschuß zu geben; den Rest besorgt der Roboter. Zuerst lähmt er das gewaltige Beutestück mit einer Niedrigfrequenz-Pulsation; mit einer schnell durchgerechneten Frequenzverschiebung wandelt er das elektromagnetische Feld in ein Gravitationsfeld um und transportiert das gelähmte Wild durch die Luft in einen der durchs Kalkriff getriebenen und hinten hallenartig erweiterten Stollen der Basis. Speziell ausgerüstete Raumschiffe bringen den in der Basis vorbereiteten Fang zur Anabiose, der Wiederbelebung, auf den Mutterplaneten der Expedition.

Das Problem war, wie man das Gravitongeschütz sachgerecht programmieren sollte. Es war eine gänzlich neue Apparatur, und das Steuerungszentrum arbeitete nicht hundertprozentig verläßlich. Nur wegen des grauenvollen Rufes, den dieser archaische Planet genoß – namentlich um seines Reichtums an entarteten Lebenstypen willen, bekam die Expedition die Möglichkeit, das teure Patent hier auszuprobieren.

»Umschalten!« rief der Lange und klimperte vor Erregung mit seinen dreieckigen Augenfalten. »Oder der Fang geht unter Wasser!«

»Er ist noch nicht ganz auf der Höhe der Basis«, konterte der Zweite blitzschnell, mit überschnappender Asthmastimme, aber sein Kamerad konnte sich schon nicht mehr beherrschen. Alles spielte sich in Sekundenschnelle ab, obgleich die hochgeschlagenen Segel den

freien Fall der Bestie immer noch etwas bremsten. Der Saurier näherte sich beängstigenderweise schon dem leuchtenden Bett des Meeres, und unten warteten zahlreiche klaffende Rachen, Paare rot leuchtender Saurieraugen …

Der Dünne verlor die Beherrschung.

Bevor ihn der andere hindern konnte, bog er sich über das Schaltpult und drückte mit allen drei Fingern gleichzeitig die violette Taste in der Mitte. Ein gebrochener, fast melodischer, dabei disharmonischer Akkord ertönte, vibrierte, floß zusammen in einen halb heulenden, halb pfeifenden Dauerlaut.

Für einen kurzen Augenblick dachten sie, daß der wenig stabile Felsen unter ihnen bärste. Die Sonne wurde trüber.

Das war freilich bloß Einbildung, die Sonne schien wie vorher auf das glatte Jurameer, und die rostigen Schäfte der Schachtelhalme neigten ihre kupfergrünen Nadelarme zum Wasser hin. Alles war wie zuvor.

Nur der Saurier war verschwunden.

»… wie die zwei vor ihm«, meldete sich der Fettwanst resigniert, nicht einmal vorwurfsvoll.

»Das verzeihe ich mir nie«, jammerte der Lange nach einer Pause. »Das dritte Flugtier ist weg. Die Biologen werden uns neunmal verfluchen, ganz zu schweigen von den Astroforschern.«

Sein dicker Kollege sagte weiter nichts und wischte sich die gewölbte Stirn. Die Augendreiecke verengten sich zu schmalen Schlitzen in dem chlorgrünlichen, nasenlosen Gesicht.

Dann meinte er: »Ich werde eine Inversion des Feldes versuchen, vielleicht ist es noch nicht zu spät …«

»Bist du verrückt? Da müßten wir den Rat um Zustimmung fragen, der Rezeß könnte das Instrument beschädigen …«

»Ich bin nicht bescheuert. Wir haben keine andere Möglichkeit, als den Nullraum, wo das Tier verschwand, auszuloten …«

Der Lange gab entnervt nach. Schließlich, auch wenn es nicht gelänge, sie könnten von sich behaupten, alles versucht zu haben.

Der Dicke ließ sich wieder vor dem Pult nieder. Seine sechs Finger tanzten auf der Tastatur, und wieder hatten sie das Gefühl, daß der Kalk unter ihnen bräche und die Sonne sich verdunkelte.

»Halt ihn! Nun halt ihn doch!« schrie der Lange, unter dem offenen Dach auf- und abhüpfend.

Langsam, sehr langsam materialisierte sich das Bild des Sauriers, etwa einhundert Meter über dem Meer – zuerst nur in Flecken, dann immer deutlicher. Der Fettwanst widmete sich nur noch der Bedienung der Anlage; seine Handbewegungen waren jetzt exakt und vorsichtig.

Der Saurier fing erneut an zu fallen, jedoch nur bis zu einer

bestimmten Höhe über dem Wasserspiegel; und als ob ihn eine unsichtbare Hand umklammerte, wurde er waagrecht zum Felsenriff geführt. Dort hob sich sein Rumpf etwas; von dem Gravitationswind getragen glitt der Balg vor eines der großen Tore, das sich öffnete und ihn verschlang.

Die Jäger eilten über den Treppengang und gelangten mit einem provisorischen Lift in die unterirdischen Räume der Basis. In der Präparationshalle trafen sie den Expeditionsleiter und den Präparator. Beide waren furchtbar aufgeregt und gestikulierten.

»Was ist passiert?« fragte der Lange.

»Das hier«, zeigte der Chef der Basis. Der Fettwanst begann, ohne hinzuschauen, keuchend die Gründe zu erklären, warum der Fang nicht nach Plan verlaufen war.

Doch hörte keiner zu, sondern alle außer ihm selbst starrten auf einen Punkt. Als der Dicke ihren Blicken folgte, verstummte er jäh.

»Das da haben wir ihm aus dem Hals gezogen«, entsetzte sich der Leiter.

Vor ihnen lag ein merkwürdiger Gegenstand: eine wunderlich gefärbte Stange, an einem Ende eine scharfe, dreikantige Spitze.

»Ein Pflanzenstiel?« murmelte der Lange ungläubig.

»Kaum. Das hier …« – wies der Präparator auf den Schaft –, »das könnte vielleicht etwas Pflanzliches sein. Aber wir haben etwas Derartiges bisher ja nirgendwo gefunden.« Seine Stimme wurde fast schrill, und den Kommandeur fragend anschauend, zeigte er auf die Spitze. »Das ist aber zweifelsohne Metall – geschmiedetes Metall.«

Es herrschte Stille.

»Ich werde über den Fund sofort den Rat benachrichtigen.« Der Kommandierende hatte die Sprache wiedergefunden. Dann wandte er sich den beiden Jägern zu:

»Habt ihr die Schwingungsfrequenzen der Inversion notiert?«

Die beiden guckten einander wehmütig an. Der Dicke senkte die Augenorgane.

»Wir haben es wegen der Störungen vergessen – und der Roboter hat die Meßdaten wahrscheinlich gelöscht …«

Ihr Chef schüttelte bloß den Kopf. Die Haut auf seinem Scheitel bildete Furchen.

»Miserabel – es scheint, der Nullraum warf den Saurier irgendwo hin, wo vernunftbegabte Wesen leben, die Metall bearbeiten und Werkzeuge herstellen können.«

Die andern schauten ihn abermals verblüfft an.

»Auf diesem Planeten sind doch keinerlei Bedingungen …«

Der Chef schloß besserwisserisch die Augenschlitze:

»Ich meine nicht diesen Raum, sondern eine Zeitverschiebung. Ihr seid womöglich über ein famoses Resultat gestolpert – ihr brachtet

den Saurier weit weg in die Zukunft dieses primitiven Planeten!«

»Zu seinen Nachkommen«, ergänzte der Präparator ohne Betonung.

Der Fettwanst hüstelte. Er war zerknirscht, daß er auch noch jene Daten zu speichern vergessen hatte – die Daten, ohne die ein gezielter, auswertbarer Versuch, durch die Nullwand in die Zukunft zu gelangen, unmöglich war.

Der Lange beobachtete den Saurier, der in anabiotischem Schlaf auf dem lumineszierenden, großen Rundtisch lag, mitten in der künstlichen Höhle.

»Nachkommen dieser Monster, intelligente Saurier – pfui!«

Der tapfere Drachentöter Deodatus de Gozon gelangte nicht zu der trotz Verbotes erhofften Anerkennung seiner Tat. Wenigstens nicht gleich.

Als er vor den strengen Großkomtur trat und das abgeschlagene Drachenhaupt diesem zu Füßen legte, geriet der alte Herr nicht in Staunen, sondern, ob der Mißachtung seines Gebots, in flammenden Zorn und befahl, daß sie den Ritter ergriffen und in den Kerker würfen.

Aber die Nachricht vom Ende des großen Drachens verbreitete sich wie ein Lauffeuer über die ganze Insel Rhodos, und das Volk, in der Erwartung, daß der Abglanz des Ruhmes dieses Helden auf es fiele, ersuchte den Großmeister eindringlich, sein Urteil zu revidieren.

Ellion de Villanova, die Tat des jungen Ritters noch einmal überdenkend, ließ ihn aus dem übelriechenden Kerkerloch herausheben, waschen und in die höchsten Ehren des Ordens kleiden.

Und so steht dann später an des Recken Grabmal diese Inschrift:

F. Deodatus de Gozon. Dieser sehr tapfere Held schlug die außerordentlich schreckliche und arme rhodisische Bauern fressende Schlange von unheimlicher Größe und ward nachher im Jahre des Herrn 1349 zum Großmeister des Ordens zum Heiligen Johannes dem Almosenspender – erkoren.

AD MAIOREM DEI GLORIAM.

Damit endet unsere Geschichte, wenn auch die schöne Prinzessin fehlt. Aber die findet sich nur im Märchen …

Originaltitel: ›Drak‹
Copyright © 1973 by Václav Kajdoš
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München

Aus dem Tschechischen übersetzt von Karl von Wetzky

Carter Scholz
Amadeus

Meine Mutter erzählte mir schon früh, als ich noch ein kleiner Junge war und gerade anfing, Klavier zu spielen, daß ich mit Mozart verwandt sei. Unser Hausname war Schwartz, und mein voller Name wirkte durch den Anspruch, der in ihm steckte, noch lächerlicher: Gregor Corso Amadeus Schwartz. Erst später erfuhr ich, daß ›Amadeus‹ gar nicht auf der Geburtsurkunde stand, sondern eine der typischen Ausschmückungen meiner Mutter war, mit denen sie die Vergangenheit zu verschönen suchte. Sie bestand jedoch darauf, daß die Großmutter ihrer Mutter ein uneheliches Kind von Franz Xaver Mozart, dem Sohn des großen Wolfgang, gewesen sei. Ich fand diese Geschichte ziemlich unangenehm, da ich das traurige Schicksal von Franz Xaver kannte. Außerdem pflegte meine Mutter mir, wenn ich mit einer besonders schwierigen Sonate kämpfte, vorzuwerfen, daß ich meines großen Erbes nicht würdig sei.

Während meiner Studienzeit entdeckte ich, daß meine Mutter mit ihrer ganzen Sprechweise Filmstars nachahmte. Wenn ich in einem uralten Film mit Katharine Hepburn oder Jean Arthur oder Rosalind Russell saß, der schon für die Generation meiner Mutter (kurz vor der Jahrtausendwende) ein Oldie gewesen sein mußte, hörte ich durch das Rauschen und Knistern der abgeleierten Kopie den Tonfall meiner Mutter oder sah eine ihrer charakteristischen Handbewegungen. Mit Haß im Herzen lachte ich bei der Erinnerung an sie; sie wußte nie, wann eine Szene zu Ende war. Sie hatte nie verstanden, daß das Leben weniger zuvorkommend war als Drehbuchautoren, und geriet in Verlegenheit, wenn nicht alle Szenen so nahtlos aufeinanderfolgten wie im Film.

Dachte sie, das könnte sie retten? Charme könnte erkauft werden? Nein. Im nachhinein verstand ich ihre Ausflüchte, ihr Besitzstreben, ihre Betrügereien und fand meine eigene Methode, klarzukommen und dem unsagbaren Grauen im Kern meines Wesens standzuhalten. Ich schaffte nie, es wirklich zu meistern, aber ich lernte die nötigen Kunstgriffe, um es in Schach zu halten.

Im Jahre 2007 schloß ich die Musikhochschule mit dem Konzertexamen ab und ergriff den einzigen Beruf, der sich bot: ich hielt den Studenten Vorlesungen über Mozart. Ich spielte hervorragend Klavier und konnte in allen Stilrichtungen der westlichen Tradition fachkundig komponieren, außer in der

zeitgenössischen: Es gab keinen zeitgenössischen Musikstil, nur die öden, neurotischen Refrains der populären Schlager, die aus ständig wiederholten Tonfolgen in verschiedenen Metren bestanden und exakt 4 Minuten dauerten, so daß sie sich ideal zum Tanzen eigneten. Außerdem gab es liturgische Musik, die genauso aufgebaut war, nur daß statt der amerikanischen Schlagerlyrik armseliges Latein gesungen wurde – als ob ein Baß-Refrain dadurch Würde erhalten könnte, daß man ihn *›Cantus firmus‹* nannte! Ein Freund von mir schrieb diese neue Kirchenmusik und hatte ein schlechtes Gewissen dabei.

Aber in den Kompositionsklassen ging es nur um Analyse. Kunst war eine unfruchtbare Leere. Mir brauchte das niemand mehr zu erzählen – meine Mutter war eine Tänzerin, die nie tanzte, aber zweimal im Jahr eine Diät machte und Tai Chi übte, und mein Vater Gerald war ein Dichter, der nach seinem ersten Buch, für dessen Erscheinen er im Alter von 27 Jahren zweitausend Dollar gezahlt hatte, keine Zeile mehr dichtete. Tausend Exemplare des Werkes lagern, soweit ich weiß, immer noch in einem Wandschrank des Hauses, in dem ich wohnte, bis ich 21 war und meine Eltern fast fünfzig. Er hatte mich nach einem Dichter genannt, der doppelt so alt war wie er, Vorlesungen über Sozialtheorie hielt und revolutionäre Ideen zu allem und jedem hervorbrachte – ausgenommen sein eigenes Leben. Meine Eltern waren typisch für ihre Generation – die bedeutendste, die dieser Planet je beherbergen würde, die hervorragendste und die durch und durch beklagenswerteste. Keine Familie schien mir auf originelle Weise unglücklich zu sein, sondern alle nahmen teil an einer statistisch verteilten Unzufriedenheit, die herzzerreißender war als jede Tragödie. Ich lernte viele Menschen kennen, da meine Eltern gern Gesellschaften gaben, mit üppigen Dinners und Marihuana oder Videofilmen als Dessert, und die Politiker erschienen mir in keiner Weise besser als die Künstler.

Mit meiner Ausbildung blieb mir also nur, ein Interesse an meinem ererbten Fluch namens Mozart zu heucheln und mein geliehenes Wissen an eine neue Generation weiterzugeben, der Niederlage, Scheitern und Hochstapelei schon ins Gesicht geschrieben standen. Das tat ich auch, bis ich eines Tages das Angebot erhielt, für die – scherzhaft so genannte – Kunst-Gestapo zu arbeiten.

Der Name entstammte der Verzweiflung, Verachtung und dem bissigen Zynismus von Männern, die aus einer miesen Sache das Beste machen. Die Mitarbeiter waren die Stars des Ministeriums. Sie hatten es nicht geschafft, ihr eigenes Leben zu gestalten und zogen sich daher in die Geschichte zurück. Sie haßten die Vergangenheit (keiner von ihnen hatte Kinder), wagten aber nicht, sie zu ignorieren, weil sie wußten, wie sehr sie aus ihr lebten. Ihre Aufgabe war Zeitbetrug: sie

woben in das Muster der Vergangenheit kleine Änderungen ein. Da die Betreiber der Maschinerie Kunst für den unwichtigsten Zeitvertreib hielten, wurden die ersten Experimente mit der Vergangenheit auf dem Gebiet der Kunstgeschichte durchgeführt. Sie gaben mir ihr Anliegen sehr durch die Blume zu verstehen, wie Freimaurer, eifrig und doch zurückhaltend, um die Geheimnisse ihres vornehmen, eleganten Scheiterns zu bewahren.

Das Leben der Behörde bestand aus Klatsch und sensationellen Geschichten. Ein Herr, der einen Kurs über Wagner hielt, behauptete, er habe 1945 Anton Webern erschossen, um der Welt weiteres ›jämmerliches Gequietsche‹ dieses Avantgardisten zu ersparen; außerdem habe er die Hälfte von Weberns Manuskripten vernichtet, Bachs *Musikalisches Opfer* komponiert und eine Bombe im Bauhaus gelegt. Dann beschwor er mich, niemandem etwas davon zu erzählen, und ich versprach es ihm, obwohl ich dieselbe Geschichte schon zweimal von anderen Leuten gehört hatte.

Über die verwendeten Methoden wußte ich nur wenig. Zuerst hatten sie das Bewußtsein eines Forschers in den Geist eines längst verstorbenen Künstlers übertragen. Dabei konnte nicht viel schiefgehen, denn die Kontinuität von Materie wurde nicht gefährdet. Es war eher ein Lauschangriff als Einbruch und Besitzergreifen. Aber manche kehrten ohne Bewußtsein zurück, und andere gerieten in einen seltsamen Zustand. Sie hatten die Fähigkeit des Schlafens verloren, obwohl noch Träume durch ihr waches Bewußtsein huschten wie Halluzinationen. Von einem, der versucht hatte, im alten Griechenland die Existenz von Homer nachzuweisen, wurde erzählt, er sei irrsinnig und blind zurückgekehrt und habe nur noch in griechischen Versen gesprochen. Da die Möglichkeit, sich für einen Tag oder eine Minute in der Vergangenheit in das Bewußtsein eines Freundes oder Feindes zu versetzen, große Gefahren aufwarf, wurde die Technik verboten. Aber von einem ehemaligen Liebhaber, der beim Sex damit experimentierte, weiß ich, daß diese Transfers immer noch durchgeführt werden. In deprimierten Augenblicken beschleicht mich die Furcht, daß unser gesamtes Zeitgebäude zusammenbrechen und die Zeit objektiv enden könnte, weil Millionen aus einer unerträglichen Zukunft in Vergangenheiten flüchten, die Körper hingestreckt auf Transfer-Liegen, die Zukunft unbewohnt und folglich unerschaffen – eine düstere Apokalypse von Möbiustreppen, die in ewigem Aufwärts in sich selbst zurückführen, in der die Menschen ihr jüngeres Ich ermorden, mit ihren Vätern vögeln und alle Arten von Vereinigungen vollziehen, die bisher unter der Tyrannei der linearen Zeit unmöglich waren.

Bei der zweiten Methode wurde auch der Körper durch die Zeit transportiert. Auf diese Weise kam man zwar nicht sehr direkt an die

Gedanken des Künstlers heran, aber man konnte historische Fakten prüfen, Umstände ändern oder sonstwie Einfluß nehmen. Das Pikante war, daß diese Eingriffe aufgrund der Wahrscheinlichkeitsgesetze der Zeit im nachhinein als unausweichlich erschienen. Ein Agent lockerte die Halterungen der goldenen Lyra an der großen Außenfassade der Pariser Oper. Sie fiel herab, als der Wagen mit der Leiche des Dichters Verlaine gerade unten vorbeifuhr, wie die Geschichte es uns auch überliefert.

Meine Aufgabe sollte darin bestehen, Mozarts *Requiem* in Auftrag zu geben, das ja bereits existierte.

Das versetzte mir einen schweren Schlag. Ich liebte die Zeit wie ein Schuljunge, der nur in seiner Phantasie die Angebetete berührt oder mit ihr spricht – deshalb hatte ich das Gefühl, sie besser zu verstehen als jeder andere. Ich kannte ihre Struktur, aus den Augenblicken der Stille, wenn das Vibrieren der Klaviersaiten ganz erstorben war, aus dem Höhepunkt einer Sonaten-Reprise und aus der Tiefe meiner Träume. Aber ich hätte mir nie träumen lassen, daß es möglich war, die Zeit derartig zu vergewaltigen. Ich war damals wahrhaftig nicht mehr unschuldig und konnte Betrug akzeptieren, aber vielleicht waren gerade in meiner Vorstellung von der Zeit alle kümmerlichen Reste meiner Unschuld vereint. Manchmal hatte ich den Gedanken, daß ich keine Person war, sondern eine Sammlung von Erinnerungen, Ausdruck einer umfassenden Ökologie der Vergangenheit, deren Weiterentwicklung meine Gegenwart vollständig festlegte. Ich fühlte mich nicht mehr als ein Selbst, das über meiner Geschichte stand und sie steuerte; meistens war ich unsicher, ob ich lebte oder gelebt wurde, welche meiner Worte und Handlungen wirklich zu mir gehörten und welche dem Zeitgeist entsprangen oder Ausdruck der Kräfte waren, die mich geformt hatten. Ich weigerte mich, das Wort Liebe zu benutzen, aus Furcht vor Dantes zehnter Hölle, in der Falschmünzer mit Wahnsinn bestraft werden. Ich hatte mir ein perfektes logisches Gebäude für meine Passivität errichtet. Wie soll ich also erklären, warum ich den Auftrag annahm?

Wir wissen aus der Geschichte, daß ein geheimnisvoller Fremder bei Mozart eine Totenmesse bestellte. Der leidende Komponist kam nach und nach zu der Überzeugung, daß es sein eigenes Requiem sei, das endlich zu beenden er immer wieder gedrängt wurde. Die Arbeitsüberlastung und die ständigen Mahnungen seines gespenstischen Auftraggebers brachten ihn um. Meine Behörde wollte, daß ich mich in diesen geschichtlichen Ablauf einmischte. Ich hatte nicht die Absicht, das jemals zu tun. Ich scheute vor der Verantwortung zurück. Ich mochte Mozarts Musik gar nicht, sie war mir zu sehr an die Konventionen seiner Zeit gebunden (und

gleichzeitig zweifellos die Vollendung dieser Konventionen). Sein Geklimpere, seine Zugeständnisse an den Zeitgeschmack, seine Gier nach Beifall oder wenigstens Zustimmung (als Kind fragte er nach seinen Konzerten die verlebten Höflinge und Prinzessinnen: »Hast du mich lieb? Hast du mich auch wirklich lieb?«), seine Bereitschaft, sich zu den miesesten Bedingungen zu verkaufen – Bedingungen, die ich für mich nie akzeptieren konnte. Aber dieselbe Stimme, die mich dazu getrieben hatte, Musik zu studieren, obwohl die Musik tot war, und meine Leidenschaft meinem eigenen Geschlecht zuzuwenden, obwohl ich wußte, daß es mich psychisch fertigmachte, sprach auch jetzt, und ich stimmte zu. Das war eine Perversion, die ich mit den Technikern gemeinsam hatte – in dem Moment, wo sich eine Möglichkeit eröffnete, gab es kein Zurück mehr. Die Idee bohrte in mir wie ein Zahnschmerz. Vielleicht konnte ich ihm Wissen schenken. Und letztlich war die Maschine auch ein Segen. Damit die Zeit nicht in grausamer Weise Menschen mißbrauchen konnte, wurde ihr Fortgang verändert. Revision, Schleife, Lücke, Aufschub – daß es dafür Worte gab mit fester Bedeutung wie für *Zeit* und *Reise* (wenn auch aneinandergepreßt wie Ehebrecher), das war ein starkes Argument dafür, sich auf den Zauber der Zeit einzulassen. Auch wenn das ganze Projekt ein Schwindel sein sollte und wir der Vergangenheit nicht näherkamen als in Träumen, Erinnerungen oder Halluzinationen, konnte ich der Versuchung, eine ganz neue Zeiterfahrung zu machen, nicht widerstehen. Und es ging ausgerechnet um Mozart, mit dem die Zeit von allen Menschen am grausamsten umgesprungen war! Wenn ich es nicht tat, dann würde irgendein anderer Streber mit dem Wissen zurückkehren. Ich konnte das besser. Obwohl Ehrgeiz wie Eigenliebe den endgültigen Verzicht des Willens auf Sinn bedeutet, hatte ich das Gefühl, vielleicht doch noch einen Sinn entdecken zu können. Vielleicht war ich auch nur genauso ein mieser Typ wie die anderen. Vielleicht waren wir schon in einem so krankhaften Zustand, daß persönlicher Ehrgeiz noch das vornehmste Leiden war, für das wir uns entscheiden konnten. Die Gründe sind letztlich nicht so wichtig (wenn man im Bewußtsein dieser neuen Bedeutung von Zeit das Wort ›letztlich‹ überhaupt noch benutzen kann) – ich nahm den Auftrag also an.

In meiner Vorbereitungszeit studierte ich das damals gebräuchliche Deutsch, pflasterte meine Wände mit Karten und Computerprojektionen von Wien; ich erhielt stilechte Kleidung sowie einige Impfungen und machte mich vertraut mit Mozarts Tagesablauf an jedem Tag meines geplanten Aufenthaltes. Nach ein paar Wochen war ich soweit. Neben den weißen Apparaten stand ich im Labor – ein lächerlicher Kavalier in meinem schwarzen Umhang, dem

breitkrempigen grauen Filzhut und den Lederstiefeln. Der Gürtel um meine Hüften war gefüllt mit Florinen, Dukaten und Gulden.

»Du stinkst nach Scheiße«, sagte ein Assistent.

»Das gehört zum Kostüm«, meinte der Direktor grinsend. »Wir dürfen ihn nicht waschen. Außerdem rochen die Herrschaften damals so.«

Einen Monat lang hatte ich eine strenge Diät eingehalten und nicht geraucht. Gewaschen hatte ich mich nur mit Pottasche. Substanzen, die der Zielzeit fremd waren, konnten die Barriere nicht passieren. Wenn in meinem Körpergewebe Stoffe abgelagert waren, die es erst heute gab, konnten sie mich beim Transfer in Stücke reißen. Meine Kleider waren zwar maschinell genäht, aber mit Baumwollgarn; das Geld war eine Fälschung aus dem Originalmetall, perfekter als echte Münzen.

»Ihr wollt mir keine Identität mitgeben?« fragte ich noch mal. Ich hatte nur meinen eigenen Namen zum Reisen.

»Du brauchst keine. Du hast genug Geld, um dich aus jeder Schwierigkeit freizukaufen.«

»Wieviel kriegt Mozart von dem Geld?«

»Fünfzig Dukaten! Das weißt du oder solltest es wissen. Nicht einen Groschen mehr. Und wenn du dich in zwei Wochen nicht an genau dem Punkt befindest, wo wir dich abgesetzt haben …«

»Ich weiß, dann kann ich vielleicht nie mehr zurück.«

»Das ist kein Witz. Und vergiß nicht, du begegnest ihm nur zweimal! Sei höflich, benimm dich natürlich …«

»Ich weiß!«

»Denk daran«, sagte der Direktor, »wir wollen keine Komplikationen.«

»Komplikationen?«

»Keine Verführungen.«

»Verführungen! Als ob ich jemals der Verführer wäre.«

»Ja, Verführungen. Das ist eine Sache hier und jetzt, aber eine ganz andere, dieses Geschäft durch die Zeit zu tragen.«

»Keine Angst.« Seine Bemerkung hatte mich getroffen. Eine Beleidigung war die kritische Reduzierung der Komplexität eines Menschen auf ein einzelnes Wort oder eine Geste. In diesem Sinne war Sex dann eine Beleidigung, wenn seine Möglichkeiten verschwendet wurden, wenn nicht das volle Ausmaß der Sünde erarbeitet wurde, sondern das Ganze einfach ablief, wenn der Schwanz, eingespannt in den Schraubstock der Lust, nicht führte, sondern einen ohne Aufmerksamkeit hinterherzog – solche Beleidigungen – muß ich es sagen? – versuchte ich immer zu vermeiden. Wie Vico von Odysseus sagte: Ich versuchte stets, in meinen Worten anständig und in meinen Handlungen gelassen zu bleiben, auf daß andere nur aus sich selbst heraus dem Irrtum verfielen und selbst den Grund für ihre Enttäuschung legten. Und er sah mich als einen Verführer. Ich fühlte mich beschimpft.

Damit sandten sie mich zurück. In einem Augenblick freudloser Euphorie war ich weder Teil der Gegenwart noch der Vergangenheit. Ich war von allem abgeschnitten. Ich balancierte an der Grenze zwischen Grauen und Entzücken, fühlte mich betrunken oder erschöpft oder im langen Rausch eines Orgasmus, der all die Stunden der vorbereitenden Anstrengung in einem einzigen unklaren Moment komprimierte, und dieser Moment dauerte fort, dehnte sich, bis in der Stille das Getriebe der Geschichte zu hören war und das Wehklagen der Toten das Schweigen erfüllte. Es war der Moment, in dem man die nahende Änderung wahrnimmt und weiß, daß man keine Kontrolle hat und sich allem Geschehen fügen muß. Plötzlich war ich in Wien.

»No! Wer bist denn du?«

Ich drehte mich um und sah einen fetten Wirt an seinem Hosenknopf fingern. Eine Urinpfütze dampfte in der Gasse. Er sah mich von oben bis unten an und wurde blaß.

»Entschuldigend, gnädiger Herr.« Meine Kleidung bescherte mir diese Höflichkeit.

»Ist schon gut. Sag mir … kennen Sie ein Herr Mozart?«

Er schürzte mißtrauisch die Lippen. Vielleicht hatte ich einen grammatikalischen Fehler gemacht.

»Mozart? Der Musikant?«

Ich lächelte über den herabsetzenden Ausdruck. »Komponist.«

»Ja freilich, der tut hier ab und zu aan Kaffee trinken.« Und er wies dabei mit dem Daumen zur Kneipentür.

»Tausend Dank.« Ich gab ihm eine Münze.

»Is scho recht.« Stolz wandte er sich ab und schlurfte in seine Kneipe zurück.

Ich ging zur Vordertür und hielt einen Moment lang inne. Der Transfer hatte Spuren von Rauch, Ausscheidungen, Ausfluß, Waschmittel und Konservierungsstoffen von meinem Körper entfernt und ihn wie geschält zurückgelassen. Ich fühlte mich sorglos und überlegte, ob auch eine Facette meines Bewußtseins von irgendeiner Chemikalie meiner Zeit reingewaschen worden war. Ich spürte genau die mich umströmende Luft scharf durch meine Kehle rinnen und hörte jedes Geräusch. Seit Jahren waren meine Sinne nicht so wach gewesen. Ich lehnte an einem Eisengeländer und spürte seine Wärme an meinen Händen. Kutschen klapperten, es roch nach Pferden, Staub wirbelte auf. Schwalben schossen am leicht bewölkten Mittagshimmel hin und her. Ein Lied stieg in mir auf. In Los Angeles unterrichtete ich in einem düsteren Klassenraum; die bleierne Luft, das tote graue Licht, das durch alte Glasscheiben hereinfiel, der ununterbrochene Lärm von Bauen und Abriß draußen, das alles waren Hemmnisse für den zerbrechlichen Geist der Musik, die ich lehrte. Wir werden dieser leichten, klaren Musik vielleicht gar nicht mehr gerecht. Sie erregte weder Ekel noch Begehren, die einzigen Energiequellen für uns. Dafür schlug sie, einfach wie ein Vogelherz, einen lebendigen Rhythmus, der anders war als der von Maschinen oder von den Giften in unserem Blut. Aber jetzt umflutete mich die Empfindung dieser Musik, und ich war dankbar.

Drinnen saß er allein an einem Tisch in der Ecke. Ich verliebte mich sofort in ihn. Seine Züge waren den meinen nicht unähnlich, aber weicher, weniger scharf geschnitten, als wollte die Zeit ihn in keiner Weise kennzeichnen, sondern ihn nur in völliger Gleichgültigkeit benutzen. Er war älter als ich, aber ich fühlte mich väterlich. Er hatte immer noch den traurigen, süßen, verletzlichen Blick, den er mit sechs gehabt haben mußte.

»Herr Mozart?«

»Nein.«

»Johannes Chrysostomus Wolfgangus Theophilus Mozart.«

»Nein! Heiße Amadeus.«

»Amadeus«, sagte ich erfreut. »Was für ein Zufall, das ist auch mein Name.« Ich setzte mich ihm gegenüber und sprach weiter in sorgfältigem Deutsch.

»Ein schöner Name. Meine Mutter gab ihn mir. Ich glaube, er

bedeutet Gottlieb. Darf ich Sie auf einen Kaffee einladen?«

»Ja. Aber ich … ich würde lieber Wein trinken.«

Ich bestellte zwei Glas Wein und musterte ihn würdevoll.

»Geehrter Herr Mozart. Ich möchte eine Messe bestellen, eine Totenmesse.«

»Für wen?«

»Mein Auftraggeber möchte anonym bleiben, aber er zahlt Ihnen, was Sie verlangen.«

Es klang, als würde ich einen Text ablesen, was ich ja auch tat. Aber ich mußte der Behörde dafür einstehen, daß er den Preis von 50 Dukaten nennen würde.

»Ich weiß nicht. Ich schreibe gerade an einer Oper, meine Frau ist schwanger, sie mußte nach Baden reisen, also … hm … ich habe viele Ausgaben!«

Schulden, meinte er. Er hatte fürchterliche Schulden. Seine hilflose Bemäntelung rührte mich.

»Fünfzehn Dukaten jetzt? Und 50 bei Lieferung?«

»Ja, abgemacht. Ich langte in meinen Gürtel und zählte in einer plötzlichen Regung hundert ab.«

»Und bei Lieferung dasselbe noch mal.« Er bedeckte die Münzen mit einer Hand und schob sie zur Tischdecke. Ich schämte mich. Er brauchte fünfzigmal so viel.

Ich würde ihn für den Rest meines Aufenthaltes nicht mehr sehen, erst wieder kurz vor meiner Rückkehr. Das waren meine Anweisungen. Aber ruhelos begann ich an seinem Haus in der Rauhensteingasse herumzustreichen. Ich sah ihn an einem dreckigen Fenster im zweiten Stock und wie er bei meinem Anblick zurückfuhr. Das war seine Angst, noch nicht zum Grauen erstarrt: daß ich der Bote einer anderen Welt war und ihm die Nachricht von seinem Tod brachte. Das kam der Wahrheit so nahe, daß ich in einer plötzlichen Sehnsucht, die Macht dieses Bildes zu zerstören, die Treppen hinaufrannte und klopfte. Er antwortete schnell und verängstigt.

»Was ist? Sie kommen wegen des Requiems? Ich habe zu tun, ich hatte noch keine Zeit …«

»Nein, nein, ich wollte nur Guten Tag sagen. Darf ich eintreten?«

Er zögerte einen Moment lang und zog dann die schwere Tür auf. »Störe ich?« Sein Schreibtisch war mit Papieren übersät.

»Nein, wirklich nicht. Eine Oper.«

»Die *Zauberflöte?*«

»Ja. Woher wissen Sie …«

»Das Titelblatt.«

»Oh, natürlich. Ein lächerliches Stück, nur wegen des Geldes, für

Schikaneder, wissen Sie. Aber er will es spätestens nächste Woche, und … und wenn ich es nicht umschreibe, will er nicht zahlen, aber er … er hat die erste Niederschrift und sagt, er zahlt nicht, wenn ich es nicht fertigschreibe, aber er wird es so oder so auf die Bühne bringen, ich habe nicht genug Zeit, ich habe nie genug Zeit, und jetzt, Constanze ist weg … ich schaff's nicht, ich schaff's einfach nicht!«

Er fing an zu weinen. Eine ungewohnte Sympathie erfüllte mich: anders als alle, die ich kannte, anders als ich selbst, war er an der Kompliziertheit seines Schicksals unschuldig. Verlegen und in dem Wunsch, es ihm leichter zu machen, nahm ich ein paar Seiten von seinem Schreibtisch und fragte:

»Kann ich Ihnen dabei helfen?«

»Helfen? Entschuldigen Sie, ich wollte das nicht. Aber helfen? Sind Sie Musiker?«

»Ich kenne Ihren Stil. Ich könnte … na ja, Stimmen schreiben, oder ein bißchen etwas einflicken da und dort. Als Beweis meiner Wertschätzung und damit Sie es fertigkriegen.«

»Das ginge.«

So gelangten die Entwürfe für einen Akt der *Zauberflöte* in meinen Besitz. Meine Arbeit auf diesen wunderbaren Seiten war eine Schulung. Ich verstand die Bemerkung eines Kollegen, daß Mozart zu leicht für Anfänger und zu schwer für Könner sei. Die Melodien waren gefällig und wendig, und ich konnte an einem Abend problemlos drei oder vier Begleitstimmen fertigschreiben, so wunderschön trugen die Melodien die Saat ihres Wachstums in sich. Oft merkte ich erst, wenn die Lampe flackerte, daß nicht erst 10 Minuten vergangen waren, sondern ich ein halbes Dutzend Seiten geschafft hatte und der Docht geschneuzt werden mußte. Ich fand, daß ich diese paar friedlichen Nächte verdient hatte.

Aber ich war nicht frei. Tagsüber war mir bewußt, daß ich unter Toten wandelte, und nachts, nach der Musik, war mir bewußt, daß meine Toten noch nicht einmal geboren waren. Gesichter, die ich sah, erinnerten mich an Menschen, die ich kannte, und ich erntete feindselige Blicke. Zweimal hielt mich die Polizei an, und es kostete fünfzig Gulden, sie dazu zu bringen, über meine fehlenden Ausweispapiere hinwegzusehen. Scharlach grassierte in dem Sommer in Wien, und ich hatte Angst, daß meine Impfungen den Transfer nicht überstanden hatten. Ich hatte ein bedrohliches Gefühl nahen Unheils. Es war elend heiß in der Stadt. Es kam mir so vor, als ob ich keinen Herbst mehr erlebt hätte, seit ich mit neun Jahren New York verlassen hatte. Meine Sinne erinnerten sich an eine Brise kühler, stinkender Luft vom East River im Oktober und an das dürre Gras in dem winzigen Park zwischen Türmen aus Stein, in deren Fenstern sich der graue Himmel spiegelte. Ich spürte in mir die ersten Vorboten von

Verlust und das bittere Wissen, daß niemand es schafft, so gut zu sein, wie es nötig wäre.

Und ich schlief nicht gut. Träume voller Schrecken wurden mir wie Nägel ins Hirn gerammt. Sie ließen nicht einfach Depressionen zurück, sondern blieben scharf umrissen und gegenwärtig, bis eine neue Nacht sich über die Straßen senkte und ich in meine Unterkunft zurückkehrte.

Die Toten bleiben nicht im Grab. Das bedeutet, daß sogar die Lebenden nur im Bewußtsein von anderen leben. So war meine Mutter mir Jahre nach ihrem Tod in meinen Träumen erschienen, anklagend, vorwurfsvoll, als ob mein Haß sie vorzeitig getötet und meine Verständnislosigkeit ihre Niederlagen herbeigeführt hätte. Selbst das echteste Selbst ist nicht das Selbst, sondern seine Spiegelung. So stellte ich mir vor, ich sei vergessen, tot und erlebte meine Auferstehung in der Erinnerung der anderen. Ich redete im Schlaf mit den Toten; sie gaben mir Erklärungen, kritisierten und schmähten mich, und ich führte träumend alle Diskussionen, denen ich im Leben ausgewichen war. Ich fürchtete sie und sie waren mir willkommen: willkommen, weil sie mir Dinge über mich mitteilten, gefürchtet, weil ich ihrem genauen Wissen vielleicht nicht standhalten konnte. Am beängstigendsten waren die Begegnungen mit Gott, weil ich nicht an Seine Existenz glaubte. Aber Er schritt durch die Gärten und Alleen und Einöden meines Schlafes, ließ mit einem Blick Pflanzen verdorren, berührte segnend ein Gedankenmuster oder sprach von Gnade, Moral, Kunst, Krankheit und Vollendung. Hier war Er in der ganzen Allmacht Seines Zorns, Seiner Rache und (wie ich mir selbst versicherte) Seiner Gnade, viel großartiger als wenn ich versucht hätte, Ihn einmal wöchentlich im düsteren Schiff einer zeitgenössischen Kirche aufzusuchen. Ich war von Geburt Jude, vom Lebensstil Atheist, aber von meiner Empfindung her war ich Katholik. Denn ich glaubte daran, daß Gott (falls es ihn gab) ein Aristokrat war, weltlich und bourgeois, der nicht mehr von mir forderte, als ich in gutem Glauben selbst von mir fordern würde; ich trug Verantwortung, Schuld und Schrecken in meinem Herzen, und die Hoffnung auf Erlösung durch die Macht des Geistes. Aber ob wir jemandem gehörten, ob wir unseren Geist Gott, Krishna, Kunst, der Zeit, dem Tod, dem Chaos verdankten oder nur uns selbst, unseren Freunden und der Sinneswelt, vermochte ich nicht zu entscheiden. Aber es machte für mich auch keinen Unterschied. Mein Gefühl konnte mit einem lebendigen, toten, abwesenden oder noch ungeborenen Gott leben; vielleicht zog ich die letzte Möglichkeit vor. Sie barg eine ungeheure Verantwortung, denn wenn Gott noch nicht geboren war, hatte jedes große oder kleine Versagen im Geistigen nicht nur die Verdammnis des Einzelnen zur Folge, sondern gefährdete die

eventuelle Existenz von Gott. Nur das konnte das ganze Ausmaß meiner Schuld, meines Ekels, Ärgers und schlechten Gewissens erklären. Wenn Gott noch nicht geboren war, wenn er erst durch unsere spirituelle Anstrengung erschaffen werden mußte, dann drohte mit dem Verlust der Geistigkeit nicht weniger als die Abtreibung von Gott, Liebe, Zeit, und jedem Sinn.

Eines Nachts sprach der Direktor zu mir. Im Schlaf konnte ich nicht unterscheiden, ob es ein Traum oder ein Eindringen in mein Bewußtsein war und ob es da überhaupt einen Unterschied gab.

»Sei kein Träumer«, sagte er. Ich suchte in der Dunkelheit, konnte ihn aber nicht sehen.

»Denkst du, ich weiß nicht Bescheid? Ich weiß alles. Ich war hier. Du fühlst dich mächtig und unabhängig. Das ist eine Täuschung, du kannst nichts ändern. Du machst nur die Geschichte, die du schon kennst. Du kannst ihn nicht retten, du kannst noch nicht mal dich selbst retten. Wir tun diese Arbeit, weil wir unsicher sind, weil wir der Zeit nicht trauen. Wir tun sie nicht, um zu verändern, sondern um zu konservieren, um uns vor Änderungen und Betrug zu bewahren. Wir sind nicht mehr so naiv, wie wir einmal waren.«

Aus einem tiefen Wissensgrund würgte ich meine Antwort hervor:

»Es ist naiv, in diesem Zusammenhang von Betrug zu reden.«

»Du hast Ehrgeiz«, sagte er. »Darum haben wir dich ausgesucht. Du denkst, du kannst etwas zurückbringen, es vor uns verbergen und hättest dann die Mittel, uns zu zerstören oder zu verlassen. Das klappt nicht. Der Transfer arbeitet in beide Richtungen: ich habe deine Zukunft gesehen, hm? Was denkst du wohl, warum wir auf dich gesetzt haben? Du bist genauso korrupt wie wir alle …«

»Korruption«, sträubte ich mich, »ist zu frühes Wissen. Aber ich weiß nichts.«

»Dann bewirkst du auch nichts. Unwissenheit ist nicht die Rettung. Du bist unser Agent, du arbeitest nach Anweisungen. Du bist dort noch nicht einmal eine Person, sondern verwirklichst nur den Willen eines Plans, der so groß und kompliziert ist, daß du keine Ahnung von seiner Existenz hast. Du bist lächerlich, komisch wie ein verführter Priester, ein bestochener Richter, du junger Künstler mit reinen Idealen, unbestochen, bestechlich, oh, wir kennen diesen Typ.«

»Wollt ihr die Zeit zerstören? Was wird mit Gott, wenn die Zeit zerstört ist?«

»Wenn die Zeit zerstört ist – wird vielleicht das Chaos heraufbeschworen.«

»Mieser Betrüger!«

»Unschuldslamm.«

Dann kämpfte ich mich frei. Donner und klatschender Regen hallten in der leeren Kathedrale der Straßen wider. Ich rappelte mich

hoch und schloß das Fenster, in einer Pfütze von kaltem Wasser stehend. Ich merkte, daß ich nur von einem Traum in einen anderen entkommen war, aus dem ich erst zur vereinbarten Stunde erwachen konnte.

So ging alles seinen Gang. Ich vermied es, Mozart zu sehen. Am letzten Tag ging ich wieder in die Ungarische Krone und gab ihm die von mir ausgearbeiteten Seiten. Ich war barsch, herrisch und falsch. Ich gratulierte ihm zur Geburt von Franz Xaver, sagte, ich würde mich auf die Oper freuen und auf das Requiem, das seine glänzende Laufbahn sicherlich krönen würde. Er trank, während ich redete und schwieg, bis ich mich zuletzt selber schämte. Er bestellte Wein nach, ohne mich zu fragen.

»Entschuldigen Sie«, sagte er. »Ich will keine Sau sein, aber Wein ist bei mir nicht oft drin.«

»Ist schon gut«, sagte ich ernüchtert, »das macht gar nichts. Ich habe das Gefühl, Ihnen etwas zu schulden.«

»Sie haben schon so viel für mich getan.«

»Nicht der Rede wert. Ich weiß, wie schwer Sie es haben …«

»Komponieren Sie viel?« Er versuchte freundlich zu sein, aber seine Frage traf mich wie ein Stachel. Ich versuchte, das Gefühl abzuschütteln.

»Sie haben einen Witz gemacht, ohne es zu wissen. Ich bin kein Komponist, ich bin Lehrer. Ich unterrichte junge Menschen in Ihrer Musik.«

»Sie sind Engländer?«

»Amerikaner.«

»Amerikaner! Meine Musik. Denkt man so hoch von mir in Amerika?«

»Die meisten erheben Sie noch über Beethoven.« Ich formulierte das sorgfältig, weil ich nicht zu ihnen gehörte.

»Über wen?«

Beethoven war zwanzig. Seine erste Sonate würde in drei Jahren erscheinen.

»Beethoven«, sagte ich streng. »Ein Schüler von Haydn, dem Mann, der Ihrer Art zu komponieren ein Ende setzen wird …«

»Gott sei Dank! Wenn Sie wüßten, wie satt ich es habe. Nie kann ich mich entspannen, immer ist irgendwas. Dieser Schikaneder und seine blöde Freimaureroper! Er schreibt sie jede Woche um, je nach Wendungen im Publikumsgeschmack, dieser verrückte Erfinder mit seinen Bühneneffekten. Sie ahnen nicht, was es heißt, keine Stellung am Hof zu bekommen, Sie müssen mit … mit Unterwürfigkeit, Selbsterniedrigung, Intrigen dafür sorgen …«

»Sie haben nicht genug Ehrgeiz«, sagte ich trocken.

»Das stimmt. Das hat Puchberg auch gesagt. Aber ich verstehe

nicht, was er meint. Ich schreibe jedes Stück so gut, wie ich kann …«

»Aber er will keine Vollendung! Eigentlich liegt Ihnen nichts an der Musik, oder? Jedes Stück so vollendet wie möglich, gut, aber da ist keine Qual, keine wirkliche Frage warum, wozu. Sie machen Musik, wie andere Stühle machen, oder …«

»Doch«, sagte er ernst. »Ich bin von Gott gequält. Ich trage eine Schuld.«

»Gott gegenüber?«

»Darum schreibe ich Ihre Messe. Ich habe so wenig für die Kirche komponiert.«

»Die Kirche? Aber was glauben Sie, für wen Sie schreiben? Warum komponieren Sie diese Messe?«

Er zuckte die Achseln. »Für Sie. Oder ist es für einen anderen Amerikaner?«

»Wolfgang«, sagte ich sehr freundlich, »du weißt doch sicher, daß du all deine Musik im Grunde für dich selbst schreibst.«

Er erbleichte. Er faßte meine Worte so auf, daß sie seine Furcht bestätigten.

»Nein, schau her, ich meine … ist es Musik, wenn du sie in dir trägst oder dann, wenn du sie niedergeschrieben hast, oder erst, wenn sie gespielt wird?«

»Wenn ich sie innerlich höre. Hinterher – ist es etwas anderes. Aber niemand bezahlt mich dafür, daß ich sie innerlich höre.«

»Also ist die Musik für dich. Das andere ist für die anderen.«

»Aber es ist noch mehr. Sogar mein Name …«

»Es ist auch mein Name.«

»Vielleicht bedeutet es etwas.«

»Aber kann Gott wollen, daß wir so unglücklich sind? Es gibt auch so etwas wie Lebenskunst. Hast du je daran gedacht, mit dem Schreiben aufzuhören? Wenn du es nicht mehr nötig hättest? Könntest du auskommen, ohne …«

»Musik? Aber Musik ist mein Lebensunterhalt.«

»Dein Lebensunterhalt, aber nicht dein Leben. Willst du nicht leben? Ich könnte dir Geld geben.«

»Um mich zum Schweigen zu bringen?«

»Nein! Um dir den Nutzen des Schweigens zu zeigen. Um dir eine freie Entscheidung zu ermöglichen.«

»Dafür ist es zu spät.«

Ich blickte in sein gehetztes Gesicht und wußte; daß die Biographen unrecht hatten. Er starb nicht an Typhus. Er starb, weil er verbraucht war. Geld konnte ihn nicht retten. Er zog aus seiner Kunst oder aus seinem Leben keinen Trost. Er verdiente etwas Besseres, nicht weil er ein Genie war, nicht weil er unschuldig war, sondern weil er auch nach Täuschungen, Schmerz und Betrug weiter in gutem

Glauben handelte. Noch auf dem Totenbett, im Delirium, würde er Anweisungen für die Beendigung des Requiems geben.

Neugierig sah er mich an.

»Du hast meinen Sohn, mein Franzerl erwähnt … Er ist vor einer knappen Woche in Baden geboren, ich bekam gerade erst Constanzes Brief. Woher wußtest du das?«

»Ich … sowas spricht sich herum.«

»Und du sagtest, ich hätte einen Witz über dich gemacht. Was meinst du damit?«

»Es gibt in Amerika keine Musik«, sagte ich kurz.

»Oh. Vielleicht noch nicht. Dein Land ist noch sehr jung.«

Wütend schrie ich: »Mein Land ist zweihundertfünfzig Jahre alt!«

Eine Art Frösteln strich über uns hinweg. Ich merkte, daß ich keine Kraft mehr hatte, ihn zu täuschen.

»Wie meinst du das?«

Also mußte ich ihm alles erzählen … Ich kam nicht darum herum.

»Ich komme aus der Zukunft. Ich bin im Jahr 1984 in der Stadt New York geboren und wurde mit … mit einem Mechanismus hierhergesandt, um dich und dein Leben zu studieren. So meine ich das.«

Er schluckte es. Ich bestellte mehr Wein, während er mich anstarrte.

»Natürlich hätte ich dir das nicht erzählen dürfen. Ich bin verrückt. Ich wollte nicht eingreifen, ich wollte nur …« Aber ich wußte nicht, was ich gewollt hatte.

»Aber hör zu«, fing ich an, und ich versuchte, mich selbst zu erklären, indem ich die Musik erklärte. Musik erklärte – ihm! Ich versuchte Worte zu finden, die nichts ausschlossen. Ich zitierte John Cage, »eine zutiefst zwecklose menschliche Tätigkeit«, aber das umfaßte so viel, daß es keine Bedeutung mehr hatte; ich sagte ihm, Musik sei die Vollendung von Zeit und Raum durch den menschlichen Willen. Ich erwähnte Beethovens Innenräume, die schweigenden Abläufe von Cage, die den Geist, wenn nicht die Seele, von indischen Morgen- und Abend-Ragas in sich trugen. Ich sprach von den Maschinen, die Komponisten und ganze Orchester ersetzen konnten, von den Klangskulpturen, die in Wüsten, auf Bergen und öffentlichen Plätzen tönten und genau auf Regen, Temperatur, Bewegung und Licht reagierten. Diese Instrumente schlossen die Zeit aus und machten den Begriff ›Vorstellung‹ bedeutungslos, denn sie vermittelten nicht Geist, nicht Seele oder Bewegung der menschlichen Hand oder Stimmklang, sondern sie froren die Musik zwischen den Transistoren ein, folgten nur dem Befehl von Lötkolben und Rechteckwelle. Und ich dachte an die Kirchenmusik, deren Melodien ohne Anmut nur Besessenheit ausstrahlten; all das war nur insofern die Vollendung von Zeit und

Raum, wie ein Krebsgeschwulst vollendet ist: das schlicht unausweichliche. Also versuchte ich es noch einmal und sagte, daß zu Musik menschliches Handeln gehörte, aber dann fiel mir ein, daß für ihn schon die Musik in seinem Bewußtsein Musik war. Ich sagte, Musik sei ein Weg, das Chaos zu ordnen … und da verhedderte ich mich. Meine Stimme erstarb. Mir wurde klar, daß alle Kunst immer nur in dieser Absicht entstanden war. Wenn Kunst behauptete, die Zeit zu befreien, und verschiedene Zeiten in ihrer Zeit zurückließ, indem sie mit Erinnerung, Wiedererkennen, Anspielung, Wiederholung, Unterbrechung arbeitete, gab es jetzt keinen Bedarf mehr für Kunst, denn alle Zeiten waren verfügbar.

Aber wie wir schweigend dasaßen, wurden Geschichte, Zeit und Kunst meinen Sinnen zugänglich. Ich lächelte fast, es war so schön, wie es mich aus dem Innersten bis an meine Haut durchdrang, wie eine zärtliche Berührung meines innersten Wesens.

»Hör zu«, sagte ich.

Die Luft war erfüllt von einem zufälligen Konzert aus Gesprächsfetzen, Pferdegetrappel, dem Klirren von Glas und Besteck.

»Es ergibt eine Melodie, hörst du das?«

»Ja. Manchmal denke ich – daß ich gar keine Musik mehr zu schreiben brauche. Sie ist schon in der Luft.«

»Musik ist eine Art des Lauschens«, sagte ich. Das war es, was ich mein ganzes Leben lang hatte sagen wollen. Spalte den Stock, sagten die Gnostiker, und Gott ist da. Öffne die Stille – Musik. Ich schloß die Augen und sah plötzlich meinen Vater vor mir, der verächtlich schwieg. Wir sind an die Geschichte gebunden, Geschöpfe der Umstände, und spiegeln den Augenblick. Meine Worte konnten nicht erklären, was ich meinte, weil zu ihrer Bedeutung zweieinhalb Jahrhunderte Geschichte gehörten, die ich mit aller Beredsamkeit nicht überbrücken konnte. Und er war ebenfalls gebunden.

»Das ist ja alles ganz interessant«, sagte Mozart. »Aber was heißt es für mich? Ich habe meine eigenen Probleme. Amerika, die Zukunft – beides ist unglaubhaft. Für mich bist du nur ein armer Irrer.«

»Was? Du glaubst mir nicht?«

Er stand auf. »Es ist angenehmer sich vorzustellen, daß du diese ›Zukunft‹ nur erfunden hast. Es klingt märchenhaft.«

»Ist es aber nicht!« Wütend hielt ich ihn am Handgelenk fest. Er konnte nicht einfach abtun, was mich so viel gekostet hatte. In meinem Gürtel befand sich eine Kopie des Requiems, die ich in Kalifornien angefertigt hatte. Da ich sowieso schon alle Regeln verletzt hatte, holte ich sie heraus.

»Hast du mit dem Requiem schon angefangen?«

»Nein.«

Ängstlich sah er mir zu, wie ich das Manuskript entfaltete.

Die Notenlinien waren leer. Die Tinte hatte den Transfer nicht überstanden. Nur eine Spur, ein flüchtiger Eindruck von Schrift, als ob meine Schrift von einer mächtigen, aber wohltätigen Chemikalie weggeätzt worden wäre. Ich hatte nicht vermutet, daß sich Tinte in zwei Jahrhunderten so geändert haben würde. Er nahm die leeren Seiten und warf einen Blick darauf. Leise sang er:

»Lacrimosa, dies illa, qua resurrexit ex favilla …«

Ich hatte keine Worte mit abgeschrieben. Ich bezweifelte, daß er die Noten entziffern konnte. Nein, er erinnerte sich an etwas, das er noch nicht geschrieben hatte oder komponierte es beim Singen. Als die leeren Seiten in seiner Hand zitterten – ich hatte das Papier 2016 bei einer Versteigerung von Beethovens Notenpapier in Bonn gekauft, damit es garantiert die Passage überstehen würde, jetzt war es unnützer Tand – fiel mir ein, was ich mit sieben oder acht Jahren in der Lincoln-Zentralbibliothek zwischen meinen Stunden am Juilliard-Konservatorium über die Biographien von Komponisten gelesen hatte. Ich war erschüttert gewesen, wie unbarmherzig die Zeit alles auslöschte. Bachs Grab wurde nie gefunden; ein Gewitter empfing Beethovens Seele; und dieser traurige junge Mann würde mitten in einem nächtlichen Unwetter sterben und am 6. Dezember dieses Jahres in ein Armengrab kommen, seine wenigen Freunde von Regen und Schnee zurückgetrieben, bevor der Friedhof erreicht war – am Grab nur noch die Totengräber. Sogar seine Züge würden der Nachwelt verlorengehen und nur noch in stümperhaften Porträts überliefert werden – seine Totenmaske würde ein paar Jahre später herabfallen und zerbrechen. Wie ein Asket seinen Körper kasteit, um Gott näher zu kommen, wie ich jeden Gedanken und jede Handlung meinem schlechten Gewissen unterwarf, um irgendwie ein wenig persönliche Würde zu erreichen, so schien die Zeit alles spezifisch Menschliche bei jedem Künstler auslöschen zu wollen, als ob sie Mozarts Musik ohne Mozart haben könnte.

»Kennst du mein weiteres Leben? Wann werde ich sterben? Werd ich das Werk fertigstellen?«

Ich konnte nicht sprechen.

»Ich weiß, daß ich nicht viel Zeit habe. Wieviel?«

»Das steht nicht fest. Meine Gegenwart ändert die Dinge.«

Er drehte an seinem leeren Glas. Schließlich sagte er: »Schick mich statt dessen.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Du sagst, deine Zeit sei dir feindlich. Meine mir auch. Bleib hier und laß mich an deiner Stelle zurückkehren.«

»Aber das geht nicht, es gibt Regeln, das ist, als ob du die Tonart von E-Dur nach B modulieren wolltest, das kannst du nicht …«

»Aber ich habe es getan, in einem Quartett. Es gibt immer einen Weg, wenn du wirklich willst und deine Kunst beherrschst.«

»So einfach ist das hierbei nicht«, sagte ich bitter. Ich wollte ihn beleidigen, aber er merkte es gar nicht. – »Meine Zeit ist lebens- und kunstfeindlich; du … du würdest dort nicht überleben.«

»Hier auch nicht.«

Ich senkte den Blick. Eine Fliege war in meinem Weinglas gelandet, und ich sah müßig zu, wie sie um ihr Leben kämpfte. Durch ein Fenster fielen Sonnenstrahlen in das Glas, und die Anstrengungen der Fliege malten ein Tanzmuster auf den Tisch. Auch er sah zu.

»Ich würde dich herausfischen«, sagte ich zu der Fliege, »aber du machst so schöne Muster. Du würdest wahrscheinlich lieber leben als schöne Muster machen. Das ist ein weitverbreiteter Irrtum.«

Er tauchte seinen Finger in meinen Wein und rettete die Fliege.

Ich nahm seine Hand und drückte sie. Mein Herz schlug, und ich rang nach Atem.

»Wolfgang. Wolferl, geliebter Amadeus … Ich möchte mit dir schlafen.«

Er fuhr zurück und starrte mich mit einem wilden Blick an. Dann führte er langsam meine Hand an seine Lippen.

Als wir zur Rauhensteingasse gingen, war ich von heiterer Fröhlichkeit durchströmt.

»Die Liebe, die nicht wagt, ihren Namen zu nennen«, sagte ich. »Ein Ire hat es so genannt.«

»Ein Ire in der Zukunft?« fragte er spielerisch.

»Ja, aber nicht so weit wie ich.«

In seiner Wohnung war es nicht das übliche Rein und Raus. Wir bewegten uns sanft, wie in einem Traum. Ich dachte: Sex ist Austausch. Um es kurz und präzise zu formulieren, wird etwas von einem an den anderen weitergegeben, und es wird aufgenommen oder zurückgewiesen. Obwohl ich von meinen Liebhabern diesen Dienst erwartete und fast forderte, konnte ich selbst die Glitschigkeit des Samens und seinen heißen Geschmack auf meiner Zunge kaum ertragen. Das war jetzt anders. Ich war begierig danach und hielt ihn lange, nachdem er zugestoßen und sich zurückgezogen hatte. Ein Raum des Schweigens entstand.

»Ich wollte nicht …«

»Ist schon gut.« Aber er war niedergeschlagen und befangen. In seinen Augen stand Vorwurf.

»Aber hast du mich lieb? Hast du mich auch wirklich lieb?«

Fast hätte ich gelacht. Dann erhob sich eine große Welle von Trauer, meine lange Vergangenheit von schlechtem Gewissen und Schweigen, und ließ mich ernst werden. Ich dachte an all die Jahre, in

denen ich diese kurzen Worte, die uns so unglücklich machen, vermieden hatte. Ich dachte daran, wie ich alles Glück damit genauso vermieden hatte, und beteuerte mir innerlich, daß damit jetzt Schluß sein würde.

»Ja. Ich liebe dich. Mehr als mein Leben.«

»Mehr als dein Leben?«

»Mein Leben«, scherzte ich, »ist nicht liebenswert.«

»Dann hilf mir.«

»Du meinst, du willst immer noch …? Mein Gott. Du würdest Constanze und Franzerl verlassen, und deine Arbeit …«

»Ich sterbe sowieso! Ich weiß es! Was kann ich hier schon noch tun. Aber du bist gewandt, gesund, reich, kennst dich mit Musik aus und würdest mit diesen Leuten klarkommen, mit Schikaneder und … und Puchberg, van Swieten, du lieber Gott, was sie verlangen ist widerlich! Nur für ein paar elende Dukaten!«

»Was? Du machst *das* mit … mit …«

»Bitte!«

»Aber ich, ich bin korrupt genug, mir würde das nichts ausmachen, meinst du das, ich könnte deine Musik fälschen, deine Karriere, erfolgreich sein, wo du es nicht geschafft hast, das denkst du doch?«

»Aber du wärest ich.«

»Und du ich. Könntest du damit leben? Denkst du, du wärst dem gewachsen, was das Leben von mir verlangt?«

»Hier sterbe ich«, sagte er ruhig.

»So. So. In Ordnung. Zieh meine Sachen an.«

»Meinst du wirklich?«

»Zieh dich an!« Ich hätte ihm das Geld dagelassen. Er hätte sich zurückziehen und noch zehn Jahre in Frieden leben können, ohne Ärger mit Rechnungen oder dem angefangenen Quartett auf seinem Schreibtisch. Ich hatte ihm den Schlüssel zu diesem Frieden geben wollen.

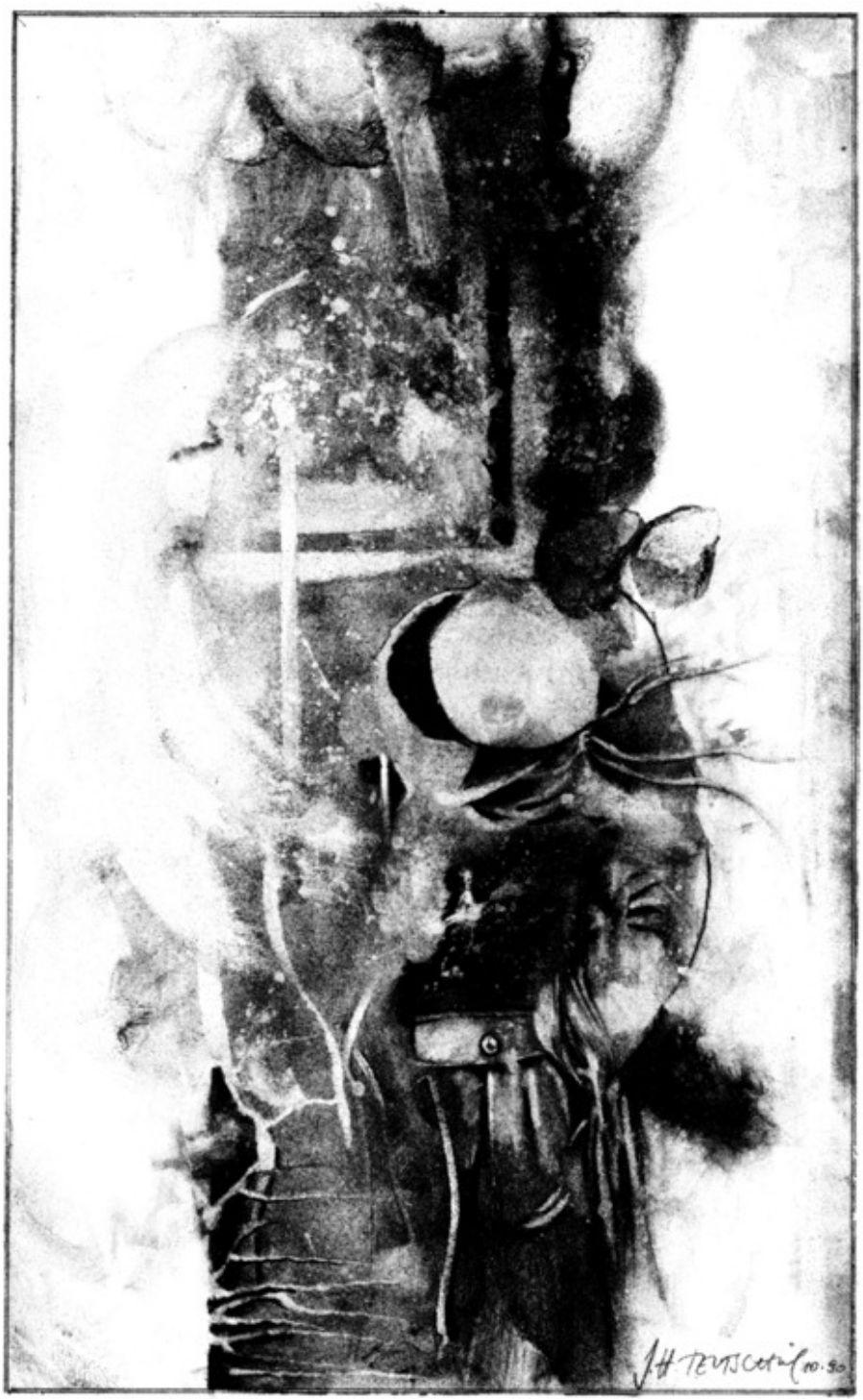
Wir eilten zur Taverne und gingen in den Hinterhof.

»Stell dich hierher!« sagte ich und plazierte ihn an die Stelle, wo ich gestanden hatte. Ich trat ein paar Schritte zurück. Es blieben vielleicht noch fünf Minuten. Er konnte nicht für mich gehalten werden. Er war fünf Zentimeter kleiner, der Umhang schleifte im Dreck. Keiner würde ihm auch nur eine Sekunde glauben, es sei denn, die Zeit würde Korrekturen vornehmen, es sei denn, Gedächtnis und Charakter konnten so leicht ausgelöscht werden wie Worte. Es dämmerte, und Zweifel stieg in mir auf. Wenn unser gemeinsamer Name – Gottlieb – von Gottes Vertrauen in uns sprach, betrogen wir Ihn nicht, wenn wir unsere Zeit verließen? Wenn Er noch nicht geboren war, verdammten wir nicht nur uns selbst durch eine solche

Veränderung der Geschichte. Wozu brauchte Er die Zeit, wenn nicht zum Wachsen? Und warum hatte Er uns den Zeitsinn gegeben, das Geschenk der Musik, wenn nicht, um unsere Hilfe zu gewinnen? Ich wollte sprechen, aber da griff Mozart sich an die Brust und starrte nach oben.

»Oh«, schrie er.

Ein prickelnder Zukunftssog ergriff mich. Plötzlich wurde ich wieder durch das Sieb des Werdens gepreßt, und alles, was nicht wirklich zu mir gehörte, wurde weggerissen; ich fand mich im Laboratorium auf Knien und Händen, zitternd und schwitzend von dem Verfall und Ekel meiner Zeit. Ich spürte wieder den sicheren stetigen Griff der Zeit nach meinem Herzen wie eine Krankheit und wußte, daß ich wieder zu Hause war. In meinem Innern fühlte ich das vollendetste aller Kunstwerke, eine echte Träne des Mitleids für einen anderen – er war schlimmer dran als ich –, und dieser teuerste aller Edelsteine, das Destillat von all meinem Schmerz, meiner Liebe und meinem Verlust, rann mir über die Wange und tropfte auf eine Kachel.



»Du liebe Zeit! Er ist nackt!«
»Oh …«
»Steh auf! Hör auf, dich selbst zu bemitleiden! Was hast du denn

bloß angerichtet?«

»Ich …«

»Ach, ich will's gar nicht wissen. Wo ist das Geld?«

»Geld …?«

»Das Geld, das Geld! Du hast es ihm doch nicht etwa dagelassen!«

»Doch, er … er muß es haben.«

»Du lieber Himmel. Es ist genug für ein Schloß! Weißt du, was du da getan hast? Er wird keine einzige Note mehr schreiben!«

»Doch, er wird – Schuld an Gott – und es ist mir egal, er verdient mehr als … als diesen billigen Leichenwagen im Regen, am Grab nur die Totengräber, ich … ich … ich will nicht der gewesen sein, der ihn betrügt …«

»Idiot! Du verstehst überhaupt nichts!«

Aber ich hatte schon verstanden. Und tagelang erfreute ich mich an der Vorstellung von ihm, wie er mit Freunden im Café saß, heiter und friedlich, frei von den Ansinnen aller Impresarios. Ich war so sicher, daß ich nicht einmal seine Biographie nachprüfte.

Dann hatte ich einen Traum. – Ich sah Mozart, immer noch in meinem düsteren Kostüm, gebieterisch zur Rauensteingasse schreiten und hart an die Tür klopfen. Der Komponist Herr W. Mozart öffnete bleich und verstört. Mozart forderte das Requiem. »Die Zeit wird knapp«, sagte er. Der Komponist fuhr sich mit der Hand durch sein schütteres Haar. Bald, bald. Mozart zog eine goldene Uhr heraus und runzelte die Stirn. »Die Zeit wird knapp.«

Als ich erwachte, war mein Gesicht tränenfeucht. Ich akzeptierte. Ich wußte, daß ich die schwerste Lektion des Lebens endlich begriffen hatte.

Originaltitel: ›Amadeus‹
Copyright © 1980 by Robert Silverberg
(erstmals erschienen in ›New Dimensions‹ 10)
mit freundlicher Genehmigung der Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Dagmar Kreye
Illustriert von Jobst Teltschik

James Stevens
Seelenretter

Das Stirnband hat sich auf eine sehr tugendhafte Lobet-den-Herrn-Musik eingestellt. Sie wiegt richtig meine Seele, und ich bin Howie Happy. Dann schaltet sich plötzlich die Stimme unseres Dienstleiters ein, um mitzuteilen, daß Fabiola und ich gesucht werden. Ein T.d.e.H. im *Caserio Madre Teresa,* dem Projekt zur Beseitigung der Super-Slums, das sie 2085 eingerichtet haben. Heute, nur drei Jahre später, ist es der schlimmste Slum auf der Insel. Sie sagen, unter den Armen herrscht wirklich Clive Claustrophobia, und ich kann's mir vorstellen. Der Rest von uns lebt schon wie Sammy Sardine.

Wenn die Sirene heult, kann man auf dem *elevado* durch den Verkehr jagen, was einer der Gründe dafür ist, daß ich gern steuere. Aber dann muß man über die Rampe auf Bodenhöhe und durch den verfluchten Mob kriechen. Seht euch um. Verwüstete Parks und Spielplätze, Graffiti an den Gebäuden und Mauern. Der krankhaft süßliche Gestank von Abfall. Verkrüppelte Bettler. Abgemagerte Kinder mit dicken Bäuchen. Es ist zum Verzweifeln, wie langsam diese armen Leute aus dem Weg gehen, selbst wenn wir abschreckende Obertöne zur Sirene hinzuschalten. Man sieht sie unter dem Druck auf ihren Trommelfellen zusammenzucken, aber niemand geht sonderlich weit zur Seite. Wenn wir uns hindurchzwängen, schlagen sie gegen die Flanken unseres Wagens.

Zorn ist eine Sünde, aber ich kann sie vergeben. Es ist höllisch, hungrig und Harvey Hopeless zu sein. Es gibt so viele von uns, und nur so verdammt wenige kommen zurecht. Trotzdem, man kann Sünden vergeben, aber man kann sie nicht für rechtens erklären, nicht wahr? Nehmen wir meine Mutter. Sie wurde in einem Projekt wie *Madre Teresa* geboren, aber sie fand einen Ausweg. Was beweist, daß der Glaube einem zum Durchhalten verhilft. Ich meine, Gott sieht sogar, was die Lilien auf dem Feld brauchen, nicht wahr? Und Gott hilft ihnen.

Das Apartment ist erstaunlich sauber. Zwei Schlafzimmer, Unterkunft für eine sechzehnköpfige Familie. Mutter hat gewartet, bis Vater zur Arbeit ging, wo er Wohnmodule für ein neues Projekt zusammenbaut, und die Kinder zur Schule geschickt, bevor sie sich die Pulsadern durchschnitt und in der Badewanne verblutete. Nancy Neat.

Als wir eintreffen, ist die Seelenmörderin noch warm. Fabiola schnippt auf ihr Kehlmikro und beginnt ihren Bericht einzugeben,

während sie arbeitet. Fabiola ist sehr cool, sehr professionell. So wie ich sein möchte.

»Einleitende Angaben. Weiblich. Mulattin. Um sechsunddreißig Jahre. Tod durch eigene Hand, Typ Zwei. Aufgeladen zur Überführung ins *Centro San Francisco de Asís.*«

Wir bringen Druckverbände an beiden Handgelenken an und hieven den Körper auf die Schwebebahre. Die Haut der Frau ist aschfarben geworden. Wir bugsieren das Fleisch durch die Menge, die sich draußen versammelt hat, als die Stimmung feindselig wurde.

»Warum laßt ihr sie nicht tot, ihr Bibelgauner?« fährt uns eine wütende Stimme an. »Was ist das für ein Leben, in das ihr sie zurückholen wollt?«

Ich kann die Frau nicht ausmachen, aber das ist eindeutig Jeffersonsche Agitprop. Aber Fabiola und ich befolgen Anordnungen und ignorieren die atheistische Aufrührerin und das andere Gemurmel, das darauf folgt. Der Priester, der den Seelenmörder gemeldet hat, starrt durchdringend in die Menge, aber die Stimmen erheben sich hinter ihm.

Gut, vielleicht verabscheuen manche Leute die Arbeit, die wir Korpsleute tun, aber, *Cristo,* unser Job ist nur ein anderer Weg, Gottes Gesetzen zu gehorchen. *Gott schenkt dem Menschen das Leben, und nur Gott darf es ihm nehmen* – das ist das Motto der Anti-Suizid-Korps von Amerika. Ich glaube an Gott und an sein Werkzeug, die Gute Hirtin, und ich glaube, daß die Arbeit, die ich tue, gut ist, und daß ich, indem ich sie verrichte, wie Jesus werde. Mein Glaube ist stark und unverrückbar wie eine mächtige Eiche. So einfach ist das.

Wir schieben die Seelenmörderin in den Fond des Wagens, bringen die Sensoren an und programmieren den Kryopak. Alles Ricky Routine. In weniger als drei Minuten ist sie eingefroren. Wir überführen das Fleisch ins Zentrum in *San Francisco,* und sie lassen sie in die Wiederbelebungspipeline gleiten und schicken sie durch eine Reihe von Tests, um herauszufinden, was wiederhergestellt werden muß (Hirnzellenregeneration schmerzt mehr als der Tod, habe ich gehört). Dann tauen sie sie auf, beheben die Schäden und erwecken sie wieder zum Leben, so gut wie neu und bereit, sich für ihr Verbrechen zu verantworten. Wenn sie erst für ihre Sünden gebüßt hat und wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen worden ist, wird sie zu ihrer Familie zurückgeschickt. Susie Saved.

Gut, vielleicht bin ich der Sünde des Stolzes schuldig, aber ich fühle mich Howie Happy, wenn ich weiß, daß ich eine Seele gerettet habe. Es ist unwahrscheinlich, daß die Frau noch einmal versuchen wird, sich umzubringen. Einmal durchs Eis ist für die meisten genug.

Fabiola ist eine gute christliche Frau. Gründlich gepflegtes

Gesicht, streng zurückgebundenes Haar, Nummern zu große Overalls, die kein bißchen von dem Körper darunter zeigen. Aber, he, ich weiß, daß sie große Brüste hat. Richtige Betty Boobs. Wann immer sie einen Smoghustenanfall hat, spannt sich ihre Uniform darüber. Das Geburtsdatum auf ihrem Abzeichen lautet 14/2/55, also ist sie dreiunddreißig, elf Jahre älter als ich. Aber sie sieht jünger aus. Ich fange gerade mein Noviziat an, bin kaum einen Monat bei den Korps.

Das Wetter ist Harry Hell geworden. Das ist nicht übertrieben. Mittagstemperaturen steigen bis Mitte dreißig an – heiße Augusttage im frühen Mai, mein Gott. Im Laufe des letzten Jahrhunderts etwa hat sich das Wetter überall verändert und Puerto Rico ist keine Ausnahme. Die Sommer sind heißer, die Winter kälter. Der Atlantik hat sich seit den Tagen meines Großvaters um etwa zwei Grad abgekühlt. Tatsache. Sicher, Winterwallfahrer, die mit dem Ballon vom frostigen Festland herüberkommen, finden die Gewässer des einundfünfzigsten Staates noch immer herrlich warm, aber wir Inselbewohner springen zwischen Oktober und März nicht mehr in die Brandung. Zu Freddie Frigid. Brr.

Aber, he, an einem heißen Maitag wie heute ist eine Abkühlung mehr als willkommen. Ich parke den Kühlwagen vor einer Bude an einer Straßenseite vor dem Strand von Isla Verde. Aah, *piraguas.* Tamarindensaft über einem Kegel von geriebenem Eis für mich, Himbeere für Fabiola. Ich könnte ein Dutzend davon essen.

Fabiola ist ein komischer Vogel. Redet nicht viel. Eine richtige Sally Shy. Sie steht einfach da und starrt auf die leuchtend blauen Wogen hinaus. Meine Kontaktlinsen verdunkeln sich automatisch, um das blendende Licht zu dämpfen. Aah, *Cristo,* ist das ein schöner Tag. Der Strand ist ein Ameisenhaufen von Seelen in Badekaftanen. Man kann das Salz der leichten Meeresbrise riechen, und wenn man geradewegs nach oben schaut, sieht man nicht einmal den Smog.

»Was ist los mit dir?« frage ich.

Nach einem Moment sieht mich Fabiola an, irgendwie sonderbar, als ob sie denkt, sie sei vielleicht etwas Besseres als ich. »Die Kinder sind heutzutage wohl alle so, was?« Ihre Augen haben die Farbe von feuchtem Tabak und ihr Blick ist sehr direkt, sehr eindringlich. Sie macht einen wirklich beherrschten Eindruck. Ich wünschte, ich könnte auch so blicken, aber ich weiß nicht wie, deshalb lächele ich bloß, Floyd Friendly.

»Wie sind die Kinder alle?«

»Ihr habt keinen Takt, keinen Respekt vor der Privatsphäre. Niemandem ist erlaubt, irgend etwas für sich zu behalten.«

Ihre Stimme ist tief und ausdruckslos, aber mir kommt der Gedanke, daß sie vielleicht mich und nicht die Kinder überhaupt meint und daß ich vielleicht etwas getan habe, das sie gekränkt hat.

»He, du hast ausgesehen wie Trudy Troubled, weißt du?« entgegne ich. »Ich dachte, du möchtest vielleicht reden. Ich bin ein guter Zuhörer.«

»Das bist du bestimmt«, sagt sie trocken. »Du sagst selten etwas. Und wenn, dann nur in diesem dümmlichen Kinderslang …«

»He, wenn du nicht darüber reden willst …«

»Ich will nicht mit *dir* darüber reden.«

Jetzt komme ich drauf, daß *ich* vielleicht gekränkt sein soll, aber ich kümmere mich nicht drum. Das ist meine Art so, und es funktioniert. Man braucht ein dickes Fell, um in dieser übervölkerten Welt zu überleben. Und Sinn für Humor. Ich denke einfach nicht mehr an Fabiola und konzentriere mich auf das, was ich empfinde. Gut, der Tamarindensaft auf meiner Zunge ist herb, das geriebene Eis herrlich kühl. Ich schließe die Augen und verliere mich in den Empfindungen. He, es ist gut, am Leben zu sein, was?

Fabiolas Smoghusten macht den Augenblick wirklich zunichte.

Ich habe das nicht erwartet. Ich habe festgestellt, daß ich sehr oft an Fabiola denke. Ich liege im Bett in meinem kleinen Zimmer außerhalb des Schlafsaalwohnbereichs und verbringe Stunden damit, mir ihre Brüste, ihren Bauch, ihre Schenkel vorzustellen. Richtig Cherry Cheesecake. He, aber das ist keine Sünde. Ich bin in meinem Hochzeitsjahr und das Gesetz besagt, seid fruchtbar und mehret euch, nicht wahr?

Es gibt ein Mädchen im Frauenschlafsaal mit blaßgrünen Augen. So wie sie meine Mutter hatte. Sie hat eine komische Art, mich anzusehen, wenn sie glaubt, daß ich sie nicht beachte. Das Problem ist, daß es nicht statthaft wäre, einfach hinaufzugehen und sie anzusprechen, und ich niemanden kenne, der uns miteinander bekannt machen könnte. Dwight Dilemma.

Die Stimme der Guten Hirtin spricht aus meinem Stirnband, den ganzen Weg über vom Christus-Bezirk. Sie hat eine wundervolle Stimme – weich und gehaucht und voll von heiliger Kraft. Sie warnt uns. Der Schatten des Bösen fällt übers Land. Mehr denn je müssen wir Gläubige uns vor den Jeffersonschen Rationalisten und ihren Unwahrheiten hüten. Sie sagt, es gäbe geheime Anzeichen dafür, daß die Jeffersonisten eine Verschwörung gegen sie planen, weshalb, wegen Bedrohung von Gottes Herrschaft, das Grundgesetz im Dienste Jesu Christi zeitweilig außer Kraft gesetzt wird. Sicher, die Jeffersonisten werden deswegen wahrscheinlich vor Gericht gehen, aber sie werden verlieren. Gottes Herrschaft kommt vor allen übrigen Dingen.

Fabiola ist verwitwet, und einsam, glaube ich.

Wir haben gerade einen Springer eingefroren. Ich weiß nicht, ob er es absichtlich gemacht hat, aber ich nehme an, dadurch, daß er mit dem Schädel aufgeschlagen und sein Gehirn zehn Quadratmeter über den Asphalt verspritzt ist, hat er es den Medicos unmöglich gemacht, ihn zurückzuholen. Mickey Mess. Der erste erfolgreiche T.d.e.H., von dem ich erfahren habe. Ich wußte nicht, daß es geht.

»Der Juni ist was für Springer«, brummt Fabiola. Sie füllt, was ich von dem Hirngewebe zusammenschaufeln konnte, in einen sterilen Behälter und friert ihn zusammen mit dem Körper des Seelenmörders ein. Ich meine, das ist Zeitverschwendung. He, das ist eine Seele, die geradewegs zur Hölle fährt, keine zweite Chance. Davey Damned.

Warum tun sich Leute *das* an, hm?

Gut, wir jagen mit heulender Sirene den *elevado* in Richtung *San Francisco de Asís* entlang, durchschneiden den dichten Verkehr, als ich plötzlich frage: »Lebst du allein?« Einfach so. Platzt aus mir heraus, ohne daß ich's wollte. Eddie Extemporeneous.

Fabiola taxiert mich. Ich sitze am Steuer und richte den Blick weiterhin auf die Straße, aber, he, ich habe ein großes seitliches Blickfeld.

»Warum fragst du?«

»Ich weiß nicht. Nur zur Konversation.« Ich rase zwischen zwei schwerfälligen Hovertrucks hindurch, die mit Dosenkonserven nach Arecibo und Mayagüez unterwegs sind. Der Große transportiert Thunfisch, der andere zubereitetes Seegras. Ich mag Thunfisch, aber roh. Jedesmal, wenn ich ein bißchen Extrakredit bekommen habe, gönne ich mir einen Besuch im *# 3 Sushi Paradies.* Sicher, es geht einem an den Kredit, aber, he, man hält nur einmal in dieser Zwischenstation, nicht? »Ich dachte, wenn du allein lebst, möchtest du vielleicht gern wieder heiraten.«

»Dich?«

»Ich bin in meinem Hochzeitsjahr. Wußtest du das nicht? Ich würde einen guten Ehemann abgeben. Ich bin ein Gottesfürchtiger Christ und folge den Zehn Geboten. Ich habe noch andere Vorzüge.«

»Warum mich?«

»Du bist die einzige Frau, die ich gut genug kenne.«

»Mich«, sagt sie trocken. »Du weißt aber, wie man ein Mädchen umhaut.« Sie hustet rauh und fängt sich wieder. »Sieh mal, wir arbeiten erst seit zwei Monaten zusammen. Du weißt verdammt wenig über mich.«

»He, ich bewundere deine Erfahrung und deine Professionalität. Dein Selbstvertrauen. Ich will so sein wie du.«

»Nein, willst du nicht.«

»Wieso nicht?«

»Du wärst ein sehr unglücklicher junger Mann.« Ich schalte den Chevyota in den Rückwärtsgang. »Versuchen wir diesmal, ein bißchen sanfter ans Ladedeck anzukoppeln, was meinst du?«

Wir liefern den Springer ab und kehren zurück, um den *elevado* entlangzufliegen. Ich höre den Hymnen aus dem Stirnband zu, als die Gute Hirtin unterbricht und bekanntgibt, daß die Partei der Jeffersonisten verboten worden ist. Fabiola starrt auf die fernen Berge der Cordillera Central. Selbst an einem sonnigen Tag wie heute hängt der Smog wie Rauch dazwischen. He, man braucht nur einen Haufen Leute zusammenzubringen und – zack – hat man Big Dick Drek. Fabiolas Augen sind rot gerändert und ihr Gesicht sieht plötzlich alt aus.

»Heißt das also nein?« frage ich.

»Laß mich darüber nachdenken«, sagt sie auf abweisende Art.

Ich zeige mich mit einem Nicken einverstanden, aber ich hoffe, sie wird sich nicht soviel Zeit lassen. He, ich bin wild darauf, meine Christliche Pflicht zu erfüllen, klar?

Angela. Das ist der Name des Mädchens mit den grünen Augen. Sie ist eine Meßdienerin der Töchter der Mutter Maria und sie arbeitet im Ablaßbüro. Wenn man eine Sünde begangen hat, für die man büßen muß, und den Kredit hat, kauft man sich einfach den passenden Ablaß und – zack – ist man wieder Peter Pure. Angelas Aufgabe besteht darin, einem den ›Bezahlt‹-Stempel auf die Absolutionsbescheinigung zu drücken. Sie ist eine Art umgekehrte Maria Magdalena – die Leute fühlen sich besser, weil sie sie von ihren Sünden *befreit*.

Es passiert in der Kirche. Angela ist diesen Sonntag als Diakon tätig, und als sie mir die Hostie in den Mund legt – zisch – streichen ihre Finger über meine Zunge. Ihr Geschmack ist leicht salzig, wie von rohen Seeigeleiern. Ich blicke auf in die Augen meiner Mutter und stelle fest, daß Angela mich erkennt. Ich bin sicher, daß die Spur eines Lächelns ihre Lippen umspielt. Zack. Eine große Frage … Hat sie mich absichtlich berührt?

Gut, jetzt, wo sie sich meiner Seele geöffnet hat, kann ich wohl mit ihr sprechen. Nach dem Gottesdienst warte ich draußen vor der Sakristei. Sie trägt einen schlichten Ledertalar, der ihr kurzgeschnittenes Haar und ihre braune Haut betont, und – he – sie scheint nicht überrascht zu sein, mich zu sehen. Sie ist fast so groß wie ich, und ich bin neugierig auf die Formen des hochgewachsenen Körpers unter dem losen Stoff. Sie sieht etwa so alt aus wie ich, vielleicht ein paar Jahre älter.

»Ich bin Juan Bautista«, sage ich.

»Klar, ich weiß«, erwiderte sie. Diese sanfte Stimme und dieser

gesenkte Blick erinnern mich an unsere Mutter Gottes, aber Angela hat eine Kühnheit an sich, die ich noch bei keiner anderen Frau beobachtet habe, nicht einmal bei Fabiola. Ich fühle mich wie ein richtiger Willie Wetdream, als würde ich in meinem Zimmer liegen und mir Fabiolas Schenkel vorstellen. »Du bist Korpsmann. Ich habe dich in deinem himmelblauen Overall gesehen. Du siehst wirklich wie Buddy Beautiful aus in deiner Uniform, wie ein Engel der Barmherzigkeit.«

Vielleicht sollte ich Angela heiraten, überlege ich.

Sonntagsdienst wird doppelt bezahlt, und ich denke schon an Montag, wenn ich den ganzen Extrakredit für ein *Sushi*-Festessen ausgeben werde. Weiße Reisbälle, bedeckt mit schönen, dicken Scheiben von rohem Thunfisch, Barsch, Gelbschwanz, Garnelen, knusprigem Tintenfisch, alles in Spezial-*Shoyu*-Sauce getunkt. Ooh, mir läuft das Wasser im Mund zusammen. Gary Glutton.

Cristo, das war ein übler Sabbat – ein halbes Dutzend T.d.e.H.s in weniger als drei Stunden. Sechs Seelenmörder gerettet. Vielleicht bilde ich mir das nur ein, aber ich glaube, daß mehr Selbstmörder draufgehen. Begreifen die Leute nicht, daß Gott so viele von uns geschaffen hat, weil Er uns so liebt? Verstehen sie nicht, daß die Überbevölkerung und die rauhen Lebensbedingungen dazu dienen, *unsere* Liebe für Ihn auf die Probe zu stellen, und daß im Himmel eine um so süßere Belohnung dafür auf uns wartet, daß wir das erbarmungslose Leid in diesem Jammertal ohne zu klagen hingenommen haben? He, man braucht kein Gerry Genius zu sein, um das zu kapieren, was? Es steht alles da, im Katechismus.

Der siebte Tod durch eigene Hand ist eine kleine, vogelartige Frau. Sie hat sich vor den San Juan-Ponce-Schnellzug geworfen und sich gerade selber zerfetzt. Ihr Kopf ist fast an einem Stück davongerollt, das Gesicht zu einer lächelnden Fratze verzerrt und von den Prellungen Blut an Wangen und Stirn, aber der *Körper* sieht aus, als ob er durch einen Mähdrescher geschickt worden sei. *Cristo,* was für eine schreckliche Art zu sterben. Fabiola sieht richtig blaß aus, aber wir sammeln das Fleisch in einem Körperbeutel, frieren die Stücke ein und bringen sie nach *San Francisco.* Noch ein Sünder, der in Satans Umarmung geglitten ist. Danny Depressing.

Manchmal frage ich mich, warum wir uns abmühen. Laßt sie sterben, und wir sind sie los, Gott sei Dank. Aber dann erinnere ich mich: soll ich nicht meinen Nächsten lieben wie mich selbst? Und ich erinnere mich daran, daß kein Mensch die Hand gegen sich selbst erhebt, wenn er nicht von Beelzebub besessen ist, und daß es meine christliche Pflicht ist, dabei zu helfen, die unsterbliche Seele meines Bruders davor zu bewahren, für alle Ewigkeit in die Fänge des Bösen

zu geraten. Den anderen dienen, nicht?

Fabiola schluchzt, ganz heftig und unerwartet. *Das* geht mir wirklich an die Nerven. Wir haben gerade den Kopf und die Überreste der kleinen Vogelfrau in *San Francisco* abgeliefert, und ich sehe noch immer den glasartigen Film über ihren feuchten braunen Augen. Marty Morbid. Diese Augen sehen vertraut aus.

»Was ist los?« frage ich. Meine Stimme ist nicht so beherrscht, wie ich es gern hätte, aber, he, ich bin wütend und, na ja, ein bißchen erschrocken. In den sechs Monaten, die wir zusammenarbeiten, habe ich Fabiola noch nie so gesehen.

Sie schluchzt schlimmer, hustet gequält, schüttelt den Kopf und weigert sich, zu antworten. Ich halte vor einem Priesterladen und warte in der Reihe, um etwas geweihten Wein zu kaufen. Sie nimmt ein paar Schluck, und das scheint sie zu beruhigen, aber sie sagt noch immer nichts. Ich bin wirklich durcheinander wegen ihr, aber sie merkt es nicht. Gut, vielleicht bin ich ein kleiner Sidney Selfish, aber ich glaube nicht, daß sie ein Recht hat, mitten in der Schicht ohne jede Erklärung plötzlich nicht mehr mit mir zu reden. Aber, na, ich sehe schon, daß ich nichts dagegen tun kann, also halte ich einfach den Mund und stelle an meinem Stirnband irgendeinen heiteren Gospelsong ein.

Nach einer Weile erhalten wir die Anweisung, uns um eine Springerin an der Morro Bay-Brücke zu kümmern. Fabiola kauert sich gegen die Beifahrertür, die Lippen zusammengepreßt, die Augen rot. Sie wirkt eingeschrumpft, als sei sie weit entfernt.

»Möchtest du, daß ich um eine Untereinheit bitte?«

Sie schüttelt den Kopf.

»Fühlst du dich gut genug, um das zu erledigen?«

Sie schließt die Augen und nickt.

Und sie erledigt es auch, sehr cool, sehr ruhig, sehr professionell, obwohl die Springerin versucht hat, ihr Baby mit sich zu nehmen. Ich wäre gern dabei, wenn diese Frau wiedererweckt wird, dann könnte ich ihr ins Gesicht schlagen.

Eine Woche später. »Das war meine Mutter«, sagt Fabiola.

»Was?«

»Das war meine Mutter. Unter dem Schnellzug.«

»Oh«, sage ich. He, ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll. Ich frage mich, was das für ein Gefühl ist, wenn man weiß, daß seine Mutter in der Hölle ist. Meine Mutter ist im Himmel. Sie starb jung, als sie mich zur Welt brachte. Mein Vater ist ein großes Tier im Christus-Bezirk. Er ist ein Unverheirateter und man erlaubt ihm, in der Gegenwart der Guten Hirtin anwesend zu sein, was ihn fast zu einer rechten Hand Gottes macht, nehme ich an. Er hat die Seele meiner

Mutter persönlich gerettet. Er sah sie als die Jungfrau Maria verkleidet bei einer Osterprozession und erwählte sie. Das tun viele unserer heiligeren Männer, ein Mädchen aus der Gosse auflesen und sich ihrer spirituellen Bedürfnisse annehmen. Ich bin nur zweimal mit ihm zusammengekommen, aber er taucht ziemlich oft in den Fernsehnachrichten auf. »Wie ich sehe, kommst du, was dein Aussehen angeht, ganz auf mich«, sagte er und erklärte mir, warum es ihm seine Position nicht erlaubt, sich öffentlich zu mir zu bekennen oder zu meinem Unterhalt beizutragen. Ich sagte ihm, ich verstünde es. Ich weiß, daß er meine Mutter gerettet hat und daß es wahrscheinlich eine Sünde ist, was ich fühle, aber ich glaube, er ist ein Sammy Shit.

»Möchtest du mich immer noch heiraten?« fragt Fabiola.

»Ich bin schon verheiratet«, erwidere ich beklommen. Angela und ich haben einen Tag geheiratet, nachdem Beverly Bitch mit ihrer Tochter in den Armen von der Morro Bay-Brücke gesprungen ist. Ich merke, daß die Neuigkeit Fabiola erschüttert, aber zuerst sagt sie nichts.

»Du bist wohl ein bißchen launisch, was?« fragt sie.

»He, Dora Dillydally, du hast lange gebraucht, um ›darüber nachzudenken‹, nicht? Die Dinge verändern sich.«

»Die Dinge verändern sich«, wiederholt sie leise und nickt.

Wir fahren. Die Stille ist sehr laut. Ich kann das schwache Summen des Schwungrads des Chevyota hören. Wssssss … Und das Surren eines Luftschiffs der Pan Am, das über uns durch den Smog treibt.

Ich bekomme Lust auf frische Kokosmilch und lenke vom *elevado* an einen Stand an der Straßenseite. Der Verkäufer holt zwei blaßgrüne Nüsse aus einem Eisschrank, haut ihre Spitzen mit einer Machete ab und steckt Strohhalme hinein. Ich gebe eine Fabiola. Ich weiß nicht, ob sie diese Geste zu würdigen weiß, aber sie nimmt sie und bedankt sich bei mir. Die Kokosmilch ist kalt und süß, wirklich erfrischend. Es ist vielleicht Anfang Oktober, aber die Sonne Puerto Ricos macht einem noch zu schaffen.

»Das Leben war nicht immer so, wie es jetzt ist«, sagt Fabiola. Ich werfe ihr einen höflichen Blick zu. Sie redet mit sich selbst, eine Art Nelly Nuthouse. »Als meine Mutter ein Mädchen war, waren Staat und Kirche durch das Gesetz getrennt. Die Christliche Allianz kam erst an die Macht, als *ich* ein Kind war.« Sie sieht mich irgendwie sonderbar an. »Gottes Herrschaft ist kaum älter als du, obwohl deine Generation den Eindruck hat, es sei immer so gewesen.« Sie blickt weg und fährt leise fort. »Es ist nicht alles das, was es zu sein vorgibt.«

Ich nehme an, Fabiola ist wegen ihrer Mutter durcheinander, aber ich höre es nicht gern, wenn jemand etwas gegen Gottes Herrschaft

sagt. Ich sehe Fabiola so kalt an, wie ich kann, aber sie bemerkt es nicht.

»Schon immer haben sich Menschen selbst umgebracht«, sagt sie. »Normalerweise deshalb, weil der Tod ihnen anziehender erscheint als das Leben, das sie führen. Aber es war nie so wie jetzt. Nie so wie jetzt. Wir sind nur eine Einheit und wir haben es im Monat mit siebzig bis hundert T.d.e.H.s zu tun. *Eine* Einheit, Juan Bautista. *Jeden* Monat. Denk darüber nach!« Sie sieht sich traurig um. »Es ist eine harte, rauhe Welt, überbevölkert und im Verfall begriffen. Und die Regierung macht es noch schlimmer, indem sie uns anspornt, uns bis zum Untergang zu vermehren. Es ist keine Welt, in der Menschen leben möchten.«

»Du klingst wirklich wie Janey Jefferson«, erwidere ich wütend.

»Das ist die einfachste Art, damit umzugehen, was? Jeden, mit dem man nicht einer Meinung ist, als ›Werkzeug des Teufels‹ zu brandmarken. Dann braucht man sich nie mit unangenehmen Gedanken auseinanderzusetzen. Oder mit dem, was die Wahrheit sein könnte.«

»Ich weiß, daß das nicht die Wahrheit ist«, behaupte ich steif. *Cristo,* ich kann mir nicht vorstellen, daß ich diese Frau einmal heiraten wollte. Wir sind so vollkommen verschieden. Ich schäme mich der Lust, die mich für ihre wahre Natur blind gemacht hat.

Sie seufzt. »Nein, ich glaube nicht. Menschen sind formbar. Vor allem junge Menschen.«

»Wenn du das meinst, warum bist du dann den Korps beigetreten?« Diese Unterhaltung grenzt an Blasphemie. Ich fühle mich wirklich wie Nicky Nervous.

Sie lacht, aber es klingt hohl. »Ich habe das nicht immer so gesehen. Als ich den Korps beitrat, glaubte ich, ich verrichte einen wundervollen heiligen Dienst. Niemand hatte einen stärkeren Glauben, niemand empfand eine tiefere Loyalität.« Sie macht eine Pause und atmet tief durch. »Ich habe sogar meinen Mann angezeigt, weil ich ihn antichristlicher Aktivitäten verdächtigte.« Ich werfe ihr einen überraschten Blick zu. »Ich war idealistisch und naiv und ich dachte, ich hätte eine Orientierung gefunden.« Sie schneidet eine Grimasse. »Ich dachte, ich hätte eine Orientierung gefunden. Ich könnte mir vorstellen, daß ich dir sehr ähnlich war.«

»Ich dachte, er sei gestorben«, sage ich, noch immer Stanley Stunned.

»Sie sorgten dafür, daß es wie ein Selbstmord von der Art aussah, bei denen nichts mehr zu retten ist. Wie sie's bei meiner Mutter getan haben.« Sie hustet und ihre Lunge hört sich an, als sei sie voller Schleim. »Das wird wahrscheinlich auch mir passieren.«

Sie gibt ihre leere Kokosnuß einem armen Jungen. Er hat uns aus

einigem Abstand zugesehen in der Hoffnung, unsere Reste zu bekommen. Er schlägt die Nuß an einer Kante des Bordsteins auf und fängt an, das nahrhafte weiße Fruchtfleisch im Innern zu essen. Ich war einmal dieses Kind.

Ich sehe Fabiola an und irgendwie macht sie mir Angst, aber ich möchte nicht, daß sie es weiß. »Ah, *Cristo«,* sage ich angewidert. »Pamela Paranoid.«

Plötzlich verändert sich Fabiola. Sie lächelt mich schief an, als teilten wir ein besonderes Geheimnis. »Zum Teufel, ich würde an deiner Stelle dasselbe denken. Ich habe dir doch erzählt, ich war auch einmal jung und formbar, Juan Bautista.« Sie sieht weg und seufzt. Die Brise trägt den Geruch eines nahenden Gewitters heran. »Seelenretter, rette dich selbst«, flüstert sie so leise, daß ich es fast überhöre. Dann lauter: »Verzeih mir. Es ist eine schwierige Zeit für mich, und ich tu mir selbst leid.« Sie betrachtet mich, als gäbe es in meinen Augen etwas, das sie finden will, aber nicht finden kann. Dann sagt sie, als sei es ihr gerade erst in den Sinn gekommen: »Ich nehme an, du wirst mich Vater Rene melden.« Sie hört sich nicht an, als sei sie sehr besorgt darüber.

»Nein, werde ich nicht.«

Und ich werde es auch nicht. Nicht dem Kommando-Pater. Ich wende mich gleich an die Spitze, an den Divisions-Chef, Bischof Malpica. Er lobt mich für mein Handeln. Ich weiß, daß es das Beste für Fabiola ist. Sie werden ihr Ratschläge erteilen und ihr helfen, ihr Leben in Ordnung zu bringen. Am Ende wird sie mir dankbar sein. Greta Grateful.

Aber ich habe ein mulmiges Gefühl im Bauch, weil ich immer noch über die verrückten Dinge nachdenke, die sie gesagt hat. Weil ich den Eindruck habe, daß mir irgend etwas entgangen ist.

Am Samstagabend darauf verschlingen Angela und ich im *# 3 Sushi Paradies* zarten, fettigen *toro,* als die Gute Hirtin über das Stirnband bekanntgibt, daß eine landesweite Jeffersonsche Verschwörung aufgedeckt und zerschlagen worden ist. Wäre sie erfolgreich gewesen, sagt sie, hätte das den Sturz von Gottes Herrschaft und den Beginn der Regentschaft Satans bedeuten können. Ich verspüre ein kolossales Gefühl der Erleichterung – die Guten haben wieder gewonnen.

Ein wenig später, als Angela und ich über die Wiederkunft Christi diskutieren, erhalte ich übers Stirnband einen Anruf von Vater Rene. Ich nehme an, er ist ein enger Freund von Fabiola gewesen, denn seine Stimme stockt immer wieder, während er versucht, mir Einzelheiten über ihren Tod mitzuteilen.

Programmiere den Kryopak darauf, einen Körper einzufrieren,

lasse ihn unbeaufsichtigt auftauen, dann friere ihn wieder ein und du hast eine Wagenladung von verdorbenem Fleisch. Das ist es, was Fabiola sich angetan hat. In der Akademie haben sie uns erklärt, daß ein Wiedereinfrieren die Flüssigkeiten in den Körperzellen kristallisieren läßt und das ist dasselbe, als nähme man ein Messer und schlitze sie von innen auf. Ein Körper, der kristallisiert, ist für immer tot. Cathy Corpse.

Fabiola ist von einer Gruppe Racheengel gefunden worden, einem Teil des Kampfverbandes, der dem Komplott der Jeffersonisten das Rückgrat gebrochen hat. *Cristo,* Tess Turncoat. Aus Christen sind Rationalisten geworden. Aus Seelenrettern Seelenmörder. Und ich habe nie Verdacht geschöpft. Donnie Dumb. Ich glaubte, daß ihre Mutter sich vor den Schnellzug geworfen hat und zur Hölle gefahren ist, hat Fabiolas Verstand ziemlich durcheinander gebracht und deshalb habe sie vor dem Kokosnußstand wie Nelly Nuthouse geredet.

Einen Augenblick lange frage ich mich, ob Fabiola sich wirklich selbst umgebracht oder ob jemand dafür gesorgt hat, daß es so aussieht. Klebt ihr Blut an meinen Händen? Ich meine, ich war ein Stevie Stoolpigeon. Ah, oh, sage ich. Michael Melodram. Die Wahrheit läßt sich einfach zusammenreimen und ist so ein Connie Cliche – Fabiola hat ihren Glauben verloren, ist in schlechte Gesellschaft geraten und hat ihr Leben weggeworfen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Gott ist Liebe, aber verrate Ihn, und er wird dich auslöschen.

Ich möchte nicht mehr darüber nachdenken. Die ganze Sache ist einfach Danny Depressing, also verbanne ich sie aus meinem Kopf, so schnell ich kann. Mein Geist braucht eine Auffrischung, und was Angela mir erzählt, ist genau das Richtige dafür.

Es gab eine Menge Geschrei gegen Ende des letzten Jahrhunderts, daß Christus zum Ausgang des zweiten Jahrtausends wiederkehren würde. Aber das Jahr zweitausend kam und ging, und die Welt lief weiter wie bisher. Eine Menge Leute waren enttäuscht. Nun erzählt mir Angela, daß Theologen der Regierung, die im Priesterseminar der Paulskathedrale arbeiten, ein großes biblisches Forschungsprojekt abgeschlossen haben, aus dem hervorgeht, daß frühere Berechnungen auf fehlerhaften Übersetzungen beruhten, so daß die Ergebnisse um ein glattes Jahrhundert danebenlagen! Minnie Mistake, was? Das wahre Tausendjährige Reich wird Punkt Mitternacht am einunddreißigsten Dezember im Jahr des Herrn 2099 anbrechen. Dann werde ich noch am Leben sein. Tatsache. Die offizielle Bekanntmachung wird noch diese Woche erfolgen.

An diesem Tag werden alle Toten – alle, die jemals lebten, von Adam bis in die Gegenwart – zum Jüngsten Gericht wieder auferweckt werden. Und dann werden die Gerechten gepriesen und die

Sündhaften dem ewigen Feuer überantwortet werden.

»Du wirst am Jüngsten Tag gerade dreiunddreißig Jahre alt sein, Liebling«, sagt Angela in einem plötzlich ehrfurchtsvollen Flüstern, das mir eine Gänsehaut verschafft. »Genauso alt wie Jesus, als Er starb …«

Wir denken einen Augenblick darüber nach. Genauso alt wie Jesus. Für alle Ewigkeit. *Cristo,* das kommt mir wirklich wichtig vor. Das kann nicht bloß ein Calvin Coincidence sein.

Meine Kehle zieht sich zusammen, und ich huste ein paarmal. Dieser Smoghusten, den ich allmählich entwickle, ist wirklich lästig.

He, es gibt noch andere Ähnlichkeiten. Ich rette Seelen. Ich helfe, die Toten zu erwecken, nicht? »Du wirkst Wunder«, flüstert Angela. Ich höre das gern. Wie mein Namensvetter Johannes der Täufer[2] bringe ich Seelen zu Gott – er durch Wasser, ich durch Eis.

»Denk darüber nach«, sagt Angela. »Der Tag der Auferstehung. Du … und *Jesus* …!«

Ich drücke ihre Hand. Mein Bauch zieht sich ein, als fingen sie und ich an, uns zu lieben. Und mein Herz beginnt zu rasen. Ich bin eins mit Gott und – zack – ich bin Howie Happy.

Fabiola hat ihre Chance vertan. Aber nicht ich. Ich habe meine Orientierung gefunden.

Originaltitel: ›Soulsaver‹

Copyright © 1983 by James Stevens

(erstmals erschienen in ›Isaac Asimov's Science Fiction Magazine‹, September 1983)

mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim

Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael K. Iwoleit

Renato Pestriniero
Souvenir

Paulus Seymour gab das Signal, und in der Projektionsfläche des Holovideos erschien das scharf geschnittene Gesicht Yuris.

»Hier *Man's Pride«,* sagte Seymour. »Herzlich willkommen, *Panglobal.«*

»Freut mich, zurück zu sein, *Man's Pride.* Hallo, Pau. Mach mir in den Silos Platz, denn wir sind zum Bersten voll. Die Tanks laufen schon fast über, und damit meine ich auch die beiden gravitatorischen. Schick außer den Jungs bitte auch die RE runter.«

»Mach dir keine Sorgen, Yuri: Es stehen dir sowohl die RE als auch die Jungs zur Verfügung. Wir haben hier noch einen Teil der Ladung der *Multitank Holsatia,* die vorgestern bei uns eintraf, aber Platzprobleme gibt es nicht. Ist bei euch an Bord alles in Ordnung?«

»Nur zwei leichte Vergiftungen.«

»Schön. Deine voraussichtliche Ankunftszeit: drei siebenunddreißig. Wie ist es dort oben gewesen?«

»So schlimm wie immer. Bin froh, daß auch diese Charter erledigt ist. Sie haben dir doch wohl nicht schon die nächste vorgelegt?«

»Du hast einen Monat Zeit, dich auszuruhen und die *Panglobal* in Ordnung zu bringen, sollte es zu Schäden gekommen sein.«

»Vier Wochen? Wunderbar! Nein, Schäden gibt es keine – abgesehen von einigen Kratzern. Die Einzelheiten kannst du dem Logbuch entnehmen. Wohin geht's das nächstemal?«

»Nach Miranda.«

»Dort bin ich noch nie gewesen. Was gibt's an dem Steinbrocken denn Besonderes?«

»Ich habe die Frachtliste noch nicht vorliegen. Aber wie ich hörte, wirst du auf dem Hinflug ein paar Tonnen Ausrüstungsgüter für die schwedische Basis befördern. Offenbar haben sie da oben Probleme mit ihren Anlagen. Übrigens dürfte es Bunyon sein, der dich verabschiedet, denn in fünfzehn Tagen, nach der Ankunft der *Interplanetaren Helena,* fliege ich ebenfalls runter.«

»Ich gratuliere. Nachforschungen bezüglich deines Buches?«

»Die letzten. Dann habe ich das komplette Material. Diesmal nehme ich mir das alte Europa vor. In Ordnung, Yuri, ich übergebe die Kontrolle jetzt an den Computer. Macht euch an den Papierkram; wir hier kümmern uns darum, euch sicher heimzubringen. Wir sehen uns bei minus dreißig wieder. Du kannst nun die Annäherungslichter

einschalten.«

»Schon erledigt, Pau. Man könnte uns fast mit einem Weihnachtsbaum verwechseln. Bis bald. Aus und Ende.«

Drei Stunden und einundzwanzig Minuten später machte die *Panglobal Einheit Drei* – das Schiff kam von den Trojanischen Asteroiden und transportierte eine aus Erzen und verschiedenen Ausrüstungsgütern bestehende Ladung – am scherzhaft ›Waikiki‹ genannten Dock B der amerikanischen Raumstation *Man's Pride* fest, die in einer Höhe von neunhundertsiebzig Kilometern die Erde umkreiste.

Damit begann für Paulus Seymour die Aufgabe, die Entladearbeiten zu überwachen. Daran anschließen würde sich der langweiligste Teil des Dienstes – der verwaltungstechnische. Nach vielen Jahren der Tätigkeit an Bord der Raumstation war die Kontrolle der Annäherung, des Anlegens und der Entladung der aus allen Teilen des Sonnensystems kommenden Frachter und Transporter zur Routine geworden.

Auf den Bildschirmen vor Seymour waren nun die Roboteinheiten und Bioniker zu sehen, und er beobachtete, wie sie mit extrem rationalem – und auch rationellem – Eifer durch die gewaltigen Luken hasteten. Über die Monitore daneben wanderten die Daten, die nicht nur Aufschluß gaben über die einzelnen Entladeoperationen, sondern auch, was noch wichtiger war, die Ausführungszeit angaben und das voraussichtliche Ende der Arbeiten kalkulierten – wobei letzterem eine besondere Bedeutung bei der Berechnung eines Überliegegeldes oder einer Gebührenrückerstattung infolge einer vorzeitigen Löschung der Ladung zukam.[3]

Die RE und die bionischen Psyborgs arbeiteten zusammen. Erstere nutzten die Möglichkeiten der Morfokinetik; letztere verfügten über ein menschliches Gehirn in einem beliebig austauschbaren Kunstkörper. Das kostenträchtige Unterfangen, die Umwelt dem Menschen anzupassen, wurde aufgegeben, nachdem die ersten Psyborgs der Klasse ›Proteus‹ aus den clongenetischen Laboratorien kamen. Von jenem Augenblick an hatte die menschliche Morphologie den von der Umwelt und der jeweiligen Arbeit geforderten Bedingungen zu entsprechen.

Obgleich inzwischen die Entwicklung der Proteus-Klasse die fünfte Generation erreicht hatte, empfand Seymour nach wie vor ein gewisses Unbehagen, wenn er mit jenen Geschöpfen zu tun hatte, die weder von der Gestalt noch vom inneren Wesen her vollkommen menschlich waren. Und diese diffuse Beunruhigung bezog sich nicht nur auf die Bioniker, sondern auch auf viele andere Aspekte seiner Berufswelt. Natürlich ließ er sich das nicht anmerken, aber er konnte das Gefühl, irgendwie anders zu sein als die anderen Arbeiter an Bord

der Raumstation, nicht ganz verdrängen.

Siebenundzwanzig Stunden und einundfünfzig Minuten nach dem Anlegen wurde der letzte Erzcontainer aus den Frachträumen des Transporters entladen, und auf dem einen Monitor blieb die eingeblendete Chronometeranzeige der verstrichenen Zeit stehen. Jetzt begann die anteilige Aufrechnung der entstandenen Kosten, was sicher zu den üblichen Kontroversen bezüglich der jeweiligen Interpretation des Chartervertrages führte – das Hin- und Herschieben der Verantwortlichkeit für die unvermeidlichen Schäden …

Die RE kehrten in ihre Nischen zurück. Und die Bioniker suchten ihre Unterkünfte auf.

Das Schloß erkannte Paulus und öffnete die Tür der Zimmerflucht, deren Wände aus von der Küste stammendem gemeißeltem Felsgestein bestanden. Er trat ein und bewegte sich sehr behutsam und möglichst geräuschlos, um der Aufmerksamkeit der allgegenwärtigen elektronischen Spione zu entgehen: Er kannte sich in diesen Räumen gut aus.

Als er das Lärmen der üblichen Musik vernahm, vergaß er alle Vorsicht und trat entschlossen auf die Schiebfläche zu. Als er sich ihr näherte, registrierten die Flüssigkristalle seine Körpertemperatur, und die Fläche begann in einer chromatischen Aberration zu erzittern. Pau ließ sie zur Seite gleiten und betrat das Zimmer.

Er wußte, was ihn erwartete, und so war er angesichts der vielen Menschen, die sich in dem Raum zusammendrängten, nicht überrascht. Er sah sich suchend um, bis er Dream entdeckte. Sie lag inmitten eines Gewirrs aus Kissen, und mit langsamen und mechanischen Bewegungen verlagerte sie dann und wann das Gewicht von der einen auf die andere Seite. Pau näherte sich der jungen Frau, ohne dabei auf die Leute zu achten, die sich zwischen ihm und Dream befanden. In dem von den Wänden her dröhnenden Lärm waren nur einzelne Wortfetzen und gelegentliches Lachen zu hören.

Er sprach sie an, aber Dream drehte sich auch weiterhin wortlos von der einen Seite auf die andere. Sie lächelte. Pau berührte sie an der Schulter und nannte erneut ihren Namen, und sie schlug die Augen auf und sah ihn an. Ihr Lächeln war unerschütterlich.

»Dream, ich bin’s, Pau.«

Sie drehte sich auf die andere Seite und schloß die Augen.

Paulus Seymour suchte den Körper der jungen Frau ab, bis er zwischen den Falten der Schärpe die kleine Metallplatte fand. Er betätigte den Schalter darauf, und die Gestalten der anderen im Raum befindlichen Personen lösten sich in farbigen Lichtblitzen auf und verschwanden: Der Lärm von den Wänden verstummte.

Dream hielt die Augen noch einige Sekunden lang geschlossen

und schaukelte sanft hin und her. Dann verharrte sie und sah ihn an.

»Pau!« rief sie. »Was für eine nette Überraschung! Ich dachte, du wärst oben im Kreisel.« Sie setzte sich auf und schmiegte sich kurz an ihn. »Komm, leg dich neben mich. Ein bißchen Liebe?«

Pau schüttelte den Kopf. »Vielleicht später. Ich bin gekommen, um dich zu fragen, ob du mich nach Europa begleiten möchtest, nach Doge City. Na?«

Dream lächelte und ließ sich auf die Kissen zurücksinken. Ihre Hand tastete nach der zwischen den Falten ihres Gewandes verborgenen Platte. Pau griff behutsam nach ihrem Arm. »Kommst du mit mir?« fragte er erneut. »Wir können jetzt gleich aufbrechen. Es heißt, es sei eine eigentümliche Stadt …«

»Dodge City liegt nicht in Europa«, erwiderte Dream mit geschlossenen Augen. »Ich … ich habe die Stadt schon einmal besucht … Ist gar nicht so seltsam … Eine der bedeutendsten Städte der Welt, berühmt für seine Geschichte … Und es gibt dort die besten Hamburger.«

»Doge City, Dream, nicht Dodge City. Eine Stadt im Nordosten Italiens, in Europa. Weißt du, ich muß mit dem Buch fertigwerden, das von der Geschichte der Nautik handelt, und mir fehlt noch Material, das ich nur dort finden kann.« Pau zog die junge Frau sanft in die Höhe, und Dreams Körper erschlaffte. Sie ließ den Kopf nach hinten hängen und lächelte.

»Europa interessiert mich nicht.« Sie gab sich kindisch und schmollte. »Warum fliegst du nicht nach Kapstadt? Von dort aus werden die Schiffe gestartet …«

»Nein, die meine ich nicht, Dream. Vorher gab es Schiffe, die die Meere befuhren, und Doge City war ein großer Flottenstützpunkt, vielleicht der wichtigste überhaupt.«

Dream biß ihm ins Ohrläppchen. »Ach, Pau, von Wasser halte ich nicht viel, das weißt du doch. Komm bald zurück.«

Seymour umfaßte ihren Kopf mit beiden Händen und zwang sie dazu, ihn anzusehen. Dream hatte nach wie vor die Augen geschlossen und stülpte lächelnd die Lippen vor. »Bringst du mir ein Souvenir aus Dodge City mit?«

Pau blickte noch einige Sekunden lang in das hübsche Gesicht der jungen Frau und ließ sie dann auf die Kissen zurücksinken. Als er die Schiebetür hinter sich schloß, dröhnte aus den Wänden bereits wieder laute Musik, und auch das Zimmer war so überfüllt wie zuvor.

Paulus Seymour wünschte sich, jenen angenehmen Gleichmut, den man für gewöhnlich nach einer langen Zeit der Ruhe und Entspannung empfindet, noch einige Augenblicke festhalten zu können.

Es war still im Raum, aber Pau hatte noch immer die sonderbaren Geräusche in den Ohren, die ihn während des Aufenthaltes in der seltsamen Stadt auf Schritt und Tritt begleitet hatten. Laute, die er noch nie zuvor vernommen hatte – nicht nur im Raumhafen, sondern auch während seines Streifzugs über die Erde. Konnte man sie möglicherweise als lautlose Geräusche bezeichnen? Vielleicht. Denn es hatte sich dabei nicht um von der Luft übertragene Vibrationen gehandelt, sondern eine Art dröhnendes Knistern, das seinen Ursprung in ihm selbst gehabt zu haben schien – akustische Zeugnisse eines ihm unbekannten Lebens, das dennoch ein fest verwurzelter Bestandteil seiner Wesensstruktur war. Pau hätte zu gerne darauf reagiert, aber dazu war er nicht in der Lage gewesen.

Er berührte die leuchtende Sensorfläche und aktivierte damit das automatische Weckprogramm. Die Jalousien glitten langsam nach oben und enthüllten eine helle gekuppelte Fensteröffnung. Pau schwang die Beine aus dem Bett, und seine Füße berührten den Boden, eine weiche Fläche in verschiedenen grünen und ockergelben Farbtönungen. Ein eigentümlicher Geruch breitete sich im Zimmer aus – Pau glaubte ihn als den des Grases ganz früh am Morgen identifizieren zu können –, und erfüllt war der Duft von der Feuchtigkeit der Nacht. Ein immer lauter werdendes Rascheln ging von den Grasbüscheln aus, insbesondere von den Stellen, wo das Grün üppiger wuchs, am Fußende des Bettes und in der Ecke neben der Tür. Frische Luft wehte durch das Zimmer, und Pau fröstelte.

Imaginäre hohe Bäume neigten sich im Wind sanft hin und her, und das sanfte Rascheln der Blätter hörte sich an wie das Plätschern von Wasser, das über glattgeschliffene und mit farbigen Mineralienadern durchzogene Steine hinwegplätscherte.

Es waren eigenartige Bilder, die Paus Bewußtsein entwickelte, ohne daß in seinem Gedächtnis eine entsprechende Bezugsgrundlage gespeichert war. Aber vielleicht, so überlegte er, offenbarte sich in diesen Vorstellungen die genetisch in ihm verankerte Erfahrungswelt seiner Vorfahren …

Ein plötzliches Geräusch, und ein kleiner Vogel ließ sich von einem hohen Zweig fallen und flog zwitschernd umher. Pau hob den Kopf, um das Flattern der Flügel zu beobachten, aber sein Blick fiel nur auf die Zimmerdecke, deren himmelblaue Tönung mit dem durch das Fenster leuchtenden Weiß verschmolz.

Es war eine echte Überraschung gewesen, in der wunderlichen Stadt im Nordosten Italiens ein Hotel zu finden, das eine Ausstattung mit Sensiapartements aufweisen konnte, und Pau hatte sich ohne zu zögern für ›Leben im Wald‹ entschieden und andere Unterkünfte, die intensivere Erlebnisse versprachen – zum Beispiel ›Insel im Pazifik‹, ›Schwarzes Afrika‹ und ›Tausendundeine Nacht‹ –, nicht einmal in die

engere Wahl gezogen.

Die Wecksequenz des Programms ging nun allmählich ihrem Ende entgegen. Aber die Automatik stabilisierte eine Empfindungskulisse, die sich zusammensetzte aus einer leichten Brise, die den Geruch von Moosen und Farnen mit sich trug, dem Brummen von Insekten, dem Rascheln von Blättern und dem leisen Gurgeln eines Baches, dessen Wasser irgendwo über Kiesel plätscherten.

Pau öffnete das Fenster und setzte sich auf den Balkon. Sein Blick fiel auf den Prachtbau der Santa Maria della Salute; links sah er das glitzernde Wasser des Canale Grande und rechts das des Canale della Giudecca. Etwas weiter entfernt machte er die Neue Prokuratie sowie die Basilika und den Dogenpalast des Markusplatzes aus. So bot sich Paulus Seymour an jenem Morgen des ersten September die Stadt dar, die man in Doge City (womit die Stadt der Dogen gemeint war) umbenannt hatte – nach der Vereinnahmung Europas durch die Vereinigten Staaten und der Gründung der USAE.

Das einstige Venedig präsentierte sich Pau mit jener Art von Magie, die der Stadt seit Jahrtausenden zu eigen war und Farben und Konturen miteinander verschwimmen ließ. Der Sommer neigte sich dem Ende entgegen, und das Licht hob die von der Zeit und dem Menschen verursachten Verheerungen weniger deutlich hervor. Erste dünne Nebelschwaden umhüllten die großen Palazzi und verbargen das Ausmaß, in dem die Mauern bereits verwittert waren.

Während der Reise hatte sich Seymour über die Stadt informiert, und jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als den Beschreibungen Glauben zu schenken, die er zuvor für maßlos übertrieben gehalten hatte.

Einige Möwen schwebten mit weißen und ausgebreiteten Schwingen über die Kanäle, tauchten ganz plötzlich ins Wasser, schossen unmittelbar darauf wieder daraus hervor und setzten den Flug fort. Ihr Krächzen hallte über die Dächer. Einer der Vögel kam in einem weiten Bogen auf das Kuppelfenster zu. Die Möwe stieß einen heiseren Schrei aus, schlug rasch mit den Flügeln, stieg auf und entfernte sich in einer eleganten Kurve, um sich kurz darauf zwischen den weißen Marmorwölbungen der Basilica della Salute zu verlieren.

Es herrschte eine friedliche und gleichzeitig erregende Atmosphäre, die Seymour aus seinem Zimmer rief. Er spürte, daß die Stadt ihn zu sich einlud, daß eine überraschende und faszinierende Verlockung von ihr ausging.

Und als er sich in dem Gewühl befand, das die zugänglichen Bereiche der Stadt heimsuchte und auf diese Weise einen unmittelbaren Eindruck vom standardisierten Massentourismus gewann, begann er sich irgendwie elend und verloren zu fühlen.

Von unten aus betrachtet sah die Rialtobrücke aus wie ein kleiner

Hügel, auf dem es von Menschen nur so wimmelte. Gegen seinen Willen mußte Seymour dem Schieben und Zerren der verschiedenen Gruppen nachgeben, die in dem Gedränge kaum auseinanderzuhalten waren. Die Brücke quoll regelrecht über, so voll war sie mit nacktem und vor Schweiß glänzendem Menschenfleisch, mit roter und sich abpellender Haut. Überall plapperten Stimmen, und Hunderte von Mündern verschlangen hastig geschmackloses Vollpension-und-alles-inklusive-Frühstück.

Von dem Wasser des Canale Grande, über die sich die Brücke spannte, erklang das Platschen und Klatschen und Summen und Brummen der automatischen Gondeln, die sich über eine Länge von einem Kilometer bis fast in die Mitte des Kanals hin aneinanderreihten und auf Touristenfracht warteten.

Hinter der Kurve ließ sich die große Stahlbarriere erahnen, die den Kanal in der Höhe der Ca' d'Oro[4] abriegelte. Jenseits dieses Damms aus Metall stellte der Kanal eine gewaltige faulige und stinkende Wunde dar, die die Stadt bis hin zum alten Bahnhof verunstaltete. Dort befand sich eine zweite Barriere, eine noch größere als die erste, die sich fast mit einer Talsperre vergleichen ließ – und die schirmte die Fehler ab, die man nach der Katastrophe von Porto Marghera gemacht hatte.

Auf einer großen Leuchttafel schimmerte eine Warnung, abwechselnd in den fünf Hauptsprachen, die neben der offiziellen Staatssprache der USAE zugelassen waren: GEFÄHRLICHE ZONE. RESTSUBSTANZEN AUS RADIOAKTIVER UND CHEMISCHER VERSEUCHUNG.

Trotzdem war jener Bereich als der ›Durchgang‹ bekannt. Diese Bezeichnung gründete sich auf die Tatsache, daß man durch die weite Fläche, die einst eine Lagune gewesen war, die archäologischen Reste der petrochemischen und nuklearen Industrie von Porto Marghera erreichen konnte. Infolge der Maßnahmen, die ein weiteres Ausbreiten der von radioaktiver Strahlung und chemischer Vergiftung heimgesuchten Zone hatten verhindern sollen, war die betreffende Region zu einem Niemandsland geworden – dem bevorzugten

Aufenthaltsort der Gescheiterten, die aus aller Welt hierher gekommen waren. Tatsächlich handelte es sich dabei um eine Hauptattraktion von Doge City – wenn auch die einzige, mit der keine Werbung gemacht wurde.

Jeden Tag von morgens bis abends schwebten Hunderte von Helikiosken an den Uferbereichen entlang und verkauften angeblich aus der verseuchten Zone stammende Souvenirs. Einst hatte man auf diese Weise noch echte Raritäten erstehen können, zum Beispiel geschmolzene und dann zu bizarren Formationen erstarrte Metallfragmente, Splitter von menschlichen Knochen, manchmal sogar ganze Unterarm- oder Oberschenkelknochen. Doch wenn sich die Helikioske jetzt des morgens vom Himmel herabsenkten, waren sie gefüllt mit Reproduktionen aus Kunststoff, und neunzig Prozent der zum Verkauf angebotenen Stücke trugen die Aufschrift ›Made on Moon‹.

Seymour folgte weiter dem Verlauf des Weges und schritt tiefer in die Stadt hinein. Er wollte erst dann mit den Nachforschungen für sein Buch beginnen, wenn er sich einen Eindruck von der Stadt verschafft hatte.

Und während er durch die manchmal unglaublich schmalen Gassen des Labyrinths aus Straßen, Wegen, Pfaden, Brücken und Treppen wandelte, entstand in ihm eine sonderbare Neugier, die sich bald darauf in nervöse Unruhe und ein unbestimmtes Verlangen verwandelte. Es war fast, als stelle sich ihm die alte Stadt als eine Frau dar, die zwar verschlissene Kleidung trug, aber doch die Vorstellung weckte, darunter befände sich ein prächtiger und williger Körper.

Spät am Abend durchwanderte er einen verlassenen Bereich, und seine Schritte hallten laut von den steinernen Wänden wider. Ein Schild verlieh diesem Ort den Namen S. Trovaso. Es war ein kleiner Platz, der auf drei Seiten von einem Kanal mit halbhoher Ufermauer gesäumt wurde. Auf dieser Mauer saß ein alter dicklicher Mann, der in ein helles und zerknittertes Hemd und eine dunkle Hose gekleidet war. Der Kopf war eingehüllt in eine Wolke aus zerzaustem Haar. Die Füße steckten in Sandalen, die aus echtem Leder zu sein schienen. Er sah Seymour aus kleinen und ungewöhnlich lebhaften Augen an, und sein Blick vermittelte sofort Sympathie.

Seymour lächelte aus einem Reflex heraus und richtete seine Aufmerksamkeit anschließend auf den kleinen Platz, der so ruhig und still wirkte. Am Rande standen längst verlassene Häuser, die jedoch den Eindruck einer tiefen Vertrautheit in Pau erweckten – ein Gefühl, das sich völlig von dem unterschied, das an Bord der Raumstation in ihm entstand.

»Ja, solche Orte wie diesen hier müssen Sie besuchen, nicht die üblichen Plätze, die in den bunten Prospekten immer so angepriesen

werden«, sagte der alte Mann in einem fast perfekten amerikanischen Englisch. Seymour drehte sich überrascht um.

»Die anderen Bereiche dieser Stadt können Sie sich auf irgendeiner Holokarte ansehen«, fügte der alte Mann hinzu. »Aber Orte wie diesen müssen Sie selbst entdecken. Und das lohnt sich bestimmt. Kommen Sie, kommen Sie! Von hier aus haben Sie einen noch besseren Blick.«

Seymour trat auf den alten Mann zu – und stellte fest, daß er recht hatte: Von der Ufermauer aus betrachtet formten sich die Konturen der Häuser, des Campo S. Trovaso, der Kirche und des Glockenturms zu einem erstaunlich faszinierenden Bild.

Pau war froh, all dies in sich aufnehmen und genießen zu können, und er begriff, daß ein ihm bisher unbekannter Faktor seines Selbst immer mehr in sein Bewußtsein vordrang – ein nach wie vor andauernder Prozeß, der mit dem Besuch dieser ungewöhnlichen Stadt begonnen hatte. Es kam ihm in den Sinn, daß ein Tag vielleicht nicht ausreichte, um gewisse verborgene Aspekte zu entdecken.

Der alte Mann lächelte. Er erhob sich von der Ufermauer und schritt auf eine Haustür zu. »Kommen Sie!« sagte er und winkte. Er hinkte ein wenig; und Seymour folgte ihm.

»Bestimmt können Sie sich nicht vorstellen, wie einst die Bewohner dieser Stadt durch die Kanäle fuhren, die hier wie Straßen sind. Ich zeige es Ihnen.«

Seymour lachte leise. »Sie werden es mir nicht glauben«, sagte er, »aber genau aus diesem Grund bin ich nach Doge City gekommen.«

Der alte Mann sah ihn fragend an.

»Ich suche Material für ein Buch über die Geschichte der Nautik«, erklärte Pau.

»Ach ja«, erwiderte der Mann und wiederholte: »Kommen Sie, kommen Sie!« Er öffnete die Tür und wich zur Seite, um Seymour Platz zu machen. Paulus betrat einen Raum, der nur drei Wände aufwies. Es war fast völlig dunkel in dem Zimmer, und das einzige Licht fiel durch die offene Vorderfront: der Widerschein des Himmels nach dem Sonnenuntergang. Auf dem staubigen Steinboden standen Arbeitstische, Werkbänke, Schemel und Hocker, und da und dort lagen seltsam geformte Holzstücke. Sägespäne hatten sich zu kleinen Haufen angesammelt, und der verwunderte Blick Seymours fiel auf diverse Töpfe und andere Behälter, an denen sich Krusten aus einer schwarzen glänzenden Substanz gebildet hatten.

Seymour wußte zwar, was Holz war, aber er hatte noch nie zuvor einen Ort gesehen, wo mit diesem Material gearbeitet wurde. Die Luft war erfüllt von einem Geruch, dem er keinen Namen zu geben vermochte, von einem Duft, der zugleich neu und uralt war, den Paulus bisher noch nie wahrgenommen hatte und der dennoch etwas

berührte, das sich tief in ihm befand.

Der alte Mann war neben der Tür stehengeblieben und schwieg. Seymour wandte sich langsam von ihm ab und ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. Die fehlende vierte Wand war wie der Vorhang einer Bühne, der sich gehoben hatte und Ausblick gestattete auf die dunkle Silhouette der Stadt, auf die Dächer mit den gewaltigen Firsten, auf die hohen Türme.

Aus den drei Wänden des Raumes ragten Träger und breite Flächen, auf denen sich Holz stapelte, bereits fertiggestellte Bugspriete und solche, die erst noch bearbeitet werden mußten, und dieses irgendwie geordnet wirkende Durcheinander reichte bis zu den Deckenbalken empor. Von oben herab hingen Seilrollen und Wergriemen für die Kalfaterung.

Seymour schritt auf die natürliche Bühne weiter vorn zu. Der steinerne Boden setzte sich auch nach dem Ende der beiden Seitenwände fort, wies eine leichte Neigung auf und verschwand schließlich im Wasser des Kanals, der dicht an dem Haus vorbeiführte. Kleine Wellen leckten am Rand der Steine entlang.

Seymour sah eine dunkle Masse, die auf einer Art Rutsche lag, die sich durch den ganzen Raum über die geneigte Fläche erstreckte und draußen ins Wasser tauchte. Unmittelbar darauf bemerkte Pau, daß es sich um ein Objekt handelte, das sich unter einer Stoffplane verbarg, und aus irgendeinem Grund mußte er an einen Riesen denken, der sich in seinem Bett auf die Seite gedreht hatte und schlief. Er sah, wie sich die Oberfläche des Wassers vor ihm kräuselte, wie kleine Wellen über seine Schuhe glitten, aber er machte nicht kehrt. Noch einige weitere Schritte trat er vor. Das Wasser spülte ihm an den Fersen hoch und durchnäßte ihm die Socken, und Pau empfand das wie ein zärtliches Streicheln.

Es war, als erwache er langsam aus einem Traum, als er sich umdrehte und auf den alten Mann zuschritt.

»Gefällt es Ihnen?« fragte der, und während er lächelte, leuchtete es in seinen Augen. »Sie haben Glück. Bald wird das hier alles verschwunden sein. Man hat vor, den Kanal mit Erde aufzufüllen, und hinter der Kurve soll eine Plattform für die Helibus-Touristen des Euro-American-Express errichtet werden. Aber eigentlich wollte ich Ihnen etwas anderes zeigen.« Der alte Mann trat auf die Rutsche zu, griff nach einem Zipfel der Plane und zog das Tuch langsam von dem Gestell herunter. Dem überraschten Blick Seymours bot sich ein hölzernes Objekt mit klaren Linien dar, die sich nach und nach sanft wölbten und vorn und hinten mit zärtlicher Entschlossenheit aufeinander zustrebten. Vor dem dunklen Hintergrund zeichnete sich das helle Holz deutlich ab. Seymour strich mit den Fingerspitzen über die glatte und damastartig gemaserte Fläche.

»Hier ist das Material, das Sie für Ihr Buch über die Nautik brauchen«, sagte der alte Mann. »Dieses Gebäude hier war einst ein Schiffsschuppen und diente dazu, Boote zu bauen, zu reparieren und vom Stapel zu lassen. Dies hier ist die letzte Gondel. Sie konnte nicht fertiggestellt werden, denn derjenige, der mit ihrem Bau beschäftigt war, wurde angerufen, und niemand außer ihm kennt die Geheimnisse dieses Handwerks. Als diese Stadt eine Seerepublik war und sich ihre Macht über das ganze Mittelmeer erstreckte – damals wurde sie deshalb ›La Dominante‹[5] genannt –, gab es mehr als zehntausend dieser Barken. Jeder Teil einer Gondel hat eine ganz bestimmte Bedeutung und stellt in sich eine Synthese der Stadt dar.«

Er hat recht, dachte Seymour, es ist in der Tat eine gewaltige Sache, so immens wie die Oberfläche eines Menhir oder der Knochen eines Sauriers. Etwas, das geschickte Künstlerhände formen, das dazu bestimmt ist, von ewigem Bestand zu sein – und seinen festen Platz inmitten aller Dinge der Erde einnimmt.

An jenem Abend lud der alte Mann Paulus zu einem Gespräch bei sich zu Hause ein. Er führte ihn in einen vor Feuchtigkeit muffig riechenden Hausflur und die ausgetretenen Stufen einer sich steil in die Höhe schraubenden Treppe hoch. An jeder Wendung sah Seymour eine Tür mit einem weißen Schild, auf dem ein Name geschrieben stand.

»Jetzt wohne nur noch ich hier«, erklärte der alte Mann. »Die anderen Zimmer stehen schon seit langem leer.«

Sie stiegen weiter in die Höhe. Schließlich blieb der alte Mann vor einer der Türen stehen und drückte sie auf. Ein Schalter klickte, und eine Glühlampe verbreitete einen diffusen gelblichen Lichtschein.

Auf der einen Seite des Zimmers stapelten sich einige Schränke aufeinander, und Seymour sah in dem trüben Licht auch noch andere massige Formen, die sich unter Tüchern verbargen: In dem Raum herrschte ein einziges Durcheinander aus bedeckten Objekten, die in ihrer konturlosen Anonymität einen sonderbaren und fast bedrohlichen Eindruck erweckten.

Der alte Mann führte Paulus zwischen den in halbdunkle Schatten gehüllten Mastodonten umher – bis ihm schließlich ein altes Telefon auffiel, das über keinen integrierten Videoschirm verfügte.

»Hier gibt es Dinge von erheblichem antiquarischen Wert«, bemerkte Seymour. »Zum Beispiel das Telefon dort … Kann man es kaufen?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid. Aber das Telefon ist für die Anrufe notwendig.«

»Anrufe?« Pau erinnerte sich daran, daß auch der letzte Gondelbauer angerufen worden war. »Wer könnte denn hier schon anrufen?«

»Kommen Sie nur, kommen Sie!« sagte der alte Mann und führte Paulus durch eine Tür und in einen Korridor, in dem dreibogige Fenster einen Ausblick auf die Dächer der Stadt gestatteten. Seymour blieb unwillkürlich stehen, und während er stumm hinaussah, vernahm er einige weithin hallende Gongschläge. Als er sich fragend umwandte, erklärte der alte Mann: »Das ist eine der Uhren, deren Glockenläuten die Zeit angibt. Wir versuchen alles, um sie in Funktion zu halten, aber das wird immer schwieriger.«

»Sagen Sie …«, murmelte Paulus, »… was sind Sie eigentlich von Beruf? Arbeiten Sie für eine Art Stiftung?«

Der alte Mann lachte leise. »Nein, eine Stiftung gibt es nicht. Wir sind nur noch ungefähr zehn, und wir bemühen uns, das zu bewahren, was noch bewahrt werden kann. Aber dieser Aufgabe müßten sich jüngere Leute annehmen. Wie Sie zum Beispiel …«

Sie durchwanderten ein Labyrinth aus Zimmern und Korridoren und weiteren steilen Treppen, bis sie schließlich an eine schmale Glastür gelangten. Der alte Mann öffnete sie, und Seymour trat in ein Zimmer, das völlig aus Kristall und Holz zu bestehen schien; in den Wänden und der Decke zeigten sich Dutzende von größeren und kleineren Fensterscheiben, und es sah aus, als wetteiferten sie miteinander um die Bildung eines Mosaiks. Paulus drehte sich langsam um die eigene Achse, und sein Blick glitt über das Meer aus Dächern hinweg, das in der Ferne mit der Dunkelheit der hereinbrechenden Nacht verschmolz. Oben zeigten sich die ersten Sterne am Himmel.

Die Einrichtung dieses Raums bestand nur aus einem Tisch und zwei Stühlen.

»Setzen Sie sich«, forderte ihn der alte Mann auf, verschwand hinter einem Vorhang und kehrte kurz darauf mit zwei Tellern, Brot und einer großen Salami zurück. Er stellte alles auf den Tisch, trat erneut hinter den Vorhang und kam dann mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern wieder zum Vorschein.

Seymour war vollkommen durcheinander. Er sah sich von Empfindungen heimgesucht, die aus einer fernen Vergangenheit stammten – einer Vergangenheit, die er nicht kannte, die ihm aber dennoch ein beunruhigendes Gefühl des Déjà-vu vermittelte.

»Es ist nicht viel«, sagte der alte Mann. »Aber andererseits stammen diese Dinge aus eigener Herstellung. Sie werden an den Geschmack nicht gewöhnt sein; vielleicht mögen Sie ihn nicht.«

Seymour war außerstande, darauf eine Antwort zu geben. Er fühlte sich wie in eine andere Dimension versetzt, und ihm schwindelte.

Später rauchten die beiden Männer, und in der Schwärze des Himmels über ihnen funkelten Myriaden Sterne. Der alte Mann

erzählte von sich und den anderen, die versuchten, jene Bereiche der Stadt zu erhalten, die das Schicksal immer kleiner werden ließ. Seymours Gastgeber hieß Umàn: Einer seiner Vorfahren hatte den Gondeln und Barken beim Anlegen ans Ufer geholfen – mit einer langen Stange, an deren einem Ende sich ein Haken befand –, und nach dem internationalen Standard lautete die entsprechende Berufsbezeichnung *Hookman.* Mit der Zeit war aus diesem Wort Umàn geworden.

Seymour mußte daran denken, daß dieser Name dem alten Mann auch deshalb ganz angemessen war, weil er wie ›Human‹, also Mensch, klang.

Während des Gesprächs entstand zwischen ihnen beiden eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens, und Paulus suchte nach Worten, um das auszudrücken, was in ihm vorging. Und so erzählte er von seiner Tätigkeit an Bord der Raumstation, in einer Welt also, die sich in ihrer ausschließlichen Fixierung auf Technik völlig von der unterschied, mit der er sich hier konfrontiert sah.

Der alte Mann nickte und lächelte und machte ganz den Eindruck, als wisse er auch sehr genau, was Seymour empfand. Und man hätte fast meinen können, er habe auf dem Platz S. Trovaso extra auf Paulus gewartet …

»Kann ich dir irgendwie helfen?« fragte der alte Mann zu vorgerückter Stunde, als sie bereits zum Du übergegangen waren.

»Ich muß der Marciano[6] einen Besuch abstatten, um eine alte Frage in Hinsicht auf die Nautik zu klären«, erwiderte Seymour. »Ich brauche Einsicht in Unterlagen, aus denen die Bestimmungen des Seerechts der damaligen Zeit hervorgehen. Du könntest mir den Weg beschreiben.«

»Gern«, sagte Umàn. »Wende dich in meinem Namen an den Kustos. Er ist einer von uns. So, und nun begleite ich dich aus dem Haus.«

Umàn wollte ihm auch während des Rückwegs nach seinem Hotel Gesellschaft leisten, aber Seymour lehnte dieses Angebot dankend ab. Er brauchte Zeit zum Nachdenken.

In jener Nacht gingen ihm die verschiedensten Überlegungen durch den Kopf, als er durch dunkle und schmale Gassen wanderte und über mit Marmorstatuen geschmückte Brücken hinwegschritt, als er dem Verlauf geheimnisvoll in Schatten gehüllter Kanäle folgte und kleinere Plätze überquerte, die das perlmuttfarbene Licht des Mondes in kleine Seen aus azurnen Schemen verwandelte und deren Schweigen Tausende von Jahren alt war. Manchmal blieb er auch kurz an den verwitterten Überbleibseln einstmals prächtiger Wasserspeier stehen, an den Resten der Zeit zum Opfer gefallener Brunnen. Und immer weilten Paus Gedanken in einer Welt, die ihm bisher fremd

gewesen war.

Als er sich wieder in seinem Hotelzimmer befand, schienen ganze Tage vergangen zu sein – obgleich es noch Stunden bis zur Morgendämmerung dauerte. Es war fast, als habe sich die Zeit gedehnt, um ihm ausreichend Gelegenheit zu geben, in sich selbst zu blicken.

Am nächsten Tag fand sich Paulus Seymour bei der Marciana ein. Das große Tor war geschlossen, aber Umàn hatte ihm genaue Hinweise gegeben: Neben dem Eingang befand sich ein eiserner Knauf, der sich zum einen Ende hin verjüngte und am anderen eine kleine Öffnung aufwies. Ein Draht führte durch dieses Loch und verschwand in der Wand des Palazzo.

Pau zog an dem Griff, woraufhin sich der Draht spannte und im Innern des Gebäudes eine Glocke läutete. Kurz darauf vernahm Seymour das Geräusch sich nähernder Schritte, und das Tor öffnete sich langsam.

Ein Mann, der etwa ebenso alt war wie Umàn, musterte ihn skeptisch. »Sie wünschen?« fragte der Kustos auf Italienisch.

Seymour beherrschte die alten Sprachen nicht, und so erklärte er den Grund seines Besuches auf Amerikanisch und fügte hinzu, Umàn habe ihn geschickt.

Als der Kustos diesen Namen vernahm, hellte sich sein Gesicht sofort auf, und er wurde freundlicher und bat Seymour herein. »Kommen Sie in mein Büro«, sagte er und hielt auf eine schmale Tür zu.

Bei dem Raum, den sie betraten, handelte es sich nicht um ein Büro, nicht einmal um ein Zimmer. Vielmehr sah Paulus einen sechs Meter langen und zwei Meter breiten Teil eines Korridors vor sich. An der ungewöhnlich hohen Decke war ein Gemälde, dessen Farben verblaßt waren und von dem man aufgrund der Trennwand nur die eine Hälfte sehen konnte. Während die Wand auf der rechten Seite aus Mauerwerk bestand, setzte sich die linke aus kleinen Holz- und Kunststofftafeln zusammen. Von der Decke hing ein erstaunlich dickes und mindestens zehn Meter langes Kabel herab, an dessen Ende man eine Glühlampe befestigt hatte.

In dieser sechs Meter langen Enge befanden sich ein an die Trennwand geschobener Tisch, zwei Stühle, ein uralter elektrischer Heizofen, über den eine staubige Schutzhülle aus Plastik gestülpt war, und eine Konsole mit einem uralten Fernseher. Der restliche Platz entlang der Steinwand wurde von Büchern und Verzeichnissen und Listen beansprucht. Einige machten einen geordneten Eindruck. Andere hingegen türmten sich zu hohen und nicht sehr stabil wirkenden Stapeln auf, und der Rest war in unsortierten Haufen aufgeschichtet.

Auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite konnte man hinter einem halb zugezogenen gelben Vorhang eine weitere Tür erkennen.

»Die Streitfrage, die Sie eben ansprachen, stellt in gewisser Weise auch heute noch ein interessantes Problem des Seewesens dar«, sagte der Kustos und schritt dabei auf den gelben Vorhang zu. »Ich erinnere mich genau daran. Mein Vater erzählte mir bereits davon, als ich noch ganz klein war.« Er schob das Tuch beiseite, und Seymours Blick fiel auf Wände, an denen lange Regale angebracht waren. Sie bogen sich unter dem Gewicht der mit Riemen verschnürten Mappen, die nachgerade zum Bersten gefüllt waren mit Schriftrollen, Büchern, Kladden, Heftern und anderen gesammelten Dokumenten.

Der Vorhang fiel raschelnd zurück, und der Kustos verschwand dahinter. Als er weitersprach, klang seine Stimme gedämpft, als sei er geradewegs in die gewaltige Menge an Papier hineingekrochen.

»Jetzt suchen wir die Nummer, und dann wissen wir, wo sich die entsprechenden Unterlagen befinden.« Der Vorhang bewegte sich einige Male, während der Kustos in den Regalen hantierte. Seymour fragte sich, wie man in all den überquellenden Mappen und Ordnern irgend etwas Bestimmtes finden konnte.

»Sie müssen ein geradezu bewundernswertes Gedächtnis haben«, sagte er. »Sicher kommt nur selten jemand, um jene Dokumente dort zu Rate zu ziehen, und wenn Sie wissen, wo sich was befindet …«

Der Kopf des Kustos' kam kurz hinter dem Vorhang zum Vorschein. »Es kommen wesentlich mehr Besucher, als Sie vielleicht glauben«, erwiderte er und musterte Seymour. »Der letzte klopfte erst vor rund einem Monat bei mir an.«

Seymour enthielt sich eines entsprechenden Kommentars. Er wartete eine Weile und meinte dann: »Mit einem computerisierten Verwaltungssystem, das auf der Erfassung durch Mikrofilm basiert, wäre es möglicherweise einfacher …«

Der Kustos unterbrach ihn mit einem spöttischen Lachen. »Mikrofilm! Wer hätte denn die Zeit dazu, all diese Dokumente hier abzulichten? Und anschließend würde es noch einmal so lange dauern, um allen Unterlagen einen Code zuzuweisen und die Kennungen im Computer abzuspeichern. Mit meinem System hingegen … Sehen Sie?« Er zog einen Hefter aus einem der großen Stapel hinter dem Vorhang, öffnete ihn, trat an den Tisch, ging mit dem Zeigefinger eine vier Seiten lange Auflistung von Zahlenkolonnen durch und hatte ganz offensichtlich keine Schwierigkeiten, die richtige Codierung zu finden. »Hier haben wir sie schon … VII-21-3/L-76 – wußte ich es doch.«

Seymour sah ihn verwirrt an. »Und das bezeichnet die Unterlagen, um die ich Sie gebeten habe?«

Der Kustos wandte sich zu ihm um und hob erstaunt die Augenbrauen. »Worum denn sonst? Sie haben doch nach Informationen über die Kontroverse um die ›Santissima Madre‹ gefragt, die von Konstantinopel kommend am neunten Juli des Jahres 1576 in Venedig einlief, nicht wahr?«

Seymour nickte andeutungsweise.

»Eben. Jetzt brauchen Sie sich nur noch an den hier angegebenen Ablageort zu begeben, und dort finden Sie das Gewünschte. Ich kann Sie leider nicht begleiten, denn der Aufzug ist ausgefallen, und das Treppensteigen fällt mir schwer.«

Er notierte die Kennummer auf einem Zettel, den er Seymour reichte. »Hier. Siebter Stock, einundzwanzigstes Zimmer, drittes Regal auf der linken Seite, Mappe Nummer sechsundsiebzig. Ich warte hier auf Sie.«

Seymour wollte sich gerade auf den Weg machen, als ihm noch etwas einfiel. »Seit wieviel Jahren machen Sie diese Arbeit schon?«

»Ich bin in diesem Gebäude geboren. Als die Wehen einsetzten, begab sich meine Mutter in das im sechsten Stock gelegene Studierzimmer. Mein Vater lehrte mich den Umgang mit all den Dokumenten hier, und nachdem er angerufen wurde, trat ich seine Nachfolge an. Und ich muß sagen, daß wir hier gute Arbeit geleistet haben – alle Mappen befinden sich dort, wo sie hingehören; nie ging ein Dokument verloren. Sie mag das verblüffen, da Sie daran gewöhnt sind, solche Verwaltungsaufgaben von Computern durchführen zu lassen. Aber meine Art von Organisation befriedigt mich weitaus mehr.«

»Sie meinten eben, Ihr Vater sei angerufen worden. Auch Umàn sprach von einem Anruf, auf den er wartet.«

Der Kustos blinzelte. »Was hat Umàn Ihnen gesagt?«

Seymour hob die Schultern. »Nichts weiter. Ich fragte ihn, worum es dabei ginge, aber er gab mir keine Antwort darauf. Können Sie mir die Sache erklären?«

Der Kustos sah ihn nachdenklich an. »Sind Sie nur wegen Ihrer Nachforschungen hierher gekommen, oder … oder gibt es noch einen anderen Grund, der Sie in diese Stadt brachte?«

Seymour antwortete nicht sofort. »Meine Absicht war … Nun, ich arbeite an Bord der *Man's Pride,* einer amerikanischen Raumstation, und bisher habe ich nicht einmal im Traum daran gedacht, daß eine solche Welt existieren könnte …« Bei den letzten Worten vollführte er eine umfassende Geste.

Der Kustos lächelte. »Tja, so ist es fast immer – ein jäher und tiefer Schock. Aber wenn man es schafft, ihn zu überwinden und zu verstehen, was hinter all dem hier steckt …«

»Sie haben meine Frage von vorhin noch nicht beantwortet«,

erinnerte ihn Seymour.

»Darüber können wir später noch sprechen. Holen Sie sich erst einmal Ihre Unterlagen. Die Treppe finden Sie dort rechts.« Daraufhin verschwand der Kustos wieder hinter dem gelben Vorhang, um den Hefter mit der Kennungsliste an ihren Platz zurückzulegen.

Seymour stieg die Treppe hoch und schritt tiefer hinein in den steinernen Leib der Marciana, einen gewaltigen und massigen Körper, der aus langen und steilen Treppen, dunklen Korridoren und weiten Hallen voller Schatten und Schemen bestand.

In jedem Stockwerk erwartete ihn ein Saal, der so groß war, daß die Konturen der Wände sich irgendwo im Halbdunkel verloren. In regelmäßigen Abständen zeigten sich geschlossene Türen mit emaillierten Schildern – oder einfach nur vergilbten Zetteln, die mit Klebestreifen daran befestigt waren. Die Wandbereiche zwischen den Türen wurden vollständig von riesenhaften Holzschränken oder bis zur Decke emporreichenden Regalgestellen aus Metall beansprucht. Auf einigen Schränken lagen zudem noch Truhen und Kisten oder sogar andere quergelegte Schränke.

In der Mitte einer jeden Saalwand befand sich eine große Bogentür mit verzierter Marmoreinfassung und einem aus dem gleichen Material bestehenden Abakus, und durch diese Tore gelangte man in die verschiedenen Treppenhäuser.

Für die Beleuchtung sorgten Glühbirnen in schmiedeeisernen Laternen, die an langen Ketten von der Decke herabhingen. Der gelbliche Glanz erhellte jedoch nur einen Bereich, der nicht mehr als einige wenige Meter durchmaß, und der Rest eines jeden Saals lag in grauschwarzem Schatten.

Seymour wurde neugierig und ging langsam an den geschlossenen Türen vorbei. Nach und nach, während er Stockwerk um Stockwerk höher gelangte, deuteten die jeweiligen Aufschriften auf immer neue Fachgebiete hin. In der ersten Etage las er Schilder mit den Bezeichnungen ›Selbstjustiz‹, ›Betrug‹, ›Beweismittelarchiv‹, ›Konkurse‹, ›Havarien‹, ›Sicherstellungsmaßnahmen‹ und anderen Hinweisen, die sich alle auf die Legislative bezogen.

In der nächsthöheren Etage nannten die Schilder nur Namen, und Seymour las die von Sokrates, Hegel/Nietzsche, Gioberti, Platon und dann auch die von Marx, Feuerbach, Comte und Poincaré, die entweder einzeln oder in Gruppen aufgeführt waren.

Es folgten einige schwere Stahlgestelle, die an einem riesenhaften Schrank lehnten, in dessen Frontfläche eine breite Leiste fehlte. Die Öffnung wirkte heller als das angrenzende Holz und sah aus wie eine eitrige Wunde, da sich an den Rändern gelblicher Staub an Dutzenden von kleinen Spänen angesammelt hatte.

Seymour trat näher heran. Ganze Dokumentenbündel, die nicht

mehr von der fehlenden Leiste zurückgehalten wurden, quollen regelrecht hervor. Als er in die Öffnung spähte, boten sich ihm die ledernen Rücken der vielen Ordner und Mappen wie die aufgeblähten Chitinleiber monströser Insekten dar, die Hunderte von Schriftrollen, uralten Karten und Verträgen und anderen Unterlagen verschlungen hatten und nur darauf warteten, mit weiteren historischen Leckerbissen gefüttert zu werden.

In der vorderen Wand setzte sich die Reihe der geschlossenen Türen fort, und Paulus las Schilder mit den Aufschriften Aristoteles, Kant, Kierkegaard, Croce, Engels – und etwas weiter Fichte, Rosmini, Gentile, Galluppi, Bradley, Spencer und Russell.

Seymour stieg ins dritte, vierte und dann ins fünfte Stockwerk empor, und hier ging er an den Türen vorbei, die Giotto und Dante gewidmet waren, dem Impressionismus und dem Expressionismus, da Vinci und Einstein, und als er an der mit dem Schild ›Studierzimmer‹ gekennzeichneten Tür vorbeischritt, dachte er: Dort drin wurde der Kustos geboren.

Weitere Treppen ging es empor, in den sechsten und schließlich siebten Stock. Am Querbalken des Eingangs war ein Blatt befestigt, auf dem der Löwe des Sankt Markus abgebildet war, und darunter las Seymour die Worte: Pax tibi Marce evangelista meus. Und darunter wiederum befand sich ein handschriftlicher Zusatz: ›Die Republik Venedig.‹

In diesem Saal waren die einzelnen Türen nur mit Nummern gekennzeichnet. Paulus trat in das mit der Zahl 21 markierte Zimmer. Zu seiner großen Überraschung erhellte strahlendes Sonnenlicht den Raum. Es glänzte durch ein in der einen Wand in Bodenhöhe eingelassenes halbrundes Fenster herein und spiegelte sich auf dem Metall der vielen Regale wider, die schwere Aktenlasten zu tragen hatten.

Es bereitete ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten, die gesuchten Unterlagen zu finden, und es dauerte nur einige wenige Minuten, sie zu fotografieren und sich auf diese Weise Kopien für den persönlichen Gebrauch zu machen.

Als er in den alten Dokumenten blätterte, löste sich ganz feiner Staub von ihnen, die das hereinfallende Sonnenlicht wie Myriaden winziger Kristalle brachen und das ganze Zimmer mit einem goldenen Gleißen erfüllten. Die Seymour umgebende Luft verwandelte sich dadurch in so etwas wie einen historischen Botschafter. Die Präsenz der Stadt und all dessen, was sie darstellte, manifestierte sich in dem gelben Leuchten, und einen Teil davon nahm Paulus mit jedem Atemzug in sich auf. Als er das Zimmer verließ, fühlte er sich wie benommen.

Er kehrte in das Korridor-Büro zurück und stellte dort fest, daß

der Kustos den Fernseher eingeschaltet hatte. Seymour dankte ihm für die Hilfe und wiederholte noch einmal seine Frage. Der Kustos zögerte erst und erwiderte dann: »Früher oder später werden wir alle angerufen. Sie sicher auch.«

»Wollen Sie damit sagen, die Anrufe bedeuten den Tod?«

»Mehr oder weniger.«

»Aber was hat denn das Telefon damit zu tun?«

Der Kustos seufzte. »Ach, es sind nur noch wenige, die sich um diese Stadt kümmern, und es erfolgen immer mehr Anrufe, weil es sehr schwierig ist, Nachfolger zu finden. Sie können sich gar nicht vorstellen, *wie* schwierig. Viele behaupten zunächst, sie würden gern bleiben, doch später gehen sie. Manche von ihnen kehren zurück, und von denen wissen wir dann, daß sie für immer bleiben. Bis zum jeweiligen Anruf.«

Seymour merkte, daß der Kustos mit diesen Bemerkungen seiner Frage auswich.

Für den Rest des Tages vertraute Paulus auf seinen Instinkt und mied die Orte, an denen sich die größten Touristenmassen zusammendrängten. Und es war schon spät am Abend, als er begriff, daß er nach S. Trovaso zurückkehren mußte.

Er erinnerte sich nicht mehr an den Weg, und so wanderte er durch dunkle und schmale Gassen, die nur dann und wann von einer Lampe erhellt wurden. Aus den Fenstern der Häuser fiel nicht der geringste Lichtschein, und Seymour vernahm weder die Stimmen von Menschen noch die charakteristischen Geräusche eines eingeschalteten Holosehers. Die Straßen waren völlig leer, und nirgends entdeckte er ein Geschäft oder ein geöffnetes Lokal. Diese Stadt lebte nur in den Bereichen, die von den Touristen aufgesucht wurden. In den restlichen Vierteln lebten nur wenige Personen, wie etwa Umàn und der Kustos der Marciana.

Kurz darauf jedoch sah Paulus eine Gestalt, die an der Ufermauer eines Kanals lehnte. Als er nur noch wenige Meter von ihr entfernt war, stellte er fest, daß es sich um ein Mädchen handelte. Sie blickte auf das dunkle Wasser. Als Seymour auf sie zuschritt, drehte sie sich um und lächelte ihn an. Sie war sehr jung, und er nahm zunächst an, eine Touristin vor sich zu sehen, die sich aufgrund der eher knappen Beschreibungen des offiziellen Reiseführers in diesen abgelegenen Teil der Stadt verirrt hatte.

»Verlaufen?« fragte Seymour.

Die junge Frau lächelte erneut und antwortete mit einem starken deutschen Akzent: »Nein, ich wohne hier. Ich kontrolliere gerade den Austausch.«

Seymour wußte nicht, was sie meinte. »Was für einen Austausch?«

»Den des Wassers«, erklärte sie. »In einigen Minuten wird dieser Kanal hier trockengelegt, um den Grund zu reinigen und das Wasser auszutauschen. Für diese Arbeit bin ich zuständig.« Sie musterte Seymour eingehender. »Du bist Tourist, nicht wahr? Was führt dich hierher?«

Seymour stützte die Arme auf die Ufermauer und blickte ins schwarze Wasser. »Ich bin wegen einiger Nachforschungen hier … Gehörst du zu denjenigen, die sich um die Stadt kümmern? Ich habe schon zwei von ihnen kennengelernt …«

»Zum Beispiel Umàn?«

Seymour sah das Mädchen an. »Ja. Ihn und den Kustos der Marciana. Kennst du sie ebenfalls?«

»Ach, wir sind hier nur wenige, und deshalb ist es unmöglich, nicht miteinander bekannt zu sein. Manchmal treffen wir uns alle, aber das kommt nicht sehr oft vor … Es gibt hier zu viel für uns zu tun. Sieh nur. Jetzt ist es soweit …«

In der Stille war ein Geräusch zu vernehmen, das wie ein tiefes Seufzen klang, so als gähne ganz Venedig. Aus der Tiefe, gewissermaßen aus dem Keller der Stadt, ertönte der dumpfe Klang von sich in Bewegung setzender Maschinerie, gefolgt von einem gedämpften Murmeln, leisem Knistern und Rascheln, einem Gurgeln und Rauschen. Seymour konnte deutlich sehen, wie sich der Wasserspiegel im Kanal absenkte, und nach einigen wenigen Minuten wurde der Grund sichtbar. Er bestand aus feucht glänzendem Kunststoff, auf dem sich Abfall aller Art zeigte. Sogar einige ertrunkene Ratten lagen zwischen den Konservenbüchsen und anderen Abfällen.

Begleitet von einem ungleichmäßigen, fast stotternden Summen schob sich eine Stahlplatte aus dem Dunkel der Nacht hervor und glitt durch den nun leeren Kanal. Auf beiden Seiten ragte sie bis ganz dicht an die Ufermauern heran. Wie ein Hobeleisen von der Größe eines Bulldozers sah sie aus, und Seymour beobachtete, wie sie den ganzen Müll, der sich auf dem Grund angesammelt hatte, vor sich herschob. Nach einer Weile wurde sie wieder von der Finsternis verschluckt, aber das Brummen und Knirschen war noch eine Weile zu vernehmen.

»Vor langer Zeit sorgte die Lagune selbst für die Reinigung der Kanäle«, sagte die junge Frau mit gedämpfter Stimme. »Mit den gegensätzlichen Strömungen von Ebbe und Flut.«

Erneut regte sich der unsichtbare Riese unter der Stadt, und eine Wasserwoge gischtete heran, spritzte an den Ufermauern in die Höhe und bildete gurgelnde Strudel. Dann wurde die Zufuhr gleichmäßiger, und es dauerte gar nicht lange, bis der Kanal wieder gefüllt war.

Die junge Frau hakte einen Punkt auf einer Liste ab. »Erledigt. Jetzt ist der Rio dei Miracoli dran. Willst du mitkommen?«

Seymour war versucht einzuwilligen, schüttelte dann aber den Kopf. »Vielleicht haben wir noch einmal Gelegenheit, uns länger zu unterhalten. Jetzt muß ich mich auf den Weg nach S. Trovaso machen.«

»Ist nicht weit. Geh durch die Gasse und überquer drüben die Brücke. Rechts findest du dann den Platz. Vielleicht begegnest du Umàn. Er hält sich öfters dort auf.«

Seymour hob zum Abschiedsgruß die Hand, und das Mädchen verschwand in der Dunkelheit.

Es war tatsächlich nicht weit. Er erkannte den kleinen Platz sofort wieder, obgleich die eine Lampe an der Ecke nur einen Umkreis von einigen wenigen Metern erhellte.

Niemand war zu sehen. Paulus ließ sich auf der halbhohen Mauer nieder, wo am Vorabend Umàn gesessen hatte, und beobachtete die Umrisse der Häuser, die sich vor dem Sternenfunkeln des Himmels abzeichneten. Hinter ihm leckte das Wasser des Kanals mit leisem Plätschern über die Stufen der kleinen Treppe.

Seymour wußte, wohin er gehen wollte, aber trotzdem verharrte er und ließ einige Zeit verstreichen, damit das Verlangen in ihm weiter zunahm. Er wartete, bis das verlockende Empfinden ganz stark geworden war und in seiner Intensität nur mit der Erinnerung an jene Nacht verglichen werden konnte, in der er zum erstenmal den Körper einer Frau kennengelernt hatte.

Dann erhob er sich von der Mauer und trat auf die Tür des Schiffsschuppens zu. Er dachte nicht einmal an die Möglichkeit, daß das Tor geschlossen und er dadurch zur Umkehr gezwungen sein mochte.

Die eine fehlende Wand stellte nichts weiter als ein großes Rechteck dar, das sich nur in seiner etwas helleren Tönung vom allgemeinen Schwarz unterschied. Seymour wußte, wo sich der Lichtschalter befand, aber er genoß die Finsternis.

Er näherte sich der Rutsche und schritt dabei über einen weichen Teppich aus Holzspänen hinweg, und kurz darauf sah er die Umrisse eines länglichen und mit einer Plane bedeckten Objektes vor sich. Er beugte sich zu dem Tuch herab, holte tief Luft und nahm einen Geruch wahr, der ihm gleichzeitig völlig fremd und ganz vertraut erschien. Noch einige Male atmete er tief durch, und der Duft war wie eine Droge, die ihn erregte.

Vorsichtig, fast zärtlich strich Paulus mit den Händen über die rauhe Plane und stellte sich die sanfte Wölbung der sich darunter verbergenden Gondel vor, die warme Glätte, die wundervolle Maserung im Holz, die geschwungenen Flanken, das hohe Heck. Es stimmte: Dieses Kunstwerk stellte eine Synthese dar und vereinte in sich die Essenz all dessen, was Seymour umgab.

Der Schiffsschuppen verwandelte sich in einen Alkoven. Das Wasser des Kanals spülte so weit in den Raum herein, wie es die Neigung des Bodens zuließ. Kleine Wellen schlugen sanft an den Rand der Rutsche und verursachten Geräusche, die nach geheimnisvollen Worten klangen, die irgend jemand Seymour ins Ohr flüsterte.

Paulus entkleidete sich, dann hob er einen Zipfel der Plane an, und darunter sah er die glatte und gewölbte Außenfläche der Gondel.

Er schlüpfte unter das Tuch, und der herrliche Duft des feuchten Holzes hüllte ihn ein, wirkte fast berauschend. Er erfüllte das ganze Innere des Bootes. Es war ein nunmehr schlichtweg überwältigender Duft – nicht mehr nur der des Holzes, sondern auch der Geruch von Leder und Schweiß …

Seymour gab sich der Gondel so hin, als sei sie ein lebendes Geschöpf, und Körper und Geist verloren sich angesichts des sanften Schaukelns auf dem Wasser, das in den Bootsschuppen hereinglitt und wieder hinausströmte, herein und hinaus …

Es war die absolute Liebe, ein Akt, den er in dieser Intensität noch nie zuvor erlebt hatte, ihn niemals für möglich gehalten hätte.

Sehr viel später weckte ihn das Licht des Sonnenaufgangs, das durch den Spalt zwischen zurückgezogener Plane und dem Rumpf der Gondel zu ihm hereindrang.

Die Tür glitt vor ihm auf, und wie erwartet war der Raum völlig leer. Paulus hielt auf das Zimmer zu, in dem sich Dream befand, und die entsprechende Wandfläche reagierte mit einem prächtigen Farbenspektakel auf ihn.

Er vernahm die gedämpften Stimmen der Gäste, die aus den verborgenen Lautsprechern dröhnende Musik. Seymour schob das Paneel zur Seite und sah sich erneut mit der Menschenmenge konfrontiert, in deren Gegenwart Dream ihre Tage verbrachte.

Die junge Frau spielte mit einem Schwarzen: Sie betätigten ihre Sensorschalter, und an den Wänden bildeten sich verschiedene Glanzformationen, die sich teilweise gegenseitig aufhoben.

Dream bemerkte ihn erst, als er vor sie trat und sie damit an einer Fortsetzung des Spiels hinderte.

»Pau! Du bist also zurück! Wie war's in Dodge City? Hast du mir ein Souvenir mitgebracht?« Das Mädchen betätigte einige Male vergeblich den Schalter der Sensoreinheit.

»Sag den anderen, sie sollen gehen.«

»Nein, laß sie doch bleiben. Wir ziehen uns in irgendeine Ecke zurück, nur wir beide allein. Einverstanden?« Und mit diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand und zog ihn mit sich, in einen Winkel des Zimmers, in dem sich einige Gäste damit vergnügten, in der Wand zu verschwinden und wieder daraus hervorzutreten.

»Schluß jetzt«, sagte Dream. »Laßt uns bitte allein.« Aber Paulus hatte bereits die kleine Metallscheibe Dreams entdeckt, und er schlang der jungen Frau den einen Arm um die Hüfte und preßte die Hand auf die Kontrolleinheit. Es knisterte, und die Gäste lösten sich in Luft auf.

Dream sah ihn finster an.

»Ich habe dir das hier mitgebracht«, sagte Pau und reichte ihr das Geschenk.

Ihre mürrische Verdrießlichkeit wich Neugier. Dream nahm das Paket entgegen und öffnete es. Sie holte das Objekt daraus hervor und betrachtete es erstaunt und verwirrt. »Was ist das, Pau?«

»Ein Stück Holz.«

»Aber … was kann man denn damit machen? Als Schmuck läßt es sich nicht verwenden. Es ist zu …«

»Es ist ein Teil von einer Gondel und hat einen unabschätzbaren Wert. Ich habe es für dich gestohlen.«

Die junge Frau wandte den Blick von dem Stück Holz ab und sah Paulus unschlüssig an.

»Ach«, sagte sie, »ich erinnere mich sehr gut an Dodge City und die berühmten Hamburger … sie sind dort wirklich köstlich. Hast du sie probiert? Sind die besten, Pau, ganz bestimmt. Was unsere Hamburger von Dodge City betrifft, kann uns niemand auf der Welt übertreffen.«

Pau berührte sie sanft an der Schulter. »Ich muß jetzt gehen, und ich glaube, wir werden uns sehr lange Zeit nicht sehen, vielleicht sogar nie wieder …«

»Wohin willst du denn? Zurück in den Kreisel?«

»Ich muß an den Ort zurückkehren, woher dieses Souvenir stammt.«

»Zurück nach Dodge City?«

»Ich war in den letzten Tagen an Bord der *Man's Pride,* und dabei ist mir aufgefallen, daß sich dort nirgends auch nur eine Spur von Holz befindet. Die Station ist eine in sich geschlossene Welt völlig ohne Holz. Und als ich Shannon und den anderen sagte, daß die Wurzeln der Menschheit aus Holz bestehen, und nicht aus Kunststoff, haben sie mich nur groß angesehen und nicht verstanden. Auch du begreifst nicht.«

Die junge Frau musterte ihn und lächelte sanft.

Seymour strich mit der Fingerspitze über das Gondelfragment. »Versprichst du mir, es zu behalten?« fragte er. »Es könnte sein, daß …« Er hauchte Dream einen Kuß auf die Lippen und verließ das Zimmer.

Vor der farbigen Schiebefläche blieb er noch eine Weile stehen, um zu hören, ob die Gäste zurückkehrten, aber die Stille dauerte an.

Die Luft war erfüllt vom Geruch des Winters, dem Duft welkender Blätter und des Nebels, vom Wasser benetzten Mooses und des Salzes, das an Hauswänden sonderbare Muster bildete; da und dort kräuselte sich Rauch in die Höhe – von den mit glänzenden Messinggriffen versehenen Grillen, auf denen Kastanien rösteten.

Es waren wahrhaftige Aromen des Winters.

Seymour war auf dem Weg nach Hause und wanderte gemütlich

dahin. Er trat auf den alten Mann hinter einem Grill mit röstenden Kastanien zu.

»Hallo, Pau«, grüßte der ihn. »Sieht ganz danach aus, als wolle der Winter auch dieses Jahr kommen, wie?«

»Tja«, erwiderte Seymour und wärmte sich die Hände über dem Feuer. In seinen Knochen begann er bereits die Kälte des Alters zu spüren.

»Noch um diese Zeit draußen?« fragte er.

»Ich warte nur noch auf die letzte Gruppe, bevor ich heimgehe«, erwiderte der Kastanienröster, der die Hände tief in die Taschen der dicken Jacke geschoben hatte. »Möchtest du Kastanien?«

»Komm doch zu mir, wenn du hier fertig bist, und bring einige mit. Dann machen wir eine Flasche vom guten auf und lassen es uns wohl sein.«

»Gern, Pau. Bis später!«

Seymour schritt auf die Tür zu, und mit den Fingern tastete er nach dem Schloß; auf seine Augen konnte er sich inzwischen nicht mehr ganz verlassen.

Er begann die Treppe emporzusteigen, und ab und zu mußte er stehenbleiben, um wieder zu Atem zu kommen. Er durchquerte jenen Saal, in dem so viele von Tüchern bedeckte Möbel standen – das ›Titanenzimmer‹ nannte er diesen Raum seit dem nun schon viele Jahre zurückliegenden Tag, an dem Umàn ihm die Halle gezeigt hatte. In diesem Raum hatte er auch zum erstenmal das Telefon gesehen. Paulus fragte sich, wann es wohl für ihn klingeln mochte, und er war sicher, daß der Anruf nicht mehr lange auf sich warten lassen würde. Inzwischen waren auch schon Dotòr, der Astronom, Bubàna und Umàn angerufen worden.

Ähnliche Telefone gab es auch in anderen Städten Europas, in denen Männer und Frauen sich ganz der Aufgabe widmeten, die Errungenschaften einer uralten Kultur zu erhalten. Niemand wußte genau, wie es geschah, aber nachdem jemand einen Anruf erhalten hatte, wurde der Betreffende an einen Ort bestellt, fand Zugang zu einer anderen Existenzebene, wo sich all die Gedanken und Ideale konkret manifestieren konnten, die den Menschen hatten erwachsen werden lassen – eine Welt, in der nicht nur die Utopie eines Thomas Morus Wirklichkeit geworden war, sondern auch der Sonnenstaat Tommaso Campanellas, in der die Anschauungen der großen Philosophen ein gleichrangiges Miteinander eingegangen waren, in der das Greifbare neben dem Metaphysischen existierte, in der kein Gedanke mit dem Hindernis der Alltäglichkeit konfrontiert wurde.

Ein gewaltiges Kulturvermächtnis durfte nicht dem Konsumzwang als Opfer dargebracht oder von einem elektronischen Totalitarismus vereinnahmt werden; und es mußte verhindert werden, daß neue

Ideen von der Arroganz der Unwissenden verschmäht und so vom Strom der Zeit davongespült wurden.

Seymour betrat das Zimmer, dessen Wände aus Glas bestanden. Seit vielen Jahren schon wohnte er dort. Er öffnete die Klappe des Ofens, und mit einem kleinen Schürhaken stocherte er in der Glut. Er legte einige Holzspäne darauf, und als das Feuer wieder entfacht war, schob er dickere Scheite nach und schloß die Klappe.

Er holte eine Flasche und stellte sie auf den Tisch. Dann schob er den Stuhl an die Glaswand heran, setzte sich, zündete sich die Pfeife an und betrachtete den Himmel durch das kristallene Mosaik.

Es mochte noch ungefähr eine halbe Stunde dauern, und wenn Carlòn rechtzeitig mit den Kastanien kam, so überlegte Paulus, konnten sie die Raumstation vielleicht gemeinsam beobachten. In einer solchen Nacht mußte sie deutlich sichtbar sein: Der Nebel reichte nur gerade bis zum ersten Stockwerk des Gebäudes, und der Himmel war klar und schwarz. Die *Man's Pride* würde wie ein besonders heller Stern ihre Bahn ziehen.

Seymour nickte ein. Carlòn weckte ihn später, und er setzte sich mit ihm an den Tisch, um die Kastanien zu essen und ein Gläschen vom guten Wein zu trinken.

Die *Man's Pride* war längst wieder hinterm Horizont verschwunden.

Schweigend schälten die beiden alten Männer die Kastanien ab. Paulus schenkte die Gläser voll. Die Hülsen der Kastanien knackten zwischen ihren Fingern und bildeten bald kleine Haufen auf der Holzplatte des Tisches.

Originaltitel: ›Souvenir‹
Copyright © 1985 by Renato Pestriniero
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Italienischen übersetzt von Andreas Brandhorst
Illustriert von Klaus D. Schiemann

Michael K. Iwoleit
Europa nach dem Regen

Unschlüssig verharrte das Mädchen auf der untersten Stufe. Ihr Blick fuhr verdrossen über den Pavillon, dessen lückenhaftes Geländer sich einladend vor ihr auftat. Der alte Mann kehrte ihr den Rücken, lehnte mit beiden Ellbogen auf dem Geländer und starrte schweigend hinaus. Sein schütteres Haar bauschte sich in der Brise des Abends. Das gedämpfte Glühen der Dämmerung verlieh seinem verblichenen Gewand eine blaßrosa Tönung. Auf ein zögerndes Räuspern des Mädchens hin regte er sich nicht.

Mit einem Seufzer schritt sie hinauf und hielt hinter ihm inne. Ohne sich nach ihr umzusehen, murrte er: »Was führt dich her? Sagte ich nicht, daß ich nicht gestört werden will?«

»Dir mag es gefallen«, erwiderte sie zögernd. »Ich aber kann nicht allein sein.«

Ungehalten wandte er sich zu ihr um. Sein faltiges Gesicht war schiefergrau, sein Lächeln düster.

»Nun sprich schon. Was verlangst du noch von mir? Habe ich nicht getan, was ich konnte, um dir das Warten erträglich zu machen?«

»Ich will leben«, sagte sie.

Der Alte unterdrückte eine Aufwallung von Zorn. Für einen Moment war er versucht, ihr ins Gesicht zu schlagen, doch sie warf stolz ihr schwarzglänzendes Haar in den Nacken und diese Geste gefiel ihm. Er lächelte und blickte wehmütig in die samtweiche Düsternis hinaus.

»Leben?« flüsterte er. »Ich weiß nicht einmal, ob ich selber lebe. Wie sollte ich dir diesen Wunsch erfüllen?«

Ihre Mandelaugen wurden feucht, ein Schatten von Enttäuschung fuhr über ihre wächsernen Züge. Behutsam nahm er sie an der Schulter und führte sie in den Garten.

Der Pavillon war von schattenspendenden Bäumen umgeben, die auf einer Seite den Blick in die Ebene freiließen. Mannshohe Marmorblöcke standen verstreut umher. Einige waren noch unbehauen, andere bereits zu Statuen verarbeitet, deren vielfache Posen immer wieder neue Variationen des einen Motivs darstellten. Dem Mädchen gefiel es kaum, daß der Alte sie auf eine solche Weise verewigte. Nur einmal vermochte eine Skulptur ihre Aufmerksamkeit in der Weise zu fesseln, daß sie stehen blieb, um sie näher in

Augenschein zu nehmen.

Die Falten in den gemeißelten Gewändern schienen zart wie Seide. Alles in allem war dies wohl das vollkommenste Abbild des Mädchens. Nur der Kopf gab ihm ein groteskes Aussehen, denn es war der Kopf eines Vogels.

»Warum hast du das getan?« fragte das Mädchen argwöhnisch. »Das bin doch nicht ich.«

Der Alte, der neben ihr verharrt war und sein Werk selbstgefällig betrachtete, schob sie an der Hüfte weiter, ehe sie neue Fragen stellen konnte.

»Mach dir darüber keine Gedanken. Du würdest es ohnehin nicht verstehen.«

Ein schmaler Kiesweg wand sich zwischen den Bäumen und Statuen in den Wald hinein, dessen rasch dichter werdendes Gestrüpp im späten Licht wie Spinnweben wirkte. Bedächtigen Schritts führte der Alte seine Schutzbefohlene in die Geborgenheit ihres Heims zurück und legte sich auf dem Weg dorthin die Worte zurecht, um ihr seine Vergangenheit zu erklären.

»Was hast du gesehen?« fragte sie einmal.

»Nichts anderes als sonst«, antwortete er, als ginge es um völlig belanglose Dinge. »Die Flut rückt von den Bergen her jeden Tag ein Stückchen näher. Das tut sie seit Jahren. Bei Nacht sieht man die Glut bis hierher leuchten. Doch wir brauchen uns nicht zu fürchten. Sie wird uns nie erreichen.«

Sie nickte ohne Überzeugung. Ein Stück weiter öffnete sich das Dickicht zu einer kleinen, bald schon mondbeschienenen Lichtung, die halb von einem seichten, bis auf den Grund klaren See ausgefüllt war. An seinem gegenüberliegenden Ufer blieb so noch Platz für eine winzige Hütte aus verwitterten Holzpaneelen, deren Tür weit offen stand und den Blick in seine enge Stube freigab.

Teichrosen trieben über den Wasserspiegel heran. Das Mädchen hockte sich ans Ufer hin und nahm eine der purpurnen Blüten in die Hand. Die Nase in den Blütenkelchen gedrückt schien sie in die Stille zu lauschen. Vereinzelt hörte man die Rufe nächtlicher Tiere, das Flüstern des Windes, wenn er durchs nahe Geäst fuhr, und ein Knistern, wenn sich ein Zweig unter der Last eines Vogels bog. So bezaubernd die Atmosphäre war, so wenig konnte das Mädchen noch daran Gefallen finden.

»Ich weiß, was dich beunruhigt«, sagte der Alte, als er sich neben ihr ins Gras niederließ. »Ich kann dir keine deiner Fragen beantworten. Ich bin nur hier, um auf dich acht zu geben. Mach mir meine Aufgabe nicht zu schwer. Irgendwann werden sich alle Rätsel lösen.«

Das Mädchen sah einem silbrig schimmernden Fisch nach, der

einmal kurz aus dem Wasser sprang, um dann weiter unter der Oberfläche dahinzuschnellen. Sie streckte hilflos eine Hand aus, ehe sie in schwächlichem Tonfall murmelte: »Aber warum? Woher komme ich? Was tu ich hier? Irgendeinen Sinn muß es doch haben. Solang ich denken kann, lebe ich in diesem Wald. Nicht einmal die Ebene hast du mich je besuchen lassen. Gewiß, es hat mir an nichts gefehlt, aber worin liegt der Sinn des Ganzen? Ich kenne nichts außer dir und diesem Wald.«

Der Alte setzte zu einer Entgegnung an, doch für einen Augenblick glaubte er etwas Ungewöhnliches gehört zu haben, hob beunruhigt den Kopf und versicherte sich selbst, es könne nur eine Täuschung gewesen sein. Das Mädchen aber sprang auf und blickte mit angstgeweiteten Augen umher.

»Was war das?« rief sie. »Hast du es nicht gehört?«

Noch bevor er sie besänftigen konnte, schwoll der Laut ein zweites Mal für Augenblicke an. Er klang dumpf, fast unterhalb der Hörschwelle, doch er war machtvoll wie ein Beben, das die Erde zittern ließ. Das Tosen herannahender Fluten vereinte sich in ihm mit dem Krachen berstenden Gesteins und dem Lärm gegen Klippen brandender Gischt, doch all das nur in Anklängen. Von einem zum andern Moment schien die Angst des Mädchens den ganzen Wald zu lähmen. Die sanften Geräusche von eben wichen absoluter Stille, in der nur dann und wann das Grollen durchbrach.

Das Mädchen lief zum nächsten Baum und umklammerte den Stamm. Ihr Blick haftete ängstlich am Gesicht des Alten, der aufgestanden war und sie mit Gesten zu beruhigen versuchte.

»Es ist nichts. Hab keine Angst. Es wird uns nie erreichen.«

Sie drückte sich schutzsuchend an den Baum.

»Nein, du lügst«, schrie sie. »Ich spüre, daß etwas geschehen wird. Was stehst du da und versuchst, mich davon abzulenken?«

Mit einem Seufzer trat er auf sie zu und zog sie auf die Lichtung. Sie wehrte sich. Schließlich verlor er die Geduld und gab ihr eine unbeabsichtigt kräftige Ohrfeige. Sie stürzte zu Boden. Ihr gelbes Kleid blieb an einem Strauch hängen und zerriß. Während sie entgeistert zu ihm aufblickte, hielt sie den Stoff über ihren Brüsten zusammen.

»Nun hör mir zu!« schrie er. »Von heute an werde ich dir keine Zugeständnisse mehr machen. Wage dich nicht mehr in meine Nähe, bevor du nicht bereit bist, dich deinem Schicksal bedingungslos zu fügen. Du hast es so gewollt.«

Er wandte sich um und ging mit raschen Schritten zwischen den Bäumen davon.

Sie begriff zuerst nicht, was geschehen war, und fand auch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn Momente später war der dumpfe Lärm wieder da. Sie hockte am Ufer des Sees im Gras und blickte zum

Himmel, an dem der Mond aufgegangen war und in einem seltsam rotgetönten Licht schien.

Die letzten Schimmer der Dämmerung verblaßten. Allmählich wurde es wieder still, die gewohnten Geräusche der Nacht kehrten wieder. Der Lärm war verstummt.

Ein wenig später trug der nächtliche Wind ein Pochen an ihr Ohr. Sie kannte das Geräusch, denn es hatte ihr schon in vielen Nächten den Schlaf geraubt. Offenbar arbeitete der Alte an den Marmorskulpturen weiter. Das Pochen war heftig, als würde ihn irgend etwas beunruhigen und dazu antreiben, sein Werk möglichst bald zu vollenden. Es war schon fast Morgen, als es endlich verstummte.

Sie erhob sich und schlich in den Garten.

Das Mondlicht war bereits der Dämmerung gewichen, und die ersten Vögel sangen. Dennoch machte der Wald dem Mädchen Angst wie noch nie. Er verbarg so viel. Sie spürte, daß etwas vorging, was auch sie betraf.

Der Garten war verlassen. Die fertigen Figuren wirkten im unsicheren Licht fast lebendig. Sie fürchtete, die steinernen Abbilder ihrer selbst könnten sich jeden Moment zu ihr umwenden und die bleichen Hände gegen sie erheben. Doch sie gelangte unbeschadet zum Pavillon und fand ihn leer.

Ratlos blickte sie in die Runde. Der Alte hatte wohl noch an der Statue mit dem Vogelkopf gearbeitet, obwohl sie längst vollendet schien. Frischer Marmorstaub bedeckte das Gras um den Sockel der Figur. Beim näheren Hinsehen bemerkte sie keine Veränderung, und doch schien die Figur unmerklich an Natürlichkeit gewonnen zu haben. Der Marmor begann sich an den Stellen, wo die Arme oder Beine des steinernen Körpers aus dem Gewand ragten, fleischfarben zu tönen. Doch das mochte Einbildung sein.

Verstohlen schielte das Mädchen die Stufen zum Pavillon hinauf. Dies schien eine günstige Gelegenheit zu sein, etwas zu tun, was ihr eigentlich verboten war. Der Alte hatte stets zu verhindern gewußt, daß sie den Blick in die Ebene mit ihm teilte. Meist hatte sein Rücken die schmale Lücke im Blattwerk verdeckt. Nun aber war sie allein.

Sie überwand die Befürchtung, er könne von einem Moment zum anderen wieder auftauchen, und ging hinauf.

Fernab, auf den Gipfeln der Gebirgskette, welche die Ebene abschloß, ging bereits die Sonne auf. Das zerfurchte, wenig bewachsene Gelände, das sich west- und östlich so weit erstreckte, wie der Blick reichte, schien mit flüssigem Gold überflutet. Die Baumgrenze lag nicht weit vom Pavillon entfernt. Bis dorthin reichte bereits die Flut. Man glaubte ihr pulsierendes Glühen näherrücken zu

sehen.

Nach einigen Minuten, in denen ihr Blick sich schärfte, gewahrte das Mädchen zahllose sich hin und her windende Ströme, die in dunkleren Tönen als die übrige Flut leuchteten und vorankrochen wie flüssiger Bernstein, in dem ein rotes Licht glomm.

Es machte ihr Mühe, sich von dem Anblick zu lösen, um so mehr, weil sich am dämmernden Himmel Wolken zusammenballten. All das geschah lautlos. Sie ging in den Garten zurück und setzte sich unter einem Baum ins Gras.

Plötzlich wünschte sie sich, der Alte wäre wieder bei ihr, doch auch in den nächsten Stunden tauchte er nicht auf. Nie zuvor hatte sie das Gefühl gehabt, seinen Beistand so zu brauchen. Er war stets ein eher schweigsamer Wächter gewesen, der zwar dann und wann die Mühe aufbrachte, sich ihres Kummers anzunehmen, aber weit öfter nicht mehr als pflichtschuldiges Interesse an ihr zeigte. Daß er sie heimlich bewunderte, vielleicht sogar begehrte – wofür die Steinplastiken ein deutlicher Beweis zu sein schienen – verdunkelte sein Wesen nur noch mehr.

Was sie im Lauf der Stunden mehr und mehr beunruhigte, war der Eindruck, daß die Dämmerung im ersten Stadium verharrt sei. Sie ging ein zweites Mal zum Pavillon und sah hinaus. Die Sonne war kein Stück höher gerückt. Wieder vergingen Stunden und noch immer tat sich nichts, nur immer mehr Wolken ballten sich zusammen. Schließlich verfinsterten sie den Himmel und durchbrachen die Stille mit erstem Blitz und Donner.

Das Mädchen wußte nicht, was sie antrieb, als sie um den Pavillon durch die schmale Schneise im Wald zum Rand der Ebene ging. Dort erstarrte sie und sah dem Schauspiel zu.

Mit den Gewitterwolken war nun auch die Nacht hereingebrochen und mit ihr kam Regen und Flut.

Bei Tagesanbruch war der Regen abgeflaut. Erstarrte Magmasäulen hoben sich ringsum wie Knochenfinger in den Dunst. Kein Windhauch rührte die Wolken, die im Morgenlicht schwebten. Seit Stunden war es still.

Noch immer stand sie reglos da. Ihr Rücken war den Trümmern zugekehrt, ihr Blick zum Horizont gerichtet, wo sich zaghaft das frühe Sonnenlicht ausbreitete, Stunde um Stunde weiter über die versteinerten Seen und Tümpel vorankroch. Satte Farben traten an die Stelle der Düsternis, bald leuchtete die Ebene in hellem Gold. Im Erstarren begriffen wanden sich noch warme Lavaströme zwischen den amorphen Felsen.

Sie war bei allem unverletzt geblieben, empfand nicht einen Hauch von Schmerzen. So starr, als sei sie wie die toten Wälder selbst

zu Stein geworden, verharrte sie scheinbar schon seit Ewigkeiten. Ihr schütteres Haar aber bauschte sich wie in einer Brise, die noch aus den Tagen vor der Flut wehte.

Die geisterhaften Finger des Nebels ruhten über dem Land wie Vorboten einer schweigenden Zeit. Da und dort traten aus Rissen und Spalten im Boden scharfe Dämpfe. An den Oberflächen der Felsen, Marmorblöcke und dem versteinerten Geäst der umgeknickten Bäume taten sich fortwährend neue Poren auf. Allmählich verwandelte sich die erkaltende Landschaft vor ihren Augen zu einem Netz aus feinem Filigran. Felsen wurden zu Schwämmen, Baumkronen zu durchbrochenen Geflechten, Magmaadern zu schartigen Brücken zwischen Teich und Teich.

Irgendwann wandte sie sich dem Pavillon entgegen. Von dunkelrot bis gold glänzenden Magmasäulen und einem Gewirr herabstürzender Baumkronen umgeben, waren nur wenige seiner Pfeiler stehen geblieben, kaum genug, um das Dach zu tragen, das sich unter einer Last aufgefangener Zweige und versteinerten Blattwerks bog. Die Stufen und das Geländer waren während der Flut fortgerissen worden. In den Pfeilern hatten sich Risse gebildet. Nur die Skulptur mit dem Vogelkopf war unversehrt geblieben. Das Mädchen lächelte über dieses zweifelhafte Glück.

Sie durchschritt den ehemals blühenden Garten. Die Metamorphose, die der sterbenden Landschaft über Nacht ein neues Gesicht verliehen hatte, war an keinem noch so peripheren Detail vorbeigegangen. Als das Mädchen den See erreichte, an dessen Ufer sie ungezählte Jahre gelebt hatte, überwältigte sie fassungsloses Staunen. Anstelle des leicht vom Wind bewegten Wasserspiegels war nun eine fugenlose Fläche metallisch schimmernden Gesteins. An den Holzverschlag dahinter erinnerten einige versteinerte Paneele.

Sie sank zu Boden, barg die gefalteten Hände in ihren Schoß und begriff erst jetzt, wie hilflos sie war. Nichts von dem, was sie vormals gelernt und erfahren hatte, schien noch von Nutzen. Die Sehnsüchte eines jungen Lebens, all die Fragen, die sie über Jahre hin beschäftigt hatten, verloren jegliche Bedeutung. Mit einem Schlag war alles vergangen. Etwas anderes war an seine Stelle getreten, doch was sich aufgetan hatte, schien ins Nichts zu führen.

Um der Verzweiflung vorzubeugen, wandte sie sich ab von diesem Trümmerfeld und begab sich dorthin zurück, wo sie in der Nacht der Katastrophe unversehrt geblieben war. Ein lauer Wind kam auf und trieb ihr schwefelig riechenden Dunst ins Gesicht.

Im Laufe der nächsten Stunden klärte sich die Sicht. Die zerfurchten Bergketten tauchten aus den dichten Schleiern auf. Die Sonnenwärme löste die Wolken auf. Die Landschaft offenbarte ihre neue Beschaffenheit.

Bis zu den Bergen schloß sich ein Magmasee dem nächsten an. Wo vereinzelte Ströme aufeinandergetroffen waren, hatten sie sich beim Erkalten zu verschlungenen Gebilden hochgetürmt. Nun war die Ebene weithin von diesen goldfarbenen Stalagmiten übersät. Ihnen zu Füßen verkarstete der Fels von den Gasen, durchsiebt zu bimssteinhafter Leichtigkeit. Es schien, als strebe all dies einem Endstadium zu, das fast erreicht war, wenn auch nicht endgültig sein mochte. Offenbar gab es – zumindest was den von hier aus sichtbaren Teil der Welt anging – außer dem Mädchen nichts mehr, was noch lebte.

Sie fand keinen Anlaß, darüber verzweifelt zu sein. Ihre tiefverwurzelte Neugier, die zum Tragen kam, wann immer sich ihr ein Geheimnis offenbarte, lenkte ihre Gedanken fort von sich selbst zu dem Ursprung dieser Katastrophe. Es gab keinen Zweifel: dieser mußte jenseits der Berge zu suchen sein. Irgendwo dort hatte es – was immer es auch sei – seinen Anfang genommen.

Da sie hier ohnehin nichts mehr hielt, kostete es ihr kaum Überwindung, den Entschluß zu fassen. Mit bemüht festen Schritten wagte sie sich langsam vor. Ein weitgezogener Hang führte in die Ebene hinab, und von dort schien der Weg sich unter dem unabänderlichen Glühen einer im Zenit verharrenden Sonne endlos zu dehnen.

Zu Anfang fiel der Marsch ihr leichter, als sie zu hoffen gewagt hatte. Nach einigen Meilen gewann sie die nötige Geschicklichkeit, um leichtfüßig von einer Felsfläche zur nächsten zu gelangen, war ihr Blick noch scharf genug, um in dem Gewirr Wege auszumachen, die begehbar waren. Es war weder zu heiß noch ließ der auffrischende Wind sie frieren. Ihre Sinne erfreuten sich an der aufblühenden Farbenfülle dieser mineralisierten Landschaft, deren Leblosigkeit einem neuen Paradies Gestalt verlieh. Nun dankte das Mädchen dem Himmel für dieses unverhoffte Geschenk. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich frei. Der Wächter war fort, niemand hielt sie auf. Ihr war freigestellt, wohin sie gehen mochte, und angesichts der Fülle an Neuem, das sie umgab, fiel es ihr nicht leicht, bei der Wahl ihres Ziels auf den fernen Gipfeln zu beharren.

Es schien steinerne Tränen geregnet zu haben, so ließ der Anblick sich am ehesten beschreiben. Aus der Entfernung waren die Magmaseen und -tümpel noch wie flache Becken erschienen, als wäre dort Wasser aus dem Untergrund hervorgequollen. Aus der Nähe entpuppten sie sich jedoch als aufgewölbte Formen, die sich aber leicht begehen ließen. Sie maßen zumeist zwischen zwanzig und hundert Schritt im Durchmesser, einige erreichten auch die Größe eines mittleren Sees. Einmal schritt sie mehrere Stunden über

denselben See, verhielt dabei mitunter, um sich zur Oberfläche hinabzubeugen und festzustellen, wie es tief unten noch immer verhalten glühte.

War die Landschaft noch am Vortag beinahe gänzlich rot bis gelbglühend gewesen, zeigte sie sich nun in allen Farben des Spektrums. Die Seen und Tümpel schwankten zwischen tiefroten und ockerfarbenen Tönen. Vereinzelte Felsen schimmerten matt in tiefem Grün. Die Brücken und Ufer zwischen den Seen waren zerfurcht und rissig, an seltenen Stellen glatt, doch in allen Ritzen und Winkeln voll überraschender Farben. Den prachtvollsten Anblick schließlich gaben die übermannshohen Magmasäulen ab. Sie wirkten wie in der Hitze zerlaufene Gebilde aus mit Gold versetztem Glas. Ihre Oberfläche war von Schlieren durchzogen, die bis in ihre dunkelsten Winkel metallisch schimmerten. Von allem, was das Mädchen in der Ebene zu Gesicht bekam, waren diese Säulen die eigenständigsten Schöpfungen der Flut. Sie ließen sich mit nichts vorher Gekanntem vergleichen.

Kein Laut war zu hören. Außer ihren Schritten, ihrem Atem und ihrem aufgeregt pochenden Herzen regte sich weithin nichts. Der Frieden schien unangreifbar. Wie der Schoß einer allumfassenden, in ihrer Stille gütigen Mutter umgab sie die Landschaft ringsum. Das Zeitalter unsteter Hoffnungen war einer Epoche archaischen Friedens gewichen und lud zu Erkundungen ein.

Doch schon bald machten ihr deutliche Anzeichen von Schwäche zu schaffen. War sie am ersten Tag noch unbekümmert vorangekommen, so schien sich nun der vormals leichtbegehbare Boden unter ihren Füßen unablässig zu verhärten. Ihre Sohlen schmerzten mehr und mehr, ihre Kehle war vom Atmen der heißen, staubigen Luft ausgedörrt, und in ihren Augen brannte unbarmherzig das marmorweiße Licht.

Hinzu kam, daß sie nun auf neue Hindernisse traf. Erst als sie selbst über die Seen nur noch mit Schwierigkeiten vorankam, bemerkte sie, daß die versteinerte Reglosigkeit um sie her doch weiterhin Verwandlungen unterworfen war. Etwas tat sich an den porösen Oberflächen der Felsen, Seen und Lavasäulen. Sie büßten merklich an Glanz ein, verloren ihren metallischen Charakter, was sich zuerst darin äußerte, daß das Sonnenlicht nur noch schwach von ihnen reflektiert wurde. Offenbar war dies die Begleiterscheinung eines Prozesses, dem die ganze Landschaft unterlag: zuerst nur vereinzelt, dann immer häufiger sprossen spitze Nadeln und schartige Kanten aus dem Fels hervor. Wenig später waren die vormals glatten Felsen überall mit verschrobenen Gebilden bedeckt, die matten Kristallstauden glichen.

Diese Gebilde wuchsen rasch. Schon am dritten Tag erschwerte sie das Vorankommen in solchem Maße, daß das Mädchen sein Tempo

merklich mildern mußte. Immer wieder strauchelte sie, wenn sie sich über das unebene Gelände vorantastete, stürzte sie wiederholt zu Boden und schürfte sich Knie und Hände an den sprießenden Felsnadeln auf. Zudem machten ihr zunehmend Anfälle von Müdigkeit zu schaffen. Sie legte immer öfter Pausen ein. Fast schien es so, als sei sie in den wenigen Tagen um Jahre gealtert. Ihre Bewegungen waren nun weniger geschmeidig, brachten längst nicht mehr so viel Geschicklichkeit zuwege. Vor Hindernissen, die sie anfangs nicht scheute, begann sie nun zu zögern.

Wenn sie sich mit der Hand durchs Haar fuhr, um den kräftiger werdenden Wind an ihre Stirn zu lassen, bemerkte sie, daß es weniger kräftig und dicht als noch vor einigen Tagen war. Zuweilen hielt sie sich eine Strähne vor die Augen, um verwundert ein rasch fortschreitendes Ergrauen zur Kenntnis zu nehmen. Den tief schwarzen, fast bläulichen Glanz hatte ihr Haar verloren.

Noch beanspruchte die Faszination der jungen Landschaft sie zu sehr, als daß sie ihrer eigenen Verfassung mehr als nötig Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Immer wieder stieß ihr Blick auf etwas, das ihr Interesse derart fesselte, daß sie alles andere vergaß. Der Anblick hier war selbst von erhöhten Punkten nicht so weitreichend und überwältigend wie vom Waldrand aus, doch die Sicht auf Einzelheiten entschädigte für vieles.

Die Luft wurde klar und bernsteinfarben, der Wind frischte von Stunde zu Stunde auf. Am vierten Tag begannen sich die emporwachsenden Felsgebilde weiter zu verzweigen, während zwischen ihnen ein Pelz von steinernem Moos zu wuchern anfing. Bald wurden die freibleibenden Wege von felsigen Ranken gesäumt. Das Tempo, in dem sie weiterwuchsen, nahm zu. Auf den Magmaseen breiteten sie sich wie himmelwärts strebende Teichgewächse aus. Das Mädchen fand Gefallen an dieser neuen kristallinen Flora.

Da ihr Marsch sich ohnehin verlangsamte, nahm sie immer häufiger die Gelegenheit wahr, sich für Minuten irgendwo hinzuknien und die absonderlichen Gebilde zu betrachten. Die Steingewächse formten eine Welt im Kleinen. Ihre Struktur war derart kompliziert in ihren Einzelheiten, daß es Stunden bedurft hätte, auch nur eine einzige Ranke erschöpfend zu untersuchen. Wie alles hier waren sie von poröser Beschaffenheit, mit Furchen an der Oberfläche, Höhlungen und Gängen im Innern. Manchmal war das Mädchen halb darauf gefaßt, sie würde irgendwann kleine Tiere beobachten können, die wie die Pflanzen aus Fels geboren waren. Doch dazu kam es nicht.

Ihr eigenes Ergehen beanspruchte sie zu ihrem Unmut immer mehr. Allmählich fiel es ihr schwer, sich mit bloßer Willenskraft über ihre eigene Schwäche hinwegzuhelfen. Auch ließ sich nicht leugnen, daß ihr Haar zusehends ergraute, ihre Haut spröde, ihr Gesicht faltig

wurde. Ihr Leib hatte seine jugendliche Frische verloren. Diese Spuren konnten nicht nur von der Anstrengung herrühren. Ihre Reserven brauchten sich auf. Doch noch immer lagen die Berge in beträchtlicher Entfernung, und die Sonne brannte unbarmherzig, ohne je der Nacht zu weichen.

Zunächst spendete der kühle Wind noch Erfrischung, doch bald begann auch er lästig zu werden, denn er nahm an Stärke zu. Am fünften Tag trieb er beißenden Staub vor sich her. Er wehte von den Bergen herab über die Ebene.

Die anfangs eher idyllische Szenerie der Steingewächse nahm zunehmend bedrohliche Züge an. Die Magmaranken verzahnten sich, während sie in nahezu sichtbarem Tempo aufwuchsen, zu undurchdringlichen Sträuchern, wenig später zu langgezogenen Alleen dicht an dicht stehender Mauern aus Geäst, die aufeinander zuzurücken schienen, um ihr den Weg zu versperren. Zudem behindern Dunst und aufgewirbelter Staub die Sicht, so daß sie sich immer häufiger fragte, ob es nicht besser sei umzukehren. Doch ihr Wille behielt die Oberhand.

Am sechsten Tag, als sie kaum noch sah, in welcher Richtung sie vorankam, und nurmehr einem inneren Gespür folgend in der eingeschlagenen Richtung weiterirrte, ließ sie sich einmal zu einer längeren Pause nieder und durchdachte ihre Lage. Der Wind pfiff scharf über sie hinweg, der zerklüftete Untergrund schürfte ihre Haut auf. Wie zum Trotz nahm sie ein letztes Mal ihre Kräfte zusammen und zwang sich weiter zu gehen.

Am siebten Tag vergaß sie schließlich Zeit und Raum, gab es nur noch zweierlei für sie: die Hindernisse, die sich ihr ständig in den Weg stellten, und die mechanischen Überlegungen, wie ihnen auszuweichen sei. Zuletzt tastete sie sich nur noch voran, quälte sich Stück für Stück weiter, immer schwerfälliger, immer langsamer, doch unbarmherzig zäh. Kein Blick vermochte mehr den dichten Staub zu durchdringen, der die Luft erfüllte. Nichts gab Aufschluß über den Weg, der noch vor, und den, der schon hinter ihr lag. Und so gab es nur noch eines, was geeignet war, sie aus ruheloser Starre zu erlösen: ihr Ziel.

Dieser Alptraum aus Staub und Wind endete so rasch, wie jeder Traum mit dem Erwachen endet. Sie ging ein paar Schritte – und der Sturm lag hinter ihr, wie die sich verschränkenden Gewächse und überwucherten Seen. Plötzlich war es still, die ruhige Luft empfing sie klar und weiß. Es dauerte Minuten, ehe ihr Blick die unerwartete Entspannung zu fassen vermochte.

Offenbar war sie am Fuß der Vorberge angelangt. Vor ihr lag ein sanft ansteigender, schwach bewachsener Hang. Weiter oben begann

ein Trümmerfeld zerbrochener Bäume. Und ganz nah beim Waldrand stand ein Pavillon aus weißem Marmor. Inmitten des Gewirrs aus herabgestürzten Baumkronen ließ er sich nur schwer ausmachen, doch kaum war ihr klar geworden, daß sie diesen Ort kannte, wurde ihr Blick von allein an diese Stelle gezogen. Augenblicklich vergaß sie ihre Schwäche und hastete hinauf, um zu sehen, ob dort alles noch so war wie zu dem Zeitpunkt, als sie aufgebrochen war.

Sie fand den Garten jenseits des Pavillons in unverändertem Zustand vor. Die Marmorstatuen lagen zertrümmert umher, nur eine nicht: die Figur mit dem Vogelkopf. Sie ließ sich ihr zu Füßen nieder und betrachtete fasziniert den aus Stein gehauenen Körper. Wenn es überhaupt etwas gab, das sich während ihrer Abwesenheit verändert hatte, dann war es diese Figur. Ob von irgendeiner Hand noch daran gearbeitet worden war, schien zweifelhaft, unbestreitbar aber hatte irgendein Einfluß sie weiter vervollkommnet, sie aller Schwere entledigt, die steinernen Bilder so anhaftet. Nun war sie zart, warm, fast lebendig. Die Haut des gemeißelten Körpers schien rosig. Es fehlte nur ein Hauch und die Figur sähe – bis auf den Vogelkopf – wie eine Reinkarnation jenes Mädchens aus, das nun vor ihr als alte Frau am Boden kauerte.

Die Zeit, die ihr noch blieb, verbrachte diese alte Frau damit, das Abbild ihrer verlorenen Schönheit zu betrachten. Der Vogelkopf störte sie bald nicht mehr. Die Vollkommenheit der Statue ließ sie alle Schwäche, alle Schmerzen vergessen. Ihre von den steinernen Ranken gerissenen Wunden bluteten, ihr ergrautes Haar fiel in Strähnen herab, und das Kleid hing ihr in Fetzen von den Schultern. Doch sie hatte nur Augen für die Figur, keine Augen für den zerstörten Wald, der sich um sie her in einem Aufwachsen magmatischer Flora zu verändern begann, und auch keine Augen für die Sonne, die zum ersten Mal seit langem wieder unterging, einem friedvollen, warmherzigen Abend wich, dessen goldrotes Licht noch lang über den Vorbergen lag.

Bei Einbruch der Dämmerung, im Schein des Mondes, schlief sie ein, die Arme um die Füße der Skulptur geschlungen, in deren Adern erstes Blut floß. Beim Morgengrauen war die alte Frau zu Stein erstarrt, zu weißem Marmor, den graue Falten durchzogen.

Die Figur indessen erwachte zum Leben. Stolz trat sie vom Sockel, wandte sich in prachtvoller Schönheit ab vom jammervollen Anblick ihres alten Selbst und schritt hinab in die Ebene. Der Nebel begrüßte sie, indem er von ihr wich. Während sie der steigenden Sonne entgegenging, brachte sie Schritt für Schritt neues Leben und Licht in die Gärten aus steinernen Ranken. Einer geschmeidigen Göttin gleich hielt sie schließlich inne und blickte auf zur Sonne, ihrer Mutter, ihrer Amme, blickte auf und grüßte sie mit einem Schrei, dem Krächzen aus der Kehle eines Adlers.

Copyright © 1991 by Michael K. Iwoleit

Vance Aandahl
Im Lichte des Heiligen Krauts

Keine Ferne macht dich schwierig.
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.
– GOETHE

Das ist verrückt, dachte Mark. Auf was habe ich mich da eingelassen? Er sah auf den Tachometer, dessen Nadel auf über sechzig kletterte.

»Steven«, sagte er, »glaubst du nicht, du übertreibst ein bißchen? Ich meine …«

»Ach was, red keinen Scheiß und genieß die Fahrt! Ich weiß, was ich tue.«

Mark duckte sich, als Steven das Pedal bis unten hin durchtrat. Sie rasten nun noch schneller durch die Dunkelheit, mit einer Geschwindigkeit von fünfundsechzig, siebzig, fünfundsiebzig Meilen in der Stunde auf der kurvigen Bergstraße. Der alte Plymoth hatte weder eine Windschutzscheibe noch sonstige Fenster. Ein ständiger Strom von Nachtluft rauschte durch ihn hindurch und peitschte Marks lange Haare und seinen Bart wild in alle Richtungen und wehte ihm scharf in die Augen, so daß er die Straße vor ihnen nicht sehen konnte.

Warum o warum habe ich mich auf ein so hirnverbranntes Unternehmen eingelassen? Dieser Steven – wer immer er sein mag – muß eine Art Wahnsinniger sein. Und von dem anderen Typen weiß ich nicht einmal den Namen.

Mark warf einen Blick hinüber zu dem Rastafarier, der neben ihm auf dem Beifahrersitz saß. Der tobende Wind zerrte an den wirren Reggaelocken des Rasta-Mannes, doch seine blutunterlaufenen Augen erschienen unbeeindruckt, unerschütterlich ruhig, uralt und weise. Entweder das, oder er war so high, daß ihm nichts etwas ausmachte.

Schneller und immer schneller preschte der alte Plymoth die Steigung hinauf, fuhr auf zwei quietschenden Reifen durch die Kurven, wobei sein überdrehter Motor heulte und seine Scheinwerfer einen verrückten Tanz über das Dickicht tropischer Büsche zu beiden Seiten der Straße vollführten. Schotter knallte wie Schrot aus einer Flinte gegen den Unterboden des Wagens. Steven nahm gerade so viel Gas weg, daß er den Plymoth durch eine scharfe Haarnadelkurve

brachte, ohne sich in den Dschungel zu überschlagen. Gleich darauf wurde die Straße noch schmaler und endete unvermittelt auf einer Lichtung. Mark zuckte zusammen, als Steven mit voller Wucht auf die Bremse trat. Der Plymoth schleuderte seitlich über die erdige Grasnarbe und kam in einem verflochtenen Gestrüpp holpernd zum Stehen.

Einen Moment lang saßen die drei da und ließen die plötzliche eindringliche Stille auf sich einwirken. Der einzige Laut war das schwache Summen eines Moskitos. Die Spitze eines Farnwedels, die durch den leeren Rahmen des vorderen Fensters hereinragte, kitzelte Mark leicht an der Backe.

»Hier isses, Mann«, sagte der Rasta mit sanfter, melodischer Stimme. Er lächelte geheimnisvoll, dann glitt er geschmeidig aus dem Wagen.

Marks Herz pochte wild, während er nach Steven auf der Fahrerseite ausstieg. Er hatte den jungen Mann mit dem Stoppelhaarschnitt früher am Abend kennengelernt, und zwar im ›Blauen Gockel‹ in Trenchtown. Während sie sich unterhielten, hatten sie gemeinsam eine Flasche Rum der Hausmarke geleert. Steven hatte sich immer weiter über den Tisch gebeugt, bis sein jungenhaftes Gesicht fast Marks berührte. Er hatte Mark in einem verschwörerischen, höchst vertraulichen Ganz-unter-uns-Ton in den Drogendeal eingeweiht, den er vorhatte. Benebelt vom Rum, hatte Mark spontan gehandelt und sich nicht nur bereit erklärt, als Partner ins Geschäft einzusteigen, sondern auch die Hälfte des Startkapitals beigesteuert. In dem Moment war er von einem überschwenglichen Hochgefühl wegen seiner unternehmerischen Gerissenheit beseelt gewesen. Jetzt kam er sich wie ein Dummkopf vor. Er saß in der Falle, in einer äußerst mißlichen Lage, die immer übler wurde; er war ihr hilflos ausgeliefert und konnte nichts anderes tun, als sich mitziehen zu lassen und das Beste zu hoffen. Zum Aussteigen war es zu spät.

Die beiden hängten sich an die Fersen des Rasta-Mannes, der durch den Mondschein auf die gegenüberliegende Seite der Lichtung ging. Ihre Schuhe verursachten schmatzende Geräusche im Matsch.

Der Rasta bückte sich, griff unter einen Busch und zog einen großen Seesack aus Segeltuch hervor.

»Echter Blue-Mountain-Stoff, Ganja vom Feinsten, Mann!«

Er stellte den Seesack aufrecht vor sich hin und kniete nieder, um ihn aufzuknüpfen. Der beißende Duft von Marihuana stieg Mark in die Nase.

»Das is' neue Ernte – nich' so'n vertrocknetes Zeug, wie ihr's in den Staaten raucht.«

»Beste Ware, was?« Steven fuhr sich mit einer Hand über die dichten Haarstoppeln und beugte sich vor, um in den Sack zu spähen.

Mark stand einfach nur da; er hatte Angst, sich zu bewegen, während sein Herz vor Furcht und Aufregung raste.

»Echtes Ganja. Das is'n heiliges Kraut. Die Pflanze hat 'nen lebendigen Geist. Der kann uns was sagen. Der kann uns erleuchten. Der kann uns erfüllen mit der telepathischen Inspiration des Allmächtigen Selassie I Rastafari. Wenn einer, der sich 'ne Dosis von dem Ganja reinzieht, Liebe im Herzen hat, dann is' Ganja zufrieden mit ihm und macht'n glücklich.«

Der Rasta stand auf und sah über Stevens Schulter hinweg Mark an. Er blickte Mark direkt in die Augen und schenkte ihm ein breites, unschuldiges, kindliches Lächeln.

»Erst nehm' wer das Ganja und tun's ins Auto. Dann könnt ihr mich bezahlen.«

»Wir bezahlen dich, klar.« Stevens Hände zitterten. Er zog den Reißverschluß seines Pilotenblousons auf und holte eine Pistole heraus. »Du bescheuerter Nigger!«

»Nein!« schrie Mark. »Tu's nicht …«

Entsetzt starrte er auf die Waffe in Stevens Hand, die schnell hintereinander dreimal zurückschlug. Es war nicht das geringste zu hören. Verschwommen wurde Mark klar, daß die Waffe mit einem Dämpfer ausgestattet sein mußte. Oder vielleicht stand er auch unter Schock und konnte nichts hören. Sehen konnte er jedoch. Im Licht des Mondes erschienen drei glatte, schwarze Einschußlöcher auf der einen Seite des ausgefransten Bob-Marley-T-Shirt des Rasta-Manns, und – geheimnisvolle Rätsel – der Mann lächelte nur! Seine blutunterlaufenenen Augen blinzelten kein einziges Mal. Sie blieben unbeeindruckt und unerschütterlich ruhig, uralt und weise.

Steven taumelte zurück, den Mund zu einem Schrei geöffnet. Doch schließlich sanken die Augenlider des Rasta-Mannes herab, und er stürzte seitlich zu Boden; als sein Körper mit dem Gewicht des Todes auf dem vom Regen aufgeweichten Dschungelboden aufkam, gab es dumpfes Platschen.

»Mein Gott …«, flüsterte Mark. »Du … du hast ihn umgebracht.«

»Für ’nen bepißten Scheißhippie kapierst du ganz schön schnell.« Steven grinste höhnisch und richtete die Pistole auf Marks Kopf.

»Vielleicht sollte ich mit dir auch aufräumen.«

Ein Teil von Mark wollte sich umdrehen und wegrennen. Ein anderer Teil schäumte vor Wut.

»Vielleicht solltest du das«, fauchte er. »Du beschissener, widerlicher Hurensohn.«

Schneller als Mark es für möglich gehalten hätte, machte Steven einen Satz nach vorn und schlug ihm mit dem Pistolenlauf auf den Mund. Mark spürte, wie seine Lippe aufplatzte, ein Zahn zerschmettert wurde, ein spitzer, stechender Schmerz durch seinen Gaumen hinauffuhr und in der Stirn explodierte. Er stolperte zurück, beugte den Kopf tief nach unten und betastete sein Gesicht mit beiden Händen. Sie fühlten sich naß an. Benommen nahm er die Finger von seinem Mund und sah zu ihnen hinunter. Seine Hände waren blutverschmiert. Er hielt sie gewölbt auf, um das Blut aufzufangen, das immer noch aus seinen Lippen quoll und von seinem Bart tropfte.

»Hinlegen, Pisser! Sofort!«

Mit einem heftigen Pochen in der Mundgegend und Schwindel im Kopf sank Mark auf Hände und Knie nieder.

»Ganz runter, Pisser – auf den Bauch!«

Die Stimme klang in Marks Ohren metallisch und unwirklich. Er zögerte. Etwas traf ihn in der Seite und warf ihn mit dem Gesicht nach unten in den Schlamm.

O mein Gott! Er hat auf mich geschossen! Er hat auf mich *geschossen!*

»Okay, Pisser, bleib schön so liegen. So ist es brav. Schieb deine Arme unter deinen Körper und behalt sie dort.

Und weißt du, was ich jetzt von dir will, Pisser? Jetzt pack nach unten und drück deine Eier, drück sie richtig fest, weil ich keine Hippies leiden kann, Pisser – ich hab' Hippies noch nie leiden können, und schon gar keine *alten* Hippies –, und wenn du dich den Bruchteil eines Zentimeters bewegst oder auch nur heftig atmest, blas' ich dir dein Scheißgehirn aus dem Kopf.«

Marks Mund war gefühllos geworden, doch der Schmerz in seiner Seite war qualvoll. Er biß die Zähne aufeinander und versuchte stillzuliegen. Als er sich ganz auf diesen Schmerz konzentrierte, kam er zu dem Schluß, daß er nicht von einem Schuß herrührte, sondern von einem festen Fußtritt in die Rippen. Vielleicht waren eine oder zwei seiner Rippen gebrochen, doch er war nicht angeschossen. Noch nicht.

»Laß dir mal was sagen, Pisser. Mit deinem zotteligen Haar siehst du aus wie ein verdammt verlaustes Tier. Wenn ich mir Tiere angucken will, dann geh' ich in den Zoo – dafür brauch' ich keine Scheißhippies.« Stevens Stimme überschlug sich und zischte vor Haß, wurde immer schriller. »Ich wette, du fickst deinen Hund von hinten,

Pisser. Ich wette, du bohrst dir in der Nase und frißt es auf. Ich wette, du rollst deine Scheiße zu kleinen Kügelchen und spielst damit, oder? Oder? *Oder?«*

Gott hilf mir, dachte Mark. Ein eisiger Schauder durchfuhr ihn, und mit Entsetzen begriff er vollkommen, was Steven tat. Es war für Steven verhältnismäßig leicht gewesen, den Rasta-Mann zu töten, denn ein Rasta war nur ein Jamaikaner, ein Schwarzer, ein Nigger – ein Nichts in der verzerrten Wertskala eines Mörders. Aber Mark wäre nicht so leicht umzubringen. Mark war Amerikaner, noch dazu ein weißer. Bevor Steven den Abzug betätigen konnte, mußte er sich selbst in eine psychische Raserei steigern, und das erreichte er dadurch, daß er seinem Opfer grobe Schweinereien an den Kopf warf.

»Bitte, bitte … bring mich nicht um!«

Mark sprach in einem heiseren, kläglichen Flüsterton. Die Angst hatte sich ihm auf die Stimmbänder gelegt.

»Ich werde es niemandem verraten … ich verspreche es …«

Er haßte sich selbst wegen seines Flehens. So sehr hatte er sich noch nie im Leben erniedrigt. Doch er konnte es nicht verhindern, daß er die Worte herauspiepste.

»Bitte … ich will nicht sterben …«

Er konnte nicht weitersprechen – sein Kinn hatte eine Sperre. Durch die zertrümmerten Zähne stieß er ein Schluchzen und Wimmern wie ein Baby aus. Unwillkürlich verkrampften sich seine Hände zu Krallen und bohrten sich tief in den Schlamm. Alle Muskeln seines Körpers zogen sich zusammen, strafften sich, bis er sich wie ein Stück Metall vorkam, das einen Belastungstest unterworfen war. Zu seiner Verwunderung merkte er, daß er vor Angst buchstäblich gelähmt war. Wenn die Spannung noch weiter anwuchs, würde seine Wirbelsäule ausrasten.

Er hörte, wie Steven in sich hineinkicherte. Der kleine Metallmund der Pistole wurde fester gegen seinen Schädel gedrückt. Plötzlich ertönte ein lautes Summen im Innern seines Kopfs, schwoll immer mehr an, dröhnte in seinen Ohren, überdeckte Stevens dümmliches Lachen und ließ Mark in Dunkelheit versinken. Im letzten Moment erkannte sein Gehirn in dem schrumpfenden Guckloch seines Bewußtseins, was das Summen war – es war das gleiche Geräusch, das man hörte, wenn man zu schnell aus der Hocke aufstand und ohnmächtig wurde.

Irgendwo heulte ein Motor auf. Marks Sinne tauchten wirbelnd aus der Dunkelheit auf. Er vermutete, daß er nur kurze Zeit ohnmächtig gewesen war, zwanzig oder dreißig Sekunden, höchstens eine Minute lang. Stöhnend bemühte er sich, den Kopf zu heben und sich umzuschauen.

Durch den verschwommenen Widerschein des Mondlichts sah er, wie auf der anderen Seite der Lichtung der alte Plymoth rückwärts aus dem Farn fuhr. Steven saß auf dem Fahrersitz. Während er die alte Kiste wendete, rieb er sich die Stoppelhaare und grinste Mark höhnisch an.

»Viel Glück, wenn du das hier den Bullen von Kingston erklären mußt, Pisser.«

Mit dröhnendem Gelächter ließ er den Motor aufheulen und schoß mit dem Plymoth quer über die Lichtung, wobei er direkt über den Körper des Rasta-Mannes fuhr. Mark sah, wie der Seesack mit dem Marihuana auf dem Rücksitz auf und ab hüpfte. Er drehte den Kopf und blickte den Rücklichtern nach, die sich schlingernd und bebend auf der Straße außer Sichtweite entfernten.

Eine Zeitlang blieb er noch einfach so auf dem Bauch liegen, zu schwach, um aufzustehen. Endlich gelang es ihm mit aller Anstrengung, auf die Füße zu kommen, und mit leerem Blick starrte er in die Richtung, in der der Wagen verschwunden war.

Dieser Verbrecher. Bis ich bei der Polizei Anzeige erstattet habe, wird er längst außer Landes sein. Ich weiß nicht einmal, ob Steven sein richtiger Name ist. Es wird darauf hinauslaufen, daß man mir den Mord in die Schuhe schiebt, und das weiß er ganz genau.

Marks Oberlippe fühlte sich an, als ob sie zur Größe eins Golfballs angeschwollen wäre. Schmerzstöße schossen von seinen zerschmetterten Zähnen in die Nebenhöhlen hoch. Blut und Schlamm hatten seinen Bart verklebt. In seiner Rippengegend pochte ein schrecklicher Schmerz.

Sachte drehte er sich um und ließ den Blick über die Lichtung schweifen. Dort lag der Rasta-Mann, flach auf dem Rücken; sein Körper war teilweise im Schlamm versunken, wo ihn der Plymoth beim Überfahren niedergedrückt hatte.

Mark schleppte sich über die Lichtung und kniete neben dem Rasta nieder. Das Mondlicht erhellte das Gesicht des Schwarzen. Seine Züge waren gelassen, fast friedlich. Er glich einem liegenden Heiligen. Er hatte sich im Einklang mit sich selbst und der Welt befunden, als er starb, und es war noch zuwenig Zeit vergangen, als daß die Totenstarre seinen Mund zu einem hämischen Grinsen zurückgezogen hätte.

Mark beugte sich näher zu ihm. Er hatte den Eindruck, als ob sich die Lippen des Rastas öffneten. Die Härchen in seinen Nasenflügeln zitterten. Bildete Mark sich das nur ein, oder hob und senkte sich die Brust des Mannes tatsächlich, bewegte sie sich kaum wahrnehmbar in flachen Atemzügen auf und ab?

Du heilige Scheiße! Er lebt noch! Was soll ich jetzt machen?

Mark stand auf, überquerte die Lichtung und machte sich auf den

Weg entlang der Straße, so schnell, wie die Schmerzen in seiner Seite es erlaubten. Beeil dich, ermahnte er sich selbst. Du mußt einen Arzt finden oder eine Krankenschwester oder irgend jemand, der dem armen Kerl helfen kann. Flink trugen ihn seine Beine auf der Straße dahin, immer weiter weg von dem Rasta.

Wem machst du eigentlich etwas vor? Du hast doch gar nicht die Absicht, Hilfe zu holen. Dir geht es doch nur darum, so schnell wie möglich den Berg hinunter und in dein Hotelzimmer zu kommen und deine Sachen zu packen und so blitzartig wie der Teufel aus Jamaika hinauszukommen, bevor irgend jemand dir Fragen stellt. Du rennst so, damit du nicht geschnappt wirst, genau wie Steven. Dort hinter dir liegt ein Mensch im Sterben, aber dir ist das gleichgültig. Du hast viel zuviel Angst, um dich noch länger hier aufzuhalten und ihm zu helfen. Steven hat recht. Du bist ein Pisser.

Er zwang sich mit aller Willensanstrengung zum Anhalten. Da stand er nun in der Dunkelheit und wußte nicht, was er tun sollte. Seine Beine zitterten. Die Feigheit in ihm wirkte wie eine physische Kraft. Er spürte, wie sie seine Muskeln anspannte und ihn dazu trieb, sich so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone zu begeben. Das einzige, was ihn zurückhielt, war ein Bild vor seinen Augen – die fließende, mondbeschienene Erinnerung an das Gesicht des Rastas.

Ich kann ihn nicht einfach dort liegenlassen. Er braucht Hilfe. Und er braucht sie sofort.

Zitternd machte Mark kehrt und folgte seinen Fußspuren zurück. Er stand über den Rasta gebeugt da und blickte in hilfloser Verwirrung in dieses heiligenähnliche Gesicht.

Also, was soll ich jetzt tun? Er wurde in die Brust geschossen. Er wurde von einem Auto überfahren. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nichts mit Erster Hilfe zu tun gehabt. Ich bin auf diesem Gebiet ein vollkommener Idiot. Ich bin nicht einmal in der Lage, einen gottverdammten Verband anzulegen.

Mark kauerte sich neben dem Rasta nieder. Er hatte nicht die blasseste Ahnung, wie er vorgehen sollte. Der Drang, aufzuspringen und wegzulaufen, wuchs in ihm, und er zwang ihn mit Gewalt nieder. Tu etwas! befahl er sich selbst. Statt dessen zögerte er weiter und haßte sich gleichzeitig, daß er so ängstlich war, so unfähig, so vollkommen außerstande zu handeln.

Endlich zwang er sich mit aller Willenskraft dazu, die Hände unter den Rücken des Rastas zu schieben und den Mann aus dem Schlamm zu heben, in dem er versunken war. Der Rasta stöhnte, als Mark seine Brust anhob. Mark stöhnte ebenfalls, und dann krempelte er das blutgetränkte Bob-Marley-T-Shirt hoch, um die Schußwunden des Mannes zu untersuchen.

Es waren drei, genau wie er es in Erinnerung hatte. Die Löcher

lagen auf der linken Seite der Brust ungefähr übereinander, weit genug außerhalb der Mitte, um das Herz unversehrt zu lassen.

Sein linker Lungenflügel muß in Fetzen gerissen sein. Ich weiß nicht genau – gibt es noch andere lebenswichtige Organe auf der linken Seite der menschlichen Brust? Vielleicht die Milz? Oder die Niere oder die Leber oder was?

Die Augenlider des Rastas hoben sich langsam. Ernst blickte er in Marks Gesicht, begleitet von einem leisen, blubbernden Ton, und aus einem Mundwinkel troff eine Schaumspur mit blutigen Bläschen.

Mark stand auf und blickte wild um sich. Die Lichtung war nicht sehr groß. Ringsum war sie von dichtem Dschungel umgeben.

Irgendein Farmer oder sonst jemand mußte doch hier in der Gegend wohnen. Warum gäbe es sonst eine Straße? Vielleicht gibt es sogar jemand, der ein Telefon besitzt oder mir sagen kann, wie ich schnell eins erreiche.

Er schritt den inneren Kreis der Lichtung ab. Gegenüber der Straße fand er den Anfang eines Pfads. Er machte vorsichtig ein paar Schritte auf dem Pfad, hielt sich die Hände gewölbt vor den Mund, sog soviel Luft in seine Lunge, wie sein schmerzender Brustkasten zuließ, und schrie, so laut er konnte: »Hilfe!« Es kam nur halb und so laut heraus, als er beabsichtigt hatte – als jämmerliches Krächzen. Seine Kehle war immer noch wie zugeschnürt, und nicht nur wegen des Schreckens, den er vor wenigen Minuten durchgemacht hatte, sondern auch wegen einer neuen Angst, der Angst, daß er durch seine Hilfeschreie jemanden noch viel Schlimmeres als Steven herbeirufen könnte.

Jetzt fang nicht an, unter Verfolgungswahn zu leiden, ermahnte er sich selbst. Er holte erneut tief Luft und schrie noch einmal »Hilfe!« Diesmal klang seine Stimme sogar noch schwächer.

Lange Zeit blieb er so still wie möglich stehen und lauschte auf Antwort. Er hörte das surrende Flügelschlagen eines Käfers im Flug, und einen Laut, der sich wie das Quaken eines Frosches anhörte. Moskitos schwirrten um einen Tümpel auf der einen Seite der Lichtung. Ansonsten herrschte Schweigen im Dschungel.

Er versuchte es noch einmal, rief das gleiche Wort wieder und wieder, ging auf dem Pfad ein Stück weiter und schrie in alle Richtungen. »Hilfe! Jemand ist verletzt. Wir brauchen einen Arzt!« Jedesmal, wenn er seine Lungen mit Luft vollsog, wurde der Schmerz in seiner Rippengegend schlimmer. Bei jedem Ruf klang seine Stimme dünner und heiserer, und die dichte Dunkelheit um ihn herum weigerte sich zu antworten.

Schließlich löste ein besonders tiefer Atemzug fast so etwas wie einen Erstickungsanfall aus. Statt weiter zu rufen, griff er mit beiden Händen nach unten, um sie wie eine Kompresse auf seine verletzten

Rippen zu drücken. Als er jedoch die Stelle berührte, durchfuhr der Schmerz schrill seinen Körper, wie eine tödliche Folterqual, und seine Knie drohten wegzusacken.

Sieh dir deine Finger an! Im Mondlicht glitzern sie vor Feuchtigkeit. Er hielt sie sich dicht vor die Augen, um sicherzugehen.

Das ist frisches Blut. Ich bin dort unten verwundet. Ein Fußtritt würde mich nicht zum Bluten bringen. Steven hat mich also doch angeschossen, wie ich vermutet hatte. Mein Gott, er hat es wirklich getan! Ich bin mit einer Schußwunde herumgelaufen, und wußte es nicht einmal! Wie schlimm ist es? Werde ich sterben, ja?

Er hatte nicht das Gefühl, sterben zu müssen. Die Wunde tat zum Wahnsinnigwerden weh, aber er wußte, daß sie nur oberflächlich sein konnte. Die Kugel hatte wahrscheinlich seine Seite gestreift und dabei die Haut aufgerissen und eine oder zwei Rippen gebrochen, war aber sicher nicht tief eingedrungen.

Du wirst wieder okay sein, tröstete er sich selbst. Beruhige dich doch und versuche, einen klaren Gedanken zu fassen! Du mußt dir etwas einfallen lassen! Du mußt etwas tun!

Er ging wieder in die Mitte der Lichtung und kniete sich neben dem Rasta nieder. Der Mann atmete immer noch. Mark erhob sich und drehte sich langsam um sich selbst, wobei er die Ränder der Lichtung in Augenschein nahm. Ihm wurde klar, daß das Rufen nach Hilfe ein törichtes Unterfangen gewesen war. Der Dschungel ringsum war zu undurchdringlich, zu wild – ganz bestimmt wohnte niemand innerhalb Rufweite von der Lichtung entfernt. Vielleicht war der Pfad von Tieren gemacht worden, nicht von Menschen. Und die Straße? Welchem Zweck die Straße auch einst gedient haben mochte, jetzt war sie nicht mehr in Gebrauch. Soweit er wußte, wurde sie seit Jahren nicht mehr benutzt. Während ihrer Fahrt den Berg hinauf hatte sie sich während der letzten Meile oder so weder wie eine Straße angefühlt noch so ausgesehen, sondern eher wie die Trampelspur brünftiger Auerochsen, von der der Dschungel wieder Besitz ergriffen hatte und die er bald vollends überwuchern würde.

Er ging zu der abschüssigen Seite der Lichtung und blickte die Straße entlang. Wie weit müßte er wohl auf ihr wandern, bis er jemanden finden würde? Er erinnerte sich, daß er am Straßenrand einige Hütten gesehen hatte, kurz bevor die kurvenreiche Strecke anfing, aber wie weit war das entfernt?

Verzweifelt über seine Unentschlossenheit ging er wieder in die Mitte der Lichtung. Er sah hinunter zu dem Rasta, dann schaute er wieder auf, hoffte, daß ihn die tropische Düsternis auf eine Lösung bringen würde, dann senkte er den Blick erneut. Er musterte den Rasta eindringlich. Während er mit der Zungenspitze seinen abgebrochenen Zahn befühlte, überlegte er wieder, was er tun sollte. Mit Schrecken

stellte er fest, daß er die Hände rang wie eine gereizte Mutter. Seine Zunge berührte einen bloßliegenden Nerv, und den Zahn durchfuhr ein brüllender Schmerz. Ein Schwindelanfall wogte durch seinen Körper und machte ihn benommen. Er starrte den Rasta an.

Du könntest ihn den Berg hinuntertragen. Du kannst ihn so weit hinuntertragen, bis du die Hütten erreichst. Das ist die einzige Chance für den armen Kerl.

Mark beugte sich hinunter und packte den Rasta in den Achselhöhlen. Doch als er ihn hochziehen wollte, explodierte die Wunde in seiner Seite wie eine Bombe. Er schrie auf und ließ den Rasta fallen. Zusammengekauert nach vorn geduckt, wartete er auf das Nachlassen des Schmerzes.

Du Idiot! Du hirnverbrannter Idiot!

Endlich erlosch das Feuer in seiner Rippengegend fast. Mit unbeschreiblicher Vorsicht reckte er seinen Rücken gerade und stellte sich aufrecht. Er wischte sich die Tränen aus den Augen und wünschte, er könnte genauso leicht vierzig verheerende Jahre der Zügellosigkeit, der Langeweile und der Verzweiflung wegwischen und sein Leben neu beginnen. Wäre es nicht wundervoll, wieder Kind zu sein wie damals in Omaha, zur Highschool zu gehen und über die Eltern zu maulen und das ganze Taschengeld für die Verabredung am Freitagabend aufzuheben? Wie sehr er sein Leben seit jener Zeit vergeudet hatte!

Plötzlich hörte er etwas. Wenigstens glaubte er, etwas zu hören. Er war sich nicht sicher, doch es klang wie Stimmengemurmel in der Ferne. Es verebbte bis an die Grenze zur Stille. Dann konnte er absolut nichts mehr hören.

Langsam ging er über die Lichtung zu dem Pfad und blieb dort stehen, um angestrengt zu lauschen, ob er die Stimmen wieder aufnehmen konnte. Als er sie schließlich wieder hörte, fast im Unterbewußtsein, erschienen sie ihm noch weiter entfernt.

O Gott, es *sind* wirklich irgendwo dort Menschen! Doch es hört sich an, als ob sie sich in die entgegengesetzte Richtung entfernten.

»Hilfe! Hier sind wir! Wir sind verletzt!«

Die Worte drangen krächzend als rauhes Flüstern aus seiner Kehle. Er wollte schreien, doch er konnte nicht. Seine Rippen schmerzten zu sehr, und seine Stimmbänder gehorchten ihm nicht.

Niemand wird dieses jämmerliche Gekrächze hören. Du mußt dich schon aufraffen und hinter ihnen herlaufen. Und zwar schnell, sofort, bevor sie zu weit weg sind.

Er setzte sich auf dem Pfad in Bewegung. Das Laub der Bäume schloß sich zu einem Dach über ihm, durch das fast kein Mondlicht drang, so daß er Schwierigkeiten hatte zu sehen, wohin er die Füße setzte. Nach einer oder zwei Minuten wurde der Pfad schmaler. Die

Dunkelheit umschloß ihn, und er blieb stehen.

Das ist wahnsinnig! Wenn ich mich verirre?

Doch dann hörte er die Stimmen wieder, irgendwo an dem Hang über ihm. Sie waren immer noch schwach, aber nicht mehr so weit weg wie zuvor. Diesmal konnte er seine Stimmenmelodie mit kleinen Unterschieden in der Lautstärke, im Ton und der Klangfarbe erkennen, und er vermutete, daß es sich mindestens um drei oder vier Sprechende, die sich lebhaft unterhielten, handeln mußte.

Was sind das für Leute? Wenn ich sie nun zur Lichtung führe und sie glauben mir die Geschichte nicht? Wenn sie zu der Überzeugung kommen, *ich* hätte den Rasta erschossen? Wenn sie seine Freunde sind und er stirbt? Dann bringen sie mich vielleicht um. Vielleicht, das könnte passieren.

Seine Beine zitterten. Der Versuch, den Rasta retten zu wollen, war sinnlos. Der Mann hatte keine Chance. Eine seiner Lungen war zerfetzt. Er erstickte an seinem eigenen Blut. Es wäre wirklich viel vernünftiger, wenn er umkehren und über den Pfad zur Straße wandern würde, und immer weiter, bis zu seinem Hotelzimmer, wo er sich duschen und umziehen und ein Taxi zum Flughafen nehmen und sich ins nächste Flugzeug in die Vereinigten Staaten setzen könnte.

Warum, zum Teufel, soll ich das Risiko eingehen, umgebracht zu werden? Oder noch schlimmer, irgendwo in einem dreckigen jamaikanischen Gefängnis für den Rest meines Lebens dahinzudarben? Ich habe nichts verbrochen.

Da er nicht wußte, in welche Richtung er gehen sollte, blieb er stehen und lauschte auf die Stimmen über ihm am Hang. Ihre Unterhaltung hatte einen schwungvollen Rhythmus, sie glich einer einschmeichelnden Musik.

Komm jetzt, Mark! Das mag dich zwar einiges an Überwindung kosten, aber die Rettung dieses Rasta-Mannes ist das einzig wirklich Anständige, das du je in deinem Leben unternommen hast. Du kannst jetzt nicht kneifen.

Mit einer merkwürdig drängenden Entschlossenheit arbeitete er sich auf dem Pfad voran, schob Farnwedel zur Seite, watete durch Matsch und Flächen mit nassem Moos, tastete sich Schritt für Schritt vorsichtig über verflochtene, knorrige Wurzeln und bewegte sich unablässig und doch langsam genug voran, daß seine Wunde keinen brüllenden Schmerz aussandte. Jedesmal, wenn er einen Halt einlegte, konnte er die Stimmen deutlicher hören – es waren allem Anschein nach Männerstimmen – sechs oder sieben, die lyrisch ineinanderflossen und sich zu etwas vereinten, das sich jetzt mehr wie ein Singsang oder eine Litanei anhörte als nach einer normalen Unterhaltung.

Wer immer sie sein mochten, offenbar führten sie irgendeine

Zeremonie oder etwas Ähnliches durch. Es gibt doch keine primitiven Stämme mehr in Jamaika, oder? Mark hatte die Vision eines großen schwarzen Suppentopfes, umringt von Kannibalen mit tätowierten Gesichtern und zugespitzten Zähnen, bis er dieses absurde Witzbild aus seinem Kopf verbannte. Du Blödmann! Was glaubst du eigentlich, wo du bist – in einem Tarzan-Comic?

Er wich einem dicken, mit Pilzen bewachsenen Baumstumpf aus, kletterte einen kleinen Damm hinauf und stellte fest, daß er auf einer ebenen Fläche stand. Hier wurde das Mondlicht nicht von Bäumen abgehalten. Eine Vielfalt von Laubgewächsen umgab ihn, keins unter zwei Meter vierzig hoch. Ein schwerer Duft stieg ihm in die Nase. Er untersuchte eine der Pflanzen genauer und erkannte sofort das vertraute Muster ihrer Blätter, die schmale elliptische Form, die Anordnung in Fünfergruppen, die üppige Pracht der Knospen, die kurz vor dem Aufbrechen zur Blüte standen.

Ganja. Ein ganzes tolles Feld voller Ganja! Ich werde verrückt!

Er war noch nicht nah genug herangekommen, um zu verstehen, was sie sagten, aber er konnte die Stimmen jetzt deutlich hören. Eine Stimme bestritt den größten Teil des Gesprächs, während die anderen mit kurzen, doch häufigen Zwischenbemerkungen reagierten.

Um sich den Stimmen weiter zu nähern, mußte Mark sich zwischen den Stengeln der Ganja-Pflanzen hindurchschlängeln, da es hier keinen Pfad mehr gab. Er hielt sich beide Hände vors Gesicht, um sich gegen die Zweige abzuschirmen, und drang in die dichte Vegetation ein. An manchen Stellen war der Bewuchs so dicht, daß er das Gefühl hatte, durch eine Hecke zu brechen. Wenn es noch dichter würde, könnte er ohne Messer nicht weiterkommen.

Dies ist kein kultivierter Anbau. Die Pflanzen stehen viel zu dicht beisammen. Es ist ein Dschungel, ein ganzer gottverdammter natürlicher Dschungel mit Pot!

Während er sich weiter einen Weg durch ein Gewirr von herabhängenden Zweigen bahnte, stoben Wolken aus Pollen von den Blütenknospen auf, kitzelten ihn in der Nase und reizten seine Augen. Er unterdrückte ein Niesen.

Was für ein Duft! Die weiblichen Pflanzen mußten sich auf dem absoluten Höhepunkt ihrer Wirkungskraft befinden.

Während er sich weiterarbeitete, sah er Abermillionen von mondbeschienenen Pollen, die in der Luft rings um ihn schwebten. Er schmeckte sie auf der Zunge und spürte, wie sie bei jedem Einatmen seine Nasenflügel auskleideten. Sie klebten auf dem Schweißfilm seiner Haut fest. Aber vor allem erfüllten sie seinen Kopf mit einem drückend schweren und trunken machenden Duft.

Ihm fiel ein, daß er einmal in einem Buch über den Anbau von Marihuana gelesen hatte, daß die Erntearbeiter in Algerien beim

Pflücken von indischem Hanf sich Tücher vor die Gesichter binden, damit sie die Pollen nicht einatmen. Wenn ein Arbeiter sein Tuch abnimmt, wird er so ungeheuer high – so high, daß er vergißt, wo er ist und was er tut, so high, daß er sich hinlegt und auf dem Feld einschläft, so high, so high, daß er davonschwebt, davonschwebt wie die Pollen, gleitet durch weiches Mondlicht, dessen Strahlen durch das Laub fallen und träge Arabesken und Schnörkel zeichnen und ihn in ein wogendes silbernes Meer aus Licht einhüllen, und wirklich, es stimmte, er rauchte seit dreißig Jahren Joints, doch niemals war er so schnell so high geworden, und er wurde immer noch mehr high, er schwebte hoch und höher und höher, und jeder neue Atemzug wogte durch seine Lunge in seinen Blutstrom und in sein Gehirn wie eine Flutwelle psychedelischer Energie.

Er machte einen Schritt, und der schien endlos zu dauern. Er war sich ganz genau bewußt, wie sich sein Fuß vom Boden abhob und nach vorn ausschwenkte. Jede mikroskopische Weiterführung des biomechanischen Vorgangs des Laufens enthüllte sich ihm in Ultra-Zeitlupe.

Während des nächsten Schrittes konzentrierten sich seine Augen auf ein einzelnes Ganjablatt an der Spitze eines Zweigs. Er erforschte die Blattdecke, das Glitzern des Harzes auf seiner Oberfläche, das feine Spitzenmuster der Adern und Rippen, die Zartheit seiner gezackten Ränder, und ihm schien, als durchschaute er mit einemmal alle Geheimnisse botanischer Konstruktionen, die Rätsel der Photosynthese und Transpiration klärten sich für ihn in einem Augenblick göttlicher Offenbarung.

Während des nächsten Schrittes richtete er seine Augen in Naheinstellung auf ein anderes Blatt. Es bäumte sich ihm aus der Dunkelheit entgegen: gewaltig, bedrohlich, strahlend und mit metallisch glitzernden Lichtreflexen wie ein George-Lucas-Raumschiff oder vielleicht eine intergalaktische Kriegskanone der Maori; oder vielleicht war es auch nur eine große Bronze-Statue, von Grünspan überzogen, eine abstrakte expressionistische Skulptur, die im Wohnzimmer seines Geistes herumstand.

Während des nächstes Schrittes sah er sie alle gleichzeitig, Tausende von kleinen grünen Gebilden, die ihn ihrerseits anblickten, doch er konnte sich nicht mehr erinnern, was sie waren oder wo er war und was er tat oder wer er war. Er fühlte sich wie eine Motte oder ein Windhauch oder ein entkörpertes Bewußtsein in ständiger Bewegung tiefer hinein in eine fremdartige Traumwelt, unentrinnbar angezogen von den Stimmen der Wesen, die hier lebten.

Die Stengel standen jetzt weniger dicht und gaben einen Weg frei, und schließlich trat er hinaus auf eine Lichtung. Vor langer Zeit war er auf einer anderen Lichtung gestanden, aber er konnte sich jetzt

überhaupt nicht mehr daran erinnern. Jetzt gab es nur noch *diese* Lichtung, und in ihrer Mitte saßen acht Schwarze um ein unruhig flackerndes Lagerfeuer. Sie hatten natürlich lang gewachsene Bärte und Haare, die sich zu weichen Spirallocken gedreht hatten. Einige von ihnen trugen weiße Baumwollunterhemden zu verwaschenen Jeans und Ledersandalen, andere khakifarbene Arbeitshemden mit buntgemusterten Hosen, wieder andere langärmelige T-Shirts, die bis zur Taille aufgeknöpft waren und dazu in den afrikanischen Farben Rot, Grün und Schwarz gestreiften Hosen. Einer der Männer beschäftigte sich neben dem Feuer mit einem kleinen Kochtopf. Ein anderer schlug sanft eine Trommel. Ein dritter stand mit einem Buch in der Hand da. Er war älter als die anderen und trug eine Fahne mit einem Löwen darauf, die er sich um die Brust gewickelt hatte. Er öffnete das Buch und las laut vor.

Und Jahwe sprach: »Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringe … Und Jahwe sah, daß es gut war.«

Sie reichten eine Bambuspfeife von einem zum anderen, und Rauch kräuselte sich aus dem Pfeifenkopf, bis die Wolken schließlich ihre Gesichter einhüllten. Er stand auf der anderen Seite der Lichtung und beobachtete sie. Er wußte, wer sie waren. Es waren seine Freunde, seine Brüder: Ras Michael und Ras Kwame und Ras Daryl, Bongo Syl und Bongo Jonathon und Bongo Saint-IMcLean, Rasta Herbert und Iya Mortimer.

Ja, er kannte sie, und jetzt fiel ihm auch wieder ein, wer er selbst war und warum er hier war. Die plötzliche Wiederkehr seines Ichs erweckte in ihm ein Gefühl der Leichtigkeit und Luftigkeit, als ob ihm eine große Last von den Schultern genommen worden wäre. Der Schmerz in seiner Seite war verschwunden. Ebenfalls verschwunden war seine Angst. Er trat weiter auf die Lichtung hinaus und ging langsam und vertrauensvoll auf sie zu. Einer nach dem anderen wandte den Kopf in seine Richtung und begrüßte ihn mit einem Lächeln und herzlichen Worten:

»Friede, Rasta.«

»Liebe, Rasta.«

»Friede und Liebe, Rasta.«

»Gelobt seist Du, Selassie I.«

»Ehrfurcht gebührt Dir, Rasta.«

»Willkommen in unserer Mitte, Bruder.«

»Geheiligt seist du, Bruder.«

»Geheiligt seist du, Ras Marcus.«

Ja, jetzt wußte er wieder ganz genau, wer er war und mit welchem Auftrag sie ihn weggeschickt hatten und wie er versagt hatte. Er wußte, daß sie ihm vergeben würden. Er war nicht mit dem Geld zurückgekommen, wie sie es sich erhofft hatten, den vereinbarten

Preis für den Sack mit Ganja, aber Geld spielt keine so große Rolle. Das einzige, was wichtig war, war die Tatsache, daß er sicher zu seinen Brüdern und in die Gefilde des Heiligen Hains zurückgekehrt war.

»Der verrückte Glatzkopf«, erklärte er. »Schießt mit Pistole auf mich und nimmt Ganja mit ohne kein Geld nich' zu zahlen.«

»Ham's gesehen«, sagte Iya Mortimer.

Sie reichten ihm die Pfeife. Er nahm einen tiefen Zug und füllte seine Lunge mit dem Rauch des heiligen Krauts. Es vertrieb das Böse, das ihn berührt hatte. Es reinigte seine Seele. Er lächelte und ließ sich am Boden nieder. Dem Kochtopf entströmte ein herrlicher Duft nach Linsen, Erbsen und Hirsebrei. Er war glücklich, wieder bei seinen Brüdern zu sein, glücklich, wieder zu Hause zu sein.

Originaltitel: ›In the Light of the Holy Herb‹
Copyright © 1988 by Mercury Press, Inc.
(erstmals erschienen in ›The Magazine of Fantasy and Science Fiction‹, Juli 1988)

mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Irene Bonhorst

Illustriert von Jobst Teltschik

Joe R. Lansdale
Dichte kleine Stiche im Rücken eines Toten

Für Ardath Mayhar

Aus dem Tagebuch von Paul Marder

Bumm! Das ist ein kleiner Wissenschaftler-Witz und die richtige Art, diese Geschichte zu beginnen. Ich weiß übrigens nicht, was für einen Sinn dieses Tagebuch haben soll. Vielleicht kann ich mit seiner Hilfe meine Gedanken ordnen und verhindern, daß ich verrückt werde.

Nein. Wahrscheinlich habe ich mich dazu entschlossen, damit ich es lesen kann und das Gefühl habe, daß jemand mit mir spricht. Vielleicht trifft keiner der beiden Gründe zu. Es spielt keine Rolle. Ich will es einfach tun, das genügt.

Was gibt es Neues?

Ja, also, mein Tagebuch, nach all diesen Jahren beschäftige ich mich wieder mit asiatischen Kampfsportarten – oder zumindest mit dem System und der Gymnastik des Taekwon Do. Hier im Leuchtturm habe ich natürlich keinen Sparringpartner, deshalb muß das System genügen.

Natürlich ist Mary da, aber bei ihr beschränkt sich das Sparring auf Wortgefechte. Und in letzter Zeit kommt es nicht einmal mehr dazu. Ich sehne mich danach, daß sie mich einen Schweinehund nennt. Irgend etwas sagt. Ihr Haß gegen mich ist jetzt zur Vollkommenheit gereift, und sie hält es nicht mehr für notwendig zu sprechen. Die scharfen Linien um ihre Augen und ihren Mund, die emotionelle Hitze, die ihr Körper wie eine entsetzliche Fieberblase ausstrahlt, die ein Opfer sucht, genügt ihr. Sie lebt nur für den Augenblick, wenn sie (die Fieberblase) sich mit ihren Nadeln, der Tinte und den Fäden an mich heften kann. Sie lebt nur für die Zeichnung auf meinem Rücken.

Mary fügt jede Nacht ein neues Detail hinzu, und ich genieße den Schmerz. Die Tätowierung stellt eine große, blaue, pilzförmige Wolke dar, und in die Wolke hat sie wie einen Geist das Gesicht unserer Tochter Rae hineingezeichnet. Ihre Lippen sind fest zusammengepreßt, ihre Augen geschlossen, und tiefe Stiche täuschen

ihre Wimpern vor. Wenn ich mich rasch und heftig bewege, platzen die Stiche manchmal auf, und Rae weint blutige Tränen.

Das ist einer der Gründe für die asiatischen Kampfsportarten. Wenn ich hart trainiere, reißen die Stiche leichter auf, so daß meine Tochter weinen kann. Tränen sind das einzige, was ich ihr zu bieten habe.

Jede Nacht entblöße ich ungeduldig meinen Rücken für Mary und ihre Nadeln. Sie sticht tief, und ich stöhne vor Schmerz, während sie vor Entzücken und Haß stöhnt. Sie fügt dem Bild weitere Farben hinzu; arbeitet mit brutaler Präzision, um Raes Gesicht deutlicher hervorzuheben. Nach zehn Minuten ist sie müde und will nicht mehr weiterarbeiten. Sie legt die Werkzeuge beiseite, und ich gehe zum großen Spiegel an der Wand. Die Laterne auf dem Regal flackert wie eine Kürbislaterne bei starkem Wind, aber das Licht reicht aus, damit ich über meine Schulter blicken und die Tätowierung begutachten kann. Sie ist schön. Sie wird jede Nacht besser, weil Raes Gesicht immer deutlicher hervortritt.

Rae

Rae. Mein Gott, kannst du mir vergeben, mein Liebling?

Doch obwohl der Schmerz der Nadeln wunderbar und reinigend wirkt, genügt er nicht. Deshalb wirble, trete und schlage ich auf dem Laufsteg am Leuchtturm um mich und spüre, wie Raes rote Tränen mir über den Rücken fließen und sich im Gürtelband meiner fleckigen Leinenhose sammeln.

Wenn mir die Luft ausgeht und ich nicht mehr schlagen und treten kann, gehe ich ans Geländer und rufe in die Dunkelheit hinaus: »Hungrig?«

Als Antwort auf meine Stimme steigt ein Chor von Seufzern empor und begrüßt mich.

Später liege ich auf meiner Pritsche, habe die Hände hinter dem Kopf verschränkt, starre zur Decke und versuche, mir etwas einfallen zu lassen, das würdig ist, in dir festgehalten zu werden, mein Tagebuch. Es gibt so selten etwas. Nichts ist wirklich die Mühe wert.

Wenn ich genug habe, lege ich mich auf die Seite und betrachte das große Licht, das einst den Schiffen leuchtete, aber jetzt für immer erloschen ist. Dann drehe ich mich auf die andere Seite und blicke zu meiner Frau hinüber, die in ihrer Koje liegt und mir ihren nackten Arsch zuwendet. Ich versuche, mich daran zu erinnern, wie es war, wenn wir miteinander geschlafen haben, aber das ist schwierig. Ich erinnere mich nur daran, daß es mir fehlt. Ich starre lange den Hintern meiner Frau an, als wäre er ein gemeiner Mund, der sich jeden Augenblick öffnen und mir die Zähne zeigen wird. Dann drehe ich mich wieder auf den Rücken, starre zur Decke hinauf und mache

so bis Tagesanbruch weiter.

Am Morgen begrüße ich die Blumen, deren leuchtend rote und gelbe Blüten aus den Köpfen vor langem gestorbener Körper hervorbrechen, die nicht verfaulen wollen. Die Blumen öffnen sich weit und enthüllen ihre kleinen, schwarzen Gehirne und ihre gefiederten Fühler; sie strecken ihre Blüten in die Höhe und stöhnen. Das bereitet mir wildes Vergnügen. Einen verrückten Augenblick lang fühle ich mich wie ein Rocksänger vor seinem Publikum, das ihn mit leuchtenden Augen anstarrt.

Wenn ich von dem Spiel genug habe, hole ich den Feldstecher, Tagebuch, und suche mit ihm die Ebene im Osten ab, als erwarte ich, daß dort eine Stadt materialisiert. Das Interessanteste, das ich auf dieser Ebene erblickt habe, war eine Herde von großen Eidechsen, die nach Norden donnerte. Einen Augenblick lang dachte ich daran, Mary zu rufen und sie ihr zu zeigen, doch ich ließ es dann wieder bleiben. Der Klang meiner Stimme, der Anblick meines Gesichts regen sie auf. Sie liebt nur die Tätowierung und interessiert sich für nichts anderes.

Wenn ich aufhöre, die Ebene zu betrachten, gehe ich auf die andere Seite. Im Westen, wo sich der Ozean befindet, gibt es jetzt meilenweit nur noch von Sprüngen durchzogenen schwarzen Meeresboden. Die einzige Ähnlichkeit mit einer großen Wasserfläche bewirken die gelegentlichen Staubstürme, die aus dem Westen wie große Gezeitenwellen heranjagen und die Fenster am hellichten Tag schwarz färben. Und die Lebewesen. Hauptsächlich mutierte Wale, die ungeheuerlich groß und schwerfällig sind. Heutzutage gibt es sie im Überfluß, während sie einst beinahe ausgestorben waren. (Vielleicht sollten die Wale jetzt eine Art GREENPEACE-Organisation für Menschen gründen. Was meinst du, Tagebuch? Du mußt mir nicht antworten. Es ist nur ein weiterer kleiner Wissenschaftler-Witz.)

Diese Wale kriechen von Zeit zu Zeit in der Nähe des Leuchtturms über den Meeresboden, und wenn sie dazu Lust haben, schieben sie ihre Köpfe in die Nähe des Turms und betrachten ihn. Ich warte immer darauf, daß einer von ihnen herunterklatscht und uns zerquetscht wie Wanzen. Aber soviel Glück haben wir nicht. Aus einem unerfindlichen Grund verlassen die Wale nie den zersprungenen Meeresboden, um sich auf das Gebiet zu wagen, das wir früher Strand nannten. Es ist, als lebten sie in unsichtbarem Wasser und wären daran gefesselt. Vielleicht ist es das genetische Gedächtnis. Oder vielleicht enthält der gesprungene schwarze Boden etwas, das sie brauchen. Ich weiß es nicht.

Ich sollte wahrscheinlich erwähnen, daß ich einmal außer den Walen einen Hai gesichtet habe. Er glitt in großer Entfernung vorbei,

und die Spitze seiner Flosse glitzerte im Sonnenlicht. Ich habe auch seltsame Fische mit Beinen und andere Wesen erblickt, die ich nicht benennen konnte. Ich werde sie vielleicht als Walfutter bezeichnen, weil ich einmal gesehen habe, wie ein Wal mit dem Unterkiefer über den Boden fuhr und die Geschöpfe, die hastig versuchten zu fliehen, in sich hineinschaufelte.

Aufregend, was? So verbringe ich jedenfalls meine Tage. Ich schlendere mit dem Feldstecher um den Turm herum, komme herein, um in dir zu schreiben, und warte ungeduldig darauf, daß Mary nach den Geräten greift und mir das Zeichen gibt. Schon der Gedanke daran bringt mir eine Erektion. Man könnte es wahrscheinlich als unseren Geschlechtsakt bezeichnen.

Und was tat ich an dem Tag, an dem sie die Große Bombe abwarfen?

Ich freue mich, daß du danach fragst, Tagebuch, wirklich. Ich tat das Übliche. Ich stand um sechs auf, ging scheißen, duschte und rasierte mich. Ich frühstückte. Ich kleidete mich an. Ich band mir die Krawatte. Ich erinnere mich, daß ich letzteres vor dem Schlafzimmerspiegel tat und dabei bemerkte, daß ich mich schlecht rasiert hatte. Ein Rest meines schwarzen Bartes zierte mein Kinn wie ein blauer Fleck.

Ich rannte ins Bad, um diesen Mißstand zu beheben, öffnete die Tür, und Rae stieg nackt wie am Tag ihrer Geburt aus der Badewanne.

Sie drehte sich überrascht um und sah mich an. Mit einem Arm bedeckte sie ihre Brüste, und die zweite Hand ließ sich wie eine weiße Taube im Busch ihrer Schamhaare nieder. Verlegen murmelte ich: »Entschuldige«, schloß die Tür und ging zur Arbeit – unrasiert. Es war ein unschuldiger Zwischenfall. Ein Zufall. Nichts Sexuelles. Aber wenn ich jetzt an sie denke, dann ist es meist dieses Bild, das mir als erstes einfällt. Vermutlich war es der Augenblick, in dem mir klar wurde, daß mein Kleines zu einer schönen Frau herangewachsen war.

Es war auch der Tag, an dem sie zum erstenmal ins College ging und – wenn auch nur einen Augenblick lang – das Ende der Welt erlebte.

Und es war der Tag, an dem das Dreieck – Mary, Rae und ich – zerbrach.

Wenn meine erste Erinnerung an Rae der Tag ist, an dem sie nackt in der Badewanne stand, dann ist die erste Erinnerung an unsere Familie ein Tag in ihrem sechsten Lebensjahr. Wir gingen oft in den Park; sie fuhr mit dem Karussell, stieg in die Schaukel und in die Achterbahn und landete schließlich auf meinem Rücken. (»Ich will bei Daddy Huckepack reiten.«) Wir galoppierten herum, bis meine Beine aus Gummi waren, und machten dann bei der Bank halt, auf der Mary saß und auf uns wartete. Ich drehte Mary den Rücken zu, so daß sie Rae herunterheben konnte, aber bevor sie es tat, umarmte sie uns

jedesmal von hinten, streichelte Rae, drückte sie fest an meinen Rücken, und dann berührten Marys Hände meine Brust.

Wenn ich diese Hände nur beschreiben könnte! Nach all den Jahren sind ihre Hände immer noch wie damals. Wenn sie arbeitet, spüre ich, wie sie auf meinem Rücken flattern. Sie sind lang, schlank und künstlerisch. Sie sind von Natur aus weich wie der Bauch eines jungen Kaninchens, und wenn sie Rae und mich umschlang, dann hatte ich das Gefühl, daß wir drei uns allem, was auf der Welt geschah, stellen und damit fertig werden konnten.

Aber jetzt ist das Dreieck zerbrochen und die Geometrie zerstört.

An diesem Tag ging Rae also ins College und wurde von dem dunklen Druck der Bombe ausgelöscht, und Mary fuhr mich zur Arbeit. Mich, Paul Marder, das große Tier im Team. Einer der besten, hellsten Köpfe in der Industrie. Der unsere atomare Drohung stets propagierte, verbesserte und erweiterte, so daß wir oft scherzten: »Wir bemühen uns, nur das Beste zu senden.«

Als wir beim Wächterhäuschen eintrafen, hielt ich bereits meinen Ausweis in der Hand, aber es war niemand da, der ihn in Empfang nahm. Hinter dem Tor tobte ein wildes Durcheinander von Menschen, die liefen, schrien, zu Boden fielen.

Ich stieg aus dem Wagen und rannte zur Tür. Als ein Mann vorbeilief, den ich kannte, schrie ich ihm nach. Er drehte sich um, sein Blick war gehetzt, und auf seinen Lippen stand Schaum. »Die Raketen fliegen«, rief er, dann stürzte er wie von Sinnen davon.

Ich sprang in den Wagen, schob Mary weg und trat auf das Gaspedal. Der Buick sprang gegen den Zaun und warf ihn um. Der Wagen schleuderte, stieß an die Ecke eines Gebäudes, und der Motor starb ab. Ich ergriff Mary bei der Hand, zog sie aus dem Wagen und lief mit ihr zu den großen Fahrstühlen. Wir erreichten den letzten gerade noch. Es waren noch weitere Menschen zu ihm unterwegs, doch die Tür ging zu, und der Lift fuhr hinunter. Ich höre noch heute ihre Fäuste gegen das Metall trommeln, als wir zu sinken begannen. Es war wie der rasche Herzschlag eines sterbenden Lebewesens.

Der Fahrstuhl brachte uns also in die Unterwelt, und wir machten ihn dicht. Wir befanden uns in einer Stadt, die von einer fünf Meilen dicken Schicht geschützt wurde, und nicht nur als gewaltiges Büro und Laboratorium, sondern auch als absolut sicherer Bunker geplant worden war. Sie war unsere besondere Belohnung dafür, daß wir die Gifte des Krieges geschaffen hatten. Es gab Nahrungsmittel, Wasser, Medikamente, Filme, Bücher. Alles, was man will. Zweitausend Menschen konnten hundert Jahre lang hier überleben. Von den zweitausend, für die diese Stadt gedacht war, schafften es vielleicht elfhundert. Die anderen liefen nicht rasch genug vom Parkplatz und von den anderen Gebäuden hin, oder sie hatten sich verspätet oder

sich krank gemeldet.

Unter Umständen waren sie die Glücklicheren. Sie waren vielleicht im Schlaf gestorben. Oder während sie am Morgen gerade noch schnell mal ihre Frau vögelten. Oder während der letzten, genüßlichen Tasse Kaffee.

Denn, Tagebuch, die Unterwelt war kein Paradies. Es kam sehr bald zu Selbstmordepidemien. Ich dachte selbst von Zeit zu Zeit an diese Möglichkeit. Die Menschen schnitten sich die Kehle durch, tranken Säuren, nahmen Pillen. Wenn wir am Morgen aus unserem Schlafraum kamen, war es nicht ungewöhnlich, daß die Menschen wie reife Früchte an Rohren und Sparren baumelten.

Außerdem gab es auch noch die Morde. Für die meisten war eine verrückte Gruppe verantwortlich, die in den tiefer liegenden Räumen hauste und sich ›Die Scheißgesichter‹ nannte. Von Zeit zu Zeit beschmierten sie sich mit Kot, liefen Amok und erschlugen Männer, Frauen und in der Unterwelt geborene Kinder. Angeblich aßen sie Menschenfleisch.

Wir besaßen eine Art Polizei, aber sie nützte nicht viel. Sie verfügte kaum über Autorität. Schlimmer war, daß wir uns alle für Opfer hielten, die dieses Schicksal verdient hatten. Mit Ausnahme von Mary hatten wir alle dazu beigetragen, daß die Welt in die Luft flog.

Mary begann mich zu hassen. Sie war zu dem Schluß gelangt, daß ich Rae getötet hatte. Es war eine Erkenntnis, die in ihr wuchs wie ein kleines Rinnsal, das stetig anschwillt, bis es zu einer Sturzflut des Hasses wird. Sie sprach selten mit mir. Sie nagelte ein Bild von Rae an die Wand und betrachtete es beinahe unablässig.

Oben war sie eine Künstlerin gewesen und nahm nun diese Beschäftigung wieder auf. Sie bastelte sich einen Satz Werkzeuge, stellte Farben her und wurde Tätowiererin. Jeder kam zu ihr, um eine Zeichnung zu bekommen. Und obwohl alle verschieden waren, schienen sie alle eines zu sagen: Ich habe es vermasselt. Ich habe die Welt in die Luft gejagt. Brandmarke mich!

Tag für Tag arbeitete sie an ihren Tätowierungen, hatte immer weniger mit mir zu tun und vertiefte sich immer mehr in diese Arbeit, bis sie mit Haut und Nadeln genauso geschickt umging wie in der Oberwelt mit Leinwand und Pinseln. Als wir eines Nachts auf unseren getrennten Pritschen lagen und so taten, als schliefen wir, sagte sie plötzlich zu mir: »Ich möchte nur, daß du weißt, wie sehr ich dich hasse.«

»Ich weiß«, antwortete ich.

»Du hast Rae getötet.«

»Ich weiß.«

»Sag, daß du sie getötet hast, du Schwein. Sag es!«

»Ich habe sie getötet«, sagte ich, und es war mir ernst damit.

Am nächsten Tag verlangte ich ebenfalls eine Tätowierung. Ich erzählte ihr von dem Traum, der mich jede Nacht heimsuchte. Es war dunkel, und aus der Dunkelheit kamen wirbelnde, leuchtende Wolken, die zu einem Pilz verschmolzen. Aus ihm trat die torpedoförmige Bombe hervor, deren Nase zum Himmel gerichtet war und die auf lächerlich dünnen Cartoonbeinchen daherstolzierte.

Auf die Bombe war ein Gesicht gemalt – das meine. Dann wechselte plötzlich der Schauplatz des Traums, und ich blickte mit den Augen des gemalten Gesichts in die Welt. Vor mir befand sich meine Tochter. Nackt. Sie lag auf dem Boden. Ihre Beine waren weit gespreizt. Ihr Geschlechtsteil glänzte wie ein nasser Cañon.

Ich/die Bombe stürzte in sie, zog die lächerlichen Beine hinter mir her, und sie schrie. Ich hörte ihren Schrei hallen, während ich durch ihren Bauch tauchte, oben auf ihrem Kopf herauskam und dann einen tödlichen Orgasmus erreichte. Der Traum endete, wo er begonnen hatte. Eine pilzförmige Wolke. Dunkelheit.

Als ich Mary den Traum erzählte und sie bat, ihn mit ihrer Kunst zu deuten, antwortete sie: »Mach deinen Rücken frei«, und so begann die Zeichnung. Jedesmal zwei Zentimeter Arbeit – schmerzhafte Zentimeter. Dafür sorgte sie.

Ich beschwerte mich kein einziges Mal. Sie setzte die Nadeln so energisch an und stach so tief ins Fleisch, wie sie konnte, und obwohl ich manchmal stöhnte oder aufschrie, bat ich sie nie, aufzuhören. Ich spürte, wie die zarten Hände meinen Rücken berührten und liebte es. Die Nadeln. Die Hände. Die Nadeln. Die Hände.

Wenn das so lustig war, fragst du, warum bin ich dann hinaufgegangen?

Du stellst so bohrende Fragen, Tagebuch. Das tust du tatsächlich, und ich bin froh, daß du diese Frage gestellt hast. Wenn ich es dir erzähle, wird es hoffentlich wie ein Abführmittel wirken. Wenn ich die ganze Scheiße rauslasse, werde ich vielleicht morgen aufwachen und mich wesentlich besser fühlen.

Klar. Und es wird auch der Beginn einer neuen Pepsi-Generation sein. Das Ganze wird ein böser Traum gewesen sein. Der Wecker wird klingeln, ich werde aufstehen, eine Schale Reisflocken essen und meine Krawatte binden.

Okay, Tagebuch. Die Antwort. Etwa zwanzig Jahre, nachdem wir hinuntergegangen waren, fand eine Handvoll von uns, daß es oben nicht schlimmer sein konnte als unten. Wir beschlossen nachzusehen. Ganz einfach. Mary und ich sprachen sogar ein wenig miteinander. Wir klammerten uns beide an die verrückte Vorstellung, daß Rae vielleicht überlebt hatte. Sie mußte jetzt achtunddreißig sein. Wir hatten uns unter Umständen grundlos wie Ungeziefer in der Unterwelt versteckt. Vielleicht gab es oben eine tapfere, neue Welt.

Ich weiß noch, daß ich all das dachte, Tagebuch, und es sogar halb glaubte.

Wir rüsteten zwei Zwanzigmeterfahrzeuge aus, die in der Unterwelt als Transportmittel benutzt wurden, gaben die halb vergessenen Codes ein, die die Fahrstühle öffneten, und fuhren mit den Fahrzeugen hinein. Die Laser der Fahrstühle zerschnitten die Trümmer vor ihnen, und wir befanden uns bald in der Oberwelt. Die Türen gingen auf, und wir erblickten durch graugrüne Wolken gefiltertes Sonnenlicht und eine wüstenartige Landschaft. Ich wußte sofort, daß es jenseits des Horizonts keine tapfere neue Welt gab. Die Welt war brennend zur Hölle gefahren, und von Millionen Jahren menschlicher Entwicklung waren nur ein paar jämmerliche Menschen übrig geblieben, die unten wie Würmer lebten und ein paar weitere, die oben ebenfalls wie Würmer herumkrochen.

Wir kreuzten etwa eine Woche herum und gelangten schließlich dorthin, wo einmal der Pazifische Ozean gewesen war. Nur gab es dort kein Wasser mehr, sondern nur noch die gesprungene Schwärze.

Wir fuhren eine weitere Woche am Ufer entlang und erblickten endlich Leben. Einen Wal. Jakob kam sofort auf die Idee, einen zu schießen und sein Fleisch zu kosten.

Er tötete ihn mit einem Hochleistungsgewehr, und er und sieben weitere Leute schnitten Stücke ab und nahmen das Fleisch mit, um es zu kochen. Sie luden uns zu der Mahlzeit ein, aber das Fleisch sah grünlich aus und enthielt kaum Blut, daher warnten wir sie davor. Jakob und die anderen aßen es dennoch. »So haben wir wenigstens etwas zu tun«, meinte Jakob.

Etwas später erbrach Jakob Blut, seine Gedärme kochten ihm zum Mund heraus, und bald darauf ging es allen so, die von dem Fleisch gegessen hatten. Sie krochen wie ausgeweidete Hunde auf dem Bauch herum und starben. Wir konnten überhaupt nichts für sie tun. Wir konnten sie nicht einmal begraben, dazu war der Boden zu hart. Wir stapelten sie wie Klafterholz am Strand auf, verlegten unser Lager und versuchten, uns daran zu erinnern, was Mitleid ist.

Und während wir in dieser Nacht schliefen, so gut es ging, kamen die Rosen.

Ich muß zugeben, Tagebuch, daß ich nicht wirklich weiß, wovon die Rosen leben, aber ich habe eine Idee. Und da du dich bereit erklärt hast, meine Geschichte anzuhören – auch wenn du es nicht getan hast, bekommst du sie zu hören – werde ich Logik und Phantasie kombinieren und vielleicht damit die Wahrheit erraten.

Die Rosen lebten unterirdisch im Bett des Ozeans und kamen nachts heraus. Bis dahin hatten sie als Parasiten von Reptilien und anderen Tieren gelebt, aber jetzt war aus der Unterwelt ein neues Futter heraufgekommen. Menschen. Eigentlich ihre Schöpfer. Wenn

man es so sieht, könnte man sagen, daß wir sie erschufen und daß die Tatsache, daß sie sich an unserem Fleisch und Blut gütlich taten, nur eine neue Version von Brot und Wein war.

Ich kann mir vorstellen, wie die pulsierenden Gehirne auf dicken Stengeln durch den Meeresboden dringen, gefiederte Fühler ausstrecken und im Licht des Mondes – der infolge der merkwürdigen Wolken wie eine mit Eiter gefüllte Beule aussieht – die Luft prüfen. Ich kann mir auch vorstellen, wie sie ihre Wurzeln herausziehen und ihre Ranken über den Boden zum Ufer schleppen, auf dem die Leichname liegen.

Aus den dicken Ranken sprossen kleine, dornige Ranken, und diese schlängelten sich das Ufer hinauf und berührten die Leichen. Dann gruben sich die Dornen mit einer peitschenden Bewegung in das Fleisch, und die Ranken glitten wie Schlangen durch die Wunden in die Körper. Sie sonderten eine zersetzende Flüssigkeit ab, die die inneren Organe in wäßrigen Haferbrei verwandelte, und schlürften dann das Gemisch. Die Ranken wuchsen mit erstaunlicher Geschwindigkeit, bewegten und schlängelten sich durch die Körper, ersetzten Nerven, nahmen die Form der Muskeln an, die sie verschlungen hatten, stießen schließlich durch die Hälse in die Schädel vor, aßen Zungen und Augäpfel und saugten die mausgrauen Gehirne wie Schleimsuppe auf. Die Schädel explodierten wie Schrapnelle, die Rosen erblühten, ihre zahnharten Blütenblätter bildeten schöne rote und gelbe Blumen, und Stücke von menschlichen Köpfen baumelten von ihnen herab wie zerbrochene Melonenschalen.

Im Zentrum dieser Blüten pulsierte ein frisches, schwarzes Gehirn, und die gefiederten Fühler tasteten die Luft neuerlich nach Nahrung und Brutgebieten ab. Energiewellen schossen von den Blumengehirnen durch die endlosen Meilen von Ranken innerhalb der Körper, und da sie Nerven, Muskeln und lebenswichtige Organe ersetzt hatten, stellten sie die Körper auf die Beine. Dann wandten die Leichen ihre Köpfe den Zelten zu, in denen wir schliefen, und die blühenden Kadaver machten sich auf den Weg, um diejenigen von uns, die noch übrig waren, ihrem Strauß einzuverleiben.

Ich sah den ersten Rosenkopf, während ich pißte.

Ich hatte das Zelt verlassen und war zum Ufer hinuntergegangen, um mich zu erleichtern, als ich ihn aus dem Augenwinkel erblickte. Die Blüte brachte mich zuerst auf die Idee, daß es sich um Susan Myers handelte. Sie trug eine dichte, wollige Afrofrisur, die ihren Kopf wie eine Löwenmähne umgab, und die Form des Dings erinnerte mich an ihre Gestalt. Doch als ich den Reißverschluß zuzog und mich umdrehte, war es keine Afrofrisur, sondern eine Blume, die aus Jacob wuchs. Ich erkannte ihn an seiner Kleidung und an dem Stück seines Gesichts, das an einem der Blütenblätter hing wie ein abgetragener

Hut an einem Haken.

Im Zentrum der blutroten Blume pulsierte ein Sack, und rings um ihn wanden sich wurmartige Organe. Genau unterhalb des Gehirns befand sich ein kleiner Rüssel. Er streckte sich mir entgegen wie ein erigierter Penis. An seiner Spitze, in der Öffnung, erblickte ich große Dornen.

Der Rüssel gab ein stöhnendes Geräusch von sich, und ich stolperte zurück. Jacobs Körper erschauerte kurz, als wäre ihm plötzlich kalt, und dann brach durch sein Fleisch und seine Kleidung vom Hals bis zu den Füßen eine Masse von bis zu anderthalb Meter langen dornigen, schwankenden Ranken.

Mit einer beinahe unsichtbaren Bewegung schlenkerten sie von Westen nach Osten, zerfetzten meine Kleidung, rissen mir die Haut auf, zogen mir die Beine unter dem Körper weg. Es war wie ein Schlag mit der neunschwänzigen Katze. Benommen richtete ich mich auf Hände und Knie auf und kroch davon. Die Ranken peitschten meinen Rücken und meinen Hintern und schnitten tief ein.

Jedesmal, wenn ich auf die Füße kam, brachten sie mich zu Fall. Die Dornen schnitten nicht nur, sie brannten wie heiße Eiszapfen. Ich riß mich endlich von einem Netz von Ranken los, durchschnitt den letzten Schößling und rannte davon.

Ohne es zu merken, lief ich zum Zelt zurück. Mein Körper fühlte sich an, als hätte ich auf einem Bett aus Nägeln und Rasierklingen gelegen. Ich hatte mit dem Unterarm die Dornen abgewehrt, und er schmerzte an dieser Stelle entsetzlich. Während ich lief, warf ich einen Blick auf ihn. Er war mit Blut bedeckt. Eine etwa sechzig Zentimeter lange Ranke wand sich wie eine Viper um ihn. Ein Dorn hatte eine tiefe Wunde in meinen Arm gerissen, und die Ranke schob eines ihrer Enden in die Wunde.

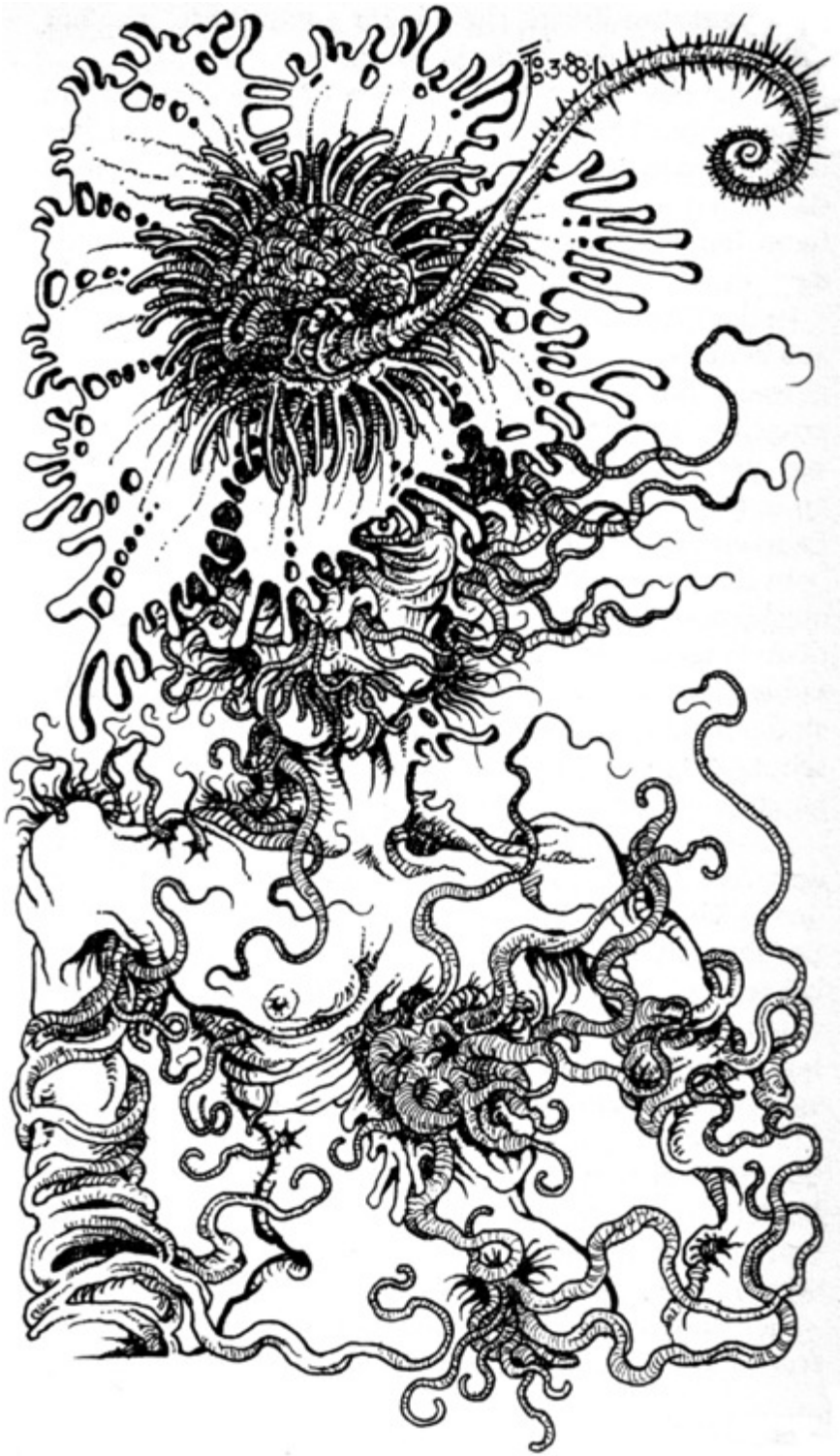
Ich hielt mir schreiend den Unterarm vors Gesicht, als hätte ich ihn eben erst entdeckt. Wo die Ranke eingedrungen war, kräuselte sich das Fleisch und schwoll an wie die bevorzugte Ader eines Rauschgiftsüchtigen. Der Schmerz war überwältigend. Ich zerrte an der Ranke und riß sie los. Die Dornen hatten sich wie Angelhaken in mich gegraben.

Der Schmerz war so fürchterlich, daß ich auf die Knie fiel, aber ich hatte die Ranke aus meinem Körper entfernt. Sie wand sich in meiner Hand, und ein Dorn drang mir in die Handfläche. Ich warf die Ranke in die Dunkelheit. Dann kam ich hoch und lief wieder zum Zelt.

Die Rosen waren offenbar bereits eine Zeitlang, bevor ich Jacob erblickte, am Werk gewesen, denn als ich schreiend in das Lager stürzte, erblickte ich Susan, Ralph, Casey und noch einige, deren Köpfe bereits blühten und deren Schädel zerfielen wie zerbrochenes Kinderspielzeug.

Jane Calloway stand vor einem von den Rosen durchwucherten Körper; die Leiche hatte ihr die Hände auf die Schultern gelegt, die Ranken schossen aus dem Leichnam hervor, webten ein Netz um sie, rissen, glitten in sie und brachen ab. Der Rüssel drang ihr in den Mund, von dort in den Hals und drückte ihren Kopf nach hinten. Aus dem Schrei, zu dem sie angesetzt hatte, wurde ein Gurgeln.

Ich versuchte, ihr zu helfen, aber als ich in ihre Nähe kam, schlugen die Ranken nach mir, und ich mußte zurückspringen. Ich sah mich nach etwas um, womit ich nach dem verdammten Ding schlagen konnte, fand aber nichts. Als ich mich Jane wieder zuwandte, drangen schon Ranken aus ihren Augen, und ihre Zunge, die nur noch lavadickes Blut war, tropfte aus ihrem Mund auf ihre Brüste, die wie ihr gesamter Körper mit stechenden Ranken bedeckt waren.



Ich lief davon. Ich konnte nichts für Jane tun. Ich sah andere Menschen, die von den Händen der Leichen und von den Ranken

umklammert wurden, aber jetzt dachte ich nur noch an Mary. Unser Zelt stand im hinteren Teil des Lagers, und ich lief, so schnell ich konnte, dorthin.

In dem Augenblick, in dem ich anlangte, stolperte sie aus dem Zelt heraus. Die Schreie der anderen hatten sie geweckt. Sie sah mich und erstarrte. Als ich sie endlich erreichte, kamen zwei von Ranken besessene Körper von der anderen Seite auf das Zelt zu. Ich faßte Mary an der Hand und zog sie fort. Wir erreichten eines der Fahrzeuge, und ich schob sie hinein.

In dem Augenblick, in dem ich die Türen versperrte, erschienen Jacob, Susan, Jane und noch einige vor dem Wagen und beugten sich über den Kühler. Die Fühler und die Gehirnsäcke vibrierten wie Banner bei starkem Wind. Hände glitten schmierig über die Windschutzscheibe. Die Ranken schlugen, kratzten und klirrten wie dünne Fahrradketten auf das Glas.

Ich startete das Fahrzeug, stieg auf das Gaspedal, und die Rosenköpfe flogen davon. Jacob wurde auf den Kühler geschleudert und zerplatzte zu einem Sprühregen aus Fleisch, eitrigem Sekret und Blütenblättern.

Ich hatte das Fahrzeug nie gefahren und hatte deshalb Schwierigkeiten mit der Steuerung. Aber das spielte keine Rolle. Der Verkehr war nicht gerade dicht.

Nach etwa einer Stunde drehte ich mich zu Mary um. Sie starrte mich an, und ihre Augen waren wie die beiden Läufe eines doppelläufigen Gewehrs. Sie schienen zu sagen: ›Auch daran bist du schuld‹, und in gewissem Sinn hatte sie recht. Ich fuhr weiter.

Bei Tagesanbruch erreichten wir den Leuchtturm. Ich weiß nicht, wieso er überlebt hatte. Einer dieser verrückten Zufälle. Sogar das Glas war ganz geblieben. Er sah wie ein riesiger Finger aus, der uns den Vogel zeigte.

Der Tank des Vehikels war beinahe leer, deshalb fand ich, daß wir genauso gut hierbleiben konnten. Wir hatten wenigstens eine Unterkunft, etwas, das wir befestigen konnten. Es wäre unvernünftig gewesen weiterzufahren, bis der Treibstoff verbraucht war. Es gab keine Tankstellen mehr, und es würde vielleicht keine brauchbare zweite Unterkunft mehr geben.

Mary und ich luden (wie immer schweigend) die Vorräte vom Vehikel ab und schafften sie in den Leuchtturm. Wir besaßen Essen, Wasser, Chemikalien für das chemische WC, allerhand Krimskrams und Kleidung für ein Jahr. Wir verfügten auch über einige Waffen. Einen 0,45 Colt-Revolver, zwei Schrotflinten Kaliber 12, eine 0,38 und genügend Munition, um einen kleinen Krieg auszutragen.

Als alles ausgeladen war, fand ich im Erdgeschoß ein paar alte Möbel und verbarrikadierte mit ihnen sowohl die Tür am unteren als

auch die am oberen Ende der Treppe. Als ich fertig war, fiel mir ein Satz aus einer Geschichte ein, die ich einmal gelesen hatte, ein Satz, der mich immer beunruhigt hatte. Er lautete ungefähr: »Jetzt sind wir für die Nacht eingeschlossen.«

Tage. Nächte. Einander immer gleich. Miteinander, unseren Erinnerungen und der schönen Tätowierung eingeschlossen.

Einige Tage später entdeckte ich die Rosen. Es war, als hätten sie uns gewittert. Vielleicht stimmte das sogar. Wenn ich sie durch den Feldstecher aus dieser Entfernung sah, erinnerten sie mich an alte Frauen mit hellen Sonnenhüten.

Sie brauchten den ganzen Tag, um den Leuchtturm zu erreichen, und sie kreisten ihn zielstrebig ein. Wenn ich am Geländer erschien, hoben sie die Köpfe und stöhnten.

Und damit sind wir beim heutigen Tag angelangt, Tagebuch.

Ich habe geglaubt, daß ich alles erzählt habe, Tagebuch. Daß ich den einzigen Teil meiner Lebensgeschichte erzählt habe, den ich jemals erzählen wollte, aber jetzt mache ich weiter. Man kann einen guten Weltzerstörer nicht bändigen.

Ich habe vergangene Nacht meine Tochter gesehen, die seit Jahren tot ist. Ich habe sie tatsächlich gesehen. Sie war nackt, lächelte mich an und wollte Huckepack reiten.

Es war so.

Gestern nacht war es kalt. Wahrscheinlich kommt der Winter. Ich war von meiner Pritsche auf den kalten Fußboden gerollt. Vielleicht war ich dadurch aufgewacht. Durch die Kälte. Oder es geschah instinktiv.

Es war in bezug auf die Tätowierung ein besonders wunderbarer Abend gewesen. Das Gesicht war so deutlich herausgearbeitet, daß es aus meinem Rücken hervorzuragen schien. Es war endlich deutlicher als der Atompilz. Die Nadeln bohrten sich hart und tief in meine Haut, aber ich habe sie so oft zu spüren bekommen, daß ich kaum noch Schmerz empfinde. Nachdem ich die Schönheit des Bildes im Spiegel betrachtet hatte, ging ich glücklich zu Bett, oder jedenfalls so glücklich, wie ich sein kann.

Während der Nacht rissen die Augen auf und die Nähte platzten auf, aber ich merkte es erst, als ich versuchte, mich von dem kalten Steinboden zu erheben und mein Rücken an ihm festklebte, weil das Blut getrocknet war.

Ich riß mich los und stand auf. Es war dunkel, aber der Mond schien in dieser Nacht hell, und ich ging zum Spiegel, um mich anzusehen. Es war so hell, daß ich Raes Spiegelung deutlich wahrnahm, die Farbe ihres Gesichtes, die Farbe der Wolke. Die Nähte waren aufgeplatzt, die Wunden waren jetzt weit geöffnet, und in den Wunden sah ich Augen, o Gott, Raes blaue Augen. Ihr Mund lächelte

mich an, und ihre Zähne waren sehr weiß.

Ja, natürlich, ich höre dich, Tagebuch. Ich höre, was du sagst. Ich habe auch daran gedacht. Mein erster Eindruck war, daß ich jetzt endgültig den Verstand verloren hatte. Doch das stimmt nicht. Ich habe nämlich eine Kerze angezündet und sie über meine Schulter gehalten, und dank der Kerze und dem Mondlicht konnte ich noch deutlicher sehen. Es war tatsächlich Rae, nicht nur eine Tätowierung.

Ich schaute zu meiner Frau auf der Pritsche hinüber, die mir wie immer den Rücken zudrehte. Sie hatte sich nicht gerührt.

Ich wandte mich wieder dem Spiegelbild zu. Ich konnte meinen Körper kaum erkennen, sondern sah nur Raes Gesicht, das aus der Wolke lächelte.

»Rae«, flüsterte ich, »bist du es?«

»Aber, aber, Daddy«, sagte der Mund im Spiegel, »das ist eine dumme Frage. Natürlich bin ich es.«

»Aber … du bist … du bist …«

»Tot?«

»Ja … hat es … hat es sehr weh getan?«

Sie kicherte so laut, daß der Spiegel zitterte. Meine Nackenhaare sträubten sich. Ich war davon überzeugt, daß Mary aufwachen würde, aber sie schlief weiter.

»Der Tod trat augenblicklich ein, Daddy, und dennoch war es der schlimmste Schmerz, den man sich vorstellen kann. Ich werde dir zeigen, wie weh es getan hat.«

Die Kerze erlosch, und ich ließ sie fallen. Ich brauchte sie ohnehin nicht. Der Spiegel wurde hell, und Raes Lächeln reichte von einem Ohr zum anderen – buchstäblich –, das Fleisch auf ihren Knochen wirkte wie Kreppapier vor einem starken Ventilator, und dieser Ventilator blies die Haare von ihrem Kopf, die Haut von ihrem Schädel und schmolz die schönen, blauen Augen und die leuchtend weißen Zähne zu einer fauligen Masse, die die Farbe und Konsistenz von frischer Vogelscheiße hatte. Dann war nur noch der Schädel da; er brach auseinander und flog nach hinten in die dunkle Welt des Spiegels, und nun gab es kein Spiegelbild mehr, sondern nur noch die davonfliegenden Fragmente eines Lebens, das einmal gewesen und jetzt nur noch wirbelnder, kosmischer Staub war.

Ich schloß die Augen und sah weg.

»Daddy?«

Ich öffnete die Augen und blickte über die Schulter in den Spiegel. Rae war wieder da und lächelte aus meinem Rücken.

»Es tut mir so leid, mein Liebling«, sagte ich.

»Uns auch«, antwortete sie, und im Spiegel schwebten Gesichter an ihr vorbei. Teenager, Kinder, Männer und Frauen, Babies, kleine Embryos, die um ihren Kopf wirbelten wie Planeten um die Sonne. Ich

schloß die Augen wieder, aber ich konnte sie nicht geschlossen lassen. Als ich sie neuerlich öffnete, waren die zahllosen Toten und all jene, die nie die Chance gehabt hatten zu leben, fort. Nur Rae war da.

»Komm nahe an den Spiegel heran, Daddy.«

Ich ging rückwärts zum Spiegel. Ich schob mich an ihn heran, bis die heißen Wunden, die Raes Augen waren, das kalte Glas berührten, und die Wunden heißer und heißer wurden. Und Rae rief: »Laß mich Huckepack reiten, Daddy.« Dann spürte ich ihr Gewicht auf meinem Rücken, nicht das Gewicht eines Teenagers oder das Gewicht eines sechsjährigen Mädchens, sondern eine schwere Last, als liege die Welt auf meinen Schultern und drücke mich zu Boden.

Ich sprang vom Spiegel weg und hüpfte jubelnd im Raum herum, genau wie damals im Park. Ich lief im Kreis und warf dabei immer wieder einen Blick in den Spiegel. Rae saß schlank und nackt rittlings auf mir, und ihr rotes Haar flog um ihren Kopf, wenn ich mich drehte. Als ich wieder am Spiegel vorbeikam, sah ich, daß sie sechs Jahre alt war. Eine weitere Runde, und ich erblickte ein Skelett mit rotem Haar, das eine Hand erhoben hatte, dessen Kiefer offen standen und das schrie: »Treib sie weiter, Cowboy!«

»Wie?« stieß ich hervor, während ich weiter sprang und bockte und Rae den schönsten Ritt ihres Lebens schenkte. Sie beugte sich zu meinem Ohr, und ich spürte ihren warmen Atem. »Du willst wissen, wieso ich hier bin, Daddy? Ich bin hier, weil du mich geschaffen hast. Einmal lagst du zwischen Mutters Beinen, und ihr beide habt mich mit all der Liebe, die in euch war, ins Leben gestoßen. Diesmal hast du mich mit deinem Schuldbewußtsein und mit Mutters Haß ins Leben gestoßen. Ihre bohrenden Nadeln, dein gewölbter Rücken. Und jetzt bin ich zu einem letzten Ritt zurückgekommen, Daddy. Reite, du Schwein, reite!«

Ich hatte mich die ganze Zeit gedreht, und als ich jetzt in den Spiegel blickte, sah ich von einer Wand zur anderen Gesichter, die auftauchten und verschwanden, wie lächelnde Sterne. Und alle diese Lächeln wurden breit, und die Worte kamen im Chor: »Wo warst du, als sie die Große Bombe abwarfen?«

Jedesmal, wenn ich mich drehte und wieder in den Spiegel blickte, war es eine neue Szene. Heftige, brennende Winde versengten die Welt. Babies verwandelten sich in Fleischsülze, Haufen von verkohlten Knochen, Gehirne kochten aus den Köpfen von Männern und Frauen, aus den Ohren, dem Mund und den Augen wie aus verstopften WCs, die übergehen, der Allmächtige, Glory Halleluja, unsere ist größer als eure, die Bomben fallen, der Spiegel wird weiß wie ein Pilz, dann wieder hell. Ich drehe mich. Rae drückt sich in meinen Rücken und schmilzt wie Butter auf einem Rost, löst sich in den Augenwunden auf meinem Rücken auf, und schließlich bin ich

allein und breche unter der Last der Welt auf dem Boden zusammen. Mary wachte nie mehr auf.

Die Ranken überlisteten mich.

Eine einzelne Ranke fand irgendwo unten eine Spalte, wand sich die Treppe herauf und glitt unter der Tür hindurch, die in den Turm führt. Marys Pritsche lag in der Nähe der Tür, und während ich nachts schlief, mich später vor dem Spiegel drehte und dann auf dem Boden lag, kroch die Ranke zu Marys Pritsche, zwischen ihre Beine und drang mühelos in sie ein.

Wahrscheinlich sollte ich anerkennen, daß der Ranke etwas gelungen ist, was ich seit Jahren nicht mehr geschafft habe, nämlich in Mary einzudringen, Tagebuch. O Gott, ist das komisch, Tagebuch, wirklich komisch. Ein weiterer kleiner Wissenschaftlerwitz. Wollen wir sagen, daß es ein verrückter Wissenschaftlerwitz ist? Denn nur ein Verrückter würde mit Menschenleben spielen, indem er ständig versucht, eine noch größere und bessere Todesmaschine zu erzeugen.

Du fragst, was aus Rae geworden ist?

Ich werde es dir sagen. Sie befindet sich in mir. Mein Rücken spürt die Last. Sie dreht sich in meinen Eingeweiden wie ein Korkenzieher. Ich habe vor einem Augenblick in den Spiegel geschaut; die Tätowierung sieht nicht mehr aus wie vorher. Die Augen haben sich in verkrustete Wunden verwandelt, und das Gesicht scheint mit Schorf bedeckt zu sein. Es ist, als hätten die Bitterkeit, die meine Seele ausmachte, die Gedankenlosigkeit, die Kurzsichtigkeit, das Schuldbewußtsein innerlich geschwärt und das Bild mit Pusteln, Knoten und Grind verunstaltet.

Um es laienhaft auszudrücken, Tagebuch, mein Rücken ist infiziert. Infiziert mit dem, was ich bin. Ein blinder, vernunftloser Narr.

Die Frau?

Ach, die Frau. Mein Gott, wie habe ich diese Frau geliebt. Ich hatte sie seit Jahren nicht mehr richtig berührt, nur die wunderbaren Hände auf meinem Rücken gespürt, wenn sie die Nadeln in das Fleisch trieb, aber ich habe nie aufgehört, sie zu lieben. Es war keine Liebe mehr, die glühte, aber sie war immer noch vorhanden, obwohl ihre Liebe zu mir längst erloschen war.

Als ich heute morgen vom Fußboden aufstand und Raes Gewicht und die Last der Welt auf meinen Schultern spürte, erblickte ich die Ranke, die unter der Tür hervorkam und sich nach mir streckte. Ich schrie ihren Namen. Sie rührte sich nicht. Ich lief zu ihr und sah, daß es zu spät war. Bevor ich nach ihr greifen konnte, kräuselte sich ihr Fleisch und bildete Höcker als wuselte eine Mäuseschar unter einer Bettdecke. Die Ranken waren am Werk.

Ich konnte nichts für sie tun.

Aus einem Stuhlbein und einer alten Decke fertigte ich eine Fackel an, setzte sie in Brand, verbrannte die Ranke zwischen ihren Beinen, sah zu, wie sie rauchend unter der Tür hinauskroch. Dann holte ich ein Brett, nagelte es unten an die Tür und hoffte, daß es die anderen wenigstens eine Zeitlang fernhalten wird. Ich habe eine der zwölfkalibrigen Flinten geholt und geladen. Sie liegt neben mir auf dem Schreibtisch, aber sogar ich weiß, daß ich sie nie benutzen werde. Ich wollte einfach etwas tun, wie Jacob sagte, als er den Wal tötete und aß. Etwas tun.

Ich kann kaum noch schreiben, weil mein Rücken und meine Schultern so fürchterlich schmerzen. Raes Gewicht und die Last der Welt sind schuld daran.

Ich bin gerade vom Spiegel zurückgekommen; von der Tätowierung ist kaum etwas übrig. Nur noch ein wenig blaue und schwarze Tinte, ein Hauch von Rot, der einmal Raes Haar war. Es sieht jetzt wie ein abstraktes Gemälde aus. Die Zeichnung ist zerstört, die Farben verrinnen. Der Rücken ist stark geschwollen. Ich sehe aus wie der Glöckner von Notre Dame.

Was ich tun werde, Tagebuch?

Wie immer bin ich froh, daß du diese Frage stellst. Ich habe mir nämlich folgendes ausgedacht.

Ich könnte Marys Körper über das Geländer werfen, bevor er erblüht. Das könnte ich tun. Dann könnte ich meinen Rücken behandeln. Vielleicht würde er sogar heilen, obwohl ich es bezweifle. Rae würde es nicht zulassen, das weiß ich jetzt schon. Und ich nehme es ihr nicht übel. Ich stehe auf ihrer Seite. Ich bin nur ein lebender Toter, aber das bin ich seit Jahren gewesen.

Ich könnte mir das Gewehr ans Kinn setzen und den Abzug mit der Zehe betätigen, oder ihn mit der Feder zurückschieben, mit der ich in dich schreibe, Tagebuch. Das wäre doch etwas. Mein Gehirn würde an die Decke fliegen, und ich würde dich mit meinem Blut bespritzen.

Aber, wie gesagt, ich habe das Gewehr nur geladen, um etwas zu tun. Ich würde es nie gegen Mary oder mich verwenden.

Ich brauche nämlich Mary, ich möchte, daß sie Rae und mich zum letzten Mal so umarmt, wie sie es im Park getan hat. Sie kann es. Es gibt einen Weg.

Ich habe alle Vorhänge zugezogen und für die Stellen, wo es keine gibt, Decken als Vorhänge verwendet. Die Sonne wird bald aufgehen, und ich will dieses Licht nicht hier drinnen haben. Ich schreibe bei einer Kerze, die den ganzen Raum in warmes Licht taucht. Ich hätte gern etwas Wein. Ich möchte, daß die Atmosphäre stimmt.

Mary beginnt auf ihrer Pritsche zu zucken. Ihr Hals ist an der Stelle geschwollen, an der sich die Ranken stauen, während sie sich zu ihrem Lieblingsfutter, dem Gehirn, drängen. Bald wird die Rose

erblühen (ich hoffe, daß es eine gelbe ist; gelb war ihre Lieblingsfarbe und hat ihr gut gestanden), und Mary wird mich holen.

Wenn sie es tut, werde ich ihr den nackten Rücken zudrehen. Die Ranken werden herausschnellen und sich in meinem Fleisch verhaken, bevor Mary mich erreicht, aber das kann ich ertragen. Ich bin Schmerzen gewöhnt. Ich werde mir einreden, daß die Dornen Marys Nadeln sind. Ich werde stehenbleiben, bis sie ihre Arme um mich schlingt und ihr Körper sich an die Wunde preßt, die sie in meinen Rücken gemacht hat, die Wunde, die ihre Tochter Rae ist. Sie wird mich umschlingen, damit die Ranken und der Rüssel ans Werk gehen können. Und während sie mich hält, werde ich ihre schönen Hände erfassen und sie auf meine Brust drücken, und wir drei werden es wieder mit der Welt aufnehmen. Ich werde die Augen schließen und zum letzten Mal voll Entzücken ihre schönen, weichen Hände spüren.

Originaltitel: ›Tight Little Stitches in a Dead Man's Back‹
Copyright © 1986 by Joe Lansdale
(erstmals erschienen in der Anthologie ›Nukes‹, hrsg. von J. Maclay & Ass., Baltimore)

mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hilde Linnert

Illustriert von John Stewart

James Patrick Kelly
Fluchtwege

Morris Knox wischte den Boden der Toilette, als er vom nahen Aufzugsschacht das Knarren eiserner Stränge vernahm. Zunächst schenkte der alte Mann diesem Geräusch überhaupt keine Beachtung. In Gedanken weilte er längst nicht mehr im antiseptischen Waschraum.

Er zuckte jedoch zusammen, als er das leise Läuten aus dem Foyer hörte. Erschrocken warf er einen Blick auf die Uhr und eilte dann der Besucherin entgegen: Madeline, die Instandhaltungs-Aufseherin für diese Einheit. Sie lehnte an der Tür des Lifts, und während sie ihn beobachtete, zeigte sich jene Ungeduld in ihren Zügen, die Mütter zu langsamen Kindern entgegenbringen. Knox kannte diesen Ausdruck bereits und verabscheute ihn. Er war zweiunddreißig Jahre älter als Madeline Bianchi.

»Sie sind noch immer hier?«

»Ich bin fertig«, sagte er.

»Beeilen Sie sich, Knox! Sie beeinträchtigen das Arbeitsergebnis unserer Einheit.«

Er zuckte die Achseln.

»Ich übergebe Mildred die sechsundzwanzig«, meinte Madeline und hatte es offenbar satt. »Kommen Sie in mein Büro, wenn Sie hier fertig sind.« Sie betrat die Aufzugskabine, und hinter ihr schloß sich die Tür.

»Ich *bin* fertig«, versicherte Knox dem stummen Stahl. Er schüttelte den Kopf und kehrte in den Waschraum zurück.

Morris Knox war ein kleiner und drahtiger Mann, der gerade erst den Wettlauf mit der Zeit verloren hatte. Er bewegte sich noch immer mit einem Rest der alten und nervösen Energie, die ihn einst ausgezeichnet hatte, humpelte jedoch leicht aufgrund der Beinprothese, die nicht perfekt angepaßt worden war. Seine Züge standen im Widerspruch zum oft zitternden Körper: Sie bildeten eine bewegungslose Maske, offenbarten nicht die geringste Regung.

Im Jahre 1985 hatte Knox & Co. von der Umweltschutzbehörde den Auftrag erhalten, die Jahrhunderttürme zu konzipieren. Es handelte sich dabei um den Prototyp einer Forschungsgemeinschaft, und Morris Knox ernannte sich selbst zum Projektarchitekten. Als er zusammen mit seiner Familie während der Krebs-Unruhen acht Jahre später in dem abgeschlossenen und autonomen Komplex Zuflucht

suchte, wurde er zum ersten Instandhaltungs-Aufseher. Jetzt wurden seine Fähigkeiten, Entwürfe anzufertigen, nicht mehr gebraucht. In der letzten Zeit bestand sein Beitrag für die Gemeinschaft der Türme darin, Blumen zu begießen und dort Ordnung zu schaffen, wo sich Kinder und Jugendliche ausgetobt hatten.

Er schob den Reinigungswagen in den Lift und ließ sich zur zweiundzwanzigsten Etage hinabtragen. Dort verstaute er sein Arbeitszeug und wechselte die Kleidung.

Madelines Büro war einst seins gewesen, doch jetzt erkannte er es kaum wieder. An den kalkweißen Wänden hingen keine Bilder mehr, und der große Schreibtisch diente nicht mehr als Unterlage für ein Chaos aus Papieren und Dokumenten. Wie viele andere, die in den Türmen aufgewachsen waren, konnte Madeline Schmutz und Unordnung nicht ausstehen. Sie pflegte sich gewissenhaft: Ihr kastanienbraunes Haar war kurzgeschnitten, und sie erweckte ständig den Eindruck, als habe sie sich gerade das Gesicht gewaschen. Nicht einmal ihr Arbeitskombi wies irgendwelche Flecken auf. Das ärgerte Knox. Arbeit war schmutzig, meinte er, und somit gehörte es sich auch, daß Arbeiter schmutzig wurden. Aber Madeline hatte schon immer ausgezeichnete Leistungen vollbracht und gab jetzt auch eine gute Aufseherin ab. Insgeheim war Knox stolz auf ihre Fähigkeiten, denn schließlich hatte er sie ausgebildet.

Er nahm auf einem Stuhl Platz, und Madeline griff nach einem Speicherchip und schob ihn in den Computer. Kurz darauf begann der Drucker zu summen, und eine beschriftete Folie glitt aus dem Ausgabeschlitz. Madeline reichte sie ihm.

Es handelte sich um ein Memo von Roberts aus der Abteilung für Arbeitskraft-Verwaltung. Er lobte Knox wegen seiner langen und aufopferungsvollen Tätigkeit für die Gemeinschaft. Er teilte ihm mit, es sei unfair, daß ein Mann im Alter Knox' – noch dazu jemand, der sich solche Verdienste erworben hatte – den ganzen Tag mit der Verrichtung primitiver Arbeiten verbringen müsse. Deshalb, so hieß es weiter, freue sich die Arbeitskraft-Verwaltung, seine Quote auf anderthalb Schichten zu reduzieren, auf vier Stunden pro Tag. Natürlich gehe damit eine Neueinstufung seines Status einher, denn immerhin verfüge er dadurch nicht mehr über das Minimum an Arbeitskrediten, das für eine private Kabine erforderlich sei. Aus diesem Grund wurde er höflich darum gebeten, seine Habe in das geriatrische Wohnheim zu bringen, zu einem Zeitpunkt, auf den er sich mit seiner Vorgesetzten einigen müsse.

Knox kannte einen Trick, um emotionalen Schmerz zu vermeiden. Er stellte sich in einer sicheren Zukunft vor, in der Begleitung von guten Freunden. Anschließend betrachtete er schwierige Augenblicke in der Gegenwart aus jener Perspektive, so als seien sie nur

Erinnerungen, Anekdoten, die ihm das mitfühlende Lächeln seiner Begleiter einbrachten. Knox schloß die Augen, doch diesmal versuchte er vergeblich, jene Vision zu beschwören.

Er fürchtete sich vor dem geriatrischen Wohnheim. Er kannte viele Leute, die dort untergekommen waren und deren natürlicher Lebensrhythmus sich völlig verändert hatte. Die Betreffenden existierten nur noch für ihre jeweiligen Vergangenheiten, hatten die Zukunft aufgegeben. Morris Knox war noch nicht bereit, an den Tod zu denken. Er folgte noch immer dem Verlauf der Straße des Lebens, hielt weiterhin auf ein fernes Ziel zu – auch wenn er nicht wußte, worin das bestand.

Madeline sprach zu ihm. »…muß ich Ihnen eingestehen, daß ich es war, die um eine Reduzierung Ihrer Quote bat. Aber so etwas lag nicht in meiner Absicht. Man behandelt Sie ziemlich mies.«

»Danke.«

Sie biß sich auf die Lippe und errötete. »Ich mußte an die Einheit denken. In diesem Jahr bekam niemand von uns Bonuszeit. Wegen Ihnen. Sie wissen, daß das stimmt. Sie machen sich nichts vor. Als Sie noch meinen Platz einnahmen, haben Sie die gleiche verdammte Sache mit Jimmy Packer gemacht.«

»Und was wäre, wenn ich Arbeit in einer anderen Einheit bekomme?«

Madeline bedachte ihn mit einem mitleidigen Blick. »Als was denn?«

Knox stand auf und ging steifbeinig zur Tür.

»Es tut mir leid, Morris. Ich möchte Ihnen gern helfen. Ich … ich stehe in Ihrer Schuld. Aber Sie müssen sich mit gewissen Dingen abfinden.« Das war kein Befehl, sondern eine Bitte.

»Bis später.« Knox wandte sich von ihr ab und floh auf den Flur, schloß die Tür des Büros so vorsichtig und behutsam, als bestünde sie aus zerbrechlichem Porzellan.

In der einunddreißigsten Etage, kurz nach dem Beginn der ersten Schicht, begab sich Knox in das Büro Dr. Cheddi Jains. Jain runzelte die Stirn, als Knox an der kleinen Lesenische verharrte. Der dunkelhäutige Mann sprach fast überhastet, und obgleich er ein reines Oxford-Englisch benutzte, waren in seiner Stimme auch Hindi-Einflüsse zu vernehmen.

»Gestern abend wurde das Labor erneut nicht richtig gereinigt.«

»Ich hole es heute abend nach.«

Kurzes Schweigen folgte. Jain musterte den alten Mann gleichgültig.

»Die Verwaltung hat meine Arbeitsquote gekürzt. Ich brauche einen Ersatz für eine halbe Schicht.«

Jain schaltete den Rechner aus und rollte den Sessel zu Knox herum. Sein Oberlippenbart war so silbergrau wie Holzkohlenasche. Nachdenklich zupfte er daran.

»Setzen Sie sich. Warum sagen Sie mir das?«

»Wie ich hörte, suchen Sie Freiwillige. Für experimentelle Arbeit.«

»Sie wollen sich also zur Verfügung stellen. Für den Kredit einer halben Schicht?«

Knox nickte.

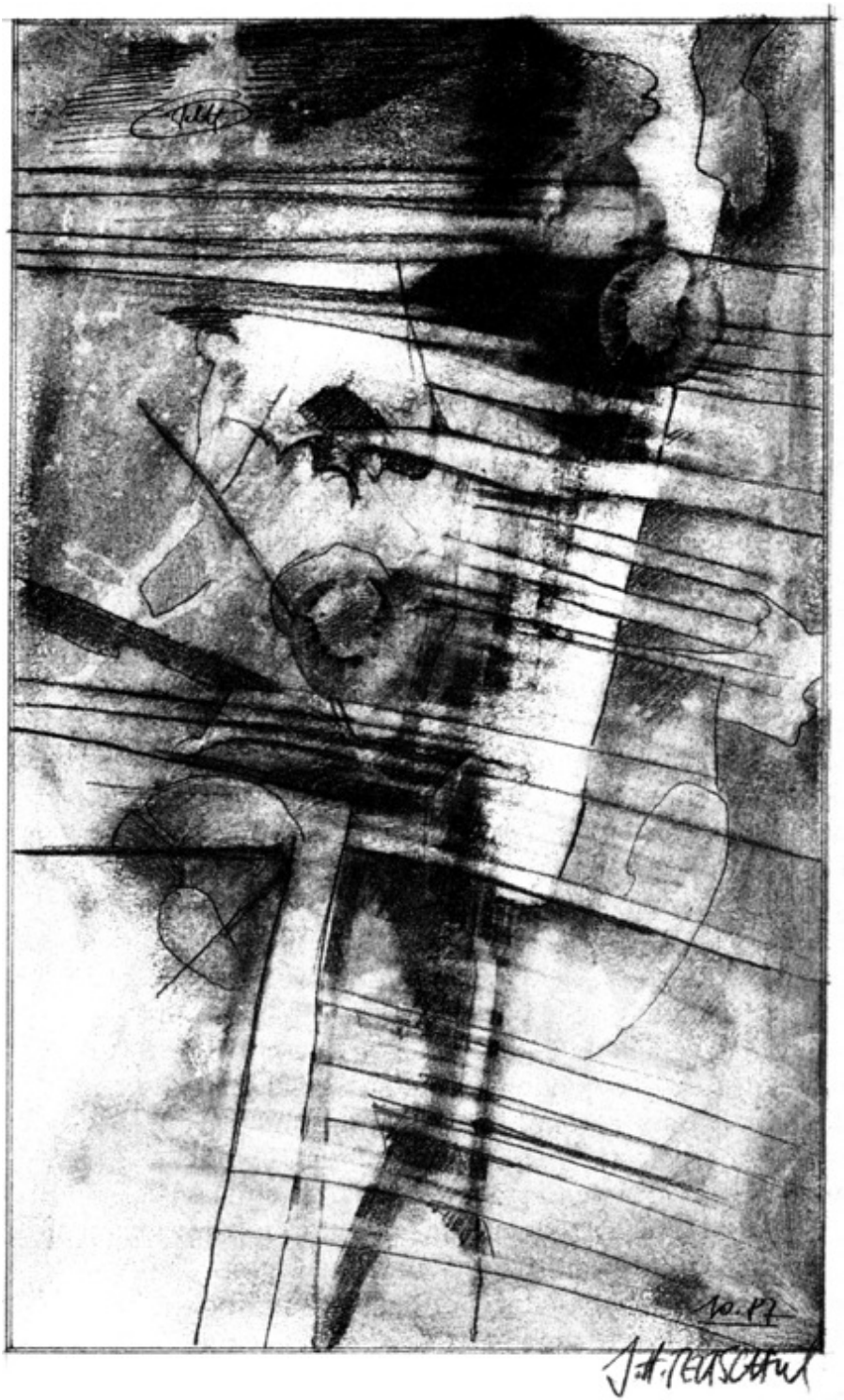
»Wie lautet der Zugangscode Ihrer Personaldatei?«

Knox nannte die einzelnen Ziffern, und Jain gab sie in sein Tischterminal ein.

»Verheiratet, Frau und Kind verstorben. Ja. Harvard, gut. Hmmmm …« Jain brummte vor sich hin, als er die Angaben der fünf Folien las, die das Leben Morris Knox' in einigen wenigen Sätzen zusammenfaßten. »Sie haben … Augenblick, hier steht's … das rechte Bein aufgrund von Knochenmarkkrebs verloren. Empfinden Sie noch immer Schmerzen?«

»Gelegentlich.«

»Sie könnten stärker werden. Und vielleicht sind Sie bereits zu alt – doch das läßt sich jetzt gleich feststellen. Mit einem einfachen Test. Wenn Sie ihn bestehen, nehme ich Sie auf. Zeitweise – für Freiwillige gibt es keine dauerhaften Anstellungen. Und wie ich bereits sagte: Das Experiment könnte sich als unangenehm für Sie erweisen. Aber ich darf Sie beruhigen: Direkte Gefahren bestehen nicht.«



Knox saß still und ruhig da und nahm alles schweigend hin.
»Sie sind also einverstanden. Prächtig.« Jain streckte die Hand

aus, und Knox schüttelte sie. »Vielleicht sollte ich Ihnen noch einiges erklären. Wir haben hier einen Apparat, der jene Gehirnlappen stimuliert, die für memoriale Verarbeitung zuständig sind. Dadurch offenbaren sich Ihrem Bewußtsein eidetische Erinnerungsbilder. Penfield war der erste, der diese Technik anwandte, in den fünfziger Jahren. Wir wissen also ziemlich genau, mit welchen Ergebnissen wir rechnen können. Im Verlaufe des Experiments werden Sie das Gefühl bekommen, bestimmte Ereignisse Ihrer Vergangenheit erneut zu erleben. Gleichzeitig aber sind Sie sich der Gegenwart und Ihres Platzes darin bewußt. Während der Verbindung mit dem Apparat beantworten Sie meine Fragen. Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Es ist möglich, daß Sie nachher über Kopfschmerzen klagen. Wir geben Ihnen ein Mittel dagegen. Haben Sie alles verstanden?«

Knox nickte.

»Dann kommen Sie bitte mit.«

Jain entriegelte eine Tür mit der Aufschrift ›Psychobiologie‹, und Knox nahm in einem Sessel Platz, der ein Teil der Computerbank des Laboratoriums war. Anschließend befestigte Dr. Cheddi Jain einige Elektroden an der Stirn und den Handgelenken des alten Mannes.

»Wollen Sie gleich beginnen?« fragte Knox unruhig.

Jains Hände waren kühl und bewegten sich geschickt. Er machte weiter, ohne die Frage Knox' zu beantworten.

»Ich habe heute morgen noch einige Dinge zu erledigen.«

Jain beendete die Vorbereitungen und schaltete den Computer ein. Er wandte Knox den Rücken zu, und als er sprach, schienen seine Worte den Monitoren und Anzeigetafeln zu gelten.

»Dies ist der Test. Die erste Freiwillige verlor bereits das Bewußtsein, nachdem sie nur wenige Sekunden mit dem Apparat verbunden war. Die zweite erlebte ihre Erinnerungen so intensiv, daß sie meine Fragen ignorierte. Wenn Sie eine dieser beiden Reaktionen zeigen, kann ich Sie nicht gebrauchen. Verstanden?« Er kehrte an die Seite Knox' zurück, um die Elektroden noch einmal zu überprüfen. »Alles klar? Ich beschere Ihnen einen ganz kurzen Ausflug in Ihre Vergangenheit.«

Knox war so müde, daß das Gefühl in ihm entstand, als schmerzten seine Knochen. Er hatte gerade vier ganze Schichten damit verbracht, Reparaturarbeiten an den Aufzügen von Turm I zu leiten. Seit fast zwei Tagen schlief er nicht mehr. Als er in die Separatnische trat, spürte er, was passiert war. Martha lag auf dem Bett, ihm den Rücken zugewandt. Sie schluchzte, nur leise, und doch schien jenes kaum hörbare Klagen das ganze Zimmer zu erfüllen. Er kniete neben ihr nieder, strich ihr sanft übers Haar und hielt den Atem an.

»Knox! Wo sind Sie, Knox?«

Sie drehte sich um. Ihre Lippen zitterten, ohne einen Laut

hervorzubringen.

»Ich bin in meiner Separatnische. Zusammen mit meiner Frau.«

Und schließlich platzte es aus ihr heraus: »Er ist tot, Moe. Er ist tot. Ben ist tot.«

Er fühlte sich wie betäubt und starrte auf die dunklen Flecken, die ihre Tränen auf dem Kissen bildeten.

»Was geschieht?«

»Ich bin bei meiner Frau.«

Knox spürte, wie ätzende Eiseskälte in seinem Innern entstand. Sein Sohn – tot. Er war nicht rechtzeitig zur Stelle gewesen.

»Sag etwas, Moe. Erklär mir alles. Erklär mir, warum er sterben mußte.«

»Knox!«

»Meine Frau weint. Er ist tot – der Junge ist tot. Deshalb weint sie. Lassen Sie uns in Ruhe.«

»O mein Gott, was soll ich nur machen? Es hätte nicht … nicht ausgerechnet ihn … treffen dürfen. Ben!« Er hielt seine Frau umschlungen und spürte, wie sie immer wieder in Schüben des Kummers erzitterte. Er wollte sie irgendwie trösten, fürchtete jedoch …

»Und schon sind Sie wieder zurück«, sagte Jain. »Es ist vorbei. Sie sind sicher verwirrt. Lassen Sie sich Zeit dabei, sich neu zu orientieren.«

Irgendwo juckte es ihm im Gesicht. Knox kratzte sich, und als er die Hand sinken ließ, waren die Knöchel feucht. *Damals vergoß ich keine Tränen,* dachte er verbittert. *Hatte keine Zeit dazu.*

»Wirklich schade«, sagte Jain, als er die Elektroden löste, »daß Ihre erste Erfahrung mit dem Apparat unangenehmer Natur war. Wir hoffen, den Freiwilligen bald dazu verhelfen zu können, die einzelnen Erinnerungssequenzen zu selektieren und zu kontrollieren.«

Kaum war die letzte Elektrode abgenommen, sprang Knox aus dem Sessel. Alles um ihn herum begann sich rasend schnell zu drehen. Nur das, was er eben vor seinem inneren Auge gesehen hatte, war real. Jain hielt ihn fest und half ihm dabei, erneut Platz zu nehmen.

»Ruhen Sie sich aus. Die Nachwirkungen sind stärker, als Sie vielleicht glauben. Unterhalten wir uns, bis Sie sich wieder besser fühlen. An was haben Sie sich erinnert?«

»An den Tod … meines Sohnes. Und es war nicht nur eine Erinnerung, sondern die Wirklichkeit.« Knox zitterte. »Ich … ich kann jetzt nicht darüber sprechen.«

Jain lehnte sich an die Kante des Schreibtisches und zupfte an seinem Oberlippenbart. »Diese Arbeit hier ist sehr wichtig, sowohl für mich als auch die Türme. Wenn wir herausfinden, auf welche Weise Reminiszenzen gespeichert und anschließend erneut dem Bewußtsein

zugänglich gemacht werden, so können wir das zurückgewinnen, was verlorenging. Es heißt, nach dem Abschluß des Krebs-Projektes seien wir dazu imstande, draußen zu überleben. Ihre Erinnerungen werden für diejenigen von großer Bedeutung sein, die die Türme verlassen. Aber ich mache Ihnen keine Vorwürfe, wenn Sie es jetzt für besser halten, sich nicht für die eigentlichen Experimente zur Verfügung zu stellen. Wenn Sie hingegen an Ihrer vorherigen Entscheidung festhalten, so werden sie mit weiteren bitteren Erlebnissen konfrontiert – das garantiere ich Ihnen.«

Der Psychologe lächelte mitfühlend. Im Vergleich mit dem eher schmalen Gesicht hielt Knox seine Zähne für zu groß. »Es ist das Heim, nicht wahr?« fragte Jain. »Ich weiß, daß Sie nicht wirklich freiwillig zu mir gekommen sind. Das war bei niemandem der Fall. Aber eigentlich sind die Heime gar nicht so übel. Wollen Sie ihren Entschluß noch einmal überdenken?«

Knox straffte seine Gestalt. Er zog ein Taschentuch hervor, putzte sich die Nase und wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Dann verwandelte sich sein Gesicht wieder in die starre Maske, die es zuvor gewesen war.

Als Knox Jain verließ, war die erste Schicht, seine Freiperiode, bereits zur Hälfte verstrichen. Normalerweise wäre er jetzt in seine Separatnische zurückgekehrt und hätte gelesen oder an seinem Zeichenbrett gearbeitet – einem Relikt aus glücklicheren Zeiten. Seit dem Tode Marthas beschäftigte er sich in seiner Freizeit damit, ebenso wundervolle wie nutzlose Gebäude zu entwerfen, um der Langeweile zu entrinnen. Doch inzwischen war die Nische nicht mehr die Oase des Friedens und der Besinnung wie einst. Trotzdem begab er sich in den ersten Turm. Er hatte die Mahlzeit zum Ende der letzten Schicht verpaßt, und obgleich er keinen Appetit verspürte, wünschte er sich einen Ort, an dem er allein sein konnte.

Er saß in einer Ecke der Mensa und stocherte in dem Salat herum, der ihm nicht schmeckte, als Madeline hereinkam. In dem fast völlig leeren Saal wurde sie sofort auf ihn aufmerksam und schlenderte an seinen Tisch heran.

»Ich habe nach Ihnen gesucht, Knox. Wir sollten uns über Ihren Umzug unterhalten.«

Knox stopfte sich ein Salatblatt in den Mund. Madeline setzte sich. Sie beobachteten sich schweigend, während er ruhig kaute.

»Kommen Sie schon, Knox. Spielen Sie nicht den Beleidigten.«

Er spießte ein zweites Salatblatt auf. Madeline hielt seinen Arm fest.

»Ich sagte doch, daß es mir leid tut.«

»Das stimmt, ja. Sie hatten Ihre Pflicht zu erfüllen.« Knox streifte

ihre Hand ab.

»Außerdem«, meinte Madeline und verzog kurz das Gesicht, »ist es im Heim gar nicht so schlimm. Nachdem Sie mich verließen, bin ich runtergegangen und habe mit Torres gesprochen, dem Leiter. Er versicherte mir, Sie könnten dort einige Privilegien genießen, da Sie nach wie vor arbeiten. Er hat sogar einen Platz für Ihr Zeichenbrett gefunden.«

»Ich habe nicht die Absicht, ins Heim zu wechseln, Madeline.«

»Wie bitte? Es bleibt Ihnen doch gar keine Wahl.«

»Ich habe mich an Cheddi Jain gewandt, mich als Freiwilliger gemeldet.«

Madeline musterte ihn verblüfft. »Wieso denn? Sie wissen doch, was man sich so sagt.«

»Machen Sie sich keine Sorgen«, erwiderte Knox trocken. »Ich werde mit meiner Arbeit nicht in Verzug geraten.«

»Bestimmt nicht, da bin ich ganz sicher, Knox. Tut mir leid; ich wußte nicht, daß Sie das alles so ernst nehmen. Ich sollte jetzt wohl besser gehen.«

»Ja, das sollten Sie.«

Sie stand rasch auf, so als sei ihr der Stuhl plötzlich zu heiß geworden. »Sie sind ein undankbarer alter Kauz, wissen Sie das? Es ist mir egal, ob Sie mir Vorwürfe machen oder nicht. Warum sollte ich mich darum scheren? Und es kümmert mich auch nicht, wenn Sie verletzt werden oder überschnappen. Wenn das geschieht, schmeiße ich Sie sofort aus der Einheit. Klar? Das wollten Sie doch hören, oder?« Sie stieß den Stuhl so heftig an den Tisch zurück, daß der Synthosalat durch die Erschütterung vom Teller fiel. Das schmierige Durcheinander auf der Tischfläche machte die Frau noch zorniger, und ohne ein weiteres Wort marschierte sie davon.

Knox strich die Blätter mit der Hand aufs Tablett zurück, trug es zum Abfallvertilger und schob es durch den Schlitz. Inzwischen dauerte es nicht mehr lange bis zum Beginn der zweiten Schicht, dachte er, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte. Er beschloß, in seine Separatnische zurückzukehren, die dritte Schicht zu verschlafen und nicht über das Geschehene nachzudenken. Er war plötzlich sehr müde.

Während der ersten Phase des Experiments versuchte Jain, Knox darin zu unterweisen, die Erinnerungsreaktion selbst zu kontrollieren. Drei Monate lang saß der alte Mann jeden Tag stundenlang im Computersessel und kommentierte seine Reminiszenzen. Jedoch war er außerstande dazu, die eidetischen Illusionen aus eigener Kraft zu beschwören. Fakten, Streiflichter, einige vage Sinneseindrücke – mehr brachte er nicht zustande. Doch wenn Jain den Stimulator

einschaltete, erstrahlte die Vergangenheit so hell wie die Mittagssonne, und dann glitt die Welt des Jahres 2014, das Laboratorium und die Türme, in den Dunst des Unwirklichen.

Er erlebte alles noch einmal …

… Die DeVeau-Schule wurde an einem kühlen Frühlingstag eingeweiht. Ein beharrlicher Nieselregen verwischte nach und nach die Spuren, die die Arbeiter im gefrorenem Schlamm hinterlassen hatten. Unruhe kam in die Menge der Würdenträger und Beamten, und alle drängten dem Eingang der Schule entgegen. Schließlich trat der letzte von ihnen ein, und sie alle hörten, wie Martin Carr, der Chef Knox', die architektonische Struktur seinem eigenen Reputationskonto gutschrieb. Knox stand ein wenig abseits und bewunderte sein erstes Gebäude. Er berührte einen dunklen Fleck, der sich dort an einer Wand zeigte, wo der entsprechende Stein die Feuchtigkeit des Regens aufgenommen hatte. Er fühlte sich kalt und hart und rauh an – real und wirklich. In diesem Augenblick war das Gebäude keine unüberschaubare Planskizze mehr, sondern ein dauerhafter Teil der Welt. Der einjährige Bau reduzierte sich auf eine Sekunde in der Ewigkeit, und es erstaunte Knox festzustellen, daß seine Ideen und Vorstellungen konkreten Niederschlag in Stein und Beton gefunden hatten. Wo sich seiner Entscheidung gemäß eine Wand hätte befinden sollen, existierte auch eine. Ein Fenster in der Flanke dort droben? Ein Strich im Plan genügte – und schon war es da. Und wenn Carr nicht auf der lächerlichen Abdeckung der Belüftungsschlitze bestanden hätte, die nun wie Warzen aus der Decke ragten, so wäre dieses Haus ein Kunstwerk gewesen. Trotzdem war Knox sehr zufrieden mit seinem Werk und sah sich stolz um.

… Er erreichte den dritten Platz. Plötzlich schienen um ihn herum alle anderen Geräusche zu verklingen, und er hörte nur noch das rasche Pochen, das seine Laufschuhe auf dem Untergrund der Permabahn verursachten. Selbst das rhythmische Zischen seines Atems wurde leise. Schweiß tropfte ihm von der Stirn und brannte in den Augen. Es war, als bestünden seine Beine aus Blei – und dann hatte er die zweite Position errungen. In der letzten Kurve entdeckte er eine Kraftreserve in sich, von deren Existenz er bisher überhaupt nichts geahnt hatte, und es schien ein Feuer in ihm zu brennen, dessen Flammen aus Schmerz, Wut und Entschlossenheit bestanden. Wie ein Stein, den jemand zu Boden schmettern wollte, näherte er sich der Ziellinie. Die anfeuernden Rufe seiner Teamgefährten waren ebenso dumpf wie das Rauschen in einer Muschel. Er sah die Ziellinie direkt vor sich, und er warf sich ihr entgegen. Unmittelbar hinter dem Gewinner taumelte er in die sich ihm entgegenstreckenden Arme.

… Er hörte das Klopfen, reagierte jedoch gar nicht darauf. Er war zu beschäftigt. Die Tür öffnete sich, und sein Sohn trat ins Büro. Ben

lächelte – und es war ein so breites Lächeln, daß es sein schmales Gesicht fast in zwei Hälften teilte. Knox war erstaunt, denn bisher hatte er angenommen, daß die Behandlungen seinem Sohn allen Grund zur Freude nahmen. Dann sah er die junge Frau. Sie schob sich an Ben vorbei ins Zimmer, den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, so als wolle sie sich für irgend etwas entschuldigen. Im Vergleich mit Ben, der wie ein vierzigjähriger Mann wirkte, obgleich er gerade erst seinen einundzwanzigsten Geburtstag hinter sich hatte, wirkte sie in ihrer einfachen Studentenuniform und aufgrund ihrer weichen und glatten Züge wie ein Kind. Das silberblonde Haar reichte ihr bis zu den Schultern. Sein Sohn legte ihr den Arm um die Schultern und zog sie an sich. Erschrocken begriff Knox, was sich nun anbahnte. Stolz schwang in der Stimme Bens mit, als er sagte: »Pa, darf ich dir Madeline Bianchi vorstellen? Wir wollen heiraten.«

… Martin Carr paffte an seiner Zigarre und beobachtete Knox gutmütig, während der sein Steak zerschnitt. Der beißende Rauch beeinträchtigte den Geschmack des Fleisches, und Knox legte das Besteck beiseite. Carr teilte ihm mit, daß man ihn zum Gesellschafter der Firma machen wolle. Er sprach diese Worte recht feierlich aus, aber Knox reagierte eher ungestüm darauf. Er fühlte sich wie ein Ballon, der so stark aufgebläht war, daß er jederzeit platzen konnte. Zitternd griff er nach der Hand Carrs und schüttelte sie heftig. Carr verzog das Gesicht und zog den Arm zurück. Daraufhin lachten sie beide. Endlich bin ich jemand, dachte Knox. Jetzt steht meiner Karriere nichts mehr im Wege.

Je länger das Experiment dauerte, desto mehr freute sich der alte Mann auf die Erlebnisse im Computersessel. Er hatte dabei über einige körperliche Beschwerden zu klagen, und manchmal erschöpften und verwirrten ihn die Erinnerungen und hinterließen in ihm eine gewisse Orientierungslosigkeit. Dann und wann empfand er einen dumpfen und pochenden Schmerz im Beinstumpf, und ab und zu glaubte er ein Prickeln in dem Fuß zu spüren, der ihm längst amputiert worden war.

Nach einer Weile genoß er alle seine Erinnerungen, selbst die unangenehmen, denn im Remineszenzenkummer entdeckte er echte und reale Empfindungen, die mit ihrer Intensität über alle anderen Gefühle hinausgingen, die er jemals gehabt hatte.

Das Experiment drängte alle anderen Interessen Knox' in den Hintergrund. Das Zeichenbrett wurde irgendwo verstaut und vergessen. Den größten Teil seiner freien Zeit verbrachte der alte Mann in der Bücherei, in der er seine Erinnerungen mit Hilfe alter Zeitungsberichte wiederauffrischte. Oder er lag im Bett und konzentrierte sich ganz auf seine Vergangenheit, in der Hoffnung, die eidetische Reminiszenz-Reaktion auszulösen und kontrollieren zu

können. Das energetische Niveau des Stimulators wurde immer mehr gesenkt – bald genügte nur ein geringer elektrischer Impuls, um das Bewußtsein Knox' in der Zeit zurückkehren zu lassen. Der ganze Vorgang erschien ihm wie eine zweckbestimmte Wiedergeburt, und er war davon überzeugt, seinem längst grau gewordenen Selbstwertgefühl wieder Farbe geben zu können, wenn es ihm gelang, die letzte Barriere zu überwinden.

Selbst die halbe Arbeitsschicht für die Instandhaltungseinheit erschien ihm erträglicher. Zwar setzte ihm Madeline noch immer zu, aber ihre Verachtung machte ihm nun nichts mehr aus. Er fand sich mit seinem Leben in den Türmen ab – und gleichzeitig ignorierte er es weitgehend.

Aber obgleich ihm die Erinnerungen ein gewisses Glücksgefühl vermittelten, empfand er auch ein dumpfes Unbehagen. Zum erstenmal in seinem Leben wußte Knox nicht mehr so recht, wer er war oder sein sollte. Die Person, die jene Erinnerungen durchlebte, unterschied sich zweifellos von dem tatkräftigen und zufriedenen Mann, der sie geschaffen hatte. Der Erinnerer schenkte jenen Dingen keine Beachtung, die für den jüngeren Knox eine große Rolle gespielt hatten, und statt dessen genoß er Farben und Formen, Launen und Spielereien, Gefühle, auf die sein früheres Ich gar nicht in dem Maße aufmerksam geworden war. Der Erinnerer lief nicht in die Falle, von der aus nur ein Weg in die Zukunft führte – ein Weg, der den jungen Architekten in einen verbitterten alten Hausmeister verwandelt hatte.

Das monotone Summen des Staubsaugers erinnerte Knox an Somatos *Requiem für einen Planeten*. Er zog einen verchromten Kunststoffstuhl vom Konferenztisch fort, und mit erfahrenem Geschick ließ er die Bürsten des Gerätes viermal über den Boden unter dem Tisch hinweggleiten. Jener finster wirkende kleine Komponist war Bens Musiklehrer gewesen, bis ihnen aufgrund der besonderen Umstände keine andere Wahl blieb, als in die Türme umzuziehen. Knox hatte Somato nie gemocht. Er empfand seinen defätistischen Pessimismus als langweilig und ermüdend.

Die Schnur spannte sich. Doch anstatt den Staubsauger an eine andere Steckdose anzuschließen, bewegte er ihn noch einmal in einem weiten Bogen über den Boden und kehrte dann zurück. Somato war während einer der Massenselbstmord-Wellen des Jahres 1995 gestorben. Ben hatte die Todesanzeige in einer der letzten Ausgaben der *Times* gelesen. Knox entsann sich auch, angesichts des Todes Somatos tief in seinem Innern so etwas wie schuldbewußte Befriedigung verspürt zu haben. Er sah sich in seiner Einschätzung des Komponisten bestätigt. Seine Sturheit war nichts weiter als geistige Tünche gewesen; letztendlich hatte er den leichtesten Ausweg

gewählt.

Der alte Mann überlegte, ob sich in der Bibliothek vielleicht eine Aufzeichnung des *Requiem* befand. Wenn er sie hörte, mochte er dazu in der Lage sein, seine Erinnerungen nach Belieben auszulösen …

Eine Hand berührte ihn an der Schulter, und überrascht zuckte er zusammen und drehte sich um. Madeline musterte ihn grimmig und bedeutete ihm, den Staubsauger auszuschalten. Die jähe Stille schien ebenso in seinen Ohren zu dröhnen wie die monotone Einleitungssequenz des *Requiem.*

»Setzen Sie sich«, sagte Madeline ruhig.

Sie nahmen am Konferenztisch Platz, an dem die Mitglieder des Exekutivkomitees der Türme zusammenkamen. In seinem schmutzigen Arbeitskittel fühlte sich Knox ein wenig unsicher an diesem Ort.

»Morris, es gibt keine Möglichkeit, in dieser Hinsicht höflich zu sein, und deshalb sage ich es frei heraus: Sie werden das Experiment aufgeben.«

Der alte Mann strich mit den Fingern über das durchsichtige Plexiglas des Tisches. Der Schweiß hinterließ kleine Flecke, die er mit dem Ärmel fortwischte. Er gab keine Antwort.

»Es ist mir ein Rätsel, wieso Sie keine Einsicht zeigen – ich weiß einfach nicht, was mit Ihnen los ist. Wir alle – Ihre Freunde von der

Einheit – machen uns Sorgen um Sie. Sie sind nicht mehr bei der Sache. Ihre Arbeit ist schlampig … und unnütz.« Sie begegnete seinem Blick, und in ihren Augen blitzte es vorwurfsvoll. Das verstärkte das Unbehagen des alten Mannes, denn er wußte, daß Madeline, was ihre Perspektive anging, recht hatte. »Kopf hoch, Morris. Wenn Sie wieder zu Vernunft kommen, kann ich Ihnen helfen.« Ihr Gesichtsausdruck wirkte jetzt nicht mehr ganz so hart. Und er erinnerte sich daran, sie schon einmal auf diese Weise gesehen zu haben, damals, als sie befördert worden war und seinen Posten übernommen hatte. Ein deutliches Bild formte sich vor seinem inneren Auge: eine Madeline, die ihm selbst die Mitteilung machte und ihn dabei so anblickte, als wolle sie sich für die Art und Weise entschuldigen, wie das Leben mit ihm umsprang. *Meine Freunde,* dachte Knox sehnsüchtig. *Sie ist die letzte von ihnen.*

»Meine Güte, Sie hören mir nicht einmal richtig zu!«

»Was? O doch, bestimmt. Aber ich kann noch nicht aufhören. Zuerst muß mir da etwas gelingen.«

»Es ist Ihnen bereits etwas gelungen – vorzeitig alt zu werden.«

»Sie haben kein Recht, mir so etwas zu sagen. Von allen Bürgern in den Türmen haben gerade Sie kein Recht dazu.«

Das Gesicht Madelines lief rot an, und sie erwiderte mit erzwungener Ruhe: »Ich möchte Ihnen nur helfen. Sie sind zu alt, um die Pflichten zweier Jobs wahrzunehmen. Ich kann dafür sorgen, daß man sich im Heim um Sie kümmert. Für Cheddi Jain haben Sie nur als Versuchskaninchen Bedeutung. Er wird Sie benutzen und einfach im Stich lassen, wenn er Sie nicht mehr braucht.«

»Aber das, womit ich mich beschäftige, ist sehr wichtig. Ich habe soviel versäumt, und jetzt … ja, jetzt bin ich alt. Das ist der Grund. Ich werde die Zeit, die mir noch bleibt, in etwas Bedeutsameres als die Reinigung von Toiletten investieren.«

Madeline ließ ihren Stuhl langsam vom Tisch fortrollen. Sie sprach mit gesenktem Kopf, aber Knox konnte sie problemlos verstehen. Die Kühle in ihrer Stimme bewirkte dumpfen Schmerz in seinem Innern. »Dann bringen Sie sich meinetwegen um. Allerdings nicht als Mitglied meiner Einheit. Packen Sie Ihre Sachen weg und verschwinden Sie! Sie sind gefeuert!«

Madeline stand auf und schritt rasch fort, ohne sich noch einmal umzusehen.

Ziellos schlurfte Knox durch die Korridore von Turm II. Er verspürte nicht das Verlangen, in seine Separatnische zurückzukehren, zumindest jetzt noch nicht. Die Gänge waren voller Menschen. Sie gingen mit weit ausholenden Schritten an ihm vorbei, lasen Folien, blickten auf die Wanduhren und diskutierten ihre Arbeit – und ihr Verhalten offenbarte dabei allgemeine Zweckhaftigkeit. Aber wohin

sind sie unterwegs? dachte Knox. Wissen sie das wirklich? Er fühlte sich versucht, einen der vielen Bürger danach zu fragen, fürchtete sich jedoch vor der Antwort.

Nach einer Weile blieb der alte Mann stehen und sah sich um. Er begriff, daß es nicht einen einzigen Menschen auf der ganzen Welt gab, der sich darum scherte, wohin er ging und wann er sein Ziel erreichte. Sogar ihm selbst war das gleichgültig.

Er schauderte und löste die eidetische Reminiszenz-Reaktion aus.

Er war sieben Jahre alt und mit seinen Großeltern zum Strand gefahren. Er lief über den heißen und elfenbeinfarbenen Sand. Seine Füße brannten. Wellen brachen. Das Wasser spülte heran, und am äußersten Rand hinterließ es einen dünnen Streifen Schaumes. Er trat darauf zu und blieb abrupt stehen. An dieser Stelle war der Sand kühl und hatte die Farbe von Großvaters Haut.

»Können Sie mich verstehen?«

»Was ist denn los?«

»Ich glaube, er arbeitet für Bianchi.«

Die Stimmen vermischten sich mit dem Rauschen des Meeres, und die salzige Brise trug sie fort. Der siebenjährige Knox beobachtete, wie Wolken lautlos über den Himmel zogen.

»Morris, ich bin's. O mein Gott! Bringt ihn weg von hier. Und sagt Jain Bescheid, verdammt!«

Eine Welle gurgelte über seine Füße hinweg, und kurz darauf floß das Wasser wieder zurück und spülte ihm Sand zwischen die Zehen. Es kitzelte. Und er fragte sich, warum es Leute gab, die diesen herrlichen Sommertag nicht am Meer verbringen wollten.

Viel später kehrte Knox in die Türme zurück, und dort fiel sein Blick auf eine grüne Wand mit Dutzenden von braunen Flecken. Er rollte sich auf die andere Seite und stellte fest, daß er sich in einem großen Zimmer befand. Das verwirrte ihn zunächst, bis er schließlich begriff, daß man ihn ins geriatrische Heim überwiesen hatte.

Zum erstenmal seit vielen Jahren lachte Morris Knox schallend. Er hatte nicht die Absicht, lange an diesem Ort zu verweilen.

Originaltitel: ›Not to the Swift‹

Copyright © 1979 by Mercury Press, Inc.

(erstmals erschienen in ›The Magazine of Fantasy and Science Fiction‹, Februar 1979)

mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim

Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Andreas Brandhorst

Illustriert von Jobst Teltschik

Gert Prokop
Kasperle ist wieder da

Ich gebe zu, die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, ist schwer zu glauben, doch ich versichere, ich habe sie tatsächlich so erlebt.

Es begann, wie so oft, mit einem Zufall. In dem kleinen Städtchen Mieshof, von dessen Existenz ich bis dahin nicht einmal etwas geahnt hatte. Oder auf der Zugspitze? Wo beginnt eine Story?

Selbst im nachhinein ist der Punkt, an dem eine Information, ein Erlebnis zur Story wird – oder unser Leben verändert –, kaum einmal festzustellen, und ich bin immer wieder fasziniert von der Rolle, nein, der absoluten Herrschaft des Zufalls. Im Gegensatz zu meiner Kollegin Dorothea, die behauptet, auch in dem irrsinnigsten, unwahrscheinlichsten Geschehen walte Zwangsmäßigkeit, sage ich, daß unser Leben durch eine unaufhörliche Verknotung von Zufällen bestimmt wird.

Hätte ich nicht die Landstraße genommen oder in einem anderen Ort Rast gemacht, wäre ich an einem anderen Tag, ja, nur zu einer anderen Stunde nach Mieshof gekommen oder nicht so durchgefroren gewesen, daß ich Lust bekam, noch ein wenig im Sonnenschein spazierenzugehen; wenn ich Weißenbacher getroffen oder die Information über den Zugspitzschnee nie erhalten hätte … Hunderte Wenn und Aber, und jedes einzelne hätte ausgeschlossen, daß ich Maud und ihren Kasper je in meinem Leben getroffen hätte. Aber ich war in Mieshof. Zu dieser Stunde.

Ich kam von der Zugspitze. Da ich Angst hatte, auf der Autobahn am Lenkrad einzuschlafen, war ich Landstraße gefahren, von Garmisch-Partenkirchen am Alpenrand entlang, dann über Walchensee, Benediktbeuren, Bad Tölz … Solange die Straße voller Kurven und die Landschaft voller Überraschungen war, blieb ich munter, aber dann erwischte es mich doch; im letzten Augenblick schreckte ich hoch, konnte das Lenkrad gerade noch herumreißen, ein gewagtes Manöver aus Stotterbremsen und Gasgeben und wieder Bremsen und Kurven, und mein Wagen schlängelte sich haarscharf zwischen Straßengraben und Bäumen, zwischen Traktor und Radfahrer hindurch, ein Manöver, das ich bei wachem Verstand gewiß nicht geschafft hätte.

Das erste, was ich wieder bewußt wahrnahm von meiner Umgebung, war ein riesiger Friedhof hinter einer exakt geschnittenen

dichten Hecke, wahrscheinlich ein Soldatenfriedhof aus dem letzten europäischen Krieg.

Ich war verrückt, so zu rasen. Wenn ich hier auf der Landstraße verreckte, platzte nicht nur der Sendetermin. Im nächsten Ort würde ich Pause machen, und daß er Mieshof hieß, war mir recht. Weiß der Himmel, mir war mies zumute. Meine Glieder noch immer steif vom Frost. Im Juli!

Während seit Tagen tropische Hitze über dem Flachland brütete, lag auf der Zugspitze Neuschnee; erst als ich die Leute in dicken Pullovern und Mänteln zur Seilbahnstation gehen sah, hatte ich an den Klimaunterschied gedacht. Wenigstens einen alten Pullover fand ich im Kofferraum. Gewiß, das Zugspitzhotel war gut geheizt, aber ich war nicht gekommen, um mir bei Kaffee und Kuchen das Alpenpanorama anzusehen, ich wollte Dr. Weißenbacher sprechen. Weißenbacher war der einzige, bei dem ich mir eine Chance ausrechnen konnte, die Wahrheit zu erfahren: ob, allen Dementis zum Trotz, nach dem Reaktorunfall von Contenay radioaktiv verseuchter Schnee auf der Zugspitze gefallen war.

In das Observatorium hatte man mich gar nicht erst hineingelassen, nachdem ich meinen Namen genannt hatte, und der Wachmann wollte mich nicht einmal für einen Hunderter im Eingang warten lassen, aber er versprach, mir ein Lichtzeichen zu geben, sobald Dr. Weißenbacher das Observatorium verließ.

Weder in der Hotelhalle noch im Restaurant gab es einen Platz, von dem aus ich den Eingang des Observatoriums sehen konnte. Also wartete ich draußen, in einer Ecke des Hotelgebäudes, nur halbwegs geschützt vor dem eisigen Wind, dann in der zugigen Station des kleinen Lifts, den jeder benutzen mußte, der mit der Seilbahn oder der Zugspitzbahn hinunterfahren wollte. Als die Nacht hereinbrach, ging ich noch einmal zum Observatorium und erfuhr, daß Weißenbacher längst weg war. Der Mann mit dem Hunderter auch. Und inzwischen die letzte Seilbahn.

Das Hotel war ausverkauft. Ich durfte die Nacht in einem Sessel in der Halle verbringen, nach Restaurantschluß, versteht sich, schon vor Sonnenaufgang stand ich wieder draußen, kreuzlahm, übernächtigt und bibbernd, um die erste Gondel abzupassen, was tut man nicht alles für seinen Job.

Weißenbacher kam auch nicht mit der zwölften Gondel. Für einen zweiten Hunderter verriet mir der neue Wachmann, daß er die ganze Woche nicht mehr kommen würde, und für einen dritten Blauen erfuhr ich, wo ich Weißenbacher erreichen konnte: in seinem Haus in Traunstein. Frierend und fluchend brach ich auf …

Jetzt, nach ausgiebigem Frühstück und halbstündigem Sonnenbad im Vorgarten des Ratscafes, fühlte ich mich wieder fit. Dieses Mieshof

war ein blitzsauberes Städtchen, das nicht nur am Markt gepflegte alte Häuser besaß, es machte Spaß, durch die engen Gassen zu schlendern. Plötzlich stieß ich auf eine Menschenmenge, meist Kinder und Alte, die sich lachend und juchzend um ein kleines Podium drängten, einen Autoanhänger, der zur Bühne geworden war, ein Kasperletheater, wie die kakelbunte Schrift verriet:

Kasperle ist wieder da!
Maud und ihr sprechender Kasper.

Kindheitserinnerungen blitzten auf. Jahrmarkt, Rummel. Roch es nicht nach Zuckerwatte und gebrannten Mandeln? Aber auf dem kleinen Platz stand nur der Autoanhänger und davor ein ziemlich abgetakelter Wohnwagen, ein 97er FORDMOBIL.

Ich war im Nu eingefangen, verzaubert, obwohl es anders war als das Kasperletheater, das ich aus meiner Kindheit kannte. Keine Handpuppen, die in die Kulisse gehalten wurden, so daß man die agierenden Spieler nicht sah, hier gab es keine Kulissen und nur einen Akteur, Maud, eine Frau um die Fünfzig. Sie saß auf dem Podium, hielt den Kasper, eine babygroße Puppe mit überdimensionalem Kopf, auf dem eine schellenbesetzte bunte Mütze thronte, mit der linken Hand und unterhielt sich mit ihm, und die Puppe antwortete frech, vorlaut, dummdreist und witzig, eben wie ein Kasperle. Diese Maud mußte eine ausgezeichnete Bauchrednerin sein.

Noch erstaunlicher war, wie sie mit der Puppe hantierte. Kasperle bewegte sich, als sei er lebendig. Seine Arm- und Körperbewegungen mochte Maud ja mit der Hand dirigieren, die sie in den langen Flickenrock der Puppe gesteckt hatte, wie aber schaffte sie es, daß Kasperle eine richtige Mimik zeigte, daß er sogar Finger, Mund und Augen bewegte? Dieser Kasperle mußte ein Miniroboter sein, eine raffinierte Konstruktion mit Mikrochips und Servolenkungen. Das wäre etwas für Pierre, dachte ich, Pierre suchte ständig Attraktionen für seine EUROSAT-Show, und diese Frau war es wert, einmal in Europas beliebtester Fernsehsendung aufzutreten.

Dann geschah etwas, das selbst einem so abgebrühten Burschen wie mir den Atem verschlug. Maud und Kasper hatten die ganze Zeit mit einem Ball gespielt, hatten sich mit den Antworten einen gelben Tennisball zugeworfen, jetzt gab Maud dem Kasperle zwei weitere Bälle, und er jonglierte damit! Dann sogar mit fünf Bällen. Dieser Kasperle war eine kleine Sensation.

Es war das Ende der Vorstellung. Kasperle breitete graziös seine Arme aus und machte eine tiefe Verbeugung. Alle klatschten begeistert, schrien nach einer Zugabe, doch Maud schüttelte den Kopf.

»Kasperle ist müde«, sagte sie. »Nicht wahr, Kasperle?«

»Entsetzlich müde.« Es riß den Mund weit auf und gähnte herzzerreißend. »Ich will ins Bett. Und vorher will ich einen Bonbon.«

»Aber Kasper«, sagte Maud, »Bonbon lutschen macht schlechte Zähne.«

»Oh!« Kasperle zog einen Flunsch. »Bitte, bitte, bitte, bitte, bitte.«

»Was meint ihr?« fragte Maud die Kinder. »Soll ich ihm einen Bonbon geben?«

»Ja«, tönte es im Chor, am lautesten schrie eine Oma vor mir.

»Nun gut«, sagte Maud, »dann soll er ausnahmsweise einen bekommen.«

»Dankeschön!« rief Kasperle und verabschiedete sich mit Handküssen von den Zuschauern. Maud nahm ihn wie ein Kind in den Arm. Sie stieg von der Bühne herab und hielt eine Messingschale in die Menge. Fast alle gaben etwas, trotzdem konnte es keine große Einnahme sein, man hörte deutlich die Münzen in die Schale fallen, und als sie in meine Nähe kam, sah ich, daß fast nur Groschen und Fünfziger in der Schale lagen. Ich gab ein Fünfmarkstück, und Kasperle sagte Dankeschön. Er wirkte tatsächlich müde, wie er sich in Mauds Arme schmiegte, aber sie hielt die Puppe wohl so, damit niemand sie anfaßte. Als keine Hand sich mehr reckte, verschwand Maud mit ihm im Wohnwagen.

In diesem Augenblick wußte ich es: Nicht bei Pierre sollte Kasperle auftreten, sondern in meiner Sendung. Als Moderator zwischen den Beiträgen. Damit war ich alle Sorgen mit dem Moderator los. Es gab kaum einen Journalisten, der gut genug dafür war und sich auf Dauer mit seiner Rolle zufriedengab, und, noch wichtiger, ein Kasperle konnte Dinge aussprechen, die keinem seriösen Moderator gestattet wurden, konnte freche, sogar dreiste Bemerkungen machen, Anspielungen … Ich dankte dem Zufall, der mich nach Mieshof verschlagen hatte.

Es dauerte eine Weile, bis Maud aus dem Wohnwagen kam und sich daranmachte, die Bühne zusammenzulegen. Ich wartete, bis sie fertig war.

»Ich möchte Sie sprechen«, sagte ich.

Sie sah mich verstört an. »Polizei?« fragte sie fast unhörbar. Ganz offensichtlich hatte sie Angst. Hoffentlich wurde sie nicht wegen eines Verbrechens gesucht, dann war mein schöner Plan im Eimer. Wahrscheinlich stimmt etwas nicht mit ihrer Lizenz, dachte ich, deshalb tingelt sie auch über die Dörfer.

»Nein«, versicherte ich, »ich bin Herb Kienzle. Vom Fernsehen.«

»Etwa der Kienzle von FOKUS?« Sie sah sich meinen Presseausweis ganz genau an. »Ich hatte Sie mir jünger vorgestellt«, sagte sie. »Jetzt verstehe ich auch, warum Sie nie selbst in Ihren Sendungen auftreten – mit der Glatze und dieser Nase!«

»Es ist weniger meine Eitelkeit«, sagte ich, »aber wenn jemand mein Gesicht kennt, würde ich kaum noch in die Nähe meiner Klienten gelangen.«

»Klienten?« Sie lachte. »Eher wohl Opfer. Aber mir gefällt, was Sie machen. Nicht nur wegen der Sensation. Es ist so selten, daß einer unerschrocken die Wahrheit sagt. Warum wollen Sie mich sprechen?«

»Ich bin begeistert von Ihrem Spiel. Ich möchte Ihnen ein Angebot machen.«

»Ich will nicht ins Fernsehen.«

»Sie würden viel Geld verdienen. Ich denke an ein Engagement auf Dauer.«

»Vielen Dank für das Angebot«, sagte sie, »aber es geht nicht. Vergessen Sie es.«

»Wie kann ich?« erwiderte ich. »Sie sind einfach zu gut, Maud. Viel zu gut, um nur in solchen Nestern aufzutreten. Ich biete Ihnen die Chance Ihres Lebens …«

»Nein, endgültig nein.«

»Warum wollen Sie sich nicht wenigstens mein Angebot anhören? Ich will Sie haben, ich werde nicht lockerlassen.«

Sie sah mich nachdenklich an. »Also gut, aber nicht hier. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Während ich zusammenpacke, holen Sie einen kleinen Imbiß, dann fahren wir ein Stück vor die Stadt, einverstanden?«

Ich überlegte nicht lange. Und Maud war mir im Moment wichtiger als alles andere. Vielleicht ist es sogar gut, dachte ich, wenn du erst abends in Traunstein ankommst. Weißenbacher war passionierter Blumenzüchter, vielleicht würde er mich kurz abfertigen, wenn ich ihn in seinem Garten störte.

Maud wartete bereits hinter dem Lenkrad, als ich den kleinen Platz in dem Gewirr von Einbahnstraßen wiedergefunden hatte. Wenige Kilometer hinter dem Ort bog sie in einen Landweg ein, der über ein paar Hügel zu einer Mulde am Waldrand führte. Ein idealer Platz für ein Picknick, weltabgeschieden, nichts als Bäume und Himmel, Blumen und Gräser und eine Stille, die man schon unwiederbringlich verloren glaubte.

Ich hatte reichlich, aber nicht extravagant eingekauft. Bei einfachen Frauen, das war meine Erfahrung, läuft man leicht auf, wenn man den Großkotz spielt. Also keine Trüffelpastete und Straßburger Gänselebercreme, weder geräucherten Lachs noch Hummer, dafür eine Auswahl an Schinken und Käse. Sie fragte, ob sie von jeder Sorte eine Kostprobe für das Abendessen beiseite legen dürfe.

»Bitte«, sagte ich, »was übrigbleibt, gehört ohnehin Ihnen.«

Sie legte trotzdem eine Scheibe von jeder Schinken- und Käsesorte

auf einen Teller und brachte ihn in den Wohnwagen.

Ich hatte sie falsch eingeschätzt, Maud wollte weder Cola mit Whisky noch Juice mit Wodka, sondern Fachinger Brunnen und den leichten, extratrockenen Weißwein, ›um jedem Käse gerecht zu werden‹ – eine Formulierung, die eher zu einem Gourmet als einer Landfahrerin paßte. Ich hatte sie unwillkürlich für eine einfache, ungebildete Frau gehalten, wie andere Artisten, die ich kannte, doch als sie sich ins Gras niederließ, zitierte sie:

»O Täler weit, o Höhen
O schöner grüner Wald
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!«

Eine Rummelplatzdame, die Eichendorff kannte. In Mieshof hatte Maud ein unauffälliges graues Kleid getragen, sicher, um alle Aufmerksamkeit auf das bunte Kasperle zu lenken, hier trug sie einen gelben Sari mit orangefarbenen Mustern, die Farben zogen Bienen und Wespen an, Maud verscheuchte sie nicht.

Ich hatte mich so gesetzt, daß ich die Sonne im Rücken hatte, um sie beobachten zu können. Jetzt wirkte sie nicht mehr wie fünfzig. Gewiß, sie hatte dunkle Augenringe und tiefe Falten, aber ihr Hals, dieses Wahr-Zeichen für das Alter einer Frau, war fast makellos glatt, und wenn sie lachte, hatte Maud einen geradezu mädchenhaften Charme.

Sie bestand darauf, daß zuerst ich erzählen sollte, von meiner Arbeit, und sie stellte präzise Zwischenfragen, sogar zu Sendungen, die vor Jahren gelaufen waren, so daß ich große Mühe hatte, mich zu erinnern. Sie schien jede Sendung von FOKUS gesehen zu haben.

»Und Sie«, sagte ich schließlich, »was haben Sie gemacht, Maud? Sie sind doch nicht unter fahrendem Volk großgeworden.«

»Stimmt«, sagte sie, »das mache ich wirklich noch nicht lange.«

»Und vorher?«

»Nichts, buchstäblich nichts. Gefaulenzt, den ganzen Tag spazierengegangen und geschwommen, ferngesehen und gelesen, meiner Kindheit nachgesonnen – à la recherche du temps perdu.«

Proust kannte sie also auch. Offensichtlich sogar im Original. Aber sie schien eine Deutsche zu sein, der mundsprachlichen Färbung nach, die gelegentlich aufblitzte, aus Schwaben.

»Und wo?« fragte ich.

»Ach, irgendwo.«

»Frankreich«, tippte ich. »Oder Belgien?«

»Warum nicht Italien oder Deutschland?« fragte sie zurück.

»Weil Sie offensichtlich mehr als Schulfranzösisch beherrschen.«

»Warum wollen Sie etwas über mich erfahren?«

»Sie interessieren mich.«

»Wieso? Eine Puppenspielerin, die über die Dörfer tingelt …«

»Gut, sprechen wir davon. Woher haben Sie das Kasperle?«

Ihre Miene versteinerte. »Sie sind nicht zufällig nach Mieshof gekommen, nicht wahr? Wer hat Sie auf meine Spur gesetzt?«

»Niemand«, versicherte ich, »es war reiner Zufall.« Ich erzählte ihr, wie es dazu gekommen war, sie blickte mich mißtrauisch an.

»Ich glaube, das ist nur einer Ihrer Tricks«, sagte sie. »Sie arbeiten mit allen Tricks für Ihre Sendungen, das weiß ich.«

»Stimmt. Aber ich schwöre, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe. Bitte, glauben Sie mir, Maud. Es ist mir wichtig, daß Sie mir glauben.«

»Warum?«

»Weil ich hoffe, daß Sie bei FOKUS mitmachen.« Ich entwickelte ihr meine Idee.

»Ja, das könnte ich mir gut vorstellen«, sagte sie, »aber es geht nicht. Ich habe Berührungsängste, verstehen Sie? Ich bekomme Angst, sobald mehr als zwei Menschen in meiner Nähe sind.«

»In Mieshof waren über hundert um Sie herum. Nur hundert. Viel zu wenige für das, was Sie bieten.«

»Nicht in Tuchfühlung. Vielleicht kennen Sie das nicht, Herb, aber Artisten sind keine Showstars; zwischen Artist und Publikum bleibt so etwas wie eine unsichtbare Schranke, niemand kommt mir zu nahe. Ich könnte in keinem Studio arbeiten.«

»Wir können …«

»Nein«, unterbrach sie, »ein für allemal, nein.«

Was war los mit ihr? Kein Artist der Welt würde ein solches Angebot ausschlagen. »Dann verraten Sie mir, woher Sie das Kasperle haben«, sagte ich. »Haben Sie es selbst konstruiert? Können Sie mir eine zweite Puppe bauen? Ich bin ganz versessen darauf, solch ein Kasperle in meine Sendung einzubauen.«

Sie schwieg.

»Sie haben es gestohlen?«

Maud wandte den Blick ab.

»Deshalb haben Sie Angst vor der Polizei«, sagte ich. »Deshalb wollen Sie nicht bei mir auftreten.«

Sie schien völlig versunken in den Anblick einer Biene auf ihrem Sari.

»Ich könnte das in Ordnung bringen«, sagte ich. »Früher oder später findet der Besitzer des Kasperles Sie doch. Ich nehme an, die Puppe wurde nicht in einer Firma hergestellt, sondern von einem Hobbybastler, sonst wäre sie längst auf dem Markt.« Maud saß vorgebeugt da, die gefalteten Hände verkrampft zwischen den Beinen.

»Lassen Sie sich helfen, Maud! Sie müssen doch in ständiger Angst leben. Ich werde den Konstrukteur auszahlen. Oder beteiligen …«

»Hören Sie doch auf«, schrie sie, »es geht nicht.«

»Warum? Wer ist es? Ich werde Sie nicht verraten, das verspreche ich. Ich kann ja behaupten, ich hätte Sie in den Staaten getroffen oder in Südamerika. Sagen Sie es mir, und ich lasse Sie in Ruhe.«

»Er ist tot«, sagte sie schließlich.

»Ermordet?«

Keine Antwort.

»Von Ihnen?«

»Nein! Ich flehe Sie an, Herb, lassen Sie mich in Ruhe. Warum wollen Sie alles zerstören? Wir sind glücklich so …«

»Wir? – Das Kasperle ist für Sie wie ein Kind, nicht wahr?«

Sie sah mich an, Tränen in den Augen. »Ja, es ist mein ein und alles.«

»Glauben Sie manchmal, daß es lebendig ist, Maud?«

»Ja!« stieß sie hervor. »Jetzt wissen Sie es, ich bin eine Verrückte. Und nun hauen Sie ab. Vergessen Sie mich.«

»Wie könnte ich? Meine Nase wittert ein Geheimnis, und nichts, das werden Sie verstehen, reizt mich mehr als ein Geheimnis. Wer sind Sie, Maud? Doch keine Artistin? So einfach kommen Sie mir nicht davon.«

»Das fürchte ich auch.« Sie seufzte. »Ich habe es befürchtet, seit ich weiß, wer Sie sind. Versprechen Sie mir, daß Sie alles für sich behalten, was ich Ihnen erzähle?«

»Sie verlangen sehr viel von mir.«

»Es ist eine verrückte Geschichte, gewiß, aber keine für FOKUS.«

»Überzeugen Sie mich. Wenn Sie mich überzeugen, werde ich schweigen wie ein Grab.«

»Nun gut. Aber keinerlei Aufzeichnungen, versprechen Sie wenigstens das?«

»Ich habe nichts bei mir, die Geräte liegen alle im Wagen. Sie können sich überzeugen.«

Sie überzeugte sich tatsächlich, sie tastete mich ab wie ein Bulle einen gerade festgenommenen Gangster. Dann legte sie sich wieder ins Gras, verschränkte die Hände unter dem Kopf und sah in den Himmel.

»Sie haben recht«, begann sie, »ich bin eigentlich keine Artistin. Nicht einmal das. Ich stamme aus einer gutbürgerlichen Familie. Vater war Kybernetiker, Mutter Biotechnologin, nichts Bedeutendes, Fußvolk, aber ehrgeizig. Als ich gerade sechzehn war, starben meine Eltern bei einem Unfall. Von einem Tag zum anderen stand ich mittellos da. Arbeiten? Ich hatte nichts gelernt. Und eine Lehrstelle? Sie wissen doch, wie es damit aussieht. Ich hatte keine Beziehungen. Meine Eltern hatten ganz für ihre Arbeit gelebt, da waren nicht mal

Freunde, die mir jetzt helfen konnten, keine Verwandten, nur eine Großmutter, die selbst Hilfe brauchte. Unterstützung bekam ich nicht, ich war ja schon erwerbsfähig, nur ein paar Mark Sozialhilfe. Also Wohnung verkaufen, eine billige Bude, hier und da mal ein Tagesjob. Dann kam Frank.« Sie hielt mir ihr Glas hin. »Meine erste Liebe. Die große Liebe, von der jeder Teenager träumt. Er sah blendend aus, fuhr einen Superwagen, hatte eine phantastische Wohnung, es war wie ein Sechser im Lotto. Drei Wochen lang. Dann sagte er, er sei pleite, müsse alles verkaufen, und wir müßten uns trennen. Es sei denn …«

»Sie liebten ihn so sehr, daß Sie ihm helfen würden«, ergänzte ich. »Er wollte Sie auf den Strich schicken?«

»Nicht auf den Strich. Wahrscheinlich hätte ich selbst das damals für ihn getan. Nein, Frank machte mir den Vorschlag, Mietmutter zu werden. Zwei, drei Jahre, sagte er, und wir sind aus allem heraus. Ein Kind zu bekommen, ist doch kein Problem für eine junge gesunde Frau. Leichte Arbeit. Was willst du sonst machen? Gelernt hast du nichts, nicht einmal kochen. Wie recht er hatte. Ich konnte nichts, und ich besaß nichts als meinen Körper. Hab keine Angst, sagte er, du sollst dich nicht von wildfremden Männern schwängern lassen, eine Viertelstunde beim Doktor, dann mußt du nur noch das Kind austragen. Und abkassieren. Er gab mir Prospekte von Anwaltskanzleien, die Mietmütter vermitteln. Eine Monatsgage, von der ich nur träumen konnte, dazu eine mir geradezu fürstlich erscheinende Erfolgsprämie. Warum nicht, dachte ich schließlich. Es ist ein anerkannter Job. Hunderte tun ihn. Wäre ich lieber auf den Strich gegangen.«

Ihr Glas war schon wieder leer. Ich ging zum Wagen, um eine neue Flasche zu holen. Eine Mietmutter also. Ich erinnerte mich noch gut an die heißen Debatten an der Uni. Damals ging es darum, ob Mietmutterschaft als Gewerbe staatlich sanktioniert werden sollte. Mutterschaft als neue Form der Prostitution, sagten die Gegner, pervers sei das, die Gebärmutter wie einen Leihwagen zu vermieten, die Eierstöcke ›abzuernten‹, Frauen zu Gebärmaschinen zu degradieren, wie Zuchtsauen zu behandeln … Na und, sagten die anderen, Männer gehen doch schon lange als Zuchtbullen. Wer hat noch was gegen Samenspender? Wo bleibt die Gleichberechtigung? So wie jeder Mann seinen Samen verkaufen darf, muß jede Frau das Recht haben, über ihre Eizellen und über ihre Gebärmutter zu verfügen. Es ginge doch nur darum, einen längst bestehenden Zustand zu legalisieren. Liefen nicht schon Hunderte von Kindern herum, deren Väter nicht die wahren Väter, deren Mütter nicht die leiblichen Mütter seien? Warum nicht den bedauernswerten Frauen, die keine Kinder bekommen könnten, legal helfen? Warum nicht armen Frauen so eine Chance geben, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen?

Warum nicht Mutterschaft als eine gesellschaftlich nützliche Dienstleistung anerkennen?

Auch ich war damals vehement für die Legalisierung eingetreten. Praktiziert wurde es ohnehin, durch Legalisierung konnten die unwürdigen Zustände auf dem schwarzen Muttermarkt beendet werden. Vor Jahren hatte ich meine Meinung geändert. Als bekannt wurde, wie hoch die Selbstmordrate bei den Mietmüttern war. Ich hatte mit Dutzenden gesprochen, fast alle waren psychisch zerbrochen, selbst die, die jetzt Familie hatten und ein eigenes Kind. Kaum eine hatte es verkraftet, Kinder zu bekommen und wegzugeben, viele waren dem Alkohol oder den Drogen verfallen. Aber Maud war anders. Bestimmt keine Drogenabhängige. Nicht einmal Alkoholikerin.

»Das ist doch nicht alles«, sagte ich.

»Raten Sie, wie oft ich schwanger war.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Sie würden es nie erraten. Über dreißigmal.«

»Das, das verstehe ich nicht«, stotterte ich.

»Das ist auch kaum zu verstehen. Kaum zu glauben.« Sie kippte den Wein in einem Zug hinunter. »Im Dienste der Wissenschaft.«

»Der Wissenschaft?« fragte ich fassungslos.

»Sie glauben mir kein Wort, was? Aber es ist die Wahrheit! Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit. Ich weiß nicht, wie viele Kinder ich in diese erbärmliche Welt gesetzt habe. Vierzig, fünfzig, sechzig? Es waren viele Mehrlingsgeburten dabei.« Sie stand auf, zog ihren Kittel hoch. Ihr Bauch war voller Narben. Gerade, feine, gut verheilte Operationsnarben, die sich dicht nebeneinander vom Slip zum Nabel zogen.

»Kaiserschnitt«, sagte sie, »siebzehnmal. Die anderen habe ich normal geboren. Normal!« Sie ließ den Kittel fallen, spuckte aus. »Pervers ist es. Widerlich. Unerträglich. Ein Alptraum. Jede Nacht habe ich Alpträume. Ich nehme die stärksten Schlaftabletten, und trotzdem, Herb, spätestens am Morgen erinnere ich mich an meine Träume. An die großen Augen, die traurigen, hilflosen Gesichter, die mich anstarren und ›Mutter‹ schreien. Ich weiß, das sind nur Ausgeburten meiner Phantasie. Man hat dafür gesorgt, daß ich nie eines der Kinder zu Gesicht bekam.« Sie schwieg unvermittelt, ließ sich ins Gras fallen, schüttelte traurig den Kopf. Mit einem Schlag sah sie wie eine alte Frau aus. »Monster«, murmelte sie. »Wahrscheinlich waren es allesamt Monster.«

»Bitte, beruhigen Sie sich, Maud.« Ich legte die Hand auf ihren Arm.

Eine Verrückte? Aber da waren die Narben. Ich wartete, bis sie wieder ruhiger atmete.

»Warum«, fragte ich dann, »warum haben Sie nicht aufgehört?«

»Weil ich nicht konnte.« Sie lachte bitter. »Ich fühlte mich ja wohl, sauwohl. Solange ich schwanger war. Die Pause nach der Geburt war entsetzlich. Ich habe die Ärzte angebettelt – ich war nur glücklich, wenn ich schwanger war, verstehen Sie?«

»Nein.«

»Man hatte mich so konditioniert! Schon als Frank mich zum Arzt brachte, um meine Tauglichkeit untersuchen zu lassen – das weiß ich heute, damals hatte ich keine Ahnung. Ich wunderte mich nicht einmal, daß ich einen Fünfjahresvertrag bekam, ich unterzeichnete ihn, als wäre das schon immer mein sehnlichster Wunsch gewesen. Ich bin Frank sogar um den Hals gefallen vor Glück. Noch am gleichen Tag brachte er mich in das Institut.«

»Ein Institut?«

»Ich dachte zuerst, es sei ein Sanatorium. Oder ein Hotel. Traumhaft, wie im Film: eine riesige Halle mit Palmen, ein erstklassiges Restaurant, Spielzimmer, Sauna, Schwimmhalle und Swimmingpool, eine große Bibliothek und Videothek, ein herrlicher Park, ich bekam ein helles, freundliches Appartement, das ich mir selbst einrichten durfte – wir sollten uns ja wohl fühlen.«

»Es waren noch mehr Frauen dort?«

»Zwanzig bis dreißig, das wechselte. Ich blieb am längsten von allen, ich war besonders geeignet.«

»Durften Sie das Sanatorium verlassen?«

»Ich wollte nicht. Sobald ich das Tor hinter mir ließ, bekam ich panische Angst. Ich mußte schnell wieder zurück.« Sie richtete sich auf, sah mich an. »Fast dreißig Jahre habe ich dort verbracht.«

»Haben Sie in diesem ›Institut‹ gearbeitet?«

»Das durften wir nicht. Wir durften den Komplex nicht einmal betreten. Wir hatten auch kein Bedürfnis danach. Wir blieben in unserem Bereich. Nicht einmal neugierig waren wir, haben nie miteinander darüber gesprochen. Es war, als existierte das andere überhaupt nicht, dabei lag der Komplex nur ein paar hundert Meter entfernt.«

»Was haben Sie denn die ganze Zeit getan?«

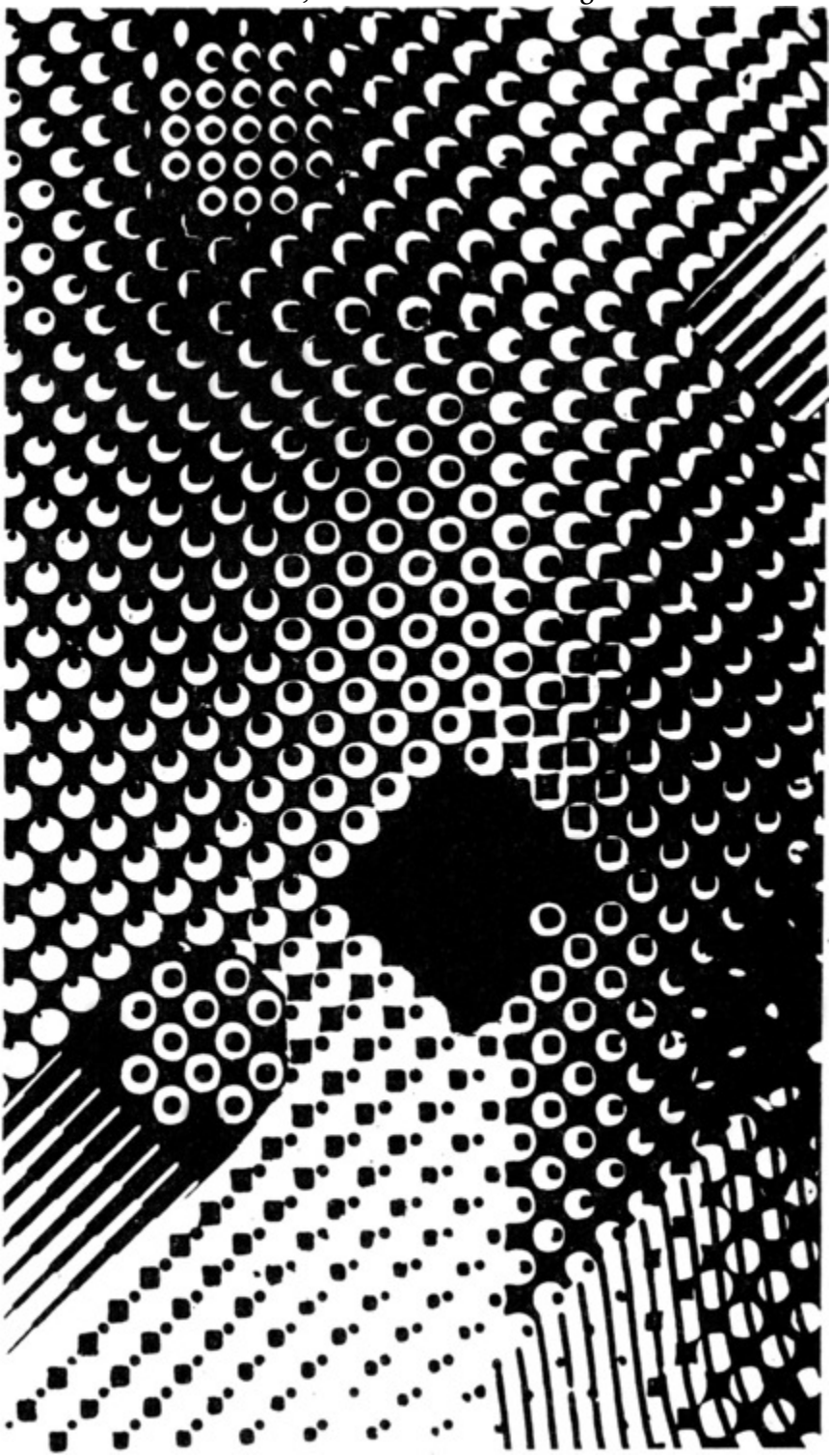
»Gefaulenzt, das sagte ich doch. Es gab nur wenige feste Termine – Untersuchungen, Gymnastik, die Essenszeiten –, sonst konnte man tun und lassen, was man wollte. Sie haben es ja gemerkt, ich habe viel ferngesehen. Und gelesen. In den ersten Jahren habe ich mein Abitur nachgemacht im Fernkurs, dann sogar studiert, Germanistik, Romanistik, Geschichte, Elektronik, nichts zu Ende; ich hatte ja Angst, zu den Prüfungen zu fahren.«

»Bekamen Sie Besuch?«

»Wen denn? Frank? Ich habe ihn nie wiedergesehen.«

»Und die anderen Frauen?«

»Auch nicht. Das waren alles Frauen wie ich, ohne Anhang, ohne Familie. Ich weiß auch nicht, ob man Besucher eingelassen hätte.«



»Das Gelände war abgeschlossen?«

»Rundum zog sich eine hohe Mauer mit einem Drahtgitter darauf, vermutlich war es elektrisch geladen, vor der Mauer ein breiter, immer frisch geharkter Streifen, den man nicht betreten durfte.«

»Innen oder außen?«

»Auf beiden Seiten.«

»Elektronische Alarmanlagen, Infrarotstrahler?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wachen, Patrouillen?«

»Vielleicht draußen. Ich kenne nur die Wachen am Tor.«

»Uniformierte? Was für Uniformen trugen sie? Waren sie bewaffnet?«

»Ich glaube nicht. Es waren freundliche ältere Männer in dunkelgrauen Anzügen – ich merke, Sie wissen längst, was für ein Institut das war, nicht wahr?«

Ich sagte nein, alles wehrte sich in mir gegen meine Vermutungen. Nichts als Ausgeburten einer krankhaften Phantasie, wehrte ich mich, Spinnereien einer Geistesgestörten, die zu viele Horrorfilme gesehen hat und sich nun damit identifiziert. Wie oft schon waren Leute mit verrückten, absurden, entsetzlichen Geschichten an uns herangetreten, die unbedingt in FOKUS entlarvt werden müßten, und fast immer hatten sie sich als Phantasieprodukte herausgestellt. Fast. Und Maud war nicht zu mir gekommen …

»Ja«, sagte sie, »in diesem Institut werden genetische Experimente gemacht. Genmanipulation am Fötus. Wir waren nur dazu da, sie auszutragen. Lebende Gebärmaschinen. Eine künstliche Gebärmutter gibt es ja noch nicht.«

»Wo«, sagte ich, »wo soll das gewesen sein?«

»Irgendwo in Europa.«

»Genmanipulation ist überall in Europa verboten, alle Staaten haben die UN-Konvention unterzeichnet.«

»Wäre es das erste Mal, daß etwas verboten ist und trotzdem heimlich getan wird?« fragte sie zurück. »Wie oft haben Sie in FOKUS …«

»Wo?« unterbrach ich sie hart. »Sagen Sie mir, wo dieses Institut sein soll.«

»Ich weiß es nicht. Wirklich nicht. Frank muß mir ein Schlafmittel gegeben haben, bevor er mich hinbrachte, ich wachte erst auf, als wir schon vor dem Portal standen.«

»Und als Sie das Institut verlassen haben – wie? Wieder unter Betäubung?«

»Nein, aber nachts und im Kofferraum eines Autos.«

Ihre Story wurde immer wilder. Und unglaubwürdiger. »Dann beschreiben Sie mir die Landschaft, das Klima. In welcher Sprache

wurde dort gesprochen, welche Fernsehprogramme haben Sie empfangen, welche Zeitungen bekommen? An welchen Universitäten wollen Sie Ihre Fernstudien gemacht haben, wenigstens das werden Sie doch wissen, oder?«

»Sie glauben mir nicht.«

»Nein.«

»Ja«, seufzte sie, »ich habe keine Beweise.«

»Was ist mit dem Vertrag, den Sie unterschrieben haben wollen?«

»Der ist dort deponiert.«

»Ihr Honorar natürlich auch?«

»Nein«, sagte sie wütend. »Zumindest sollte es auf ein Konto in der Schweiz überwiesen werden. Ich habe nie versucht, etwas abzuheben. Weil ich doch heimlich verschwunden bin und …«

»Und was?«

»Hören Sie, Herb, Sie müssen mir nicht glauben. Lassen wir es, ja?«

Daß sie jetzt plötzlich aufgab, irritierte mich. Das war nicht der Punkt, an dem ein Simulant aufgeben würde. War doch etwas an ihrer Geschichte? Immer wieder flammten Gerüchte über Geheimkliniken auf, in denen mit menschlichem Genmaterial manipuliert würde, über Experimente mit den ›freien Embryonen‹, die bei den legalen Retortenbabys abfielen und nicht, wie vorgeschrieben, vernichtet würden, abenteuerliche Gerüchte von Monsterzeugungen, von Versuchen, Supermenschen zu züchten. Oder das Gegenteil: Paramenschen, menschliche Roboter. Science Fiction-Stories. Wie so viele Reporter war auch ich einmal einem derartigen Gerücht nachgegangen und hatte wie alle anderen nichts gefunden. Was nichts besagen mußte. Die Techniken waren ausgereift, Genchirurgie, Oozytengewinnung, In-vitro-Befruchtung, Embryotransfer … in jedem Tierzuchtinstitut wurde das täglich praktiziert, an jeder medizinischen Fakultät gelehrt. Menschenzüchtung war längst kein technisches Problem mehr, nur noch ein moralisches und rechtliches. Wie hatte Dr. Lederer, einer der namhaftesten Genchirurgen Europas, in meinem Interview gesagt?

»Wir tun es natürlich nicht, aber es bleibt eine ungeheure Versuchung. Gott spielen. Den Menschen verbessern. Der Mensch ist wahrlich unvollkommen konstruiert. Was ist das eigentlich: der Mensch? Es gibt keine exakte Definition. Kann es auch nicht geben. Die Spannweite reicht doch vom olympischen Athleten bis zum Spastiker, vom Steinzeitmenschen im Dschungel bis zu Genies wie Einstein. Wir haben uns so entschieden, aber werden spätere Generationen auch darauf verzichten, den Menschen neu zu entwerfen?«

Vielleicht war längst jemand der ›ungeheuren Versuchung‹

erlegen? War es nicht immer so gewesen, daß das technisch Machbare eines Tages auch getan wurde?

»Ich möchte Ihnen ja glauben, Maud«, lenkte ich ein, »aber da bleiben ungereimte Dinge, Fragen – Sie müssen Ihren Vertrag mit einem Partner abgeschlossen haben, mit wem? Wie können diese Leute sicher sein, daß keine der Frauen ausbricht und den Skandal publik macht? Oder nachdem sie, wann auch immer, aus dem Institut entlassen werden? Wie erklären Sie sich das? Man hat Ihnen sicher die Kontonummer in der Schweiz genannt, verraten Sie mir die Bank und Nummer, das wäre der Anfang einer Spur, vielleicht ein Beweis. Warum schweigen Sie?«

»Stimmt, ich habe mir alles nur ausgedacht«, sagte sie müde. »Ich denke mir oft Geschichten aus. Um die Wahrheit zu sagen, Herb, ich habe die dreißig Jahre in einer Heilanstalt verbracht.« Sie verzog ihr Gesicht zu einem dümmlichen Grinsen und begann vor sich hin zu trällern. »Lalala, dadada …«

Man kann nicht so lange in meinem Beruf erfolgreich sein, ohne eine Menge von Körpersprache und Physiognomie und Psychologie zu verstehen. Ihre Hände und Füße verrieten sie. Maud hatte die Zehen eingekrallt, die Hände gefaltet, die Knöchel traten weiß hervor, so preßte sie ihre Finger.

»Spielen Sie mir nichts vor«, herrschte ich sie an. »Sie sind ebensowenig verrückt wie ich, Maud. Ich glaube Ihnen, man hat Sie unmenschlich mißbraucht. Ihre Geschichte ist ungeheuer, sie muß an die Öffentlichkeit. Wollen Sie immer noch behaupten, das wäre keine Story für FOKUS?«

»Wollen Sie etwa behaupten, FOKUS würde das bringen?« fragte sie zurück. »Das ist selbst für Sie zu groß, Herb. Sie haben vorhin gesagt, ich würde ständig in Angst schweben. Ja. Aber Sie müßten mit Todesängsten leben, sobald Sie mit den Recherchen beginnen. Denken Sie an Richards.«

Richards war einer meiner Mitarbeiter gewesen, sein Fall hatte Schlagzeilen gemacht. Er glaubte, bei seinen Recherchen über Genchirurgie auf geheime Forschungen für biologische Waffen gestoßen zu sein. Innerhalb von zwei Tagen war er buchstäblich zerfallen. Zellauflösung. Ein Zufall, eine erstmals aufgetretene Virusmutation? Es wurde nie geklärt, obwohl wir sogar das kriminaltechnische Institut der Sorbonne einschalteten. Alle Welt vermutete, daß er versucht hatte, einen Beweis an sich zu bringen und dabei verunglückt war. Oder ermordet. Wir bekamen nicht einmal heraus, wo Richards sich am Tag vor seiner Erkrankung aufgehalten hatte.

Vielleicht hatte Maud recht, und die Story war ein paar Nummern zu groß. Wenn es dieses Sanatorium und das Institut gab, dann mußte

es ein ausgedehnter, hermetisch abgeschlossener Komplex sein, wie ihn nur eine Armee oder ein Geheimdienst unterhalten konnte. Oder einer der Multikonzerne, und die würden ebenso skrupellos jeden, der in ihre Karten gucken wollte, abservieren. Wenn möglich, mit Ablenkung oder Bestechung, aber in diesem Fall würden sie auch vor Mord nicht zurückschrecken. Trotzdem, ich mußte wenigstens wissen, woran ich war.

»Verraten Sie mir die Kontonummer«, forderte ich noch einmal. Ich kannte jemand bei einer Schweizer Bank, der unauffällig prüfen konnte, ob es das Konto gab. Nach dreißig Jahren mußte eine beachtliche Summe darauf liegen.

Maud blickte mich kopfschüttelnd an. »Ich fürchte, Sie wären tatsächlich imstande, sich an die Story zu machen. Nein, Herb. Lassen Sie es so, wie es ist. Bitte. Ich lebe. Nicht gut, aber auch nicht schlecht, ich bin zufrieden. Ich kann den Leuten ein wenig Freude bringen. Sie haben selbst erlebt, wie sie gelacht haben, den Alltag für ein paar Minuten vergessen – ich flehe Sie an.«

»Okay«, sagte ich, »ich kann Sie nicht zwingen. Aber ich bin jetzt überzeugt, daß Ihre Geschichte wahr ist. Und ich verstehe, daß Sie nach all den Schwangerschaften eine tiefe Sehnsucht nach einem Kind haben, daß Sie diese Kasperlepuppe unbedingt stehlen mußten …«

»Gar nichts verstehen Sie!« Sie sprang auf. »Kommen Sie mit.«

Sie lief mir voraus in den Wohnwagen. Da lag das Kasperle. In einem Babykorb. Im ersten Augenblick erkannte ich es nicht wieder, es lag auf der Seite, bis zum Kinn zugedeckt. Ohne die bunte Mütze, mit schwarzen Locken auf dem Kopf, und ohne die kugelrunden Apfelbäckchen, auch seine Nase war nicht mehr purpurrot. Und es atmete! Drehte sich auf den Rücken.

»Verstehst du jetzt?« flüsterte Maud. »Ich muß ihn doch beschützen, er ist so klein, so hilflos.«

»Dein Sohn?«

Sie nickte, versuchte zu lächeln. Erbarmungswürdig hilflos, verzweifelt, Tränen liefen über ihre Wangen, ich mußte sie in den Arm nehmen und ihren Kopf, ihren Rücken streicheln. Sie drückte sich an mich, ihre Hände umklammerten meine Schultern. Sie weinte sich aus, während ich in den Babykorb starrte, auf das friedlich schlafende Kasperle. Ein Baby mit dem Gesicht eines Sechsjährigen und der Nase eines Erwachsenen. Ein Monster? Vielleicht sogar ohne Beine? Ein von skrupellosen Wissenschaftlern künstlich gezeugter Däumling? Kasperle gähnte im Schlaf, schmatzte unruhig.

»Komm, wir wollen ihn nicht wecken.« Ich zog sie zur Tür. Wir setzten uns in den Schatten des Waldrandes.

»Ich schwöre es«, sagte ich, »ich werde nichts tun, was euch schaden kann, aber jetzt muß ich unbedingt auch noch den Rest der

Geschichte erfahren.«

Sie sah mich an. »Darf ich dich einmal küssen?«

Es blieb nicht bei dem ersten scheuen Jungmädchenkuß. Vor zwei Minuten noch hatte ich in Maud nichts anderes gesehen als eine Frau mit einem Geheimnis, das ich unbedingt ergründen mußte, jetzt schien nichts selbstverständlicher, als daß wir uns liebten. Dann lagen wir still nebeneinander, Maud atmete schwer.

»Ich hatte es längst vergessen«, flüsterte sie. »Nicht einmal mehr geträumt habe ich davon. Und nun bin ich eine alte Frau.«

Ich protestierte. Als ich mich aufsetzte, zog sie den Sari über ihren Bauch. Die Brüste bedeckte sie nicht. Wunderschöne volle Brüste. Dazu eine makellose Haut – welch Gegensatz zu ihrem Gesicht. Ich sagte ihr, daß ich schon lange nicht mehr so schöne Brüste, eine so glatte Haut gestreichelt hätte, und sie lächelte glücklich.

»Vielleicht haben das die vielen Schwangerschaften bewirkt«, meinte sie. »Und dabei habe ich nur einmal mit einem Mann geschlafen. Drei Wochen lang, damals …« Sie weinte wieder.

An diesem Abend, in dieser Nacht, vertraute sie sich mir rückhaltlos an. Nicht weil wir miteinander geschlafen hatten: Weil ich seit Jahren der erste war, mit dem sie sich unterhielt, offen sprechen konnte, der zweite Mensch überhaupt. Ich ließ Traunstein und Weißenbacher sausen; was war radioaktiver Schnee auf der Zugspitze gegen diese unglaubliche, ungeheure Geschichte. Ich ließ Maud sprechen. Und schweigen. Drängte nicht. Stellte nur Fragen, wenn sie den Faden verlor. Ich wußte, jetzt würde ich alles von ihr erfahren. Aber viele Fragen konnte sie nicht beantworten.

Was aus den Kindern wurde, zum Beispiel. Wurden sie bald nach der Geburt umgebracht, fristeten sie noch eine Weile ihr Leben im Institutsbereich? Maud hatte all die Jahre kein Kind zu Gesicht bekommen – sobald die Preßwehen einsetzten, wurden die Geburten unter Narkose fortgesetzt –, hatte sich damals auch nie Gedanken darüber gemacht!

Sie hatte keine Ahnung, was aus den Frauen geworden war, die während ihrer Zeit aus dem ›Sanatorium‹ ausschieden, sie wußte so wenig von ihnen, daß es unmöglich gewesen wäre, auch nur eine wiederzufinden. Lebten sie überhaupt noch? Wenn, dann sicher ohne sich zu erinnern, daß man sie als Gebärmaschinen mißbraucht hatte.

Anfangs vermutete ich, daß man die Frauen unter irgendwelche Pharmadrogen gesetzt hatte, doch Maud sagte, sie hätten nicht einmal Bier oder Wein trinken oder rauchen dürfen, Medikamente habe es nur im äußersten Notfall gegeben, gesund leben sei das oberste Gebot gewesen. Das leuchtete mir ein. Drogen hätten möglicherweise die Forschungsergebnisse beeinträchtigt. Die Plazenta ist durchlässig, das sieht man an den vielen süchtig geborenen Kindern von

Drogenabhängigen. Tamara, die Ärztin, die Maud half, hatte ihr erklärt, man habe sie unter einer Art Hypnose gehalten.

Ich habe eine Reihe von Experten befragt, natürlich ohne zu verraten, warum ich mich dafür interessierte; alle erklärten übereinstimmend, es sei möglich, geeignete Menschen auch über lange Zeit hypnotisch zu konditionieren, ihnen einerseits Tabus und Zwänge aufzuerlegen und sie andererseits sogar in die abwegigsten Glücksgefühle zu versetzen, ihnen einen erfundenen Lebenslauf zu suggerieren. Hypnose würde erklären, warum Maud sich nur glücklich fühlte, wenn sie schwanger war, warum ihr naheliegende Gedanken gar nicht erst in den Sinn kamen, warum sie Angst hatte, das Gelände zu verlassen … Und warum diese Leute nicht befürchteten, daß die Frauen den Skandal publik machen könnten, sie sogar entlassen durften, beispielsweise mit der Vita, sie hätten die ganze Zeit in einer Heilanstalt verbracht.

Die Kanzlei, mit der Maud den Vertrag abschloß, hat existiert, aber als ich mich für sie interessierte, war sie schon seit einiger Zeit aufgelöst. Ohne eine Spur zu hinterlassen. Nicht einmal mehr die Putzfrau konnte ich auftreiben. Auch das Konto in der Schweiz hat es gegeben. Einen Tag nach Mauds Verschwinden wurde es eingerichtet, ein disponibles Konto jener Kanzlei. Ich bin sicher, es sollte nur als Falle dienen. Drei Monate später wurde es wieder aufgelöst. Ich denke, daß man sich entschlossen hatte, nicht länger nach Maud zu suchen. Was hätte sie auch verraten können? Wer hätte ihr geglaubt? Ohne Beweise – von Kasper wußte ja niemand.

War ein Fehler unterlaufen, hatte man Maud schon zu lange konditioniert? Während ihrer letzten Schwangerschaft ließ der hypnotische Druck nach, im achten Monat, sie begann, sich für das wachsende Kind zu interessieren, schmiedete Pläne für die Zeit nach der Geburt, stellte der Ärztin Fragen, die sie nicht einmal denken durfte …

Ich kann nur vermuten, warum Tamara – bleiben wir bei diesem Namen – sich so verhielt. Warum sie keine Meldung über das ›abweichende Verhalten‹ ihrer Patientin machte. Tamara wußte zu diesem Zeitpunkt schon, daß sie unheilbar an Krebs erkrankt war. Ich vermute, daß der ständige Gedanke an den unbarmherzig näher rückenden Tod sie dazu brachte, über das nachzudenken, was sie dort tat, jahrelang getan hatte; vielleicht wurde sie schon lange von Gewissensbissen gequält und sah nun, da sie ohnehin aus dem Institut ausschied, eine Chance, wenigstens einmal etwas gutzumachen. Soviel ist sicher: Sie löste Maud völlig aus der Konditionierung, isolierte sie unter einem Vorwand, half ihr, mit der neuen Situation fertig zu werden, tauschte dann das Neugeborene gegen einen anderen Fötus aus, fälschte die Unterlagen, täuschte eine Nullschwangerschaft vor

und schmuggelte die beiden aus dem Institutsgelände. Offensichtlich hat niemand Tamara verdächtigt, etwas mit Mauds Verschwinden zu tun zu haben, niemand suchte sie auf; nach ein paar Wochen befreite Tamara die beiden aus ihrem Versteck auf dem Dachboden. Fast drei Jahre haben Maud und Kasper bei ihr gelebt, bis kurz vor Tamaras Freitod.

Tamara war es auch, die die Idee mit dem Kasperletheater hatte. Die beiden mußten ja ohne Hilfe leben können, und Kasper, das war längst klar, würde nie wachsen, ihm fehlten zwei Wachstumsfaktoren der Gruppe IGF, Hormone, die noch nicht synthetisch gewonnen werden konnten.

»Wir haben immer wieder überlegt«, sagte Maud, »die Idee mit dem Kasperle schien uns die einzig mögliche. Und es hat ja auch geklappt. Schon über ein Jahr. Ich bin sicher, niemand sucht mich mehr.«

»Aber jeden Tag kann jemand über das Kasperle stolpern. So wie ich. Zuerst dachte ich nur, du wärst eine besonders begabte Bauchrednerin.«

»Die Nummer ist gut, nicht wahr?«

»Perfekt. Eure witzigen Dialoge, Kasperles schlagfertige Antworten.«

»Alles einstudiert. Er ist nicht sehr intelligent, weißt du. Er kann zwar sprechen, aber er hat Schwierigkeiten, selbständig zu formulieren. Auswendiglernen ist kein Problem für ihn, er kann alle meine Lieblingsgedichte.«

»Aber dann«, sagte ich, »als er jonglierte …«

»Ja, ich hätte es ihm nicht erlauben dürfen. Aber er hat so sehr gebettelt, er ist so stolz darauf, ich konnte einfach nicht mehr widerstehen.« Sie seufzte. »Ich werde ihm beibringen müssen, daß er es nicht mehr darf, dann kann nichts passieren. Ich habe eine Lizenz – Tamara hat sie mir beschafft. Auch unverdächtige Papiere, den Wohnwagen – sie hat uns hierhergebracht.«

»Weil Kasper nur deutsch spricht?«

»Das auch. Vor allem aber ist es weit weg von dort.«

Maud konnte nicht verraten, wo das Institut lag. Sie konnte mir kaum einen Hinweis geben, obwohl ich sie nach allen Regeln meiner Kunst ausfragte. Dem Klima nach irgendwo in der Nähe des Mittelmeeres. Seit nahezu alle Programme via Satellit übertragen werden, ist Fernsehen kein Kriterium mehr, Zeitschriften und Bücher konnte sie nach Belieben bestellen, ihre Fernstudien hatte sie sowohl an französischen wie deutschen Hochschulen betrieben, die Ärzte sprachen deutsch oder französisch mit ihr, ebenso das Personal, aber Maud glaubte, daß sich die Kellner und Hilfskräfte, soweit sie nicht aus Asien stammten, untereinander auf spanisch oder portugiesisch

verständigten. Oder sizilianisch?

Wir sprachen bis tief in die Nacht, nur einmal wurden wir unterbrochen, aus dem Wohnwagen rief es: »Mama, Mama!«

Maud holte den Kasper, sie trug ihn die vier Stufen hinunter, dann setzte sie ihn auf die Wiese. Er hatte Beine, wenn sie auch babyhaft kurz waren, er tollte auf eine drollige Weise durch das hohe Gras, spielte mit einem mechanischen Hund, einer Puppe, mit Bällen und Reifen, stellte sich an einen Strauch und pinkelte ungeniert, pflückte Maud einen Blumenstrauß, legte ihn aber ein Stück vor uns ins Gras.

»Er ist scheu«, erklärte Maud. »Kasper ist es ja nicht gewohnt, andere als mich in der Nähe zu haben.« Sie rief ihn. »Guck mal, Kasper, was Onkel Herb dir mitgebracht hat.«

Kasper stürzte sich auf das Essen.

»Er ist ein großes Leckermaul«, sagte Maud, und ich bereute, daß ich keine Schokolade gekauft hatte, kein Obst. Kasper wurde schnell müde; es war noch keine halbe Stunde vergangen, da verlangte er, wieder ins Bett gebracht zu werden.

»Ich weiß nicht einmal, ob er mein leiblicher Sohn ist«, sagte Maud, als sie wiederkam. »Wahrscheinlich war es das Ei einer anderen, mir ist das egal, ich habe ihn geboren. Und ich wollte ihn behalten. Wenigstens eines von vierzig oder fünfzig Kindern. Ein Däumling, ja, aber kein Monster, nicht wahr?« Sie blickte mich ängstlich an.

»Nein«, versicherte ich, »ein Junge zum Liebhaben.«

Das war nicht gelogen. Ich hatte tatsächlich diese winzige, unschuldige, bedauernswerte, mißbrauchte Kreatur in mein Herz geschlossen.

Vor drei Tagen ist Kasper gestorben, ich weiß nicht, woran. Gestern Maud. Still und friedlich. Es war, als erlösche ihr Leben, nun, da sie ihre Aufgabe erfüllt hatte. Ich habe beide in dem kleinen Park des Grundstücks begraben, das ich ihretwegen gekauft hatte, ein Grundstück, in das kein Fremder Einblick nehmen konnte, knapp eine Autostunde von den Studios entfernt. Das ist der wahre Grund, warum ich keine Beiträge mehr für FOKUS machte, mich mit der Rolle des Redaktionsleiters und Moderators zufriedengab. Ich mußte doch immer da sein für Maud, die letzte und, wie ich glaube, größte Liebe meines Lebens.

Jetzt bin ich frei, dieser vielleicht letzten, aber sicher größten Story meines Lebens nachzugehen.

Maud, so hatte ich gesagt, konnte mir keinen Hinweis darauf geben, wo die Monsterfabrik lag. Aber da waren die Bäume und Blumen, Vögel und Insekten, der Wechsel der Jahreszeiten, die

Geschwindigkeit, mit der die Dämmerung hereinbrach … Dutzende von winzigen Spuren für einen geduldigen Reporter. Ich zeichnete die Gebiete, die in Frage kamen, auf einer Karte ein, und als sich eines Tages ein junger Mann bei mir bewarb, der um jeden Preis für FOKUS arbeiten wollte, schickte ich ihn los. Ich setzte ihn keiner Gefahr aus, ich wollte nur Landschaftsaufnahmen; eines Tages war es dann soweit: Maud erkannte eindeutig die Landschaft, die sie Tag für Tag aus den Fenstern ihres Appartements erblickt hatte, jene vier nicht allzu hohen Berge, die ihr immer wie zwei große M erschienen waren.

Morgen früh mache ich mich auf den Weg. Deshalb habe ich heute diese Geschichte auf Video gesprochen. Ich werde das Band, meine Recherchen und die Aufnahmen vom Kasperle bei einem unverdächtigen Menschen hinterlegen.

Wenn Sie also dieses Video, und nicht einen der sensationellsten FOKUS-Beiträge aller Zeiten zu Gesicht bekommen, dann wissen Sie, Herb Kienzle ist tot. Ich vermute, ›verunglückt‹.

Ich hoffe, ich kann wenigstens den Grundstein dafür legen, daß es dieses und ähnliche ›Institute‹ nicht mehr länger gibt.

Copyright © 1989 by Verlag Das Neue Berlin, Berlin
(erschienen in der Collection ›Die Phrrks‹ von Gert Prokop)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags Das Neue Berlin, Berlin
Illustriert von Jens Prockat

Rene Sussan
Die Agentur

»Je mehr es sich verändert,
desto mehr ist es das gleiche …«
ANONYM

Das, was man die Agentur nannte, war ursprünglich ein einfacher Häuserblock, der am Rande eines Wohnviertels auf Kosten des Verteidigungs- und Vermögensministeriums errichtet worden war. In der Folgezeit lernte diese Einrichtung gute und schlechte Zeiten kennen, wobei sie sich jedoch stets vergrößerte. Um den vielseitigen Versuchungen der verschiedenen Ministerien, in deren Zuständigkeit sie fiel, gerecht werden zu können, wuchs sie immer weiter, verschlang nach um nach die angrenzenden Straßen und wurde so zu einem Viertel im Viertel, zu einer Stadt in der Stadt, und wird bald – so die Prophezeiung – ein Staat im Staate sein. Ein beschönigender Ausdruck: die Bezeichnung ›ein Staat‹ war in der Tat unangemessen: es handelte sich um mehrere Staaten. So wie sich einzellige Organismen durch Teilung fortpflanzen, vermehrten sich die Abteilungen rasch, wobei sie eifersüchtig über ihre Autonomie, ihre Vorrechte und ihre Unabhängigkeit wachten, so daß sie sich voneinander vollkommen abschotteten.

Als Janus – ein Name aus den Zeiten des Krieges – vor vielen Jahren eingestellt wurde, gehörte er zu der Abteilung des amtlichen Nachrichten- und Dokumentationsdienstes, der dem Verteidigungsministerium unterstellt war. Es war eine sehr bewegte Zeit. Eines der außerhalb des Mutterlandes gelegenen Gebiete forderte seine Unabhängigkeit, und der damalige Staatschef hatte seinem Volk versprochen, niemals die Flagge zu streichen. In der Folgezeit veranlaßten ihn die planetarischen Umstände, auf die er gesetzt hatte, zu der entgegengesetzten Politik. Die Folge war ein großes Durcheinander in den Meinungen und Äußerungen. Viele Leute wurden entzweit, die Verantwortlichen rausgeschmissen. Da die Zusammenarbeit mit den nun unabhängigen Gebieten zwar besser, jedoch noch unbeständig war, wurden verschiedene neue Einrichtungen geschaffen, die dem Geheimdienst zuarbeiteten. Da sie alle dieselbe Klientel hatten, wurde der Ehrgeiz untereinander entfacht. Keiner konnte einem anderen mehr trauen, und man flüsterte sich zu, daß Toccart einem amerikanischen Autor verraten hätte, daß

Fricot für eine ausländische Macht arbeitete, worauf dieser Schreiberling einen Bestseller mit dem Titel *Rubis* schrieb, zu dem ein Regisseur, der auf Thriller spezialisiert war, einen Film mit dem Titel *La Tenaille* drehte …

Janus wurde hin- und hergerissen, doch er konnte sich über Wasser halten. Da er aber zu oft eingesetzt worden war, waren die verschiedenen Deckmäntelchen, unter denen er gearbeitet hatte, so transparent geworden, daß ihn seine Abteilung einer anderen Abteilung der Agentur zur Verfügung stellte, die ihn in einem völlig anderen Bereich einsetzte – selbstverständlich gegen eine entsprechende Gegenleistung. Das war im Grund das beste, was ihm passieren konnte. Viele seiner Kollegen, die am Scheideweg eine schlechte Wahl getroffen hatten, befanden sich inzwischen im Gefängnis oder unter der Erde. Andere, die ihr Mäntelchen in den Wind gehängt hatten, waren Fanatikern in die Hände gefallen, die ihnen ihren Opportunismus nicht verziehen, und diejenigen, denen ihr Ehrgefühl einfach keine Ruhe ließ und die sich in Würde aus der Affäre zu ziehen gedachten, wurden Opfer seltsamer Unfälle und nahmen auf diese Weise die – sehr verfänglichen – Geheimnisse mit ins Jenseits, über die sie vielleicht verfügten …

Die Jahre vergingen und Janus war von seiner ersten Dienststelle, die drei Stockwerke höher und fünfhundert Meter weiter links und damit Lichtjahre entfernt lag, vollkommen vergessen worden. Er selbst hatte schließlich den Beginn seiner beruflichen Laufbahn aus den Augen verloren. Die Arbeit in dieser Abteilung war viel lockerer, die Gefahren harmlos. Da er studiert hatte, betraute man ihn mit eher kulturellen Tätigkeiten, wie dem Zerstören einiger Institute mit Plastiksprengstoff oder dem Beseitigen gewisser unbequemer Intellektueller.

Eines Tages kam es erneut zu einem Ausbruch von Konflikten. In Gebieten, die seit Jahrhunderten integriert waren, trat plötzlich eine andere Kultur zutage, wurde eine in Vergessenheit geratene Sprache wiederentdeckt. Sie forderten daher zunächst die sprachliche, später die politische Unabhängigkeit, wohl wissend, daß das Mutterland den Gebieten, die sich selbständig machen wollen, eher finanzielle Unterstützung gewährte als jenen, die still die Treue hielten. Fanatismus lebte wieder auf, Doktrinen prallten aufeinander, das erste Blut floß bereits. Manipulationen, unsaubere Machenschaften und Gemauschel machten sich breit. Krumme Pläne blühten auf ein, zwei oder mehreren Stockwerken auf, und wie üblich stritten die verschiedenen Abteilungen des Dokumentationsviertels heftig miteinander, wenn nicht über das Ziel, das entsprechend der alten Tradition auf das nationale Interesse gerichtet war, so doch wenigstens darüber, wie man zu diesem Ziel gelangen könnte.

In diesem Zusammenhang erhielt Janus einen Auftrag. Man verheimlichte ihm nicht, daß er von äußerster Bedeutung sei, und daß sein Erfolg auf lange Zeit das Schicksal seiner Heimat bestimmen würde. Mit anderen Worten, ein Versagen würde ihm niemals verziehen werden. Er wußte, was das hieß, aber durch seine lange Berufserfahrung hatte er gelernt, in bezug auf alles, was sich als unabänderlich darstellte, absolut gelassen zu reagieren. Sein Codename sollte ›Pfingsten‹ sein, eine leicht erkennbare Anspielung auf den polyglotten Heiligen Geist, der seinerzeit zu den Aposteln auf die Erde kam.

Unterdessen war man in einem anderen Verwaltungsbezirk des Viertels – fünfhundert Meter weiter links und drei Stockwerke höher, sozusagen Lichtjahre entfernt – in heller Aufregung: eine Maßnahme war durchzuführen, deren Dringlichkeit von nationaler Bedeutung war. Sie erforderte jedoch sowohl Geheimhaltung als auch Kompetenz. Die einzigen kompetenten Agenten, über die die besagte Abteilung jedoch verfügte, waren bereits so weit entlarvt, daß die erste Bedingung nicht mehr ausreichend garantiert war. Die Situation erschien ausweglos, als ein alter Archivar, der die verschiedenen Ideologien, Racheakte und Regierungen überlebt hatte, schüchtern eine Idee äußerte: In seinen Akten gäbe es einen gewissen Janus, den man vor Jahren an eine andere Abteilung verwiesen habe, und der schon lange genug in Vergessenheit geraten sei, um von den Leuten, mit denen er zu tun hätte, nicht erkannt zu werden, die im übrigen aus einem völlig entgegengesetzten politischen Lager kämen …

Eines Abends wurde Janus auf dem Weg nach Hause angesprochen, in ein Auto gezerrt und mit verbundenen Augen und einer Pistole im Rücken in eine entfernt gelegene Villa gebracht, wo der Leiter seiner alten Abteilung wohnte, den er nie kennengelernt hatte und der ihm die Befehle gab. Die Einwände, die er vorbrachte, wurden vom Tisch gewischt. Er gehörte schließlich zum Haus, verdammt noch mal! Er wurde von ihrem Budget bezahlt, auch wenn er seit Jahren für eine Abteilung arbeitete, an die er schließlich nur ausgeliehen worden sei. Im übrigen handele es sich nur um eine einmalige Aktion, die in allerkürzester Zeit durchzuführen wäre und nach deren Abschluß er zu seiner gewohnten Tätigkeit wieder zurückkehren könne. Beiläufig machte man ihm klar, daß, sollte er sich entziehen wollen oder versagen, dies für ihn sofortige und definitive Konsequenzen haben würde. Er nahm diese Warnung mit der Gelassenheit von jemandem hin, der durch seine große Erfahrung eine grenzenlose Gleichgültigkeit gegenüber allem, was unabänderlich schien, entwickelt hat … Aber das sagten wir ja bereits.

Janus wurde mit einem verschlossenen Umschlag weggeschickt, den er erst im letzten Moment öffnen sollte, so wie jene Befehlsleiter,

die zu einem Selbstmordkommando geschickt wurden, ohne daß ihnen das erwählte Ziel bekanntgegeben wurde. Auf dem Rückweg beschloß er, seiner jetzigen Dienststelle nichts von dieser unangenehmen Wendung zu erzählen. Wenn es sich wirklich um eine einmalige Aktion handeln sollte, würde er diskret seiner Verpflichtung nachkommen und anschließend seine Freiheit wiedererhalten. Auf diese Weise wäre allen gedient.

An einem bestimmten Nachmittag befahlen ihm seine Vorgesetzten, sich bereitzuhalten. Ihre Anweisungen waren sehr genau: Er sollte am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang ein Taxi nehmen und ans Ende der Avenue Pierre Boulle fahren. Dort würde er unter dem Codenamen ›Pfingsten‹ angesprochen werden.

Als er am nächsten Morgen gerade das Haus verlassen wollte, klingelte das Telefon. Es war seine alte Abteilung, die ihm befahl, unverzüglich ein Taxi zu nehmen und zum Boulevard Ionesco zu fahren. Dort angekommen, sollte er den Umschlag öffnen, den er erhalten hatte. Im Morgengrauen, unten auf der Straße, zögerte Janus noch. Die Straßen waren leer und spiegelglatt. Der Zufall wollte es, daß gerade ein Taxi vorbeikam. Janus winkte das Taxi herbei, und nannte die erste Adresse, die ihm in den Sinn kam, den Boulevard Ionesco. Dort würde er den Umschlag öffnen, lesen und dann anschließend einen Beschluß fassen, wie er weiter verfahren würde.

Der Weg dorthin war lang: Er mußte ans andere Ende der Stadt. Am Ziel angekommen, bat er den Taxifahrer, einen Augenblick zu warten.

»Sind wir hier am Ende des Boulevard Ionesco?«

»Aber ja«, antwortete der.

»Ist es von hier weit zur Avenue Pierre Boulle?«

Der Mann fing an zu lachen.

»Soll das ein Witz sein? Sehen Sie dort rechts die Abzweigung? Die Avenue Pierre Boulle beginnt dort. Die Kreuzung erstreckt sich beiderseits der Gemeindegrenzen.«

Etwas verwirrt öffnete Janus den Brief. Er war kurz. Seine ehemalige Abteilung befahl ihm, unter allen Umständen mit den Aktivitäten einer anderen Abteilung Schluß zu machen, die man noch nicht identifiziert habe, aber von der man mit Gewißheit wüßte, daß sie von Staatsfeinden durchsetzt sei. Einer der Agenten, der unter dem Namen ›Pfingsten‹ bekannt sei, sollte an diesem Ort zu dieser Stunde einen anderen Geheimboten treffen. Er sei sofort zu liquidieren. Entsprechend der üblichen Formel würde dann Janus mit seinem eigenen Leben für den Erfolg des Unternehmens geradestehen.

Janus bezahlte das Taxi und stieg aus. Im trüben Licht des Morgengrauens sah er dem Taxi nach, wie es sich entfernte. Mit gebeugtem Rücken, die Hände in den Taschen, stand er vor dem

Schaufenster eines Geschäftes an der Ecke der Kreuzung. Der Geschäftsinhaber hatte dort ein Spiegelspiel aufgebaut: Die Silhouette desjenigen, der in die Spiegel schaute, vervielfachte sich ins Unendliche.

Ernüchtert hauchte Janus gegen die Scheibe. In dieser spöttischen Perspektive sahen all die Spiegelungen seiner Person wie vollkommen Unbekannte aus.

Originaltitel: ›L'Agence‹
aus der Collection ›Les Insolites‹
Copyright © 1984 by Mitions Denoël
Copyright© 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Aus dem Französischen übersetzt von Angelika Schlenk

Ian McDonald
Gardenien

Tod liegt heute abend über dem Barry-O[7], trotzdem kommen sie immer noch herunter aus dem Neon- und Laserlicht von Hy Brazyl, die fünf. Sie haben sich Namen gegeben wie jene, die noch herunterkommen werden: Namen wie Zed und Obi und Cassaday und Würger und Yoni. Kinder aus gutem Hause, schöne Menschen: ihre Väter sind Männer der Company, verbunden durch Blutsverwandtschaft und Vertrag; ihre Mütter sind Frauen der Company, hineingeboren in das Leben in vornehmer Höhe zwischen den Kristalltürmen von Hy Brazyl. Also: Warum haben sie ihre Modellbehausungen und *Corporadas* eingetauscht gegen die Elendshütten aus Teerpappe und Plastikplanen des Barry-O, wo die Gesichter keinen Zusammenhalt und keinen Bestand haben und der Regen die Namen von den Straßen wäscht?

Weil sie auf der Suche sind: die Dunkle, die Helle, die Schweigende, der Finstere, der Lachende; sie suchen nach einem Ort, den sie noch nie gesehen haben, den sie jedoch so gut kennen wie die glitzernden Türme ihrer *Corporadas.* Besser, denn seit dem Augenblick, als sie davon in einem finstern Flüstern unter den Arkaden und in den Bodegas, wo die jungen Leute verkehren, gehört haben, glüht er wie ein Stern in ihrer Phantasie. Die Strahlen ihrer Taschenlampen bohren sich durch die Nadeln des Regens, der immer immer immer in Strömen fällt, in Strömen auf das Barry-O und auf lichtscheue Gestalten, die, eingehüllt in Plastikplanen, hinter aufgetürmte Müllsäcke treiben, um sich zu schützen. Hier unten liegt Krankheit in der Luft. Ein schneller blitzender Tod lauert auf den Schneiden der Barry-O-Klingen, die aus alten Bierdosen gehämmert wurden, zusammengefaltet und gehämmert und wieder zusammengefaltet und wieder gehämmert. Die Leute des Barry-O bleiben in ihren Elendshütten und starren durch die Fenster; sie überlassen die Nacht und den Regen den Müllverkäufern und Messerstechern und den schillernden Figuren der Company. Deren Taschenlampenstrahlen bohren sich als Vorhut in das Elend, während sie spritzend durch die knöcheltiefen, reißenden Regenbäche waten, die den Hügel hinunter ins Barry-O stürzen. Und dort, aus dem Schattenland aufragend, ist der Ort, nach dem ihre Phantasie glühend verlangt.

In den Tagen, als die Straßen noch Fahrzeuge kannten, war es ein mehrstöckiges Parkhaus; zweiundzwanzig Etagen vermietbaren

Raums. Jetzt, mit Streifen und Flecken vom sauren Regen, ist seine frühere Identität überwuchert von einem Dschungel aus Stromkabeln und Röhren und Leitungen und selbstgebastelten Parabolantennen aus Maschendraht. Das Netz der Kabel läßt krampfartig dicke blaue Funken auf das Straßenpflaster hinunterzucken.

Einen Moment lang zögern sie, diese Kinder des Lichts. Einen Moment lang spielen vielleicht einige mit dem Gedanken an Umkehr. Doch eins schritt voran durch die Kaskade des blauen Lichtbogens: das dunkle Mädchen, dasjenige, das sich Zed nennt, und die Energie, die es aus der Nacht und dem warmen Regen gewinnt, zieht die anderen hinterher; die Helle, die Schweigende, den Finsteren, den Lachenden. Die unteren Etagen sind bis zur Decke mit schwarzen Müllsäcken angefüllt. Ein Geflecht von Taschenlampenstrahlen enthüllt verstohlene Bewegungen von Schwarz auf Schwarz. Dinge, die die schwarzen Plastikschultern den sie streifenden Lichtstrahlen zuwenden.

»Ich weiß nichts über dieses …« Die Atemmaske verfälscht seine Stimme, seine Identität; nur die Augen des Jungen, der sich Yoni nennt, sind zu sehen, und sie lachen jetzt nicht.

Der endlose Regen hat kleine Kalkstalagtiten durch die Deckenverbindungen sickern lassen: die Scheinwerfer verwandeln die Wassertropfen an ihren Spitzen zu Perlen. Das dunkle Mädchen, dasjenige, das sich Zed nennt, streift sich die Atemmaske ab und schleudert sie weg. Sie rutscht klappernd über den von Tropfen fleckigen Beton. Sie atmet die Fäulnis und den Gestank und den Eiter ein.

»Dann kehr um. Mach nur! Kehr um!« Sie geht zu dem Jungen und streicht ihm mit dem Handrücken übers Haar. »Geh nur! Es ist schon in Ordnung. Das ist keine Schande. Es ist einfach nichts für dich. Wir machen dir deswegen keinen Vorwurf.« Seine Finger fahren über ihre streichende, streichelnde Hand. Wut, Demütigung flammen in den Augen über der Maske auf. Zed lächelt.

»Ich komme mit euch. Sieh mal …« Er nimmt sich die Atemmaske ab, wirft sie weg. Er füllt seine Lungen mit dem Abfallgestank des Barry-O.

»Ich freue mich.«

Und die Helle und die Schweigende und der Finstere werfen ihre Atemmasken weg und atmen den Gestank und die Verderbnis ein, und sie alle lächeln, alle Freunde alle Pilger alle Mitglieder der Company zusammen. Sie drängen weiter, und bei der Berührung des Scheins ihrer Taschenlampen fliehen und verschwinden die versammelten Schatten: Stockwerk um Stockwerk um Stockwerk voll schallender, tropfender Dunkelheit, erleuchtet von zuckenden blauen Blitzen; das Energienetz ist ruhelos. Erwartung. Zed bleibt stehen, mit erhobenen

Händen, psst, seid still! Ihre Augen, ihre Nasenflügel sind weit geöffnet, sie schnuppert etwas, eine Ahnung, eine Erinnerung an Gardenien.

»Aurelian?«

Der Name jagt um die baufälligen viereckigen Betonpfosten.

»Aurelian?«

Sie hält einen kleinen Plastikzylinder hoch in die Luft. Sie schüttelt ihn, und die darin schwebenden Dinge fangen den blauen Lichtbogen ein. »Ich habe dir etwas mitgebracht, Aurelian! Eine Wohltat für dein brandiges Fleisch, alter humpeliger, schrumpeliger Mann, damit hat die Verwesung ein Ende. Gutes Zeug, Aurelian, Company-Qualität, hörst du mich, Aurelian?«

Ein Seufzen in der Dunkelheit. Verstärkt durch die uralte Akustik des Parkhauses. Taschenlampenstrahlen wirbeln zu einem Lichtrand herum: nichts. Nur ein Seufzen.

»Du bist auch nichts anderes. Na ja. Kühner als die meisten, vermute ich, aber nicht weniger dumm. Oder weniger eitel. Also gut, gib mir das Zeug!«

Zeds Hand schließt sich schnappend wie Rattenkiefer um das blaue Plastikfläschchen mit dem synthetischen Todeshormon-Stopper. »Gib uns Reinheit!«

»Reinheit.« Brummel-Grummel von der Hellen, der Schweigenden, dem Finsteren, dem Lachenden. Wie ein Gebet.

»Reinheit. Reinheit Reinheit Reinheit.« Natürlich. Das Energienetz zittert und knistert, und Aurelian ist da, aus dem Nichts, aus dem Überall. Er ist groß und stattlich wie ein Sohn der *Corporadas.* Er trägt einen weißen Leinenanzug und einen Panamahut und geflochtene Schuhe. In seinem Knopfloch steckt eine schwarze Nelke, seine Hand ruht lässig auf dem vergoldeten Knauf eines Malakkaspazierstocks. Er hat schöne Hände. Zed hat noch niemals so schöne Hände geschehen wie die Hände von Aurelian. Der Duft nach Gardenien überdeckt selbst den Gestank des Barry-O.

»Reinheit. Übermütige Jugend!« Er lächelt. Man stelle sich einen Engel vor, der vor langer Zeit durch Gottes Finger gerutscht ist und sich seiner früheren Schönheit erinnert. Man stelle sich vor, wie er lächeln würde. »Dann kommt!«

Frage: Was verkauft Aurelian, das halb soviel wert ist wie das, was er kauft?

Dieses.

Einen siebeneckigen Metallrahmen. So groß wie ein Mann der Company. Reich bestückt mit Kabeln und Leitungen und laienhaft zusammengeschusterten Computermodulen. Die Ahnung einer Tür. Die Ahnung eines Spiegels. In gewissem Sinne beides. Die vollständige oberste Etage von Aurelians kleinem Königreich muß der

Unterbringung dieses Dings dienen. Während das Klick, Tapp, Klick, Tapp des Spazierstocks auf dem Beton den Pilgern den Weg weist, erzittern die Kabel vor Energie, und für den kürzest wahrnehmbaren Moment füllt sich das Siebeneck mit einer Fläche blauen Lichts. Lernet das Fürchten, Fremde! Legt ein wenig von eurer Oberstadt-Arroganz ab, von dieser Hy Brazyl-Großspurigkeit, die euch glauben läßt, ihr seiet die Erben der ganzen Erde.

Zed berührt den glatten Metallrahmen, streicht über die summenden Kabel, gafft in das zuckende blaue Licht, als ob sie ergründen wollte, ob es ein Jenseits davon gäbe und wie dieses Jenseits wohl gestaltet sein mochte.

»Nichts«, sagte Aurelian. »Das ist der Gag daran, nicht wahr? Nichts und alles. Sag mal, bin ich jetzt fromm? Ich müßte es eigentlich sein.«

Ungeduldig, seelenhungrig, zieht sich Zed bereits die Kleider aus. Feine *Corporada*-Seide und Leder liegen wie leere Häute auf dem rostgefärbten Beton. Aurelian fährt sich mit der kleinen Leguanzunge über die Lippen. Es ist nicht Zed, nach der er lechzt. Es ist das Fläschchen in ihrer Hand.

»Ich nehme an, da du über den Materieformer Bescheid weißt, bist du sicher auch vertraut mit DaCostas Gesetz der All-Position, auf dessen Grundlage er funktioniert und nach dem, in einer bestimmten mathematischen Ebene, die Wahrscheinlichkeit der Existenz eines Gegenstands an jedem beliebigen Punkt im Universum die gleiche …«

»Aurelian …« Zed streift sich die Ringe von den Fingern, die afrikanischen Reifen aus Messing und Bein von den Gelenken. Sie schüttelt ihr Haar, um es aus der Lederspange zu befreien. »Keine

Theorien, alter Mann. Keine Gesetze. Tu es einfach! Tu es jetzt!« Sie drückt ihren weichen Körper gegen den harten Metallrahmen. Blau in dem vergänglichen Ewigkeitslicht. Ein vollkommenes Kind der Company. Aurelian schüttelte den Kopf, in trockener, spöttischer Sorge. Er schnipst zweimal mit den Fingern, öffnet die schöne Hand. Das Gläschen mit den glitzernden Dingen fliegt im Bogen durch die Luft. Schwarzmarkt-Unsterblichkeit. Aurelians Hand schnappt es mit pfeilschnellem Klammergriff, und schon ist es sicher in der Brusttasche seiner Leinenweste verstaut. Seine Hände, seine schönen, *schönen* Hände fahren über die häßlichen, zusammengeschusterten Computermodule.

Und das Betonskelett des seit langem toten Parkhauses summt bei einem sich immer weiter steigernden Anschwellen der Energie. Das Summen wird zu einem migränehaften Dröhnen; einen Augenblick lang beben und knirschen die Böden, die Decken und die Säulen, als das Energienetz ihre schwingenden Frequenzen auffängt und wieder abgibt. Das Metallsiebeneck ist eine massive Fläche aus blauem Licht.

»Hesus«, flüstert jemand.

Das Mädchen, das sich Zed nennt, wirft das schwarze Haar zurück und schreitet in das Feld des Teleporters.

Sie kann nicht einmal schreien.

Sie stirbt, ausgelöscht, zerfetzt, zersetzt, verstreut bis in den hintersten Winkel dieses isotropischen Universums, über die Zeit verbreitet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Sie ist nichts. Sie ist alles, eins geworden mit dem Universum im Augenblick eines allgegenwärtigen Nirwanas, das andauert, ewig und ewig und ewig und ewig und ewig und ewig und ewig, und doch ist kein einziger Moment auf der Uhr der Unendlichkeit verronnen.

Es ist der Himmel.

Es ist die Hölle.

Und in demselben Augenblick, da sie zerfetzt, zersetzt und verstreut wird, wird sie aus der Unendlichkeit wieder zusammengefügt und neu geschaffen. Sie lebt wieder.

Sie tritt aus dem Teleporter. Sie leuchtet. Hände, Gesicht, Körper – alles leuchtet. Alle menschliche Schlacke wurde in dieser kurzen Vereinigung mit dem Universum verbrannt. Sie ist gereinigt. Sie ist erleuchtet. Sie ist heilig. Ihre Freunde haben Angst: was ist das? Nicht Zed. Ganz bestimmt nicht Zed. Das kann nicht ihre Zed sein. Doch sie steht mitten unter ihnen, fordert sie auf, ihren leuchtenden Körper zu berühren, und sie strecken die Hände aus, um sie zu berühren, sie gaffen sie durch das Leuchten an. Sie sehen. Dann streifen auch sie ihre edle edle Company-Kleidung ab und treten nackt in den Materietransmitter, um ausgelöscht zu werden, zerfetzt und zersetzt und verstreut durchs ganze Universum, um zu sterben, um wieder zu

leben, als gereinigte, geheiligte Gestalten im warmen Tropfen eines verlassenen Parkhauses drunten im Barry-O: die Helle, die Schweigende, der Finstere, der Lachende.

Der Lachende? Der Junge, der sich Yoni nennt, versteckt sich vor den heiteren, strahlenden Geschöpfen, die Sekunden zuvor noch seine Freunde gewesen waren. Er verbirgt sich in den Schatten, die sie werfen. Er lacht nicht. Er hat Angst gehabt. Er hat Angst gehabt, sich im Feld des Materietransmitters aufzulösen, und er schleicht weg von der Gesellschaft der Heiligen hinunter durch die schallenden, tropfenden Stockwerke, verfolgt vom Duft der Gardenien, hinaus in den warmen Regen und die strömenden Straßen, wieder zurück durch die Gassen und über Treppen, hinauf zu den schimmernden Türmen von Hy Brazyl, der lachende Junge, der nie mehr lachen wird.

Von fünfen sind vier geblieben …

Jetzt haben sie sich neue Namen gegeben. Neue Namen für neue Orte. Neue Namen, geformt wie die Glasflügel der *Corporadas* oder die schillernden Gewölbe der Arkaden und Galerien oder der wolkenwandlerischen Terrassen und Simse. Sie alle nennen sich die Herren der Neuen Kirche.

Das Flüstern vertraulicher Gespräche füllt die Nischen der Neon- und Chrom-Cafes. Spritzer roter Farbe, hingesprüht über eine Wand im Korridor unten in der Wohnebene. Der Schlüssel für ein bestimmtes Datennetz mit Bleistift hingekritzelt auf eine öffentliche Fernkommunikationszelle. Papierschnipsel rutschen in tiefe Ausschnitte bis hinunter in Strumpfbänder, an Hosenknöpfen vorbei, hinter Gürteln hindurch, zu afrikanischen Ohrreifen, in Brustbeutel. *Die Herren der Neuen Kirche.* Meistens ziehen sie so schnell dahin wie Septemberwolken und scheiden sich an der Frage des Wölbungsgrads der Rundbogen. Diejenigen, die sagen *que?* Was für ein Schrott (in doppeldeutiger Anlehnung an die alten Automobile in Aurelians zweiundzwanzigstöckigem Reich). Und sie sagen *qui, neh!* Keine Zeit für diesen Schrott muß arbeiten muß spielen muß leben muß lieben, muß das Leben in luftiger Höhe leben, man geht diesen Weg nur einmal, *Compadre,* laß uns feiern! Nimm dir einen Drink einen Joint einen Schuß einen Kaustengel einen Tanz. Wir sind die Leute der Company.

Doch für ein paar wenige ist das Flüstern unvergeßlich. Die roten Slogans tröpfeln in die Phantasie ein und sagen *Geh den Weg, der nicht der Weg ist. Den Weg, den nur wenige vor dir gegangen sind, heraus aus deinen* Corporadas, *aus dem Licht in die Schatten unter den Wolken, wo das hellere Licht wartet.* Und sie betrachten ihre Traum-Schau-Türme, und sie sagen – Hesus, ist das alles? Arbeiten für etwas zum Spielen zum Beißen zum Bumsen zum Feilschen zum Fälschen zum Leben zum

Sterben, für die (von der Wiege bis ins Grab) ruhmreiche die großzügige die wundervolle Company? Und sie sagen – ich gehe den Weg, der nicht der Weg ist, ich werde diesen Schlüssel benutzen, ich werde diese Adresse besuchen, ich werde über den schmalen und gewundenen Pfad gehen zwischen den Todestropfen und den GIGO-Datenblöcken und den blinden Korridoren, die in der Luft enden, die in eine Dunkelheit führen, die besser als jedes Licht ist.

Und dann finden sie dort draußen die Herren der Neuen Kirche. Hingelümmelt auf weichen Sitzkissen. Im Lotussitz beim Kaffee auf Glasgalerien, die Wolken gute zwei Kilometer unter sich. Schattenkämpfer im ewigen Schatten der Industriezentren. Und dieses ist die Lehre, die sie predigen:

Alles ist nichts.

Nichts ist alles.

Wenn du alles Gut der Oberstadt von Hy Brazyl besitzt, bist du immer noch ärmer als der ärmste *Noncontractado* drunten im Barry-O. Werde zum Nichts, dann wirst du alles empfangen. Nirwana. Nihilismus. Die seligmachende Auflösung. Nichts gewesen zu sein und dann wieder etwas zu werden. Die Reinigung, die eintritt, wenn die Schlacke des bloßen Menschseins weggebrannt wird durch jenen Augenblick des Nichts-und-Alles. Und die innere Kraft (man nenne es Mut, Glaube oder Einfalt) zu diesem einen Schritt, der einen durch den Teleporter bringt, in den Tod und wieder heraus. Es ist eine finstere und verzweifelte Lehre, die sie predigen, aber diese Herren der Neuen Kirche strahlen etwas aus, das die, die sie suchen, anzieht, eine Kraft, ein Magnetismus, ein Licht. Sie würden es Heiligkeit nennen, wenn sie wüßten, was dieses Wort bedeutet. Sie wissen nur, daß es eine Reinheit des Lebens ist, die in ihrem eigenen Leben fehlt.

»Werde nichts, dann wirst du alles werden«, sagt diejenige, die sich Zed nennt. Sie blickt in die Augen ihrer Schüler, die sich lässig auf den weichen Sitzkissen der Gesprächsmulde ausgestreckt haben. In einigen sieht sie Zweifel. In einigen sieht sie Angst. In einigen sieht sie eine Leere, die einst auch in ihr gewesen war. In einigen sieht sie Hunger. In einigen die Flamme des Verlangens. »Heiligt euch selbst! Sterbt und lebt aufs neue!«

Gott schütze uns vor jenen, die jede unserer Äußerungen als Lehre auffassen.

Sie kam vor dem Morgengrauen, die Schweigende, Cassaday, diejenige der vier, die sich nach ihrer Neuerschaffung am wenigsten behaglich fühlte, und sie ruft und ruft und ruft von der Tür her.

»Zed …«

»Ruhe. Bitte.«

Fünf Uhr zwanzig, und das Morgengrauen quillt über den Rand der Wolkenschicht. Ein Lichtkeil schiebt sich langsam an den

gebogenen Fassaden der *Corporadas* hoch: rotes Licht, Morgendämmerlicht ergießt sich durch das Fenster, überspült das Mädchen, das an der Scheibe steht, fließt über den Lebensfellboden und die verstreuten Sitzkissen in die Gesprächsmulde. Er erwischt Cassaday, die Schweigende, in ihrer Ecke neben der Tür.

»Zed …« Etwas hat sie aus ihrem Schweigen herausgetrieben, etwas Schreckliches und Beängstigendes.

Eine Hand erhebt sich, der Befehl zu schweigen. Zeds Stirn ist gefurcht, intensive Konzentration, die Vortäuschung von Besinnung. Ausgestreckte Hände. Das Licht erfüllt die Welt wie der verrücktgewordene Dotter eines Eies, das in einen Becher aus Glimmerglas aufgeschlagen wurde. Der untere Saum der Sonne berührt den Wolkensockel.

Fünf Uhr einundzwanzig.

Dank der Company genießt Hy Brazyl so ziemlich die spektakulärsten Sonnenauf- und -untergänge auf dieser Seite des Jupiters. Atmosphärische Verunreinigung offenbar.

»Ich denke immer, es ist falsch, den Sonnenaufgang für sich selbst zu behalten. Man sollte ihn mit einem Seelenbruder oder einer Seelenschwester teilen, meint ihr nicht? Kaffee?«

»Zed?«

Doch sie hastete zur Kanne und den Tassen und dem Ritual.

»Cass, du bist eine meiner ältesten und liebsten Freundinnen. Ich habe das Gefühl, ich kann dir alles erzählen, was für mich wichtig ist. Ich habe das Gefühl, ich kann dir auch das erzählen. Ich habe Angst. Angst, daß ich es verliere. Verstehst du, was ich sage? Hier, in mir. Es ist einfach nicht mehr dasselbe. Ich habe das Gefühl, Schmutz ist in meinen Adern. Ich habe das Gefühl, Scheiße ist in meinem Mund. Ich habe das Gefühl, das Feuer in mir ist nur noch … Glut.«

Zed hat ihren Wasserkessel mit kleinen Metallglocken ausgestattet. Wenn das Wasser kocht, dann singen und klingen und zirpen die Glöckchen.

»Sie sind es. Die anderen. Es gibt zu viele von ihnen. Sie brauchen zuviel. Sie ersäufen mich, einfach weil sie um mich herum sind, sie ersäufen mich. Sie beschmutzen mich, verstehst du das?«

»Zed, Jorge Garcia-Lorca ist tot.«

»Man kann sagen, weil ich so rein bin, befleckt mich die flüchtigste Berührung mit jemandem, der nicht so rein ist. Schmutz hebt sich vor Weiß deutlicher ab als vor Schwarz. Ich habe das Gefühl, von Fingerabdrücken bedeckt zu sein. Und jedesmal kommen sie zu mir mit ihren törichten Anliegen: ›Lehre mich‹, ›Leite mich‹, ›Wie soll ich, wie kann ich, was meinst du dazu, Zed? Sag uns, was wir tun sollen, Zed!‹ – das Feuer in mir erlischt. Cassaday, ich kann mich nicht bewegen, meine Haut ist überkrustet. Würger und Obi haben das

gleiche Gefühl. Wir verlieren es. Wir werden vom Staub geschluckt.«

»Hörst du mir zu? Hörst du mir zu?« Cassadays Stimme erhebt sich zu einem Schreien. Bevor sie Zed kennengelernt hat, bevor sie rein und heilig geworden ist, hat sie niemals geschrien. »Er ist von der Sonnenterrasse im vierhundertundelften Stock gesprungen. Hesus!« Kaffee fällt in einem kleinen, gezielten Bogen aus dem Schnabel der Kanne in Porzellanschalen. »Er gehörte zu meiner Gruppe, er war erst seit kurzem zu den Zusammenkünften gekommen. Er hatte Schwierigkeiten mit seinen Eltern, mit seiner Freundin, mit seinem Lehrer; es paßte ihnen nicht, daß er sich der Gruppe anschloß – sie sprachen von Gehirnwäsche. Ich habe versucht, ihm zu helfen, mit sich ins reine zu kommen. Letzte Nacht hat er angerufen, übers öffentliche Kommunikationsnetz, gegen zwei. Er hatte großen Zoff mit seinen Leuten. Dauernd sagte er was davon, daß alles kaputt sei, alles türmte sich rings um ihn auf, höher und höher und höher, und er könne überhaupt nicht mehr darüber hinaussehen. Herrje, Zed, es war zwei Uhr morgens, und ich war ziemlich weggetreten, also gab ich ihm ein paar der üblichen Ratschläge, den Wird-schon-gut-werden-Quatsch: ›versuch in solchen Situationen zum Nichts zu werden, werde nichts, und alles wird einfach durch dich hindurchgehen, und wenn es vorüber ist, wirst du siegreich und neugeboren aus der Situation hervorgehen.‹ Dieses Zeug. Und dann. O Gott. O mein Gott.« Sie kann die Tränen nicht mehr zurückhalten. Zed beobachtete mit leidenschaftsloser Neugier, wie sie weint, so wie sie ein geologisches Anschauungsstück betrachten würde. Sie nippt an ihrem Kaffee und schaut zu. »Dann habe ich gehört, daß er gesprungen ist. Aus dem vierhundertundelften Stock. Einer seiner Freunde hat es mir erzählt. Er hat noch versucht, es ihm auszureden, aber er sagte immer wieder und wieder und wieder: ›Dies ist der Ausweg für mich, ich sterbe und werde zum Nichts und erstehe neu als alles.‹ Und es ist meine Schuld, ich bin verantwortlich. Ich bin genauso verantwortlich für seinen Tod, als wenn ich ihn eigenhändig von der Sonnenterrasse gestoßen hätte. Ich habe ihn umgebracht. Ich bin schuldig. Und ich weiß nicht, ob ich damit fertig werden kann. Ich weiß es wirklich nicht.« Durch die Morgendämmerungsfenster sieht sie Jorge Garcia-Lorca, der wie ein menschlicher Stern auf den mondsilbernen Wolkensockel zufliegt, um an den harten Kanten der Industrieebenen darunter zum Nichts zerschmettert zu werden. »Ich weiß nicht. Ich habe so das Gefühl, daß es das beste wäre, wenn ich ihm folgte. Verstehst du?« Sie schnieft. Schwarze Wimperntusche hat Streifen auf ihren Wangen hinterlassen, die Spuren ihrer Tränen.

Zed blickt von ihrem Kaffee auf, lächelt plötzlich.

»Aber begreifst du nicht? Genau das ist das Problem! Du fühlst dich schuldig, weil du dich von den Wertvorstellungen anderer

Menschen, unreiner Menschen, hast beflecken lassen. Es ist nicht dein Fehler. Wie könnte es auch dein Fehler sein? Du meinst nur, daß es dein Fehler ist, weil deine Heiligkeit, deine Reinheit, von anderen Menschen überschattet worden ist. Was wir jetzt brauchen, ist eine Wiederweihung. Eine Wiederreinigung: eine Erneuerung des Schrittes durch den Spiegel der Unendlichkeit, um dich von all dem Schmutz und der Dunkelheit säubern zu lassen. Ich habe mit den anderen Verbindung aufgenommen, sie alle sind derselben Ansicht, sie stimmen alle darin überein, daß das der einzige Weg ist, um unser gemeinsames Licht wieder leuchten zu lassen. Wieder hinunter ins Barry-O. Noch einmal der Gang durchs Feuer. Wiedergeboren und noch mal wiedergeboren.«

»Meinst du das ernst? Meinst du das wirklich ernst? Ein Junge ist tot, und dir fällt nichts anderes ein, als von deiner wertvollen Reinheit und Heiligkeit zu reden?«

»Natürlich meine ich es ernst. Das Geschehene ist natürlich ziemlich tragisch, doch das ist um so mehr ein Grund für uns, nach Reinigung zu streben, damit so etwas nie wieder vorkommt. Kommst du jetzt?«

»Nein! Nein!« Sie steht auf. Sie ist nicht mehr die Schweigende. »Nein, ich komme nicht. Ich habe die Nase voll. Ich will nichts mehr damit zu tun haben, nicht mit euch, mit keinem von euch, mit dem Ganzen. Ruft mich nicht an, kommt mich nicht besuchen, laßt mich in Ruhe. Ich will keinen von euch jemals wiedersehen. So, das ist alles.« Hände schneiden durch die Luft. »Ich gehe.«

Fünf Uhr dreißig. Türknallen. Eine halbleere Kaffeetasse auf dem Lebensfellboden. Die Sonne steht hoch über dem Horizont, wieder einmal ein schöner Tag, wie jeder Tag in der vornehmen Höhe der *Curporadas.*

Und von vieren sind drei geblieben.

»Länger?«

»Länger.« Diesmal nur drei von ihnen. Aurelian denkt über einen seiner trockenen, dunklen kleinen Scherze nach, verscheucht die Überlegung. Sie haben keinen Sinn für Humor. Und sie sind keine ängstlichen, aufgeregten, schuldbewußten Kinder. Sie nehmen lässig und selbstsicher auf seinem Beton verteilt ihre jeweilige Stellung ein, jeder genau im Mittelpunkt seines oder ihres Raums, als Herrscher über diesen Raum, als Befehlshaber in diesem Raum, mit der geschmeidigen, pantherhaften Behendigkeit der Company-Geborenen. Dunkellicht, das die Bilder der Schatten verstärkt, haftet auf ihm, dem Brennpunkt ihrer Aufmerksamkeit. Keine Scherze mit diesen Leuten! Obwohl Herr in seinem Reich; fühlt sich Aurelian undeutlich bedroht. Die dünne schwarze Leguanzunge huscht über seine Lippen.

»Länger. So. Es gibt, müßt ihr verstehen, gewisse Probleme in dieser Hinsicht. Der Vorgang ist eigentlich als Momentgeschehen gedacht, mit einer Dauer von, sagen wir mal, ein paar Picosekunden. Man müßte die Zeitverschiebungs-Analysegeräte einsetzen, um auf Macrozeit umzuschalten, und, ganz ehrlich, ich kann nicht mit absoluter Sicherheit eine hundertprozentige Reintegration garantieren.«

»Das heißt?« In all dem Leder und schwarzen Nylon sehen sie gleich aus. Durch diese Gier, den Hunger in ihren Stimmen hören sie sich gleich an. Seine abgerichteten Messerstecher sind nur einen Katzensprung entfernt, und doch erkennt Aurelian, wie allein er ist in seiner Burg des Niewann.

»Möglicherweise körperliche oder geistige Schäden, sehr wahrscheinlich verhängnisvoll. Vielleicht wird der Körper vollständig reintegriert, doch ohne Leben. Vielleicht kommt es zum Zufalls-Effekt.«

»Zufalls-Effekt?«

Die Leguanzunge zuckt zurück, vor. Meine Güte, heiß ist es heute abend im Barry-O.

»Soviel ich weiß, besitzt ihr genügend Intelligenz, um es euch selbst auszumalen.«

»Aber es ist möglich.« Das ist ihre Anführerin, dieses Mädchen; sie ist die dunkelste und gierigste der drei.

»Sicher.«

Die Versuchung schimmert in ihrer Hand. Schwenke das Fläschchen, wirble den Lebensschwarm durcheinander.

»Guter Stoff. Aurelian. Neues Zeug. Erzähl's ihm, Würger.«

»Mit dem Wachstumsfaktor APFE versetzt. Neu neu, Aurelian. Wir sprechen nicht nur über eine Lebensverlängerung, wir sprechen über eine Verjüngung. Der Quell der Jugend, alter Mann. Bin ein ganz schönes Risiko eingegangen, das Zeug aus meiner Firma zu schmuggeln. Mach, daß es sich für mich gelohnt hat.«

Ein Luftzug, ein Hauch von Gardenien; der Duft, den Aurelian benutzt, um den Gestank von hundertundfünfzig Jahre altem Fleisch zu verbergen. Das Fleisch, das nach dem schreit und wimmert, was das dunkle Mädchen in der Hand hält. Wachstumsfaktor. Nicht nur das bloße Hinausschieben des Todes, sondern ein neuer Griff ins Leben. Das wirkliche Leben. Das Leben ist die Droge, und Aurelian ist ihr verfallen.

»Nur unter der Voraussetzung, daß ihr euch der Gefahren bewußt seid.«

»Ich glaube, du hast sie sehr einleuchtend dargelegt.«

»Und daß ich nicht verantwortlich gemacht werde für irgendwelche … unvorhergesehenen Begleitumstände.«

»Ja.«

»Dann sind wir uns einig.«

Sie grinsen einander an, diese *Corporada*-Kinder in ihrem glatten Leder und dem schlüpfrigen schwarzen Nylon. Fäuste werden geballt zum Ausdruck des Sieges, der Solidarität. Donner rüttelt am Barry-O, Blitze fangen sich in den metallenen Monolithen des industriellen Herzens von Hy Brazyl. Unten, dort wo die Automobile einst brummten und sich durch die Straßen schlängelten, fangen schwarze Plastikdinge an zu winseln und drücken sich trostsuchend aneinander.

Man soll sich nicht vorstellen, daß sie die einzigen sind. Man soll sich nicht vorstellen, daß außer ihnen niemand die Pilgerreise hinunter unternommen hat in das Schattenland unter den Wolken und mit zuckenden, blitzenden Strahlen ins Rutschen gekommen ist; hinunter durch die ausgetretenen, matschigen Straßen auf der Suche nach Aurelian. Die Herren der Neuen Kirche haben ihre Schüler. So wie die Herren der Neuen Kirche selbst einst Schüler waren. Also soll man sich nicht vorstellen, daß sie die ersten sind. Aurelians Körper wehrt jetzt seit einem halben Jahrhundert das Sterben ab; in den letzten fünfzig Jahren gab es viele kleine Plastikfläschchen mit dem synthetischen Todeshormon-Stopper. Die Nachwuchsführungskräfte der Company brennen vor Nachwuchsführungskräfte-Ehrgeiz und -Eifer, Suchende auf der Spur des Spirituellen, die des Sternenscheins und Neonlichts müde sind und eine hellere Erleuchtung suchen, hier unten, wo die Straßen keine Namen haben; unausgeglichene Seelen, die *etwas* beweisen müssen (sie hätten niemals genau zu sagen vermocht, was), sich selbst, anderen, der Welt; die hohlen Menschen, die in der Leere eine Erfüllung suchen, im Nichtsein eine allumfassende Erfahrung. Künstler. Draufgänger. Narren. Sensationsgeier. Nichts, aber im Trend. Sie alle haben dann und wann in diesen anderthalb Jahrhunderten Aurelian bezahlt, um durch den Teleporter zu schreiten. Und nicht immer nur mit synthetischem THS. Es gab andere Währungen, andere Gattungen, andere Drogen: Aurelian wurde nicht hundertundfünfzig Jahre alt, und das im Barry-O, ohne teure Verbündete.

Es waren nie viele. Aurelian macht keine Werbung. Von-Mund-zu-Mund-Reklame ist die beste Reklame. Etwas, an das sich die Yuppie-Werbemanager erinnern würden. Aber genug. Er verdient genug daran. Genug, um ihm am Leben zu erhalten und ungefähr bis in alle Ewigkeit weiterticken zu lassen. Die Ewigkeit dürfte wahrscheinlich gerade lange genug sein, damit er die Schulden, die er für seinen Materietransmitter gemacht hat, abbezahlen kann. Das war keine Investition, die die Manager des Oberstadt-Projekts verstanden hätten; Schmerz und Verlust und Enttäuschung erscheinen nicht in

irgendeiner Soll-Haben-Aufstellung.

Er ist Ingenieur gewesen in jenen frühen, wilden Tagen, als der Traum von gemeinsamer Größe die Industriezentren veranlaßt hat, nach den Wolken zu greifen, den Wolken über dem, was einmal Sao Paulo war. Sie ist Mathematikerin gewesen, eine DaCosta, Sproß einer der Gründungsfamilien, deren Glas- und Stahltürme in die Stratosphäre wuchsen, so anmutig und elegant wie ihresgleichen. Sie waren Freunde, Seelenfreunde, eine Beziehung, die tiefer und bindender war, als es irgendeine äußere Form nur jemals ausdrücken konnte. Und aus diesem Geist, der zwischen ihnen herrschte, war die Idee entsprungen. Eine überragende, gewaltige, unglaubliche, unmögliche, wundervolle Idee. Die Transmission von Materie. Augenblicklich. Über unbegrenzte Entfernungen. Teleportation. Sie erarbeiteten Pläne und zeichneten Skizzen und erstellten Pilotprojekte. Und es funktionierte herrlich. Die Aufhebung der Entfernung. Das würde die Geschäftswelt revolutionieren. Sie legten es den Managern des Oberstadt-Projektes vor. Und die Direktoren der Company schnitten dem Plan den Kopf ab. Die Füße. Die Hände. Denn die Seelenfreunde hatten nicht erkannt, welchen Einfluß die Aufhebung der Entfernung auf die Gesetze von Angebot und Nachfrage in den Mächten der freien Marktwirtschaft hätte. Nahtransport und Fernverkehr, Gebiete für Herstellung und Verkauf, das ganze Konzept von Markt und Produktion, letztendlich die *Corporadas* und die Company an sich – alles war bedroht. Kein Mensch investiert in die Rasierklinge, die ihm selbst eines Tages den Hals durchschneiden würde.

Träume und Seelenfreundschaft verwehen und vergehen nicht so schnell. Die *Corporadas* ließen sie im Stich, nun gut, sie würden ihrerseits die *Corporadas* im Stich lassen und ihre revolutionäre, weltbewegende Idee zu jenen tragen, die dankbar dafür waren, zu den Armen und Besitzlosen, die sich in ihren Favelas am Fuße der glänzenden Türme zusammendrängten. Und vielleicht würden die Armen und Besitzlosen diese glänzenden Türme eines Tages zum Einsturz bringen. Jahrzehntelang widmeten sie jede freie Minute der Konstruktion eines alles umfassenden Materietransmitter-Systems. Alles wurde diesem Traum geopfert, mit Ausnahme ihrer Seelenfreundschaft, denn die gab dem Traum Nahrung. Und dann, als der Prototyp fertig war und auf den Probelauf wartete, schnappte DaCosta eine blödsinnige kleine Infektion auf und starb, weil sie sich Antibiotika auf dem Schwarzen Markt nicht leisten konnten. Und ohne den treibenden Geist, der sie verbunden hatte, versank der Traum in Ernüchterung und Zynismus und wurde letztendlich durch eine erbärmliche kleine Mühle gedreht, die Plastikklümpchen der Unsterblichkeit ausspuckte in der müßigen Hoffnung, eines Tages, auf

irgendeine Weise, diese arroganten Wolkenkratzer zu überleben. Er war immer ein Feigling gewesen, Aurelian mit den schönen Händen.

Und immer noch kommen sie. Nur sehr wenige kehren für einen zweiten Gang durch das Fenster zurück. Nur die außerordentlich vergeistigten, die außerordentlich gierigen, kommen immer wieder und wieder und wieder. Nur die gierigen Vergeistigten stoßen und stoßen immer wieder an die Grenzen der Erfahrung; zwei, fünf, zehn Sekunden der Auflösung, während Körper und Geist durch den Materietransmitter preschen, bis eine Schlinge des Nichts um jedes Molekül einer jeden Zelle ihrer Körper gewunden ist.

Geistiger Stolz ist wirklich.

Geistige Arroganz ist wirklich.

Geistige Gier, die den Herrn vor seinen Schülern zum immerwährenden Dasein treibt, ist wirklich. Die Faust der geistigen Gier umklammert einen mit ebenso festem Griff wie die Faust, die Aurelian mit seinem kleinen Fläschchen verbindet, jeden Süchtigen mit seiner Droge.

Es war unvermeidlich, daß sie Liebende wurden; Zed, die Tochter aus bestem Haus, von einer der Gründungsfamilien abstammend, und der große, stämmige, finstere Junge irgendwo unten aus den Industriezonen, der sich Würger nannte. Der Materietransmitter hatte sie so weit verstreut, so ausgedünnt, daß es keinen möglichen Berührungspunkt zwischen ihnen und ihren Schülern mehr gab. Mit Ausnahme preisgegebener Enthüllungen. Und empfangener Dankesgaben. Würger hatte seinen Job in einer Pharmazeutik-Einheit aufgegeben, wo er ständig Nachschub an dem Zahlungsmittel Droge für die Herren der Neuen Kirche beschafft hatte: er konnte den Umgang mit den Unreinen nicht mehr ertragen. Ganz abgesehen davon, daß sie ihrerseits den Umgang mit ihm ebenso unerträglich fanden. Unvermeidlich war es also, daß in ihrer Isolation der Finstere sich zur Dunklen hingezogen fühlte.

So liegen sie nun beisammen, umeinandergeschlungen auf dem Lebensfellboden, und der Morgen bricht über sie herein. Die Hände der Dunklen erforschen den Körper des Finsteren, die straffen Rundungen der Schenkel und Hinterbacken, die sanftgeschwungene Linie seines Rückens, die gewölbten Neigungen der Schultern, Streicheln Streicheln Streicheln, geistesabwesend, gedankenlos, als ob er aus Stein wäre oder aus Plastik oder ein Schoßtierchen. Sie beobachtet, wie der Tag über Hy Brazyl heraufzieht. Und sie weiß nicht, was sie sieht. Die geometrisch abstrakte Ebene des Wolkensockels. Die Türme, die die Stratosphäre zerteilend und durchdringend in die Höhe stoßen. Der Globus, das Lichtatom am Rand der Welt: die Farben Rot, Purpur, Gold.

Was sind sie? Was ist das? Was bedeutet es?

Etwas? Alles?

Nichts?

Ein Augenblick des Entsetzens, als sie erkennt, daß es – nichts bedeutet. Es ist nicht wichtig. Es hat keine Bedeutung. Es ist nichts. Und dann weicht ihr Entsetzen, als sie erkennt, daß auch dieses nichts ist.

Und dieser Körper, der sie umfängt, diese Ansammlung von Rundungen und Flächen und Winkeln, Glattheit und Weichheit und Härte; dieser Körper, dieser *Würger* bedeutet nichts.

Bedeutet nichts.

Ist nichts.

Zed lächelt. Sie ist fast angekommen.

Und:

»Was meinst du damit, daß wir uns nicht wiedersehen können?«

Sie seufzt, streicht sich das Haar gereizt zurück.

»Ich wußte, du würdest nicht, ich wußte, du würdest nicht begreifen. Es liegt daran, daß das Körperliche keine Bedeutung hat, merkst du das nicht? Letztendlich hat es keine Bedeutung, und ich glaube, ich fühle, daß du es, daß du mich dazu bestimmst, der Grund für alles zu sein, und so kann es nicht sein, du weißt, daß es so nicht sein kann, das Körperliche kann letztendlich nichts bedeuten.«

»Willst du damit sagen, daß ich dir nichts bedeute?«

»Nein! Nein! Versuche zu begreifen! Es geht um das Körperliche: du mißt ihm zuviel Bedeutung bei; wir benutzen einander wie Gebrauchsgegenstände, körperliche Gebrauchsgegenstände, und darauf kommt es nicht an.«

»Du sagst also, daß ich dir nichts bedeute.«

»Ich sage, daß kein Ding, kein körperliches Ding, mir irgend etwas bedeuten soll. Mir nichts bedeutet. Alles für mich bedeutet. Alles ist nichts, daran glauben wir doch, oder nicht? Nun, jetzt *weiß* ich es. Ich spüre es. Alles ist nichts. Und das Nichts in uns, die Leere, die geistige Realität, ist alles.«

Pause.

Schweigen.

»Du bist nicht Zed.«

»Doch. Ich bin Zed.«

»Nein, das bist du nicht. Vielleicht warst du einmal Zed, damals, du warst das Mädchen, von dem ich einfach nicht genug bekommen konnte, dem ich unbedingt nah sein wollte, das mich fesselte, mit dem zusammenzusein wie das Leben selbst war. Und jetzt weiß ich nicht mehr, was du bist. Ich weiß nicht, was aus dir geworden ist … Weißt du, wie lange Zeit ich dich aus der Ferne bewundert habe? Weißt du, wie lange ich auf dieses hier gewartet habe, was ich alles

durchgemacht habe, nur um bei dir zu sein, diesen ganzen spirituellen Scheiß? Und jetzt weiß ich nicht, was aus dir geworden ist. Nichts Menschliches.«

»Das ist nicht Würger, der da spricht. Das ist der frühere Würger. Aber darüber bist du doch hinaus, nicht wahr? Darum geht es ja, mehr aus sich zu machen als einfach Würger und Zed, mehr als unser Ich, mehr als menschlich.«

»Das würde ich nicht sagen. Nicht nachdem ich weiß, was ich weiß. Ich würde sagen, weniger als menschlich.«

»Wenn du versuchst, mich zu ködern, dann wirst du Pech haben. Ich bin über all diese Kleinlichkeit hinaus.«

»Und über die Liebe ebenfalls.«

»Du begreifst einfach nicht. Und ich hatte gedacht, du würdest begreifen. Ich dachte, du wärst einer von uns.«

»Nun ja, ich vermute, ich war es nicht.«

»Ich kann dich nicht wiedersehen. Es ist zu wichtig für dich, mich zurückzuhalten. Ich kann dich nicht wiedersehen.«

»Zed! Zed! Zed …«

Und von dreien sind zwei geblieben.

Zehn Sekunden zwanzig Sekunden dreißig Sekunden. Eine halbe Minute, eine Minute, anderthalb Minuten. Zwei Minuten.

Die Uhren des Glaubens führen sie zurück zum Barry-O, die Dunkle und die Helle, wieder und wieder und wieder.

Vier Minuten.

Aurelian ist nicht glücklich.

»Die Aussichten auf eine erfolgreiche Reintegration sind nicht gut.«

»Was heißt nicht gut?« Dieser Ort ist jetzt ebenso ihr Ort wie der Aurelians, seine tropfenden Betonebenen, seine Schattenmenschen mit den Plastikleichentüchern sind für sie ebenso ein Zuhause wie die makellosen *Residenzas* von Hy Brazyl, bevölkert mit den schönen Kindern der Company.

»Wollt ihr genaue Zahlen hören?« Und Aurelian ist nicht mehr das Zwitterwesen eines Engel-Dämon-Schatzmeisters der Mysterien, er ist nichts anderes mehr als ein weiterer alter Bestandteil der Maschine, die ihre Seelen schrumpfen läßt. »Ich schätze, höchstens eine achtzigprozentige Wahrscheinlichkeit für eine erfolgreiche Reintegration.«

Zed lacht. »Aus dir sprechen einhundertundfünfzig Jahre. Ich rieche die Gardenien.«

»Ich lebe nur einmal.«

»Wir nicht. Wir haben schon Dutzende von Leben und mehr gelebt.«

Doch Obi, die Helle, der kleine, strahlende Glanz eines Mädchens, ist auch nicht glücklich. Vier Minuten … Zed schlüpft aus Leder und schillerndem schwarzem Nylon, streift sich die Ringe von den Fingern, schüttelt die wallenden Wolken ihres Haars, um sie aus der Lederspange zu befreien. All das ist inzwischen Teil des Rituals. Sie kauert sich vor dem glitzernden Siebeneck zusammen wie ein Wettläufer vor dem Startschuß, sieht es an wie vielleicht einen Freund, der zum Feind geworden ist, oder einen Feind, der zum Freund geworden ist. Sie lacht, schüttelt den Kopf und wirft sich in das Feld des Teleporters.

Zehn Sekunden. Es ist alles eine Frage der Relativität, wirklich. Subjektivität, Objektivität. *Zwanzig Sekunden.* Die Zeit bleibt stehen für die Teleportierten und die Toten. Chronos und Äon sind für sie dasselbe. Vier Picosekunden, vier Mikrosekunden, vier Minuten, vier Ewigkeiten, *dreißig Sekunden,* man weiß es nicht, man ist *tot,* nach dem Zufalls-Effekt an jedem beliebigen Ort des Universums verteilt. *Eine Minute.* Ebenso gibt es keine Reinigung; es ist nichts da zum Reinigen. Doch in gewissem Sinne sterben beim Tod eines Menschen seine Sünden mit ihm und werden nicht mit ihm wiedergeboren. Und dennoch hat sich sein Wesen nicht geändert, denn ohne sein Wesen ist er nichts, und also kehrt die Dunkelheit zurück, und er kehrt zum Licht des Materietransmitters zurück. *Eine Minute und dreißig Sekunden.* Es ist die Wiedererschaffung, die reinigt, dieses erste Glissando der Neuronen durch den cerebralen Cortex, das einem sagt, durch das man weiß: *Ich war tot, und jetzt lebe ich wieder.* Das ist die Reinigung. Das sieht das Auge des Glaubens. *Zwei Minuten.* Nach der Bewertung der Uhren des Glaubens sind vier Minuten heiliger als vier Mikrosekunden und verkünden, vier Minuten lang *(drei Minuten)* warst du nichts, abgetrennt, jenseits der zeitgebundenen Struktur des Universums. Und jetzt bist du wieder.

Das zeigen die Uhren des Glaubens an. Das sehen die Augen des Glaubens.

Vier Minuten.

Sie stürzt aus dem Teleporter, taumelt über den feuchten, glitschigen Beton, prallt gegen einen Betonpfosten. Sie spürt keinen Schmerz. Sie brennt. Sie steht in hellen Flammen, und in ihrem eigenen Licht sieht sie weiter als je zuvor, bis ins Herz aller Dinge. Der verdreckte Betonboden des Parkhauses ist für ihr Auge des Glaubens durchsichtig wie Glas. Obi, die Helle, beugt sich über sie, murmelt Worte der Besorgnis und des Trostes, die sie nicht verstehen kann, und das Auge des Glaubens streift Fleisch und Knochen und Blut ab und enthüllt den Kern ihres Lebens. Zed sieht das Licht ihrer Freundin

neben dem ihren, und es gleicht dem Schein einer Kerze neben einem hell lodernden Ofen. Und sie sieht Aurelians Seele, wie verworrener schwarzer Draht.

»Du mußt es machen.«

Ihr Mund ist voll von Sternen und Licht.

»Zed, bist du in Ordnung? Die Art, wie du aus dem Teleporter gekommen bist – bist du sicher, daß alles okay ist? Hast du dir weh getan?«

Was redet sie da? Was redet sie da nur?

»Nein. Nicht weh getan. Alles in Ordnung. Alles okay. Du mußt es machen. Obi, du mußt es auch machen.«

»Hesus, ich weiß nicht so recht, Zed, es hat so wahnsinnig lang gedauert, bis du durch diese Maschine gegangen bist, daß ich richtig Angst bekommen habe; ich dachte schon, du kommst überhaupt nicht mehr wieder! Du weißt, was Aurelian gesagt hat …«

»Du mußt es tun. Es ist der Weg nach vorn. Der große Sprung in eine neue Ebene der Geistigkeit; zu wissen, daß du die Angst überwinden kannst und nichts dich jemals mehr erschrecken wird.«

»Ich weiß nicht so recht, Zed, die Wahrscheinlichkeit …«

»Wenn du stirbst, stirbt auch deine Furcht und wird nicht wiedergeboren. Das haben wir bisher falsch gemacht, wenn wir durchgegangen sind, wir haben unsere Angst nicht mitgenommen. Doch wenn es länger dauert, kannst du diese Angst gleich beim ersten Schritt mitnehmen, und sie wird aufgelöst. Mach's, Obi. Du mußt es machen!«

»Meinst du, ich sollte?«

»Du mußt!«

Und das helle Mädchen, das sich Obi nennt, streift alle menschliche Heuchelei von sich ab und wird ganz sie selbst, neunzehn Jahre alt, blond, ein bißchen zu dick, ein bißchen verängstigt in dem blauen Licht.

»Mach's!« sagt Zed. Das einzige, was sie mit ihrem Auge des Glaubens nicht sehen kann, ist das, was hinter dieser Fläche aus blauem Licht liegt. Erster Schritt zweiter Schritt dritter Schritt vierter. Obi geht durch das Feld und wird nach dem Zufalls-Effekt verteilt. Die Uhren des Glaubens laufen. Zehn Sekunden. Zed läßt ihre Company-Klamotten dort liegen, wo sie sind, zusammengeknüllt am feuchten Boden. Es ist ihr gleichgültig. Alles ist ihr gleichgültig. Zwanzig Sekunden. Sie beobachtet den Transmitter, doch innerlich ist sie vollkommen in Anspruch genommen von der Auswertung ihrer eigenen Erfahrung. Dreißig Sekunden. Eine halbe Minute. Donner knistert, Blitze, die die nadelspitzen Türme der *Corporadas* aus der Stratosphäre auffangen, setzen sich fort, hinunter durch die Industriezonen bis zur Erde selbst, ins Barry-O. Nichts. Überhaupt

nichts. Eine Minute. Ihr Auge des Glaubens durchdringt die dahinziehenden Wolkenschichten, und die mächtigen *Corporadas* werden zu gläsernen Konfektschalen, gefüllt mit kleinen kreischenden Kristallfigürchen, ängstliche Glaskobolde, die auf den Hammer warten, der sie endgültig zerschmettern wird. Nichts. All die Macht und Hochnäsigkeit der Company und ihrer Oberstadt: nichts. Eine Minute dreißig Sekunden.

»Weiß du, er frißt viel Energie, wenn er so lange läuft«, erklärt Aurelian. Zed sieht durch ihn hindurch bis zu seiner sich schlängelnden Reptilienseele. Nichts.

»Wir bezahlen dich gut für deine Aufwendungen.« Sie haßt es, sprechen zu müssen. »Wir haben dir in den letzten Monaten gute Kundschaft zugeführt.« Zwei Minuten. Endlich weiß sie es. Es ist kein intellektuelles Verstehen, sie weiß es durch ihr Leben, *Lebensweisheit,* sie ist es. Alles ist schlichtweg … nichts. Verglichen mit ihrer eigenen Erfahrung. Nichts. Drei Minuten. Es gibt nichts mehr außerhalb ihrer eigenen Erfahrung, das ihr etwas bedeutet. Nichts ist wichtig außer ihrer eigenen Geistigkeit.

Vier Minuten.

Vier Minuten.

Vier Minuten.

Aurelians leises sorgenvolles Murmeln durchdringt Zeds Selbstbetrachtung und mahnt sie, daß hier etwas nicht stimmt. Vier Minuten? Obi …

Sie ist nicht zurückgekommen.

»Aurelian, Obi; wo ist sie?«

»Selbst für dich ist das eine einzigartig dämliche Frage.«

Schatten in der allumfassenden Helligkeit.

»Aurelian, tu etwas! Hol sie zurück! Sofort! Hol sie auf der Stelle zurück!«

Seine schönen Hände tanzen über die Computermodule. »Glaubst du, ich versuche es nicht? Umkehrungsphase, möglicherweise …« Das Energienetz zittert vor Spannung, schüttelt das Gebäude wie ein Hund eine Ratte.

»Aurelian, was geschieht hier?«

»Halt den Mund! Halt bloß den Mund!« Das Energienetz heult auf, als Aurelian den Befehl eingibt, daß es noch mehr Energie aus dem Nachrichtenstromnetz abziehen soll. Die siebeneckige Fläche aus Überlicht flimmert violett und indigoblau.

»Aurelian, du hast dieses Ding gebaut, du weißt, was es kann.«

»Und. Ich. Weiß. Auch.« Aurelian schreit, während er einen Befehl nach dem anderen in seinen Computer eingibt. »Was. Es. Nicht. Kann.«

Elektrizität wird zischend ausgespuckt. Draußen im Regen blaue

und gelbe Blitze. Das Heulen ebbt ab zum dumpfen Dröhnen, einem Summen, einem Brummen von Strom. Der Materietransmitter ist ununterbrochen blau.

»Ein paar Energieschalen sind durchgebrannt«, sagt Aurelian. »Verloren. Ich hab's dir gesagt, ich habe dir die Wahrscheinlichkeit genannt. Übermütige Jugend. Ich wasche meine Hände von dir rein.« Er läßt sich wieder von seinen Schatten vereinnahmen. Zed verharrt vor dem Teleporter und starrt auf die einzige Stelle, die ihr Auge des Glaubens nicht sehen kann. Nichts. Letztendlich ist es nichts. Obi ist jetzt nichts, und das ist gut so. Zed sind alle gleichgültig. Sie ist frei. Und sie freut sich sehr. Nach einer halben Stunde kommt Aurelian zurück, um den Transmitter auszuschalten.

Und von zweien ist eine geblieben …

Magere Tage im Barry-O. Seit das Mädchen verschwunden ist. Schade. *Reintegrations-Versagen.* Sie kommen einfach nicht mehr. Schisma, ein Abfallen der Gläubigen; in seiner alten Apathie eines fetten Dämonen ist es Aurelian gleichgültig; es ist zwanzig Jahre her, daß er sich aus seinem kleinen Königreich auf die Straße begeben hat, warum sollte er sich darum scheren, was die Kinder der Privilegierten Meilen über seinem Kopf treiben? Das einzige, was er vermißt, ist das Einkommen, das er durch sie hatte. Seit sie aufgehört haben, durch die Gassen und Straßen zu stürmen, um Erleuchtung nach seiner Art zu finden, haben einhundertundfünfzig Jahre Fleisch wieder ihr volles Gewicht angenommen. Ihm fehlt dieses neue, gute Zeug, Stoff in Company-Qualität, mit dem Wachstumsfaktor versetzt, oder wie sie das nannten. Das Gedächtnis läßt nach. Neuronen sterben ab und werden nicht ersetzt. Über den Verlust einiger Erinnerungen ist er froh. Dieses Mädchen, bei dem die Reintegration versagte, er kann sich nicht an ihren Namen entsinnen, ihr Gesicht, ihren Körper. Es sind kaum noch genügend synthetische THS übrig, nachdem er seine Freunde, die Messerstecher, ausbezahlt hat (und sind sie, werden sie, können sie überhaupt jemals *Freunde* sein oder nur einwandfrei verkleidete Parasiten?), um ihn am Ticken zu halten. Doch für seine gläubige Lieferantin sind diese schlechten Zeiten die allerschlechtesten.

Gläubige Lieferantin. Sie wird ihn durch diese hungrigen Jahre bringen, bis dort oben eine neue Generation herangewachsen ist, desillusioniert und gleichgültig, und seine Dienste wieder benötigt. Bis dahin wird er auf ihre Stimme lauschen, die von den unteren Ebenen her zu ihm heraufruft: »Einen Augenblick, eine Minute, eine Prise einen Joint einen Schuß deiner Reinheit für eine Seele, die es dringend braucht.« Regelmäßig und gläubig bringt sie ihm ihre kleinen Quentchen Schwarzmarkt-THS. Er fragt sie nicht, wie sie es

auftreibt, obwohl er ahnt, wie ein Kind der *Corporadas,* das aus dem Himmel gefallen ist, seinen Lebensunterhalt drunten im Barry-O verdient. Er zwingt das Leben in die alten ausgetretenen Bahnen; es ist zu lange her, daß er sich das letzte Mal eine gründliche Überholung hat leisten können, und sie schält ihre Schichten von wasserdichter Straßenkleidung ab und steht nackt vor ihm, dem blauen Plastikfläschchen in der zitternden Hand. Früher war sie schön gewesen. Das Leben im Barry-O hat seinen Tribut gefordert und ihr die Schönheit genommen, Gramm für Gramm, Cruzeiro um Cruzeiro. Der äußere Rahmen ist geblieben, das kann niemand wegnehmen, die Flächen und die Rundungen und die Winkel, doch das Licht, das eine gutaussehende Fassade zur Schönheit macht, ist erloschen. Erloschen im strömenden Regen der Gassen, in Elendsschuppen aus Plastikplanen und Bierdosen, zwischen dem Stahl und Chrom der Industrietürme von schuldigen Company-Brüdern, Gramm für Gramm, Cruzeiro um Cruzeiro. Sie verkauft ihre hübsche Fassade, damit sie für einen Augenblick, eine Minute, eine Stunde, einen Nachmittag wieder schön sein darf. Damit sie im Teleporter stirbt, den ausgewaschenen, matschigen Straßen entflieht, dem Gestank menschlicher Verderbnis und den wasserdichten schwarzen Plastikumhängen und dem Moder und den Krankheiten und dem Regen, der die Namen und die Würde von den Straßen wegspült; um zerfetzt und zersetzt und verstreut bis ans Ende des Universums zu werden und für alles tot zu sein. Und wiedergeboren zu werden, neu, rein, heilig und strahlend und schön. Für einen Nachmittag, eine Stunde, eine Minute, einen Augenblick.

»Aurelian! Aurelian! Alter humpeliger, schrumpeliger Mann, eine Wohltat für dein brandiges Fleisch, ein Ende der Verwesung! Sieh nur, gutes Zeug, Stoff in Company-Qualität, hörst du mich, Aurelian?«

Aha, es ist also wieder soweit. Die Erinnerung wirklich, schrecklich. Er kann sich jetzt nicht einmal mehr an ihren Namen erinnern. Irgend etwas Seltsames, wie ein Name, der sich sozusagen verselbständigt hat, überhaupt kein richtiger Name. Irgend etwas an ihr gemahnt ihn an ihn selbst, eine Nostalgie des Himmels. Er ist sicher, daß sie viele Jahre jünger ist, als sie aussieht. Wenn er sich doch nur erinnern könnte … Vielleicht, wenn sich die Dinge zum Besseren wenden.

Sie zieht sich bereits aus, Schicht um Schicht von Plastik und Papier wird abgeschält. Die Rituale sind für sie beide wichtig.

»Ich hab dir das Zeug mitgebracht, Aurelian. Guter Stoff, Company-Stoff.« Sie wirft ihm das Plastikfläschchen zu. Seine schönen Hände schnappen mit festem Griff nach seiner Bezahlung, bewegen sich dann zu den Computermodulen. Ein Summen von Energie, das alte Gebäude erbebt wieder einmal, alles für sie, nur für sie. Nur für Zed. Sie wirft das Haar zurück, und für einen kurzen Moment ist sie

schön, sie ist Feuer und Licht und Dunkelheit und all jene widersprüchlichen Dinge, die eine Frau sein kann. Sie tritt ins Feld des Materietransmitters und wird verschlungen, und nichts bleibt außer dem Duft, die Erinnerung an Gardenien.

Muß Gott jedesmal, wenn sich niemand an seinen Namen erinnert, unbedingt sterben?

Originaltitel: ›Gardenias‹
Copyright © 1988 by Sphere Books
(erstmals erschienen in ›Zenith I‹, hrsg. von D.S. Garnett)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Aus dem Englischen übersetzt von Irene Bonhorst
Illustriert von Jobst Teltschik

Connie Willis
Notruf

Caroline war nicht in ihrem Zimmer. Amy konnte sie irgendwo am Ende des Flurs weinen hören. Ihr Weinen klang lauter, als sei ein anderer, alles durchdringender Laut plötzlich verstummt. Die Maschinen haben gestoppt, dachte Amy. Wir liegen tot im Wasser. Irgend etwas ist passiert … Etwas Entsetzliches.

Sie hatte Caroline aus diesem Haus holen wollen, und Caroline war vor ihr davongelaufen, hatte vor Angst geschluchzt. Vor Amy davongelaufen, ihrer eigenen Mutter. Sie hatte Caroline bei den Frauen gefunden, an deren grauen, wehenden Röcken sie sich klammerte. Sie hatten sie wie sich selbst angezogen. Wann haben sie das gemacht? dachte Amy erschrocken. Ich habe die Dinge zu weit gehen lassen.

»Hol deine Sachen, Caroline«, hatte sie steif gesagt, damit sie nicht merken würden, wie erschrocken sie war. »Wir gehen nach Hause.«

»Nein!« hatte Caroline geschrien und sich hinter ihren Röcken versteckt. »Ich habe Angst. Du wirst mir wieder weh tun.«

»Weh tun?« fragte Amy bestürzt und dann außer sich. »Dir *weh tun?* Wer hat dir gesagt, daß ich dir weh tun werde?« Sie langte wütend in den schützenden Kreis der Frauen nach Carolines Hand. »Was haben sie ihr erzählt?« fragte sie ungehalten.

Debra trat vor, anmutig wie ein Geist in dem wehenden grauen Stoff, und lächelte Amy an. »Sie wollte wissen, warum sie nach dem Picknick so krank geworden ist«, hatte sie erwidert.

Amy hatte ihre Hände fest an ihren Körper drücken müssen, um Debra nicht ins Gesicht zu schlagen. »Was haben Sie ihr erzählt?« hatte sie gefragt, und Caroline war an ihr vorbeigeschossen, durch die Tür und den Flur in den Salon.

Caroline hatte sich unter dem großen Seance-Tisch im Salon versteckt. Amy war in die Knie gegangen und auf sie zugekrochen, aber Caroline war vor ihr zurückgewichen, bis die schweren Beine des geschnitzten Stuhls sie fast versteckten.

Amy war unter dem Tisch hervorgekrochen, um sie nicht zu erschrecken, und hatte sich wieder auf ihre Fersen gehockt, die Arme zu der Sechsjährigen ausgestreckt. Caroline blieb hinter dem Stuhl zusammengekauert. »Komm her«, hatte sie geflüstert, entsetzt darüber,

daß sie so weit erniedrigt wurde, um dergleichen sagen zu müssen. »Ich werde dir nicht weh tun, Liebling.«

Caroline schüttelte den Kopf, noch immer feuchte Tränen im Gesicht. »Du wirst mich wieder vergiften«, flüsterte sie. Amy konnte sie kaum hören.

»Vergiften?« fragte Amy halblaut. Caroline lag in ihren Armen im Sterben, und dann Jim, der sie durch den Park zu dem Haus trug, sie rannte hinter ihm her, ihr Herz schlug heftig, sie rannten hierher, weil die Polizeiwache sich auf der anderen Seite des Parks befand, und sie hatte Angst, Caroline würde sterben, bevor Jim sie erreicht hätte. Jim trug sie hierher, in dieses Haus, das viel näher lag. Zu diesen Leuten. »Wir hätten sie nicht herbringen sollen«, dachte sie hysterisch, als Ismay Carolines schlaffen Körper Jim aus den Armen nahm.

»Irgend jemand hat dich vergiftet«, sagte Amy und wußte, daß es stimmte. Sie war für einen längeren Augenblick so schockiert, daß sie nichts sagen konnte. Sie verschränkte die Hände über der Brust, als sei sie dort verwundet worden, und flüstere so leise, saß jemand hinter ihr sie nicht verstanden hätte, die Lippen wie bei einem fast lautlosen Gebet bewegt: »Ich würde dir nie weh tun, Caroline. Ich liebe dich.«

Carolines Weinen klang jetzt lauter, als ob jemand eine Tür geöffnet hätte. »Ich muß Caroline suchen«, sagte sie laut und versuchte diesen tapferen Gedanken festzuhalten, während sie durch die geöffnete Tür auf das Weinen zuging. Aber bis sie das Zimmer erreicht hatte, in dem sie Caroline versteckten, sagte sie immer wieder, wie ein Gebet: »Etwas Entsetzliches ist geschehen, etwas Entsetzliches ist geschehen.«

Sie hielt in der offenen Tür inne und blickte zurück zum Salon. Die Lampen im Flur flackerten wie Kerzen und beruhigten sich dann, schwächer als zuvor. Es war eiskalt im Flur. »Ich sollte zurückgehen und meinen Mantel holen«, dachte Amy. »Es wird kalt auf Deck sein.« Und dann der andere, noch kältere Gedanke. »Ich darf dort nicht hineingehen. Im Salon ist etwas Entsetzliches geschehen.«

Ismay hatte sie in den Salon gebracht, wo sie warten sollte, während der Arzt sich um Caroline kümmerte. Amy hatte am Fuß der breiten Treppe gestanden, an den Endpfosten geklammert, und versucht, nicht zu denken: »Sie wird sterben«, aus Angst, sie würde wissen, daß es stimmte.

»Geben Sie die Hoffnung nicht auf«, hatte eine der grauhaarigen Frauen gesagt und Amys verkrampfte Hände getätschelt, als sie mit einer Decke nach oben ging. Sie war in dem wehenden grauen Stoff gekleidet, den alle Frauen trugen, selbst die Jüngste. Sie hatten sich wie Gespenster um Carolines schlaffen Körper versammelt, und Amy

war dabei der Gedanke gekommen: »Das ist eine Art Sekte. Ich hätte sie nicht herbringen sollen.« Aber die Jüngere – Debra hatte Jim sie genannt – war sofort einen Arzt holen gegangen. Debra hatte den Arzt an Amy vorbei die Treppe hinaufgeführt. »Das kleine Mädchen ist im Park zusammengebrochen«, sagte sie dabei. »Sie machte gerade ein Picknick. Ihr Vater hat sie hergebracht.« Und sie hatte sich so normal angehört, ungeachtet des wehenden Geistergewandes, daß Amy wieder angefangen hatte, Hoffnung zu schöpfen.

»Die Hoffnung hält stand, nicht wahr?« sagte jemand hinter ihr. »Selbst wenn die offenkundigsten Hinweise für das Gegenteil sprechen.«

»Was meinen Sie damit?« stammelte Amy. Es war der Mann, den Jim Ismay genannt hatte. Debra und Ismay. Woher hatte er ihre Namen gewußt?

»Wissen Sie«, fragte er, »daß es nahezu eine Stunde dauerte, bis die Passagiere der *Titanic* wußten, daß ihr Schiff sank? Sie sahen dann auf die Lichter hinunter, die noch immer unter der Wasseroberfläche in den unteren Decks brannten, und sagten: ›Wie hübsch! Meint ihr, wir sollten vielleicht in ein Rettungsboot steigen?‹«

Amy war sehr erschrocken darüber, was dieses Gerede über sinkende Schiffe bedeuten könnte, und machte Anstalten, sich die Treppe hinaufzubegeben, aber seine Hand schloß sich über ihre auf dem Geländer. »Sie würden sie nicht hinauflassen«, sagte er. »Der Arzt ist noch bei ihr. Und Ihr Mann.« Er schob seine Hand auf ihren Arm und führte sie in den Salon.

Caroline ist tot, dachte sie dumpf und blickte mit leeren Augen in den Salon.

»Der Körper ist wie ein Schiff. Er stirbt nicht auf einmal. Der Tod hat ihn im Griff, der verhängnisvolle Eisberg hat es aufgerissen, aber es dauert Stunden, bis das Schiff sinkt. Und die ganze Zeit über gehen Passagiere auf den Decks umher, senden ihr S.O.S. an Rettungsschiffe, die nicht kommen. Haben Sie jemals einen Geist gesehen?«

»Es gab Überlebende bei der *Titanic«,* sagte Amy und ihr Herz klopfte so heftig, daß es schmerzte. »Es kam Hilfe.«

»Ah, ja. Die *Carpathia* kam um vier Uhr morgens mutig angedampft. Kapitän Rostron irrte nahezu eine Stunde zwischen den Eisbergen umher und befürchtete, er sei am falschen Ort. Er war zu spät. Sie war schon gesunken.«

»Nein«, beharrte Amy, und sie wußte vom panischen Klang ihres Herzens, daß es in diesem Gespräch überhaupt nicht um sinkende Schiffe ging. »Sie kamen nicht zu spät für die Rettungsboote.«

»Ein paar Passagiere der ersten Klasse«, erwiderte Ismay, als käme es auf die Überlebenden nicht an. »Wissen Sie, daß alle Kinder auf dem Zwischendeck ertrunken sind?«

Amy hörte ihn nicht. Sie hatte sich von ihm abgewandt und blickte in den Salon. »Was?« fragte sie verständnislos.

»Ich sagte, die *Californian* befand sich nur fünfzehn Kilometer entfernt. Dort dachte man, ihre Leuchtkugeln seien ein Feuerwerk.«

»Was?« fragte sie wieder und versuchte an ihm vorbeizukommen, aber er stand hinter ihr, zwischen ihr und der Tür, und der Weg war ihr versperrt. »An welch einem Ort sind wir hier?« fragte sie und konnte über dem Klang ihres Herzens ihre eigene Stimme nicht verstehen.

Amy stand in der Tür und blickte zurück zum Salon. Ich muß dorthin zurück, dachte sie klar. Im Salon ist etwas Entsetzliches geschehen.

»Mama!« rief Caroline, und Amy dreht sich um und blickte durch die geöffnete Tür hinein.

Die Frauen standen reglos um das kleine Mädchen, streckten unbeholfen die Hände aus, um sie zu beruhigen. Debra kniete ihr zu Füßen. Sie sollten ihr einen Rettungsgürtel anlegen, dachte Amy. Sie müssen sie aufs Bootdeck hinaufbringen. Caroline streckte freudig ihre Hände nach Amy aus.

»Wir gehen jetzt nach Hause, Caroline«, sagte Amy. Aber bevor sie ausgesprochen hatte, sagte eine der Frauen etwas, indem sie Amy nicht unterbrach, sondern ihre Worte über Amys legte, so daß Amy ihre eigene Stimme nicht hören konnte. »Deine Mutter ist fort, Liebling. Sie kann dir nicht mehr weh tun.«

»Sie ist nicht fort«, erwiderte Caroline. Die drei Frauen sahen zu dem kleinen Mädchen auf, dann warfen sie sich gegenseitig besorgte Blicke zu.

»Du vermißt sie natürlich, aber sie ist jetzt glücklich. Du mußt all die schlimmen Dinge vergessen und daran denken«, sagte Debra und tätschelte Carolines Hand. Caroline zog unwillig ihre Hand weg.

»Meint ihr, wir sollten ihr ein Beruhigungsmittel geben?« fragte die Frau, die zuerst gesprochen hatte. »Ismael sagte, sie könnte die erste Zeit schwierig sein.«

»Caroline«, befahl Amy laut. »Komm her!«

»Nein«, erwiderte Debra, und zuerst glaubte Debra, sie antworte ihr, aber sie machte keine Anstalten, Caroline zurückzuhalten, und ihre Stimme klang wie während der Seance, als sie einen Geist gespielt hatte. »Vielleicht sieht sie ihre Mutter.«

Ein Schaudern, wie das plötzliche Absacken eines Schiffs, durchfuhr die Frauen.

»Caroline?« fragte Debra vorsichtig. »Wo ist deine Mutter?«

»Da vorn«, antwortete Caroline und deutete auf Amy.

Die Frauen wandten sich um und blickten zur Tür. Vielleicht sieht

sie etwas, überlegte Debra. Ich glaube, wir sollten das Ismay erzählen, und sie ging an Amy vorbei durch die Tür und durch den Flur in den Salon.

Oh, im Salon ist etwas Entsetzliches geschehen, dachte Amy, und Ismay hat's getan.

Der Salon war das Zimmer, das sie vom Park aus gesehen hatte. Während sie Caroline ihr Glas Milch gab, hatte sie die schweren grauen Vorhänge vor dem Fenster betrachtet und sich gefragt, wie das protzige viktorianische Haus wohl von innen aussehen mochte. Sie hatte es sich wie dieses Zimmer vorgestellt, kostbare Hölzer und verblaßte Tapeten, aber das Zimmer, in das sie Caroline eilig hinaufgebracht hatten, war kahl, ein zusammenklappbares Feldbett und graue Wände, und sie hatte wieder gedacht: Dieses Haus ist von einer Art Sekte übernommen worden.

Nah des Fensters stand ein großer runder Tisch, ringsum Stühle, und in der Mitte brannten Kerzen in einem Kandelaber. Einer der Stühle war schwerer als die anderen und reich mit Schnitzereien bedeckt. »Der Tisch des Kapitäns«, kam Amy in Gedanken an die *Titanic* in den Sinn, »und der Kapitän sitzt in diesem Stuhl.«

Sie hatte sich von Ismay abgewandt und im Umwenden gesehen, was hinter ihr stand, blaßweiß in der Dunkelheit des Zimmers. Ein Eisberg. Ein Katafalk. Eine Bahre. Ich habe ihn zu spät gesehen, dachte Amy und versuchte an Ismay vorbeizukommen, aber er stand an der Tür.

»Die *Titanic* ist sehr schnell untergegangen«, sagte er. »In etwas weniger als zweieinhalb Stunden. Bei Menschen dauert das normalerweise länger. Es sind noch Jahre später Geister gesehen worden, auch wenn es meiner Erfahrung nach eine Sache von Stunden ist, bis sie untergehen.«

»An welch einem Ort sind wir hier?« fragte Amy. »Wer sind Sie?«

»Ich bin ein Mann, der Geister sieht, ein Spiritist«, erklärte Ismay, und Amy fiel vor Erleichterung beinahe in Ohnmacht.

»Sie halten hier Ihre Seancen ab«, sagte sie, über die Maßen von seinen Worten erleichtert. »Sie sitzen in diesem Stuhl und rufen die Geister«, fügte sie schwindlig hinzu und setzte sich in den geschnitzten Stuhl. »Kommt von der anderen Seite zu uns und all das. Haben Sie jemals einen Geist von der *Titanic* herbeigerufen?«

»Nein.« Er wandte sich ihr zu und sah sie an. »Jeder Geist ist eine *Titanic* für sich.«

Sie fühlte sich unwohl in seiner Nähe. Sie stand auf und blickte durchs Fenster. Am anderen Ende des Parks sah sie die Polizeiwache, und sie wurde von derselben ungestümen Erleichterung überwältigt. Die Polizei befand sich in Signalreichweite und oben war der Arzt,

und all die geisterhaften Damen waren bloß harmlose Tischrücker, die mit ihren toten Männern sprechen wollten. In diesem Zimmer ließ Ismay immer die Fenster auffliegen und Kerzen ausgehen, Geister über dem Katafalk schweben, die Hände friedlich über ihren Brüsten gefaltet, und wovor, wovor hatte sie Angst gehabt?

»Ich hatte einen Vorfahr auf der *Titanic«,* sagte er. »Wirklich ein ziemlich übler Bursche. Er kam in einem der ersten Boote davon. Wissen Sie, daß die *Titanic* als erstes Schiff das internationale Seenotzeichen verwendet hat? Und die *Californian,* die nur fünfzehn Kilometer entfernt war, hätte es als erstes empfangen, ein historisches Zusammentreffen, aber der Bordfunker war schon zu Bett gegangen, als die ersten Botschaften gesendet wurden.«

»Die *Carpathia* hat sie gehört«, widersprach Amy und ging an ihm vorbei durch die Tür, um dorthin zu gehen, wo es Caroline allmählich besser ging. »Kapitän Rostron ist gekommen.«

»Es gab den ganzen Tag Warnungen vor Eisbergen«, erklärt Ismay. »Aber die *Titanic* hat sie ignoriert.«

Amy lehnte sich gegen die Wand, nachdem Debra vorbeigegangen war, und preßte sich die Hände gegen die Brust, als sei sie verwundet worden. Ich muß Jim finden, dachte sie. Er wird dafür sorgen, daß sie in eins der Boote kommt.

Sie hatte große Schwierigkeiten mit der Treppe gehabt. Sie schien sich vorzuneigen, und Amy mußte alle Konzentration zusammennehmen, um sie hinaufzusteigen, und sie konnte nicht darüber nachdenken, wie sie sich Jim verständlich machen, wie sie ihn dazu bringen sollte, Caroline zu retten. Selbst der Flur bekam in ihre Richtung Schlagseite, so daß sie sich zu Debras Zimmer kämpfen mußte, als erklettere sie einen steilen Hügel. Als sie die geschlossene Tür erreichte, mußte sie für einen Augenblick stehenbleiben, bevor sie Kraft fand, ihre Hand an den Türknopf zu legen. Als sie es tat, glaubte sie, die Tür würde abgeschlossen sein. Dann blickte sie auf ihre Hand hinunter. Sie ließ sie an ihre Seite sinken, als sei sie verletzt worden.

Debra öffnete die Tür und lehnte ihren anmutigen Körper dagegen. »Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte sie.

»Sie können sie nicht einfach da drin lassen«, rief Jim. »Was ist mit der Polizei?«

»Warum sollte die Polizei kommen, wenn niemand sie verständigt hat? Wir haben keine Telefone. Die Haustüren sind abgeschlossen. Wer sollte sie holen?«

»Caroline.«

Amy kam ins Zimmer.

Debra schüttelte den Kopf. »Sie ist erst sechs Jahre alt, und man kann nicht sagen, daß sie etwas gesehen hat. Wir haben ihr erzählt,

ihre Mutter sei im Schlaf gestorben.«

»Nein«, fuhr Amy dazwischen. »Das ist nicht wahr. Ich bin umgebracht worden.«

»Ich würde mich auch sicherer fühlen, wenn Ismay sich um sie gekümmert hätte. Sie hat vielleicht hinterher etwas gesehen.«

»Das hat sie«, bestätigte Debra und sah zu, wie Jim die Farbe aus dem Gesicht wich. »Sie hat heute morgen geglaubt, sie sähe ihre Mutter.« Sie ließ noch einmal eine grausame Pause eintreten. »Ismay hat entschieden, eine Seance abzuhalten«, erklärte sie. Sie wartete die Wirkung auf ihn ab und fügte dann hinzu: »Wovor haben Sie Angst? Sie ist tot. Sie kann ihnen nichts tun.« Sie ging durch die Tür.

»Du hast sie vergiftet«, sagte Amy zu Jim. »Sie war nicht krank. Sie ist vergiftet worden. Du hast das Picknick geplant. Es war ein Trick, um uns hierherzubringen, zu Debra, deren Name du schon vorher kanntest. Um uns hierherzubringen, damit Ismay mich ermorden konnte.«

Jim betrachtete die Tür, während die Farbe allmählich in sein Gesicht zurückkehrte. Er nahm ein Arzneifläschchen aus Kunststoff aus seiner Hemdtasche und drehte es in der Hand. Amy stellte ihn sich vor, wie er im Park stand, erst zur Polizeiwache und dann zu dem Haus mit den grauen Vorhängen sah, die Entfernungen abschätzte und vor sich hinpfiff, während er darauf wartete, daß Caroline ihre Milch trank.

»Ich werde nicht zulassen, daß du sie umbringst«, rief Amy. »Ich werde Caroline retten.« Sie versuchte ihm das Gift zu entwinden.

Jim steckte das Fläschchen in seine Hemdtasche zurück und öffnete die Tür.

Sie hatte an der Seance teilgenommen, weil es Caroline besser ging und nichts sie erschrecken konnte, auch Jims Weigerung zu gehen nicht. Die Fenster waren aufgeflogen, und die Vorhänge hereingeblasen worden, die Kerzen flackerten. »Er wird irgend etwas unter dem Tisch machen«, dachte Amy. Sie beobachtete ihn die ganze Zeit durch die Kerzenflammen.

»Komm zu uns, du Geist«, sagte Ismay. Er saß nah des großen geschnitzten Stuhls, aber nicht darin. »Wir rufen dich. Komm zu uns!«

Es war Debra, die sie irgendwie über die Bahre projizierten, obwohl sie Amys Hand nicht losgelassen hatte. Debra, zurechtgemacht mit Fettschminke und in wehendes Weiß gekleidet. Sie schwebte dort, die Hände über der Brust verschränkt, und dann bewegte sie sich auf den Tisch zu.

»Willkommen, Geist«, sagte Ismay. »Welche Botschaft bringst du uns aus dem Jenseits?«

»Es ist sehr friedlich«, erwiderte Debras Geist.

Ismay ließ seine Hand unter den Tisch gleiten. Die Sterne strahlten sehr hell und glitzerten auf dem Eis. Das Schiff ragte wie ein Juwel gegen den dunklen Himmel auf, seine Lichter lagen zu tief im Wasser. Er macht da etwas, dachte Amy. Etwas, um mich zu erschrecken. Sie versuchte dagegen anzukämpfen, sah den falschen Geist Debras auf den Tisch zuschweben. Die Kerzen tropften und gingen aus, als sie vorbeikam. Sie ließ sich in den geschnitzten Stuhl sinken. »Ich bringe euch Grüße von euren Lieben«, sagte sie, die Hände auf den geschnitzten Lehnen. »Sie haben ihren Frieden.«

Das Achterschiff begann sich in die Luft zu heben. Es entstand ein schrecklicher Lärm, als das Inventar umzukippen begann: das berstende Glas des Leuchters, die blechernen Schwingungen des Pianos, als es das Bootsdeck herunterrutschte, das Schreien der Leute, die sich an den Relings festzuhalten versuchten. Die Lichter gingen aus, flackerten wie Kerzen und gingen wieder aus. Das Heck hob sich weiter.

»Nein!« stieß Amy hervor und stand auf, hielt dabei noch immer Jims und Debras Hände.

Ismay machte etwas unter dem Tisch, und die Lichter gingen an. Debras Geist verschwand. Alle sahen sie an.

»Ich habe es gehört … alles fing an umzukippen … das Schiff … Wir müssen die Leute retten.« Sie war sehr erschrocken.

»Mancher sieht die Toten«, erklärte Ismay. »Mancher hört sie. Sie hätten auf der *Californian* sein sollen. Dort hat man erst am nächsten Morgen etwas gehört.« Er bat die anderen mit einer Handbewegung aus dem Zimmer. Er saß noch immer am Tisch. Die Kerzen hatten sich wieder entzündet.

»Wissen Sie, daß die *Titanic,* als sie unterging, einen großen Strudel hervorrief, der alle, die ihm zu nah waren, mit hinunterriß?« fragte er, und sie war an ihm vorbeigestürzt, um Caroline nachzusetzen, die geschluchzt hatte und vor ihr davongelaufen war.

Jim ließ die Tür offen, und sie eilte hinter ihm her, hielt aber oben auf der Treppe inne, zu erschrocken, um hinunterzugehen, voller Angst, der Salon könnte schon unter Wasser stehen. Ich muß mich beeilen. Ich muß Caroline retten, dachte sie, bevor alle Boote fort sind, und sie ging die sich neigende Treppe hinunter.

Sie saßen an dem Tisch im Salon. »Komm zu uns, Amy«, sagte Ismay. »Wir rufen dich. Kannst du uns hören?«

»Ich höre dich«, sagte Amy deutlich. »Du hast mich umgebracht.«

Ismay sah sie nicht an. Er betrachtete den geschnitzten Stuhl, und es saß jemand darin. »Ich bin glücklich hier«, erwiderte Amys Geist. Debra, zurechtgemacht mit Fettschminke, die Hände entspannt auf den geschnitzten Lehnen. »Ich wünschte, du wärst hier bei mir,

Caroline, mein Liebling.«

»Nein!« schrie Amy und versuchte über den Tisch auf ihr eigenes Abbild zuzugehen, aber der Fußboden bebte, so daß sie kaum stehen konnte. »Hör nicht auf sie«, schluchzte Amy. »Lauf weg! Lauf!«

Ismay wandte sich Caroline zu. »Würdest du gern deine Mutter sehen, Schatz?« fragte er, und Amy warf sich auf ihn, trommelte gegen seine Brust. »Mörder! Mörder!«

»Wir werden sie jetzt besuchen«, sagte er und entfernte sich vom Tisch, Carolines Hand in seiner.

»Nei-ein!« keuchte Amy in einem Anfall von Verzweiflung und versetzte ihm einen Schlag von solcher Wucht, daß er hätte auf den Tisch stürzen und die Kerzen zu Teichen aus Wachs umkippen müssen. Die Kerzen brannten unbeschadet in der ruhigen Luft.

»Hilfe, Polizei! Mörder!« schrie sie und mühte sich mit den Fensterriegeln, die sich nicht öffnen ließen, hämmerte mit den Fäusten gegen die Scheiben, die sich nicht einschlagen ließen. Sie konnten sie nicht hören. Sie konnten sie nicht sehen. Nicht einmal Ismay. Sie ließ ihre Hände an ihre Seiten sinken, als seien sie verletzt worden.

»Die Schiffsbauer wußten es sofort«, sagte Ismay, »aber dem Kapitän mußte man es erklären und selbst dann glaubte er es nicht.«

Sie wandte sich vom Fenster ab. Er sah sie nicht an, aber mit den Worten war sie gemeint. »Sie können mich sehen«, behauptete sie.

»O ja, ich kann Sie sehen«, erwiderte er und trat von der Bahre zurück. Sie hatten das Blut abgewaschen. Sie hatten ein Laken bis zu ihrer Brust hinaufgezogen und ihre Hände darüber verschränkt, um die Wunde zu verbergen. Natürlich konnten sie sie nicht sehen, während sie durch die Flure streifte und ihre Stimmen übertönte, um gehört zu werden. Natürlich konnten sie sie nicht hören. Sie war hier, war die ganze Zeit hier gewesen, die nutzlosen Hände über ihrer bewegungslosen Brust verschränkt. Natürlich konnte sie die Tür nicht öffnen.

Ich kann Caroline nicht retten, dachte sie und suchte sie unter den Frauen, aber sie waren alle fort. Sie haben sie doch noch in die Boote gebracht.

Ismay stand am Seance-Tisch und beobachtete sie. »Wir sind auf einen Eisberg gelaufen«, sagte er mit einem leichten Lächeln.

»Mörder«, rief Amy.

»Ich kann Sie nicht hören, wissen Sie. Was Sie sagen, kann ich manchmal erkennen, indem ich Sie beobachte. Das Wort ›Mörder‹ kommt ganz deutlich bei mir an. Aber meine Liebe, Sie geben überhaupt keinen Laut von sich.«

Sie blickte auf ihren Körper hinunter, in ihr ruhiges Gesicht, das nie mehr einen einzigen Laut von sich geben würde.

»Die Toten geben einen Laut von sich«, sagte Ismay. »Wie ein

untergehendes Schiff. S.O.S. S.O.S.«

Amy blickte auf.

»Oh, meine Liebe, ich sehe, daß Sie jetzt noch hoffen. Ist die menschliche Seele nicht ein störrisches Ding? S.O.S. Save our Ship. Stellen Sie sich vor, Sie geben eine solche Botschaft durch, wenn das Schiff nicht mehr gerettet werden kann. Die *Titanic* war in dem Moment tot, als sie den Eisberg rammte, so wie Sie in dem Moment tot waren, nachdem ich Sie bei ihrem Gebet entdeckte. Aber es dauert einige Zeit, um unterzugehen. Und bis zuletzt bleibt der Bordfunker an seinem Posten und sendet Botschaften, die niemand hören wird.«

Es gab etwas, das er in seinen Worten verbarg, etwas über Caroline.

»Es ist offensichtlich ein wirklicher Laut, wenn die sterbenden Zellen ihre gespeicherte Energie freisetzen, obwohl ich vorziehe, es so zu betrachten, daß die sterbenden Zellen ihre letzte Hoffnung aufgeben. Er bewegt sich tief im Infraschallbereich, deshalb ist sein Nutzen begrenzt. Die reizende Debra und ein paar verborgene Lautsprecher sind auf lange Sicht viel brauchbarer. Aber er ist nützlich für Seancen, obwohl seine Wirkung nicht immer so spektakulär ist wie in ihrem Fall.«

Er hatte unter den Tisch gegriffen. Der vordere Schornstein kippte ins Wasser, versprühte Funken. Ein ohrenbetäubendes Krachen war zu hören, als er umstürzte, und dann die Schreie. Für einen längeren Augenblick ragte das Schiff fast senkrecht mit einem Ende gegen den Himmel auf, dann kippte es und begann anfangs langsam, dann immer schneller ins Wasser zu gleiten.

Sie durfte nicht zulassen, daß er das mit ihr tat. Er hatte vorher etwas darüber gesagt, daß Sie gebetet habe, als er sie umbrachte. Er glaubte, sie habe unter dem Tisch gekniet, um zu beten, aber das stimmte nicht. Sie suchte Caroline.

Er drehte das Geräusch ab. »Der Frequenzbereich ist, wie gesagt, sehr beschränkt, und der Bordfunker auf der *Californian* machte um Mitternacht Feierabend, fünfzehn Minuten bevor der erste Notruf eintraf.«

»Die *Carpathia«,* sagte Amy.

»Ah, ja«, bestätigte Ismay. »Die *Carpathia.* Es stimmt, daß die Polizei einige Male an meiner Tür war, aber sie irrten im Flur nur eine Stunde oder so zwischen Eisbergen von Entschuldigungen und dummen Erklärungen umher und dann gingen sie weg und dachten wohl, sie seien nicht am richtigen Platz. Sie konnten in der Zeit noch nicht einmal ein Wrack finden.«

»Caroline«, flüsterte Amy.

»Meinen Sie, ich sei so verrückt, die Polizei von ihr herführen zu lassen? Nein, sie wird nicht in der Lage sein, sie überhaupt irgendwo

hinzuführen«, erwiderte er aus einem Mißverständnis.

Ich darf mich nicht von ihm ablenken lassen, dachte Amy. Etwas war mit Caroline. Etwas Wichtiges. Er hatte sie bei ihrem Gebet umgebracht. Bei ihrem Gebet. »Warum haben Sie mich umgebracht?« fragte sie, ohne sich anzustrengen, ihre Worte deutlich genug zu bilden, daß er sie ablesen konnte.

»Aus dem banalsten aller Gründe«, erklärte er. »Ihr Mann hat mich dafür bezahlt. Sieht so aus, als wollte er die reizende Debra. Haben Sie geglaubt, ich sei eitel genug, um Sie umzubringen, weil sie versucht haben, meine Tricks herauszufinden? Weil Sie unter meinem Seance-Tisch herumgeschnüffelt haben wie ein Kind, das nach Erklärungen sucht?«

Er hat Caroline unter dem Tisch nicht gesehen, dachte sie. Er weiß nicht, daß sie gesehen hat, wie ich umgebracht wurde. Aber das bedeutete etwas, sie wußte nur nicht, was.

»Er hat mich auch für Caroline bezahlt«, fuhr er fort und wartete auf ihren Gesichtsausdruck.

»Das würde ich nicht zulassen«, sagte Amy.

»Nicht? – Meine Liebe, Sie geben noch immer nicht die Hoffnung auf, was? Ich könnte ihren Körper als einen Altar benutzen, um ihre geliebte Caroline darauf umzubringen, und Sie könnten nicht einen Finger rühren, um mich daran zu hindern.«

Er hatte am Seance-Tisch gestanden. Nun sah sie, daß er lässig an der Tür lehnte. »Das Ende ist schon sehr nah. Ich würde gern bleiben und zusehen, aber ich muß Caroline suchen. Machen Sie sich keine Sorgen«, schloß er. »Ich werde sie finden. Die Rettungsboote sind alle fort.« Er schloß die Tür.

Er hat nicht gesehen, daß sie sich unter dem Tisch versteckte, als er mich ermordete, dachte Amy, und der nächste Gedanke folgte wie von selbst, erbarmungslos. Sie versteckt sich noch immer dort.

Ich muß die Tür abschließen, kam ihr in den Sinn, und sie watete durch das schrägliegende Zimmer darauf zu. Das Schloß lag schon unter Wasser, und sie mußte die Hand eintauchen, um es zu erreichen, aber als ihre Hand es ertastete, bemerkte sie, daß es überhaupt nicht das Schloß war. Sie hatte ihre eigene starre Hand berührt. Sie hatte sich keinen Zentimeter bewegt.

Das Ende muß schon sehr nah sein, dachte sie, denn ich habe keinen Funken Hoffnung mehr. »S.O.S.«, schrie sie mitleiderregend. »S.O.S.«

Sie stand ganz aufrecht neben ihrem Körper, ohne ihn zu berühren, und anfangs war die leichte Schlagseite nicht spürbar, aber nach langer Zeit streckte sie die Hände aus, als müßte sie sich abstützen, und ihre Hände drangen in die Hände ihres Körpers ein, und sie stürzte …

Caroline ließ die Polizisten herein. Sie hatten einen Durchsuchungsbefehl. »Sie haben meine Mami umgebracht«, sagte Caroline deutlich, ohne eine Spur von Tränen, und führte sie zu dem Leichnam.

»Ja«, sagte der Kapitän, als er Amy das Laken übers Gesicht zog. »Ich weiß.«

»Ich fürchte, hier hat sich eine Tragödie abgespielt«, sagte Ismay, der ins Zimmer kam. »Die Mutter des kleinen Mädchens …«

»… ist umgebracht worden«, unterbrach der Kapitän. »Als sie vor diesem Tisch kniete. Und die Hände vor ihrer Brust verschränkte.« Carolina saß still hinter dem Stuhl und sah zu. Amys Lippen bewegten sich, als bete sie. Der plötzliche Ausbruch von Blut unter ihren Händen, und Caroline wich zur Wand zurück. Tränen schossen ihr in die Augen. »Umgebracht von Ihnen«, erklärte der Kapitän.

»Das können Sie unmöglich wissen«, sagte Ismay.

Jim lief herein. Er sank vor Caroline auf die Knie und drückte sie fest an sich. »Oh, meine Caroline, sie haben sie umgebracht!« schluchzte er. Caroline entwand sich ihm und ging zum Kapitän, um sich von ihm an der Hand nehmen zu lassen.

»Es hat keinen Sinn«, sagte Ismay. »Sieht so aus, als hätten diese Herren eine Botschaft empfangen.«

»Caroline!« rief Jim und bewegte sich drohend auf sie zu. »Was hast du ihnen erzählt?«

»Caroline hat ihnen überhaupt nichts erzählt«, erklärte Ismay. Er griff unter Jims Jacke in seine Hemdtasche und holte das Arzneifläschchen heraus. Er gab es Caroline. »Du bist gerettet worden«, sagte er ihr. »Alle Kinder in der ersten Klasse sind gerettet worden, außer der kleinen Lorraine Allison, die erst sechs Jahre alt war. Aber du heißt nicht Lorraine. Du heißt Caroline.« Er blickte zum Kapitän auf. »Und sie sind, vermute ich, Kapitän Rostron.«

»Wer hat eine Botschaft geschickt?« rief Jim hysterisch. »Wie?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Ismay ruhig. »Ich bezweifle sogar, ob es diese vorzüglichen Polizeibeamten wissen, ungeachtet ihres Durchsuchungsbefehls und ihrer Vertrautheit mit den Umständen des Verbrechens. Aber ich würde wetten, ich kenne die Botschaft.« Er betrachtete das Gesicht des Kapitäns. »»Kommen Sie sofort. Wir haben einen Eisberg gerammt.««

Originaltitel: ›Distress Call‹ Copyright © 1984 by Connie Willis
(erstmals erschienen in ›The Berkley Showcase of SF and Cash Crop‹)
mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne

Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael K. Iwoleit
Illustriert von Jobst Teltschik

Erik Simon
Elementarsonette

1
Wasser

Der Regen rinnt, die Flüsse schwellen an,
die ersten Keller stehn schon unter Wasser;
man wohnt jetzt im Parterre wohl etwas nasser,
was uns im Dachgeschoß nicht kümmern kann.

Die Tageszeitung droht der Wasserflut,
die schon beginnt, den zweiten Stock zu netzen,
als nächstes schwere Technik einzusetzen,
wie sie's in solchen Fällen immer tut.

Kein Grund zur Panik! Vierzig Tage nur
– sagt die Regierung –, dann fließt alles ab,
man lese nach in Moses' erstem Buche.

Die Schiffahrtslinien melden Konjunktur,
der Platz auf unserm Dach wird langsam knapp,
und Nepal hat die meisten Staatsbesuche.

2
Feuer

Die Sonne bricht nach grauen Regentagen
zum ersten Male durch das Wolkenmeer;
der letzte Sommer scheint so lange her,
da mag man nicht nach Maß und Nutzen fragen.

Nach jedem Sonnenstrahle drängt man sich,
wer immer Zeit hat, bräunt sich jetzt am Strand.
Zwei Drittel haben einen Sonnenbrand,
das andre Drittel einen Sonnenstich.

Das Korn verdorrt, und Wälder brennen nieder.
In allen Städten wird das Wasser knapp,
selbst in den Kühlseen mancher Kernkraftwerke.

Kaum kriegt man je genug an Strahlen ab –
nichts auszulassen, ist ja unsre Stärke,
und so ein Sommer kommt vielleicht nie wieder.

3
Luft

Ein Wind kommt auf, ein Hauch nur, kaum zu spüren,
jedoch uns war ja Stärke Null versprochen.
Ein nicht geplanter Wind ist ausgebrochen!
Das muß zu Gegenreaktionen führen.

Zuerst entlarvt man diesen Wind als fremd
und schafft mit Mauern windgeschützte Zonen,
damit darin die Windbekämpfer wohnen.
Nun weht er stärker, wo kein Wall ihn hemmt.

Man muß das Übel bei der Wurzel fassen
und fortan keine Drachen steigen lassen –
man weiß ja: Wind weht dort, wo Drachen sind.

Daß Ziegel fallen von den Dächern droben,
beweist noch längst nicht, daß da Stürme toben;
hier unten spürt man höchstens etwas Wind.

4
Erde

Die Erde bebt, Gebirge stürzen ein
und Brücken, die Gewässer überspannten;
im letzten Urwald fallen Baumgiganten,
und in den Städten bersten Stahl und Stein.

Vulkane brechen machtvoll aus und schicken
aus ihren Schloten Staub und Schwefelgase,
die mischen sich hoch droben mit der Masse
von jenen aus den Schloten der Fabriken.

Die großen Ströme ändern ihre Bahn,
und Risse klaffen immer tiefer, breiter
im endlosen Asphalt der Straßenbänder.

Tsunamis überfallen Küstenländer.

Nicht wir, die Erde bebt im Fieberwahn;
sie bebt vor Angst. Wir aber machen weiter.

5
Der Staub

In Sonnenstrahlen tanzt er ohne Schwere,
und wo ihn Strahlen treffen, strahlt er auch.
Er füllt die Luft, ihn trägt der feinste Hauch
in weite Fernen über Land und Meere.

Das Wasser spült ihn fort, und dennoch könnte
man ihn gewiß in jedem Tropfen finden.
Ihn kann der stärkste Wind nicht überwinden:
den Staub, das Element der Elemente.

Die Erde, schwerer zwar, doch ihm verwandt,
bedeckt er, und er bleibt als Asche liegen,
wohl glühend, doch im Feuer nicht verbrannt.

Nichts gibt es, das ihn zu vernichten droht;
er ist wie wir: Er ist nicht totzukriegen
in alle Ewigkeit. Er ist schon tot.

Copyright © 1988 by Erik Simon

Werner Künzel
Gottfried Wilhelm Overdrive: Leibniz im Cyberspace

»Der Himmel über Hannover hatte die Farbe eines Fernsehers, der auf einen toten Kanal eingestellt ist.«

Vor zwei Tagen erst war die heißeste Software aus dem Sprawl eingetroffen, die Schloer-Connection brachte den genialsten Eisbrecher der Zunft. Leibniz schob die Diskette in den Schlitz und setzte sich die E-troden auf: Gebannt beobachtete Sophie-Charlotte seine Aktionen. Der Griff zum Ono-Sendai, auf dem Monitor flimmern die ersten abstrakten Muster. Sie will mit, hat ihr Paar E-troden schon am Kopf. Die gemeinsame Reise kann beginnen. Schloers Software zieht voll rein, die Bilder flimmern nicht länger mehr über den Schirm, sie gerinnen zu Raum, innen und außen. Der Horizont wird sichtbar, die Skyline der allmächtigen Vatikan-Archiv-Corporation, Schatzhaus aller Datenmaterialien die je gejagt und gesammelt wurden, drohende Wolkenkratzer im Cyberspace, erratische Blöcke, ein babylonischer Turm, fensterlos …

Doch jetzt öffnet sich das Netz vor ihnen: lichtfunkelnde Bahnen, Mondrian-Crossroad, verlockende Wege zwischen Datenbanken voller Geheimnisse, Highways für Datentransfer und experimentelle Trips. Leibniz hämmert die Zielkoordinaten in die Tastatur, Fingerwirbel auf dem Keyboard, rasender Perspektivenwechsel im Space. Eine neue Skyline beherrscht den Horizont, die mächtige Royal-Academie taucht auf, internationaler Multi der Science-Produktion am Westrand der Kolonie Europa. Kilometerdickes Eis türmt sich auf, Sophie-Charlotte schreit erschrocken. Der Eisbrecher wühlt sich ein, Schloers Deal war ok, das Programm kommt auf Touren, bald ist der erste Code geknackt. User Status, wir brauchen den User Status, um reinzukommen. Simulation berechtigter Zugriffe, Anfragen, Returncodes, hexadezimales Chaos.

Cool bleiben, Sophie-Charlotte, von Angst gepackt, will raus. Leibniz hat jetzt keine Zeit für anderes, er braucht das eine Break. Noch ist er allein im Netz, vom Sys-Op Thurn und Taxis keine Spur weit und breit. Das schwarze Eis scheint plötzlich zu vibrieren, ein Gegenschlag, tödliches Rollback? Hilfe ist nötig; was gäbe er darum, wenn jetzt ein erfahrener Consol-Cowboy an seiner Seite wäre,

Athanasius Kircher! Oder besser noch eine ROM-Unterstützung: die AI/KI der Raymundus-Lullus-Flatline (Turing-Nr. 0001) …

Rauschen im Netz, die Royal wankt, nur kein Eingreifen der alten Feinde, Lady Tessier-Ashpool, gefürchtet wegen ihrer unerbittlichen Archive. Leibniz oben auf der Liste ihrer Rache, nachdem er die Verschwörung von ›Freeside‹ aufdecken konnte! Doch Lady 3Jane bleibt fern. Und dann ist er endlich drin, die Royal-Academie liegt vor ihm wie eine geöffnete Konservendose, Campbell Campbell Campbell. Alles da, das Geheimste vom Geheimen, Forschungsergebnisse und Methoden, die Patente von Sendai oder Maass-Biolabs, ein grandioses Angebot, Saison-Schlußverkauf in Chiba-City, alchimistischer Karneval im Sprawl. Einen Schritt noch Cowboy, – Leibniz zittert, wo sind die Zahlenkolonnen, die Funktionen, die er sucht? N wie Newton, das Daten-Labyrinth mit alphanumerischer Ordnung, Topographie des Wissens im Meer von 0 und 1.

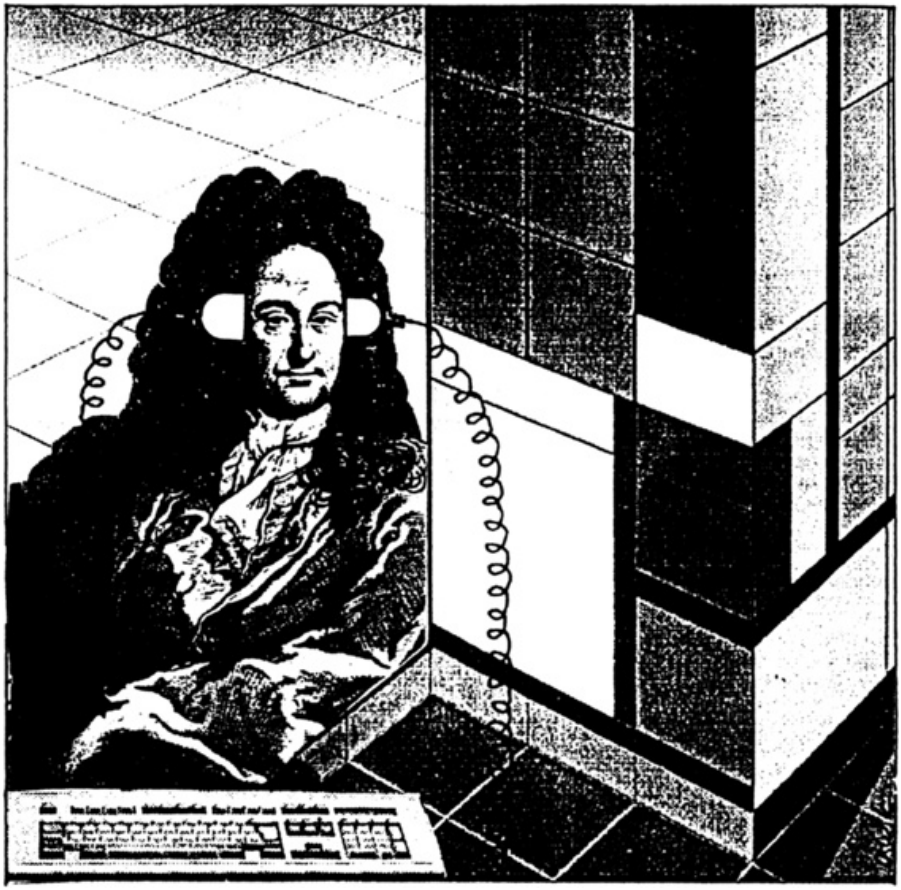
Konrad ist plötzlich hinter ihm, ein Bote aus Trysteros' Reich, Experte für kontinentale Reisen im Netzwerk, kennt alle Tricks und Interfaces. Leibniz greift erleichtert in die Tasten, Konrad summt seinen Standard-Hit:

»… tape my head and mike my brain,
stick that needle in my vein …«

(Die beiden hatten vor langer Zeit einen gemeinsamen Deal für Richard Wharfinger durchgezogen: In der Szene bekannt als die Legende ›The Courier's Tragedy‹, ein Deal, der absolut erfolgreich verlief, nicht ohne schmerzhafte Spuren im System von Thurn und Taxis zu hinterlassen …)

Jetzt geht's gemeinsam zum heißen Kern des Speichers: N wie Newton, der Sektor ist markiert, eine hastige Suche beginnt. Infinitesimalrechnung und Fluxionsrechnung, Leibniz muß wissen, was Newton macht, wie weit er schon gekommen ist. Alles verschlüsselt, chiffrierte Formeln, verzerrte Kurven, kryptische Integrale. Anagramme verbergen die Matrix, neu lesen, kombinieren, verwerfen und wieder von vorn beginnen. Lektüre in Schleifenform, ohne Endebedingung, die Lösung ist kein Resultat von Auszählbarkeiten. Konrad wird ungeduldig, er schielt bereits zu anderen Sektoren: P wie Pascal, S wie Schickard, die ersten Rechenmaschinen, hier unter Verschluß: Binäres Museum der Technologien. L wie Leibniz, wo ist der Katalogeintrag? Zerstöre den Katalog und du vernichtest die Bibliothek! L wie Leibniz ist verschwunden, ausradiert – blockiert? Konrad begreift es als Erster (die hohe Schule des Netzes), er gibt Leibniz den entscheidenden Tip: Du selbst! Zu spät. Die Systemabwehr ist ausgelöst, Kontrollvorgänge

starten, Sperren verbarrikadieren alle Ausgänge. Kein Entkommen. Das Netz ist dicht, sie zappeln in der Falle. Ein höhnisches Gelächter wabert durch den Raum: Lady 3Jane mit Thurn und Taxis! Die alte Verschwörung, wer regiert das Netz, wer herrscht über die Archive …



Charlotte fliegt als erste raus, widerstandslos, lethargisch. Leibniz kämpft, konzentriert sich auf Abwehrmaßnahmen, probiert schnell wechselnde Strategien, Simulationen von Fluchten, Ausweichmanöver, ägyptische Pläne. Nur weg vom schwarzen Eis, Konrad driftet davon, schnelles Fading, und schon verliert Leibniz seinen Halt. Das hämische Gelächter schwillt an: Kein Gedanke mehr an Newton, Leibniz liefert seine Abwehrschlachten im feindlichen Netz. Dann: Totenstille, Ausbleichen des Raumes, Metamorphose aller Strukturen, Geometrie haltloser Verwandlungen, Kaleidoskop der Farben. Welcher Befehl stoppt das Ganze? Wer ruft das mächtige Halt? Konrad taucht plötzlich ab. Der Raum verwandelt sich zum reißenden Strudel, Leibniz fühlt wachsenden Schwindel, er läßt das Deck aus den Händen gleiten. Dann die Stimme aus dem Off:

»Dieses Interface war nur für Dich da. Es war der Slot Nr. 49. Ich gehe jetzt und sperre ihn. Hinter seinem Port liegt des Ende der Parabel.«

Leibniz spürt einen harten Cut … Fläche … Blackout … Sophie-Charlotte sitzt total erschöpft am Boden, hinter ihren

Augenimplantaten von Zeiss-Ikon läuft ein schöner Traum: Tally Isham/Berninis Therese, sie will werden wie diese Frau, der neue Star der barocken SimStim-Welt von Sense/Network.

»… a Silicon chip in her head was switched to overload …«

Copyright © 1990 by Werner Künzel
(erstmals erschienen in Werner Künzel/Peter Bexte,
›Gottfried Wilhelm Leibniz Barock-Projekte.
Maschinenwelt und Netzwerk im 17. Jahrhundert‹,
Verlag Werner Künzel, Holsteinische Str. 37/1, 1000 Berlin 31)

Kurt Bracharz
Die intelligente Küche

Das Bier war mal wieder alle. Ich hatte einen langen Fernsehabend vor mir, zuerst die Landesrundschau, dann die Tagesschau, dann die dritte Folge der Familienserie auf dem Ersten, anschließend den Auslandsreport auf dem Zweiten, zwischendurch eine Wissenschaftssendung auf ARD, später der Club 2, und, wenn dann noch Zeit blieb, die Nachtgedanken, die Spätnachrichten und die Programmvorschau. Dafür brauchte ich mindestens zwei Sechserpacks, und der Kühlschrank war vollkommen leer, was Alkohol betraf. Sonst war genug Zeug da, das ich demnächst mal wegwerfen mußte, weil es nicht mehr so recht appetitlich war. Beispielsweise waren sowohl die Edelschimmelkäse und auch die Rotschmierkäse von einem grüngrauen Rasen überzogen. Dabei handelte es sich zwar um Schimmel, aber vermutlich um einen, der die Vorsilbe ›Edel‹ nicht verdiente. Ein einsames Yoghurt war so aufgetrieben, daß es vielleicht bald platzen würde, und das Gemüse sah schlapp und verfärbt aus. Ich kaufe einmal pro Woche groß ein und schmeiße am Ende der Woche alles weg, was nicht den Weg in meinen Magen gefunden hat. Es gäbe natürlich ökonomischere Möglichkeiten der Hauswirtschaft, aber das ist eine Sache, auf die ich nicht viel Gedanken verschwenden mag.

Also schlüpfte ich in die Schuhe und machte mich auf den Weg zum Supermarkt, der gottlob nur fünf Minuten von meiner Wohnung entfernt ist, so daß ich nur dann das Auto nehmen muß, wenn ich ein paar Bierkisten zu transportieren habe.

Für die Tageszeit – später Nachmittag – war der Supermarkt reichlich voll. Ich holte meine beiden Sechserpackungen Altbier und stellte mich dann in die Reihe vor der einzigen offenen Kasse. Zwei andere Kassiererinnen waren zwar da, hielten aber ihre Zugänge geschlossen, was mir ein bißchen merkwürdig vorkam, weil die Schlange an der offenen Kasse schon recht lang war. Es gab noch mehr Merkwürdigkeiten: nach einer Weile schien es mir, als würde ich beobachtet. Ein Typ in einem weißen Arbeitsmäntelchen, der mir ganz nach Geschäftsführer oder sowas aussah, starrte mich an. Die Kassiererin betrachtete mich, während sie die Preise eintippte. Die beiden anderen Frauen sahen mich an, während sie so taten, als rechneten sie etwas auf Streifen, die sie aus ihren Kassen zogen.

Dann erschien eine Blasmusik. Sechs Mann, eine Trommel, zwei Trompeten, zwei Posaunen, eine Tuba, eine Klarinette. Die

Musikanten, fünf Männer und eine Frau an der Klarinette, kamen von draußen in den Supermarkt hereinmarschiert und stellten sich vor der Kasse auf. Die Kunden in der Schlange glotzten. Der Geschäftsführer beobachtete mich. Da ich heute nichts geklaut hatte, erwiderte ich frech seinen Blick, worauf er ihn senkte. Das gab mir zu denken.

Wie immer, wenn ich in der Schlange vor einer Supermarktkasse stehe, gab es eine Verzögerung. Entweder kommen irgendwelche Schülerinnen von der Haushaltsschule, die ihre Einkäufe nicht bar bezahlen, sondern in einem Heftchen abrechnen lassen, mit dem die Kassiererin dann lange beschäftigt ist, oder der Zahlstreifentransporter klemmt und die Kasse muß repariert werden, oder jemand hat zumindest fünf Waren ohne Preisauszeichnung, von denen die Kassiererin die Preise nicht auswendig weiß. Diesmal gab es einen Disput mit einer kleinen dicken Frau vor mir, die auf ein Lockvogelangebot des Supermarkts hineingefallen war und sich jetzt herumzustreiten begann, statt die Ware einfach zurückzuschmeißen. Mir war das im Grunde gleichgültig, weil ich es nicht eilig hatte, aber der Geschäftsführer, die Kassiererinnen und die Blasmusik wirkten genervt.

Als der Streit endlich beigelegt war und ich mit meinen zwei Sechserpacks an die Kasse trat, legte die Blasmusik los, der Geschäftsführer trat auf mich zu, die Kassiererin grinste mich breit an, und ich erfuhr, daß ich der zehntausendste Kunde dieses Saftladens war. Ich bekam ein fürstliches Geschenk, wie sich der Geschäftsführer ausdrückte, der meine Antwort, ich sei aber gar kein Adeliger, als Witz auffaßte. Die Blasmusik spielte irgendein Humtata-Stück und ich wurde von einem wieselflink herbeigeeilten Fotografen dabei aufgenommen, wie ich ein Kuvert entgegennahm, das mein angeblich fürstliches Geschenk enthielt.

Ich öffnete es und entnahm ihm einen Gutschein für eine Küche der Firma Heitekkuck.

Eine Küche war so ziemlich das letzte, was ich brauchte, aber einem geschenkten Gaul schaut man nicht unter den Schwanz, also lächelte ich, während der Fotograf eifrig weiter knipste. Dann erwarb er noch das Recht an den Bildern, indem er mich auf einem Revers unterschreiben ließ, und ich erfuhr, daß die Fotos in einer Anzeigenserie der Supermarktkette verwendet werden würde, wogegen ich nichts hatte.

Schließlich ließen sie mich gehen, nachdem ich noch ein Glas indiskutablen roten Sekt mit ihnen getrunken hatte, und ich brachte mein Bier nach Hause. Als ich die ersten Sechserpacks in den Kühlschrank gestellt hatte, sah ich mich in meiner Küche um und machte mir Gedanken. Eine neue Küche brauchte ich so dringend wie einen zweiten Blinddarm, das war schon klar. Meine Frage, ob ich sie

in Geld ablösen könnte, war negativ beantwortet worden. Heitekkuck produzierte sogenannte ›intelligente Küchen‹, was auch immer das war. Falls meine Küche eine dumme war, paßten wir gut zusammen, jedenfalls waren wir immer gut miteinander ausgekommen. Andererseits war in meiner Küche alles alt und dreckig. Das hatte mich zwar nie gestört, aber warum sollte ich nicht eine neue Küche akzeptieren? Zumindest eine Zeitlang würde sie neu und sauber sein, und das war ja nichts direkt Unangenehmes.

Ich rief am nächsten Tag bei Heitekkuck an und machte einen Liefertermin aus. Dann ging ich zu meinem Hausmeister und sagte ihm, ich hätte eine Küche zu verschenken. Das interessierte ihn lebhaft, denn er kannte eine arme Familie, die sie gerne übernehmen würde. Ich wußte, daß er sie ihnen nicht schenken, sondern verkaufen würde – so gut kannte ich ihn schon lange –, aber das war nicht mein Problem, Hauptsache, ich wurde die alte Küche los.

»Ich muß eine Woche lang verreisen. Hier sind die Schlüssel für meine Wohnung. Sie sollten die alte Küche bis Donnerstag ausgebaut haben, denn dann kommt die neue. Ich wär Ihnen dankbar, wenn Sie den Einbau der neuen ein wenig überwachen könnten, wenn ich schon nicht selber da sein kann.«

Der Hausmeister war ganz begeistert von diesem Vorschlag. Wahrscheinlich verwendete er meine Wohnung in meiner Abwesenheit als Liebesnest mit seiner Freundin, vermietete sie an Pokerrunden und was es sonst noch für Möglichkeiten gab, aber solange ich davon nicht direkt tangiert war, nahm ich das gleichmütig hin. In meiner Wohnung gibt es so gut wie nichts Persönliches, so daß es gleichgültig ist, ob sich Fremde darin aufhalten oder nicht.

Ich verreiste also eine Woche lang. Meinem Beruf des Übersetzers kann ich dank meines sehr guten Laptops überall nachgehen, in Hotelzimmern ebenso wie im Freien, sofern es warm genug für die Batterien des Geräts ist. Ich fuhr nach Luzern und verbrachte eine nette Woche in gemütlichen Beizen, mit Bergwanderungen, Fahrten mit der Pilatusbahn und mit Dampfern auf dem See. Als ich nächsten Montag wieder nach Hause kam, läutete ich beim Hausmeister.

»Und, habe ich jetzt eine neue Küche?« fragte ich ihn. Er nickte und meinte: »Ihre alte war ganz schön verdreckt, kann ich Ihnen sagen. Eine Zeitlang haben wir uns gefragt, ob wir nicht einen Herrn vom Naturwissenschaftlichen Museum kommen lassen sollten, ich glaub nämlich nicht, daß alle Insektenarten, die hinter Ihrem Mistkübel herauskamen, der Wissenschaft schon bekannt sind.«

Ich gab dem Hausmeister für seine Bemühungen um die Reinigung und den Aus- und Einbau der alten beziehungsweise neuen Küche ein erkleckliches Trinkgeld und ging in meine Wohnung, die intelligente Küche anzustaunen.

Man sah ihr die Intelligenz nicht an, sie sah aus wie jede andere Küche, kam mir zumindest bei der ersten Inaugenscheinnahme vor. Die Farbe gefiel mir nicht unbedingt, aber ich würde mich daran gewöhnen. Da der Kühlschrank leer war, ging ich in den Supermarkt, dem ich die leere Küche verdankte, und kaufte zwei Sechserpack Altbier, ein bißchen Wurst, Brot und Käse sowie Gewürzgurken, Mixed pickles, Dosenspargel und einige Fischkonserven.

Es dauerte ein paar Tage, bis zum erstenmal etwas passierte, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Ich war wenig zu Hause gewesen, hatte ein paarmal im Gasthaus oder bei Freunden gegessen und stellte gegen Ende der Woche fest, daß die Wurst immer noch im Kühlschrank lag, mittlerweile aber ein bißchen grün aussah.

Ich suchte also den Abfallkübel und fand ihn auf der Innenseite der Tür unter der Spüle. Nachdem ich die Wurst hineingeworfen und die Tür geschlossen hatte, was automatisch auch den Deckel des Kübels verschloß, sagte eine sonore, wenn auch etwas ausdrucksarme Stimme: »Jeden Tag verhungern 40.000 Kinder; das sollte man bedenken, wenn man Lebensmittel wegwirft.«

Ich blickte um mich, wie es wohl jedermann in meiner Situation getan hätte. Es war niemand da. Litt ich an Gehörshalluzinationen? Es gab keinen Grund dafür. Ich trank zwar viel Bier, aber so viel nun auch wieder nicht. Ich nahm auch keine anderen Drogen, zumindest nicht regelmäßig. Im übrigen sind Gehörshalluzinationen typisch für tierische Drogen, und fast alles, was man zu kaufen kriegt, ist pflanzlicher Natur und drückt eher auf die optischen Tasten. Also, was war das gewesen? Ich öffnete noch mal die Tür zum Abfallkübel und schloß sie wieder. Diesmal hörte ich nichts außer den üblichen Geräuschen. Schön, hatte ich mich eben geirrt.

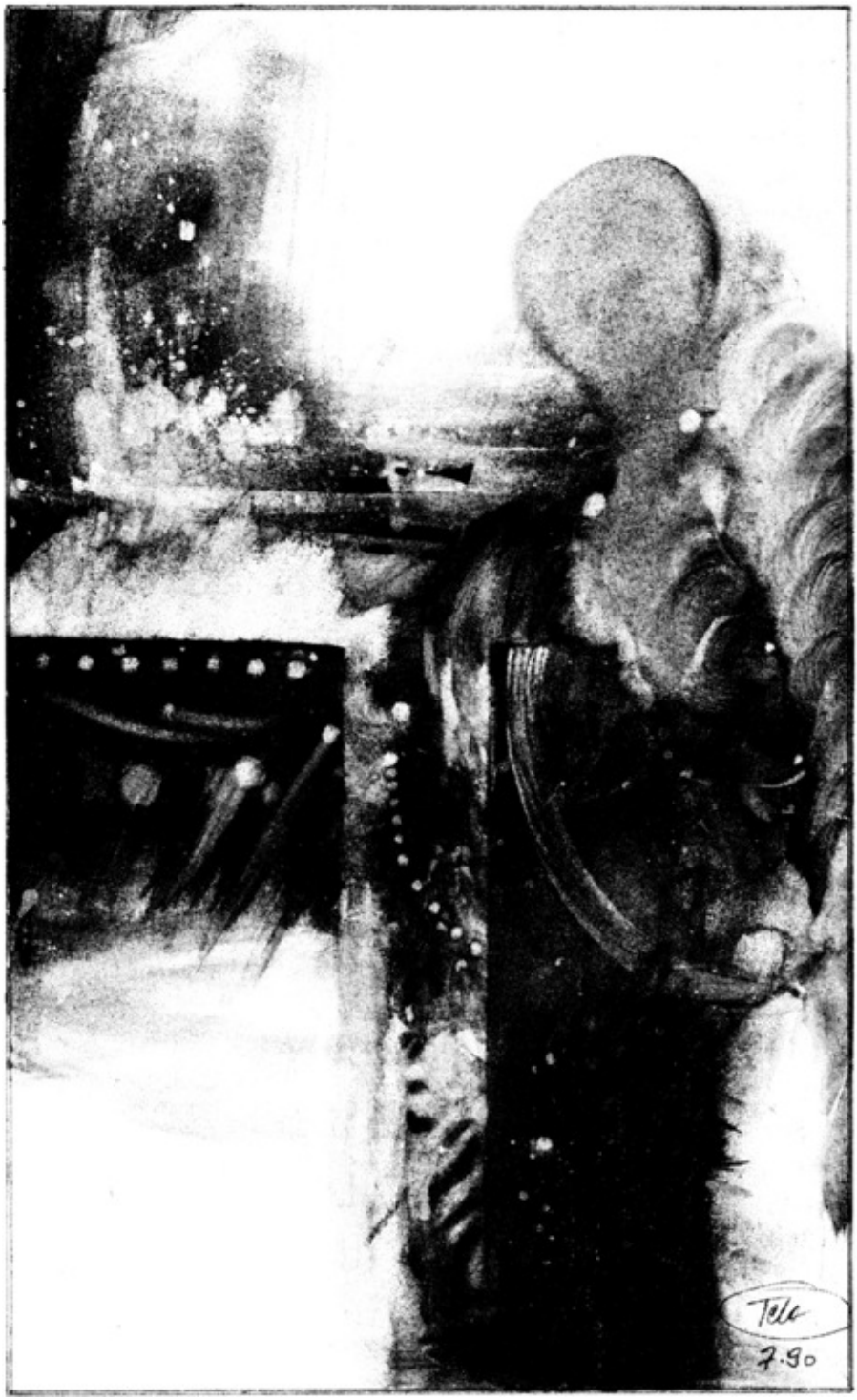
Am nächsten Morgen frühstückte ich zum erstenmal seit Tagen zu Hause. In der letzten Zeit war ich immer nach dem Aufstehen gleich weggegangen und hatte irgendwo in einem Restaurant einen Kaffee gekippt. Aber am Vorabend hatte ich Eier, Speck, Butter und noch ein paar Dinge gekauft, die zu einem ordentlichen amerikanischen Frühstück gehören. Die nahm ich jetzt aus dem Kühlschrank und freute mich auf den pechschwarzen bitteren Kaffee dazu, als eine Stimme, ähnlich der vor ein paar Tagen, aber tiefer, sagte: »Denk an deinen Cholesterinspiegel.«

Ich setzte mich an den Küchentisch und sagte mir, das Beste sei es, ganz ruhig zu bleiben, und durch eine überlegte Analyse herauszufinden, was hier eigentlich vorging. Stimmenhören gilt als eines der ersten Zeichen eines schizophrenen Schubes. Schnappte ich über?

Als Kind eines naturwissenschaftlichen Zeitalters entschloß ich mich zu einem Experiment. Ich legte alles zurück, was ich aus dem

Kühlschrank genommen hatte. Es dauerte zwar länger, als ich gedacht hatte, aber tatsächlich meldete sich die Stimme wieder zu Wort, indem sie sagte: »Gut so.«

Schön. Das alles gab Sinn. Jemand sprach mit mir, und zwar Dinge, die in einem mehr oder weniger sinnvollen Zusammenhang mit meinen Handlungen in der Küche standen.



Ich verbrachte daraufhin einige Zeit mit Experimenten. Ich warf Restmüll in den Biomüllbehälter. Nach einigen Sekunden, die er offenbar zur Analyse brauchte, sagte der Mistkübel: »Mülltrennung ist

erste Bürgerpflicht.« Als ich den Restmüll wieder herausnahm, sagte er: »Danke.« Das Ganze spielte ich gleich noch mal durch, und der Mistkübel sagte genau dasselbe wie zuvor; allzu flexibel war er offenbar nicht programmiert.

Der Herd konnte auch sprechen. Das war ganz natürlich. Er warnte mich rechzeitig vor dem Überkochen der Milch, aber er fragte mich auch, ob die Portion, die ich kochte, nicht zu groß für eine Person sei. Da ich nicht annahm, daß er feststellen konnte, wie viele Leute im Raum waren, behauptete ich, ich hätte Gäste. Er fragte mich, wie viele, und ich erwiderte drei. Das akzeptierte er. Während ich die Portion aß, die er als angemessen für vier Personen ansah, betrachtete ich ihn.

Die ganze Sache gefiel mir nicht besonders. Ich wußte, daß die Franzosen früher Autos gebaut hatten, die einem durch ein Sprechmodul Anweisungen gaben und plötzlich mit Grabesstimme »Tanken« sagten, statt lieber ein Lichtchen aufblinken zu lassen, und angeblich hatte es auch einen Wagen gegeben, der einem bei Rotlicht ermahnte: »Bohr nicht in der Nase, du Schwein!«, aber vor alledem war man wieder abgekommen, weil die Produzenten feststellen mußten, daß die meisten Menschen zu arrogant waren, um von ihrem Auto belehrt werden zu wollen.

Nun versuchte offenbar jemand dasselbe mit Küchen. Ich warf einen Blick in die Betriebsanleitung, die man mir in Form von zwei dicken Aktenordnern mitgeliefert hatte und die ich bis dahin ignorieren zu können geglaubt hatte, und stellte fest, daß tatsächlich eine ganze Menge Funktion programmiert worden waren. Der Herd konnte mir Kochrezepte erzählen, wenn ich in bestimmter Weise an seinen Schaltern drehte und übernahm natürlich bei der Ausführung dieser Rezepte auch alle Zeiteinstellungen, die seiner Meinung nach notwendig waren, der Kühlschrank belehrte mich über Konservierung bei verschiedenen Temperaturen, der Mistkübel hatte alles über Mülltrennung, Abfallverwertung und Recycling parat, was in einem Speicher seiner Größe untergebracht werden konnte, der Kühlschrank erstellte fortwährend ein Inventar seines Inhalts und analysierte anhand von Geruchsmolekülen den Zustand der Waren (was ihn auch in die Lage versetzte, mir Ratschläge bezüglich der Dinge zu geben, die ich herausnahm), und so ging es weiter und weiter, die Küchenstühle erinnerten einen gegebenenfalls und gelegentlich an das Übergewicht, und der Küchentisch, zu dem den Designern sonst offenbar nichts eingefallen war, wünschte einem ›Mahlzeit‹ und konnte ein Tischgebet sprechen, wenn man ihn entsprechend programmierte. Offenbar hatten die Designer angenommen, daß diese Funktion nicht jedermann erwünscht sei, deshalb war sie nur als Option vorhanden.

In den nächsten Wochen versuchte ich mit alldem zu leben. Täglich wurde ich darüber belehrt, daß ich zu cholesterinreich aß, zuviel Alkohol trank, Übergewicht hatte, zu sehr schwitzte (der Kühlschrank hielt einmal meinen Buttersäureausstoß für Käse in seinem Inneren und teilte mir geschwätzig mit, daß Käse eigentlich in einem kühlen Keller aufbewahrt werden sollte, im Kühlschrank aber an Geschmack verliere) und anderes Ärgerliches mehr. Daß mir der Tisch immer freundlich ›Mahlzeit‹ wünschte und zuprostete, sobald ich das Glas aufhob, war dagegen nur ein sehr bescheidener Ausgleich.

Eines Abends kam ich ohnehin schon schlecht gelaunt heim, trat in die Küche und wurde mit der Bemerkung »Aha, angesoffen« empfangen. Es war nicht genau zu eruieren, woher sie kam, aber vermutlich aus den Geruchssensoren des Kühlschranks. Ich setzte mich an den Küchentisch und sagte laut: »Wenn ich das haben möchte, könnte ich ja gleich heiraten.«

Darauf schwiegen die Dinge, aber nach einer Weile sagte mein Stuhl: »Bei dem Übergewicht wäre eine Pearsons-Diät angebracht.«

»Schnauze«, sagte ich. Dann holte ich einen Sechserpack aus dem Kühlschrank. Der sagte zwar nichts, weil er vielleicht glaubte, daß ich wieder Gäste hätte, aber kaum hatte ich mich hingesetzt, bemerkte der Stuhl: »Bei 86 Kilogramm Körpergewicht geben sechs kleine Bier mehr als ein Promille. Und du hast schon mindestens eines, dem Luftalkohol nach zu schließen.«

Ich gab ihm keine Antwort. Ein Stuhl ist für mich kein Gesprächspartner. Ich rief meinen Freund Speedy an, einen Computerfreak. Er versprach mir, am nächsten Tag vorbeizuschauen. Ich verzog mich in mein unintelligentes Fernsehzimmer und schaltete meinen totalblöden Fernsehapparat ein, der sein volldebiles Programm herunternudelte. Ich füllte mich mit Bier ab und wartete darauf, daß morgen alles besser würde.

Speedy kam am nächsten Tag. Er suchte eine Weile herum und fand dann einen schwarzen Kasten hinter der Spüle. »Das ist die Zentraleinheit«, sagte er, »der Rest ist ein Kinderspiel.«

»Der Zugriff auf die Zentraleinheit kann zu irreparablen Schäden führen, jedenfalls erlischt jegliche Garantie«, meldete sich der Mistkübel ungefragt. Wir ignorierten ihn beide. Speedy öffnete den Kasten und ich ging einstweilen fernsehen. Eine Stunde später kam Speedy ins Fernsehzimmer, sagte »es müsse alles in Ordnung sein«, und sah sich mit mir das Bundesligaspiel an.

Am nächsten Morgen nahm ich Speck, Eier und ein Bier aus dem Kühlschrank. »Ein Bier am Morgen ist das Beste gegen einen Kater«, sagte der Kühlschrank höflich.

»Worauf du einen lassen kannst«, erwiderte ich unfreundlich und wußte, daß eine passende Antwort die technischen Möglichkeiten

eines Kühlschranks überstieg.

Ich braute mir einen tintenschwarzen Kaffee – »das macht munter«, sagte der Herd – und ließ mich ächzend auf meinen Stuhl sinken. »Allzu dünn ist auch nicht schön«, bemerkte der Stuhl.

»Gut gesagt«, erwiderte ich, vertilgte mein Frühstück und machte dann ein Experiment mit dem Mistkübel: ich nahm das etwas hart gewordene, aber an sich immer noch gut eßbare Weißbrot vom Vortag und schmiß es hinein.

»Jeden Tag verhungern 40.000 Kinder, das sollte man bedenken, wenn man Lebensmittel wegwirft«, sagte der Mistkübel, räusperte sich dann und setzte hinzu: »Die Zentraleinheit meldet, daß das Programm geändert wurde, aber auf diesen Teil hier gibt es keinen Zugriff, wenn nicht die Hardware ausgetauscht wird. Das ist im Sinne des Erfinders.«

Ich rief Speedy an, der sagte, er habe sich so etwas schon gedacht.

»Und was soll ich jetzt tun?«

»Wirf keine Lebensmittel weg und gewöhn dich an den Spruch des Mistkübels.«

»Gibt's keine dritte Möglichkeit?«

Speedy klang ein wenig verärgert, als er sagte: »Hör mal, ist diese Küche wirklich intelligenter als du?«

Das frage ich mich seither, wenn ich so dasitze, in meinem Essen herumstochere und zuhöre, wie der Tisch ständig: »Komm, oh Herr, sei unser Gast« undsoweiter intoniert, solange er einen Teller auf seiner Oberfläche spürt, weil es bei Speedys Bemühungen offensichtlich auch irgendeine Fehlschaltung gegeben hat, und der Mistkübel leise, aber beharrlich meinen Namen ruft – weiß der Teufel, von wem er ihn erfahren hat.

Copyright © 1991 by Kurt Bracharz

Kate Wilhelm
O homo, o femina, o tempora

Judson Rowe starrte auf den Bildschirm, wo schwarze Linien und Zahlen und Zeichen einander über den grünen Untergrund jagten wie Fußballspieler auf einem Kunstrasen. Die letzte Gleichung erschien, und der Tanz war zu Ende. Jeder Irrtum war ausgeschlossen. Er drückte die Taste für den Drucker und gaffte weiter dumpf die Gleichung an, die die Schönheit und Eleganz der Wahrheit besaß. Als der Drucker durchgelaufen war, sammelte er seine Disketten und den Ausdruck ein, schaltete das Terminal aus und stand auf; jetzt erst merkte er, daß er steif geworden war und Hunger hatte und seine Müdigkeit die Vermutung zuließ, daß er mehrere Nächte hintereinander nicht geschlafen hatte.

Benommen vor Erschöpfung verließ er das Labor und ging den stillen Korridor des Mathematiktrakts entlang und hinaus in die Kälte.

Plötzlich blieb er stehen. Ein kahler Baum unterbrach das Licht einer Straßenlaterne an der Ecke; kein Mensch war zu sehen. Er hörte Schritte und drehte sich um; ein Wachmann kam auf ihn zu.

»Wie lang steht dieser Baum schon dort?«

»Welchen Baum meinen Sie?«

»Den dort.«

Der Wachmann blickte zu dem Baum, dann zu Judson und wieder zu dem Baum. »Länger als es uns beide gibt, würde ich sagen.«

»Wahrscheinlich ist er mir noch nie aufgefallen«, murmelte Judson.

»So wird's sein. Wenn er die Blätter verliert, sieht er ganz anders aus, nicht?«

Judson wollte gerade zu der Frage ansetzen, welcher Monat sei, doch er schluckte die Worte hinunter und sagte statt dessen gute Nacht; dann bemühte er sich, den Weg zu seinem Wagen nicht im Laufschritt zurückzulegen. Als er eingestiegen war, sah er auf die Uhr: *Zwei Uhr dreißig. Kein Wunder daß der Campus leer war.* Er fuhr nach Hause und betrachtete alles, als hätte er es noch nie zuvor gesehen: die kurvige Straße durch den Campus, die Kreuzung, auf der es jetzt keinerlei Verkehr gab, die Vierundzwanzig-Stunden-Hamburger-Bude ohne eine Menschenseele. Er fuhr, ohne über seine Strecke nachzudenken, ohne auf Abbiegungen zu achten, ohne sich zu überlegen, welches Haus das seine war. Er hatte das Gefühl, sehr lange weggewesen zu sein.

Nachdem er die Haustür aufgeschlossen hatte, hörte er den Fernsehapparat und folgte dem Klang durch die Küche ins Wohnzimmer, wo Millie, eingehüllt in eine Wolldecke, auf der Couch saß.

»Ich bin zu Hause«, sagte er und sah sie an. Sie war hübscher als in seiner Erinnerung. Der Ton ihrer Haare wandelte sich von Gold zu einem hellen Braun, das ihr besser stand, und er hatte ihre Augen nicht so blau in Erinnerung gehabt, außerdem waren sie größer und, zumindest in diesem Moment, betrübter.

»Ich auch«, sagte sie und wandte sich wieder dem Fernsehgerät zu.

»Wie geht's?«

»Bestens.«

»Bist du böse auf mich?«

»Natürlich nicht. Letzte Woche habe ich dir verkündet, daß ich dich wegen eines anderen Mannes verlassen werde, und weißt du noch, was du gesagt hast? ›Gut, mein Schatz. Tu alles, was du magst, Hauptsache, es macht dir Spaß.‹ Und seither hast du nicht mehr mit mir gesprochen. Du hast nicht nach unserer Tochter gefragt, nicht nach dem Stand unseres Prozesses, nicht nach der Hypothekenzahlung und nicht nach der undichten Stelle im Bad.«

»Du lieber Gott! Was für eine Tochter?«

Sie seufzte und stand auf. »Hast du während der letzten Tage überhaupt etwas gegessen? Hast du geschlafen?«

»Ich weiß nicht. Ich kann mich nicht erinnern. Millie, du nimmst mich auf den Arm, nicht wahr?«

»Na klar, ich nehme dich auf den Arm. Rühreier? Steht deine neue Theorie? Bin ich deshalb wieder sichtbar für dich?«

»Millie, es ist … Ich muß den Präsidenten oder irgend jemanden anrufen.«

»Wie Chicken Little, was?«

»Aber der Himmel fällt uns *tatsächlich* auf den Kopf!«

»Mit oder ohne Käse und Zwiebeln?«

Er folgte ihr in die Küche; sie nahm seine Hand und führte ihn zu einem Hocker am Eßplatz. Sie mußte ihn sanft hinunterdrücken, damit er sich setzte. Als sie ein Glas Milch vor ihn hinstellte, probierte er es, als ob er etwas Ähnliches in seinem Leben noch nicht gesehen hätte.

»Die Zeit verlangsamt sich, Millie.«

Sie schlug ein Ei auf und ließ es in eine Schüssel gleiten.

»Ich wollte es am Anfang nicht glauben. Ich habe alles sogar dutzendemale nachgeprüft. Sie verlangsamt sich.«

Sie schlug ein zweites Ei auf. »So etwas wie die Zeit gibt es nicht.« Sie schlug das dritte Ei auf. »Hast du deine Jacke im College

gelassen?«

Er sah an sich hinab. Deswegen hatte er so gefroren! »Sie verlangsamt sich mit zunehmender Geschwindigkeit, und wir können nichts dagegen tun.«

Sie rührte sachte die Eier um. »Die Zeit ist ein abstrakter Begriff, den wir eingeführt haben, um über Veränderung und Dauer sprechen zu können.« Sie fügte Käse und Zwiebeln zu den Eiern, ließ Butter in einer Pfanne schmelzen, wartete, bis sie anfing zu brutzeln, dann gab sie die Eiermischung hinein. »Zeit«, fuhr sie fort, »existiert nicht als unabhängige Größe. Eine Veränderung kann schneller oder langsamer vor sich gehen, doch die Zeit an sich kann ihren Lauf nicht beschleunigen oder verzögern.«

»Und wenn sie sich in ausreichendem Maße verlangsamt hat«, sagte Judson unbeirrt, »dann wird sie schließlich vollkommen stehenbleiben.«

Sie steckte Weißbrotscheiben in den Toaster und holte die Marmelade. »Wir haben den Begriff Zeit erfunden, um über Jahreszeiten, über einen physikalischen Wandel, das Altwerden und das Sterben sprechen zu können.« Die Eier waren im gleichen Moment fertig, als die Toastscheiben hochhüpften. Es verblüffte ihn immer wieder, wie genau sie abschätzen konnte, wann die Sachen fertig waren. Sie warf beim Kochen niemals auch nur einen einzigen Blick zur Uhr. Instinkt, dachte er mit einem Anflug von Unbehagen; das hatte nichts mit der realen Zeit zu tun.

Sie stellte das Essen vor ihn hin. »Wenn nichts geschieht, gibt es auch nicht so etwas wie Zeit. Zeit ist nicht wahrnehmbar, wenn keine Veränderung stattfindet, wenn sich nichts weiterentwickelt. Sie existiert lediglich als sprachliche Größe. Wie ›Zeit ist Sein‹. Was ist das Sein? Auch so eine sprachliche Größe.«

»Mit Hilfe des Großrechners kann ich genau voraussagen, wenn sie zum Stillstand kommt«, sagte er und begann zu essen.

»Liebling, sag mir nur eins. Hast du die Quadratwurzel aus minus eins gezogen, um zu deinem Ergebnis zu kommen?«

Er nickte, da er den Mund zu voll hatte, um zu sprechen.

Sie lächelte, brach sich ein Stück von seinem Toast ab und knabberte daran herum.

»Du hättest nicht aufbleiben und auf mich warten sollen«, sagte er steif, sobald er dazu in der Lage war.

»Ich wollte aber. Ich wußte ja, daß du irgendwann nach Hause kommen würdest, hungrig, müde, frierend. Außerdem kann ich morgen früh ausschlafen. Samstag, weißt du. Kein Unterricht.« Sie war Lehrerin für englische Literatur des Mittelalters.

»Natürlich weiß ich das.«

Welcher Samstag? fragte er sich. Er blickte auf den Kalender hinter

sich und sah, daß der Monat Oktober aufgeschlagen war.

»Der achtundzwanzigste«, sagte sie freundlich. »Dieses Wochenende wird die Zeit umgestellt. Müssen wir die Uhren dann vor- oder zurückstellen? Ich vergesse das immer wieder.«

»Du brauchst dich nicht über mich lustig zu machen«, sagte er noch steifer.

Sie legte die Arme um ihn und küßte ihn auf die Wange. »Ich liebe dich«, sagte sie.

Eisige Regenfälle setzten ein, dann folgten Schnee und noch mehr Eis und schließlich wieder wärmerer Regen, der alles zum Schmelzen brachte. Die Bäume waren in einen blaßgrünen Schleier gehüllt, der sich langsam in ein dichtes Laubdach verwandelte, durch das das Licht nacheinander grün und golden und rot gefiltert wurde. Und schließlich blieben nur noch kahle Zweige übrig, die die fahle Beleuchtung der Straßenlaternen unterbrachen.

»Du wirst dich langweilen«, sagte Judson, während er neben Millie im großen Hörsaal des Konferenzzentrums Platz nahm. »Selbst ich finde Dukweiler langweilig.«

»Ich wollte mir diesen Vortrag um keinen Preis entgehen lassen.«

»Hast du mir wirklich zugehört, als ich meine Arbeit dort oben vorgestellt habe?«

»Du weißt doch, daß ich zugehört habe. Du hast über Ypsilon und Alpha und Omega gesprochen, und das Symbol für unendlich war da und dort auf der Tafel verstreut, und dann hast du das Ganze mit der Quadratwurzel aus minus eins multipliziert, und das Publikum klatschte Beifall. Du warst einfach großartig.«

»Es hat schon einige positive Resonanz gegeben. Man überprüft meine Zahlen noch einmal mit allen möglichen Mitteln, vom Rechenschieber bis zum Großcomputer.«

»Ich habe dir doch schon gesagt, du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Natürlich schenkt man dir Beachtung.«

Dukweiler wurde vorgestellt, und er begann, seine Theorie darzulegen. Während er sprach, schrieb er Zahlen und Zeichen an die Tafel. Er war kein begnadeter Redner und offensichtlich zu nervös, um seine Zuhörer auch nur anzusehen. Er spulte seinen Vortrag viel zu schnell ab, so daß Judson ihm nicht gleichzeitig folgen und die Zahlen überprüfen konnte.

Judson spürte ein Frösteln im Magen, und er beugte sich eifrig nach vorn. Als Dukweiler geendigt hatte, wandte sich Judson an Millie. »Hast du das gehört? Hast du begriffen, was dieser Idiot behauptet?«

»Es hörte sich sehr ähnlich wie dein Vortrag an, mit all den

Ypsilons und Alphas und Omegas, und dann multiplizierte er das Ganze …«

»Ich weiß, was er gemacht hat!«

»Meint er, daß sich die Zeit beschleunigt?«

»Ich kann seine Ergebnisse widerlegen!«

Sie nahm ihr Strickzeug auf. »Ich glaube, die Leute dort kommen, um mit dir zu reden. Ich warte hier.«

Er verließ sie und ging in den hinteren Teil des Hörsaals. Ein Schwarm von Dukweiler-Anhängern strömte zum Podium, und eine andere Gruppe von Leuten bewegte sich langsam in seine Richtung; einige sprachen leise, einige hatten nachdenklich die Stirn gerunzelt, einige waren beim Gehen in die Beschäftigung mit ihren Taschenrechnern vertieft: Halb und halb, dachte er zufrieden, und er versuchte zu sehen, wie sich die Dinge im feindlichen Lager entwickelten. Er nickte Whitcombe zu, der als erster zu ihm kam. Während sich die anderen langsam heranschoben, unterhielten sie sich in gemäßigtem Ton und mit sorgsam ausgewählten Worten; sie standen unerschütterlich auf seiner Seite, seine Beweise und seine schlüssige Logik hatten sie überzeugt. Man mußte unweigerlich zu seiner Schlußfolgerung kommen, darin waren sie sich einig: die Zeit verlangsamte sich eindeutig, und die Entwicklung lief in eine Richtung, deren äußerst schwerwiegende Folgen sich zeigen würden.

Schließlich lösten sich die Gruppen nach und nach auf; die Zeit für Cocktails war gekommen. Die Podiumsbande führte den Zug an die Bar einer nahegelegenen Kneipe an, die andere Gruppe schlenderte etwas gemächlicher hinterher. Als Judson sich aus ihrer Mitte befreien konnte, blickte er zu Millie, die mit der Andeutung eines Lächelns um die Mundwinkel ruhig strickte. *Es ist ganz gut, daß sie die durch das Zeitproblem drohenden Gefahren nicht erkennt,* dachte er mit plötzlich aufwallender Zärtlichkeit.

»Wollen wir das Experiment einmal auf eine ganz andere Weise angehen?« hatte sie gefragt.

»Mit welcher Bezugsgröße?«

»Nun«, hatte sie gesagt. »Neun Monate werden uns immer noch wie neun Monate vorkommen.« Und mit dieser schlichten Feststellung hatte sie eins der großen Mysterien des Universums abgetan.

»Judson«, sagte Whitcombe in seiner gedehnten Sprechweise neben ihm. »Wir werden Ihnen eine Einladung zukommen lassen, damit Sie Ihren Vortrag drunten in Texas halten. Wir müssen uns noch

darüber unterhalten, welche Zeit am besten dafür in Frage kommt, bevor hier der große Tumult losgeht.«

Judson nickte. Die Arbeit eines Lebens lag vor ihm, mehr als eines Lebens. Er lächelte Whitcombe an. »Ich komme mit Freuden«, sagte er, »wenn ich die Zeit dazu finde.«

Originaltitel: ›O homo, o femina, o tempora‹
Copyright © 1985 by Omni International
(erstmals erschienen in ›Omni‹, Mai 1985)
mit freundlicher Genehmigung der Autorin und der Agentur Mohrbooks, Zürich
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Irene Bonhorst
Illustriert von Jobst Teltschik

George Turner
Nicht vor den Kindern

Zwei Ängste – man hätte sie ohne weiteres auch als psychopathische Traumata bezeichnen können – hatte Marianne mit allen Mitgliedern ihres begüterten sozialen Regnums, in dem keiner es nötig hatte zu arbeiten, gemein.

Die erste war der Tod. Die unglaublich teuren antigeriatrischen Behandlungen konnten das Ende nicht ewig hinauszögern und konnten auch nicht – o welch furchterregender Gedanke – vor Unfällen schützen. Der Unfalltod eines Mitglieds dieser exklusiven Kreise war ein Ereignis, über das man nicht sprach, die Beisetzung geheimgehalten und hastig. ›Tod‹ war, wie ›Altern‹, ein schmutziges Wort.

Die andere war der Generationsunterschied, ein Ausdruck, der für das zweiundzwanzigste Jahrhundert hätte erfunden worden sein können, in dem, wie in Mariannes Fall, eine Familie acht Generationen umfassen mochte, die sich alle verabscheuten, und zwar nicht von Herzen. Insbesondere haßten die Jungen die Alten, denen die Anzeichen des Alters ins Gesicht geschrieben standen, und weigerten sich, die Verwandtschaft anzuerkennen.

Die achte Generation, die Kinder, nannte sich ›Befreit‹, und sie ertrugen ihre Eltern mit lässiger Zuneigung, Langeweile, Resignation, Schreikrämpfen oder offener Ablehnung, je nach Veranlagung. Nichts Neues unter der Sonne.

Und Marianne war von Gott mit einer zusätzlichen persönlichen Plage gestraft worden, einer Tochter, Ellaline.

Gramerfüllt lief sie zu ihrem Vater, der mit einundsiebzig kaum älter aussah als sie selbst. Er lauschte ihrer Klage mit einer Geduld, die zur Neige zu gehen drohte, als ihre endlosen Umschreibungen sich einfach nicht mit einem unanständigen Wort abfinden wollten. Ihr soziales Regnum hielt sich für neoviktorianisch und war einer schier erstickend vornehmtuerischen Prüderie fähig.

Schließlich erregte ein Satz, der an Unanständigkeit grenzte, seine abschweifende Aufmerksamkeit. »Was meinst du damit, arm? Was für arme Kinder? Wo – wie könnte Ellaline arme Kinder kennenlernen?«

Marianne war den Tränen nahe. »Sie gehen in die Unterstadt – manchmal in ganzen Gruppen – entziehen sich ihren Tutoren – laufen einfach drauflos – sie verkehren mit den … den Armen. Ich glaube sie hört …« – ihre Stimme senkte sich – »… abscheuliche Worte.«

Er hatte keine Zeit für die hochgestochene neoviktorianische Art. »Eine Phase, meine Liebe, eine Phase. Sie wird dem entwachsen.«

»Das mag schon sein, aber die Leute könnten es herausfinden. Diese gesellschaftliche Schande!«

»Machst du dir Sorgen um Ellaline oder um dein gesellschaftliches Ansehen?«

Überrascht dachte sie darüber nach. »Beides. Es muß eine Grenze geben. Arme Menschen sind genauso schlimm wie Befreite Freizügigkeit. Die Kinder sollten nichts von ihnen erfahren.«

Brutal sagte er: »Früher oder später müssen sie es. Dein Leben hat dieses Wissen ja auch nicht zerstört.«

Marianne war beleidigt. »Ich war eine erwachsene Frau, imstande, sozialen Schock zu ertragen.« Sie verbrachte ein oder zwei Sekunden damit, ihre innere Stärke zu bewundern, bevor sie wieder in die Rolle der anhänglichen Tochter verfiel. »Kannst du mir nicht einen Rat geben, Vati?«

Er schenkte dem Befreiten Regnum wenig Beachtung, das schließlich von seinem eigenen etwa sechzig Jahre trennten. Er griff nach einem vertrauten Strohhalm. »Warum sprichst du nicht mit deiner Urgroßmutter, sie ist der kluge Kopf der … äh … Seniorenabteilung.«

Mariannes Ohren wurden feuerrot. Über jemanden zu sprechen, von dem einen drei Regna trennten, war taktlos, selbst vom eigenen Vater. Über eine so tiefe Kluft hinweg konnte es nur wenig Kommunikation geben.

Und die Anzeichen des … des Alterns würden so offensichtlich sein.

Sie konnte es nicht tun. Welch bizarren sozialen Sitten mochte sie in diesem verwelkten Regnum begegnen? Und der lüsternen Gerüchteküche zufolge hatten sie keinen Sinn für Zartgefühl.

Mit ungewohnter Ruppigkeit bemerkte ihr Vater, daß die … äh … Seniorin mehr Lebenserfahrung hätte als alle ihre Nachkommen zusammen, und daß Marianne als besorgte Mutter sich zusammenreißen und um ihrer Tochter willen einer Unannehmlichkeit ins Auge sehen sollte.

Die besorgte Mutter, die über die ganze Palette billiger, dramatischer Instinkte, bezogen aus Hypnobüchern und Holospielen, verfügte, erkannte die herausfordernde Wahrheit dieser Bemerkung und begegnete ihr mit grimmiger Entschlossenheit. Mochte ihr Regnum den Kopf schütteln und flüstern, sie jedoch, die unerschrockene Mutter etc …

Abgesehen davon – wenn sie es richtig anstellte, würden sie es vielleicht niemals herausfinden.

Ellaline war dreizehn, übergewichtig, unerfreulich phantasievoll und ein erstklassiges Beispiel für das gereizt verzogene Gesicht, das unter den jungen Befreiten als unerläßlich galt. Die meisten ihrer Altersgruppe waren der Meinung, Befreiung bestünde daraus, den Eltern gegenüber unverschämt und ungehorsam zu sein, und sie gaben sich größte Mühe, aber sogar die Fortgeschrittenen Befreiten hielten Ellaline für ziemlich daneben. Sie hatte begonnen über Dinge zu sprechen, die weniger befreit als vielmehr ausgesprochen unangenehm waren. Sie ging entschieden zu weit.

Ellaline und ihre Freundin (genaugenommen die Tochter der Konditorin ihrer Mutter – eigentlich gehobene Dienerschaft, privilegiert, solange sie sich keine Gleichheit anmaßte) saßen im Park am Rande der Unterstadt im Gras, wo die verwegeneren der armen Kinder manchmal hinkamen. Es war ihr nicht erlaubt, dorthin zu gehen, aber das gehörte zum befreiten Spaß dazu, so wie auch die mit Mißbilligung betrachteten, aber rasend teuren Jeans und Strandschuhe, die die Händler nach Mustern aus dem Historischen Archiv anfertigten. (Marianne verabscheute sie, aber was konnte man schon machen? Das war eben das Diktat der Mode, und sie konnte nicht zulassen, daß ihr Kind von ihren Altersgenossen ausgelacht wurde.)

Jennie hatte für sie ein armes Kind ausfindig gemacht, mit dem sie in befreiter Manier verkehren konnte, einen entfernten Verwandten, über den in der Gesindestube gewöhnlich nicht gesprochen wurde.

Als Dienstbotin war Freundin Jennie nicht gezwungen, der Mode zu folgen, die sich ihre Eltern ohnehin nicht hätten leisten können, und wenn auch ihr Baumwolloverall besser geschnitten war als der zerrissene Einteiler, der das arme Kind bedeckte, so unterschied er sich ansonsten doch nicht sehr davon.

Das arme Kind Jimmy Johnston, vierzehn Jahre alt, beäugte Ellalines Jeans mit einem vermeintlich lüsternen Grinsen und teilte ihr in seinem entsetzlichen Gossengewinsel mit, daß sein Bandenname ›der flotte Harry‹ sei. »Weil ich'n Prachtexemplar habe«, erklärte er und wartete auf das übliche: »Zeig ihn her!«

Sie war nicht interessiert.

»Wülsten nich sehen?« Sie schüttelte den Kopf. Er war beleidigt. »Warum nich?«

Sie zuckte die Achseln; Männlichkeit interessierte sie nicht. Sie wußte nicht, ebensowenig wie Jennie und Jimmy, daß die gerade begonnenen einleitenden Behandlungen das Erwachen ihrer Sexualität um mehrere Jahre hinauszögern würden. Ihre momentane Neugier richtete sich jedenfalls auf eine ganz andere menschliche Eigenschaft.

In autoritärem Tonfall sagte sie: »Ich bin ein Produkt des

Befreiten Regnums. Ich will schmutzig reden.«

»So wie Scheiße oder Pisse? Jeder redet schmutzig.«

Ellaline schüttelte heftig ihren blonden Kopf. »Das ist bloß ganz normal schmutzig. Ich meine wie tot und sterben.«

Jennie legte eine Hand an die Lippen und kicherte nervös. Daheim losgelassen hätten diese Worte den Putz von den Wänden gefegt. Ellaline hätte das niemals gewagt, weil ihre Mutter einen Migräneanfall bekommen hätte oder zumindest in Schwermut verfallen wäre; ihr Vater, der selbst zuweilen ganz schöne Kraftausdrücke verwendete, hätte seine Tochter für eine solche Geschmacklosigkeit verprügelt. So etwas tat man einfach nicht! Selbst in der Gesindestube, wo sich niemand die Behandlungen leisten konnte, galt es als schlechter Ton, auch nur das umschreibende ›verscheiden‹, ›von uns gehen‹ oder ›endgültiger Zustand‹ zu gebrauchen.

Jimmy Johnston war verwirrt. »Was is'n schmutzig am Sterben? Jeder stirbt.« (Keine Schulung, keine Erziehung, kein Feingefühl.)

Ellaline verbesserte ihn, sanft – schließlich mußte man Rücksicht nehmen auf jemanden, dem das Schicksal weniger gnädig gesonnen war als einem selbst. »In meiner sozialen Klasse nicht.«

Er betrachtete sie wie eine Mißgeburt. »Dann stimmt das mit den Jektionen, ja?«

»Ich glaube, du meinst die Behandlung. Natürlich stimmt es. Wußtest du das nicht?«

Jennie mischte sich wichtigtuerisch ein. »Den Gossenkindern wird nicht alles erzählt. Es ist nicht gut für sie.«

»Du halt deine verdammte Klappe«, sagte Jimmy zu ihr. »Du bist kein Klassekind wie Ellaline. Wir wissen 'ne Menge.« Er wandte sich wieder Ellaline zu. »Würdest du hundert Jahre lang leben?«

»Für immer.«

»Quatsch!«

»Doch! Für immer!«

»Mein Alter sagt, das tut ihr nicht. Er sagt ihr verlängert es, aber am Ende kratzt ihr ab.«

»Das stimmt einfach nicht! Es gibt kein Ende.«

»Ihr sterbt!«

»Nun, was ist das? Was ist sterben?«

Jimmy starrte sie an und traute seinen Ohren nicht. Jennie murmelte: »Wie verscheiden.«

»Du sei still, Jennie! Ich will, daß er es mir erzählt.«

»Jeder stirbt«, sagte der Junge.

»Das sagst du, aber was ist es?«

»Man wird alt und stirbt.«

Alt? Das war wirklich schmutzig, richtig schmutzige

Gossensprache, aber … »Das erklärt es mir nicht. Was geschieht, wenn man stirbt?«

Jimmy war dem Tod noch nie begegnet, aber er hatte seine Vorstellungen davon. »Man wird ganz runzlig überall und das Haar fällt einem aus.« Er erinnerte sich an seine verdammte Nervensäge von einem Großvater. »Man pinkelt sich voll und stinkt und wird bekloppt und fällt tot um. Nicht mehr lebendig.« Das reiche Mädchen war offensichtlich entsetzt, und er frohlockte über sein überlegenes Wissen. Geschah ihr recht, wo sie ihn doch nicht sehen wollte. »Jeder fällt tot um. Dann verfault man und sie verbrennen einen im Leichenhaus.«

Ellaline kreischte ihn an: »Du dreckiger Lügner! Wir bleiben wunderschön und leben für immer. Du bist abscheulich!«

Er haute ihr umgehend eine runter, aber sie war für ihr Alter recht stabil und schlug ihn so fest zurück, daß er sich vor lauter Überraschung auf den Hosenboden setzte.

»Du bist ekelhaft!« Wütend stürmte sie aus dem Park und zog die vor Schreck erstarrte Jennie hinter sich her.

Jimmy, der mit Mut nicht gerade gesegnet war und eine eingefleischte Ehrfurcht vor der besseren Gesellschaft hatte, brüllte ihr nach: »Du warst doch diejenige, die schmutzig reden wollte!«

Während er sich noch fragte, was daran nun eigentlich schmutzig war, zerrte er seine knapp einsachtzig große Gestalt auf die Füße und setzte dabei einen kampflustigen Gesichtsausdruck auf, für den Fall, daß irgendein anderes Gossenkind seiner Altersgruppe den Vorfall beobachtet haben sollte.

Marianne hatte ihre Urgroßmutter noch nie gesehen. Das tat man einfach nicht. Der Name der Frau war Agnes, und sie gehörte dem Regnum der Intellektuellen Frauen an. Marianne stellte es sich unmöglich vor, in diese Periode hineingeboren worden zu sein. Wie kamen normale Frauen, die sich gerne amüsierten, nur mit einer solchen Zeit zurecht? Kein Wunder, daß der Trend sich gegen sie gewandt und in das Hausmütterchen-Regnum umgeschlagen war, obgleich auch das schwer zu ertragen gewesen sein mußte, mit überheblichen Männern, die sich so benahmen, als hätten sie alles in der Hand – nicht so friedlich und großzügig wie das würdevolle Neo-Viktorianische.

Sie hätte den ganzen Plan vielleicht fallen lassen, wäre nicht in den drei Tagen, in denen sie hin und her schwankte, Nachricht von der Szene im Park am Rande der Unterstadt aus der Gesindestube nach oben gesickert (durch ihre selbstgefällig empörte Zofe). Das machte es unmöglich, nicht zu handeln. Ein Wort wie ›Tod‹ im Mund einer Dreizehnjährigen war unerträglich.

Beim Anblick von Agnes' Haus – viereckig, nüchtern, jede Menge Beton, nur ein kleines, leicht in Ordnung zu haltendes Grundstück – verspürte sie ein seelisches Frösteln. Es stank geradezu nach Intellekt. Würde die Frau einfache, direkte Sprache verstehen?

Der Anblick von Agnes selbst brachte Marianne endgültig aus der Fassung. Ihre Urgroßmutter war – daran gab es keinen Zweifel – mittleren Alters. Marianne war sich nie ganz sicher gewesen, was das Wort bedeutete, erkannte nun jedoch, was es bedeuten mußte: grotesken Verfall. Falten im Gesicht. Graues Haar an den Schläfen. Flecken und beginnende Runzeln auf den Händen. Eine nicht mehr ganz aufrechte Haltung. War dies auch ihre Zukunft? Jedermanns Zukunft? Sie schlug sich diesen Gedanken als morbid aus dem Kopf; Agnes hatte sich lediglich gehenlassen.

»Du bist Mary Ann? Ich habe deine Nachricht erhalten.«

»Marianne.«

»Schon gut – Marianne, wenn das eine Rolle spielt. Steh nicht herum, Frau, komm rein! Ich bin keine gottverdammte Gorgone.«

Mit dem Gedanken. O doch, das bist du, folgte Marianne ihr in das funktionell viereckige Wohnzimmer mit seinen stabilen, funktionellen Möbeln und den mattgetönten Wänden. Kein Multiphasenfurnier für stimmungsabhängiges Dekor, keine Beleuchtungskonsole, kein Flex-Moment-Fluß im Design des Teppichs. Alles für immer gleich. Intellektuelle Frauen! Erkannten sie nicht ihre eigene Schäbigkeit?

Und die Bilder! Zweifellos Originale des zwanzigsten Jahrhunderts und ungeheuer wertvoll, aber – der eckige Mann mit beiden Augen auf der einen Seite seiner Nase! Und das riesige Ding in drei verschiedenen Schattierungen von Weiß mit einem vereinzelten, haßerfüllten roten Auge, das aus der oberen linken Ecke anklagend unter Lidern hervorstarrte, die die Farbe von Grünspan aufwiesen!

Wie konnte jemand so leben? Sie weigerte sich, das Zimmer wahrzunehmen, verdrängte es aus ihrem Bewußtsein.

Agnes anzusehen war nur wenig besser. Die völlig altersschwache Frau saß mit gespreizten Knien auf ihrem Stuhl mit viereckiger Lehne und starrte sie unverblümt forschend an. »Wie ich sehe, werden die Familienmerkmale gut vererbt.«

»Tatsächlich?« murmelte Marianne.

»Ja.«

Das eine Wort, dann Schweigen. Gab es in Agnes' Regnum keine Floskeln, mit denen man ein Gespräch einleitete?

»Nun Mary Ann, was ist los? Du bist nicht gerade jemand, der nur so zum Vergnügen das Kastensystem durchbricht.«

Kastensystem! Was für eine entsetzliche Art, den GU auszudrücken! Der Fauxpas brachte sie ganz durcheinander. »Mein

Vater sagte … er sagte …«

»Er hat mir erzählt, was er sagte, nämlich daß er dir geraten hat, mich aufzusuchen, da ich lange genug gelebt habe, um etwas Vernunft anzunehmen. Dein Teenager verkehrt also mit Gossenkindern, was? Wird ihr guttun.«

»Gut!«

»Kreisch mich nicht an! Wird ihr nicht schaden, richtigen Menschen zu begegnen und die häßliche Seite einiger Tatsachen kennenzulernen.«

»Aber ich habe versucht, sie zu beschützen«, brabbelte Marianne. »Ich habe versucht, sie anständig zu erziehen. Ich habe versucht …«

»… sie genauso unwissend und dumm zu halten wie dich selbst. Und sie verübelt es dir. Gut.«

Marianne stand auf. »Du schändliche, entsetzliche Frau!«

Die schändliche, entsetzliche Frau lehnte sich nach vorn, streckte einen muskulösen Arm aus und schubste. Marianne setzte sich und brach in Tränen aus. »Du verstehst das nicht. Es ist nicht bloß das ›befreite‹ Gehabe eines Teenagers. Es sind die entsetzlichen Dinge, die sie sagt.«

»Wie zum Beispiel?«

»Sie würde nicht wagen, es in meiner Gegenwart zu tun, aber man hat mir erzählt, daß sie über …« Das Wort wollte ihr nicht über die Lippen kommen. »… das Große T spricht!«

»Tod?«

Marianne zuckte zusammen. Sich so etwas direkt ins Gesicht sagen lassen zu müssen! Sie nickte elend.

»Nun, darüber zu reden, wird sie nicht umbringen«, sagte Agnes. »Hast du ihr erklärt, was das Wort bedeutet? Nein, natürlich nicht; du wüßtest nicht einmal, wie. Und ihr wollt Neo-Viktorianer sein! Die Viktorianer waren hinter ihrer Zimperlichkeit ein ziemlich nüchterner Haufen, aber ihr seid bloß jede Menge hochtrabendes Getue mit nichts dahinter. Schick mir das Kind vorbei! Am Donnerstag. Morgens. Nicht später als zehn Uhr. Ich werde ihr den Kopf zurechtrücken. In Ordnung?«

Es klang überhaupt nicht in Ordnung, aber wie konnte man einem Drachen widersprechen, der Muskeln aus Stahl hatte und einen durch die Gegend schubste?

Marianne stimmte zu und floh.

In letzter Zeit hatte sie das Gefühl, ständig vor irgend jemandem oder irgend etwas auf der Flucht zu sein. Sie sollte wirklich ihren Psykomforter aufsuchen.

Ellaline davon zu überzeugen, einen schönen Sommermorgen an irgendeine Tante zu verschwenden (irgendeine erwachsene,

salbadernde, lästige alte Schachtel) war nicht leicht.

»Ich habe keine Tante Agnes.«

»Doch, hast du, Liebes.« Es war erlaubt, für eine gute Sache zu lügen; man durfte das Kind nicht mit einem GU von vier Regna erschrecken.

»Ich habe noch nie von ihr gehört.«

»Möglich«, sagte Marianne vage, »unsere Familie ist so groß. Wir bleiben nicht immer in Verbindung miteinander.«

»Warum soll ich sie überhaupt besuchen?«

»Weil sie darum gebeten hat, daß du sie besuchst.«

»Warum?«

»Sie hat dir etwas zu sagen.«

»Was will sie mir sagen?«

Marianne vernahm den bockigen Tonfall und erkannte die Kampfansage. Sie hätte dies sorgfältiger planen sollen. »Das ist Tante Agnes' Sache.«

Ellaline hatte ein geübtes Ohr für die Ausflüchte ihrer Mutter. »Ich will es ohnehin nicht wissen. Ich kenne sie nicht. Ich werde nicht hingehen.«

Marianne dachte über die entschlossene Kampflust und die undamenhaften Muskeln nach, die sich unter dem Babyspeck entwickelten, und fragte sich, ob Schläge nicht langsam unklug wurden. In letzter Zeit hatten die massiven viktorianischen Prügel, die man in Fällen von Widerspenstigkeit für angebracht hielt, nach den obligatorischen Tränen ein mürrisches und undurchdringliches Schweigen hervorgerufen und eine nur sehr kurzlebige Besserung. Vielleicht war es das Beste, den Rat ihres Psykomforters zu befolgen und das Interesse des Kindes zu wecken; dies wiederum verlangte nach ihren Fähigkeiten auf dem Gebiet ›hingebungsvolle Mutter‹.

»Ich finde, du solltest hingehen, Liebes.«

»Aber warum?«

»Weil deine Tante Agnes Pädagogin ist …« (das stimmte) »… und sie dir etwas erklären möchte. Ich bin sicher, es wird dich interessieren.«

Da ihre Mutter sich ganz offensichtlich auf dem Rückzug befand, kam es jetzt nur noch darauf an, den Druck aufrecht zu erhalten. »Woher soll ich das wissen? Was ist es?«

»Etwas sehr Wichtiges«, sagte Marianne nervös.

»Aber was?«

»Es steht mir nicht zu …«

»Ich gehe nicht hin.«

Marianne gab nach, da sie es versäumt hatte, die Positionen für Versuchung und/oder Erpressung vorzubereiten. »Tante Agnes will dir etwas über …« Beim besten Willen konnte sie nicht die Konditionierung eines ganzen Lebens durchbrechen, die den letzten Fluch umgab.

»Worüber?«

»… über …«, sagte Marianne verzweifelt, »das Große T erzählen.« Mehr konnte eine Mutter nicht tun.

»Du meinst To …« Ellaline unterbrach das halb ausgesprochene Wort gerade noch rechtzeitig. Der Gesichtsausdruck ihrer Mutter versprach, daß eine derart herausfordernde Ungehörigkeit einen bislang unerreichten Grad von Gewalt auslösen mochte; mit einem Riemen in der Hand verlor ihre Mutter manchmal jede Selbstbeherrschung, als ob irgend etwas in ihr, einmal losgelassen, sich wie rasend freien Lauf verschaffte. Ellaline ging über zu kritischer Erwägung. »Das dürfte Spaß machen.« Das Schaudern ihrer Mutter merkte sie sich als Erinnerung an ihren Triumph. »Selbstverständlich werde ich gehen.«

Marianne vernahm die nicht zu unterdrückende Schadenfreude. ›Ich habe ein Monster geboren!‹

Mit einem Lächeln ursprünglicher Unschuld fragte das Monster: »Fällt Tante Agnes das Haar aus?«

Die Unterredung endete in verständnislosem Starren.

Seit den Anfängen der Sklaverei in uralter Zeit blieb immer schon nur sehr wenig des vermeintlichen privaten Tuns und Handelns der Gesellschaft vor den scharfen Augen und Ohren der Gesindestube verborgen. Perkins, der Chauffeur, wußte mehr über Agnes und die entfernteren Ausläufer der Familie als Marianne, und er hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, warum er Ellaline zu ihr fuhr.

Was Ellaline betraf, hielt er sie für ein reiches Miststück, das regelmäßig Prügel brauchte. Da er wie die meisten Dienstboten ein ziemlicher Snob war, billigte er ihren Umgang mit Gossenkindern nicht, mußte aber zugeben, daß sie auf ihre Weise recht helle war. Zum Beispiel bemerkte sie rasch die Veränderungen in der umgebenden Architektur und erkannte, daß sie über vertrautes Gebiet hinaus gebracht wurde.

»Wo sind wir, Perky?«

»Auf dem Weg zu Mrs. Ballantyne.«

Ellaline verzog das Gesicht während sie die eher kleinen (nach ihren Maßstäben) viereckigen Häuser eines vergangenen Zeitalters betrachtete; auf alten Bildern gab es Häuser wie diese.

»Sie würde nicht hier leben. Wenn sie meine Tante ist, muß sie in Mamis Regnum sein. Sie würde nicht in einer dieser scheußlichen Schachteln leben.«

So war das also; diese ›behandelten‹ Spinner waren derart geprägt durch ihre Furcht vor der Zeit, daß selbst die schlichtesten Wahrheiten in soziale Tabus verstrickt wurden. »Vielleicht ist sie nicht wirklich deine Tante.« Das Kind würde es früh genug herausfinden. »So eine

Art Ehrentante.«

»Ich verstehe.« Sie verstand es nicht, noch nicht. »Welches Regnum ist dies?«

»Nummer vier – Periode der Intellektuellen Frauen.«

»Ich wußte nicht, daß sie Nummern haben. Ist Nummer vier alt?«

Was für ein Wort! Sie sollte eigentlich überhaupt nichts darüber wissen, daß es alte Leute gab. Das hatte sie von ihren Gossenkinderfreunden gelernt. »Ziemlich«, sagte er vorsichtig.

»Wie alt, Perky?«

»Schwer zu sagen.« Ach, zum Teufel damit! »In ihrem zweiten Jahrhundert.«

»Scheiße!« sagte Ellaline.

»Das will ich nicht gehört haben, Miss. Und den Vierern gefällt es so.«

»Wirklich? Kennst du alle Regna, Perky?«

»Fahrer kennen die ganze Stadt, Miss.«

»Wie viele gibt es?«

»Acht. Nummer acht ist Ihre. Das sind alle, bis jetzt.«

»Was meinst du damit, bis jetzt?«

»Seit die Behandlung begonnen hat. Erzählen Sie bloß nicht herum, daß ich Ihnen das gesagt habe.« Sie mochte ein reiches Miststück und ein Satansbraten sein, aber man konnte ihr vertrauen.

Eine Weile lang schwieg Ellaline. Der Flipper bewegte sich ruhig, geschmeidig, langsam knapp über der Erdoberfläche dahin, während Perkins nach der richtigen Adresse Ausschau hielt.

»Perky, was geschieht, wenn man keine Behandlungen bekommt?«

»Man …« Die Versuchung war groß, aber er ging auf Nummer sicher. »Nach einer Weile … äh … verscheidet man.«

»Was ist das?«

»Das fragen Sie lieber Ihre Tante Agnes.«

Sie dachte daran zu fragen, ob es das gleiche wie ›Sterben‹ sei, aber das würde ihr auch nicht weiterhelfen, da sie nicht wußte, was ›Sterben‹ war. Statt dessen fragte sie: »Wie alt bist du, Perky?«

»Achtundzwanzig, Miss.«

»Wirst du für immer bei uns bleiben?«

»Geht nicht, Miss.«

»Och, Perky! Warum nicht?«

»Wir bleiben nie länger als bis dreißig.«

»Aber warum?«

Er warf einen Blick auf ihr verwirrtes Gesicht. Reiches Miststück oder nicht, sie war besser als die meisten. »Man schickt uns weg.«

»Warum?«

»Zu alt mit dreißig«, sagte er heftig. Weil sie dann jeden Tag

mitansehen müßten, was am Ende auf sie zukommt.

»Fällt euch dann das Haar aus?«

Zwischen zwei Lachkrämpfen fragte er: »Wo haben Sie denn das her?«

»Ein Gossenkind hat es mir erzählt.« Mit der vorsätzlichen Absicht zu schockieren fuhr sie fort: »Er sagte, daß man sich vollpinkelt und stinkt und dann irgendwie nicht mehr lebendig ist. Was bedeutet das?«

Perkins brachte den Flipper mit einem unnötigen Ruck zum Stehen. »Das ist das Haus. Wurde auch, verdammt noch mal, Zeit.«

»Dienstboten dürfen nicht fluchen«, sagte Ellaline.

Für Ellaline, im Jungbrunnen geboren, gab es nur junge Menschen. Jene, die so alt aussahen wie ihre Mutter, stellten die Grenze des Alterns dar und erschienen ihren jungen Augen eindeutig historisch. Daß diese Menschen drei Generationen umfaßten, in Unveränderlichkeit bewahrt, war eine Information am Rande, von wenig Bedeutung.

Gelegentlich bekam sie dennoch ältere Menschen zu Gesicht. Ab und zu tauchte so ein altersschwacher Unglücklicher überraschend in einer Straße auf, und im Park am Rande der Unterstadt gab es besonders abstoßende Individuen, aber ihre Augen nahmen sie zur Kenntnis, ohne zu begreifen; etwas stimmte mit ihnen nicht, und es war nicht notwendig, darüber nachzudenken. Bei dem Schwall von Umschreibungen, Ausflüchten und affektierten Gepflogenheiten, die den Begriff des Alterns umgaben, hatte sie kaum eine Chance zu verstehen, was sie sah. Man wuchs heran, bis man so aussah wie Mami, und dann blieb man so – was sonst?

Agnes' Erscheinung, mit Falten im Gesicht und welker Haut und verfärbtem Haar, war daher erschreckend. Am liebsten hätte sie sich gleich wieder verzogen, wollte mit dieser fremdartigen Person nichts zu tun haben – aber sie war auch neugierig auf Ungewöhnliches, und es mangelte ihr nicht an Mut.

»Ich möchte zu Tante Agnes.«

»Du bist Ellaline?« ein dachte-ich's-mir-doch-Nicken. »›Tante‹, wie?« Ein Schnauben. »Nun, ich bin Agnes.«

Mami sagt mir nie das, worauf es ankommt, dachte Ellaline. So höflich wie ihre Zweifel dies zuließen, fragte sie: »Bist du krank?«

»Nein Ellaline, ich bin mittleren Alters.« Der Begriff schien bei ihr nicht anzukommen. »Steh nicht auf der Türschwelle herum, komm herein!«

Ellaline machte drei abenteuerliche Schritte hinein in jenes Wohnzimmer, das ihre Mutter versucht hatte aus ihrer Wahrnehmung zu verbannen, und fragte: »Ist dies dein Unterrichtsraum?«

Agnes lachte, was einen Großteil der Grimmigkeit aus ihrem Gesicht verschwinden ließ, und erklärte ihr: »Es ist mein Wohnzimmer.«

»Aber hier sind ja gar keine Möbel, um richtig darin zu wohnen.«

»Es ist genug da: Stühle, Tisch, Sofa, Bilder. Du bist daran gewöhnt, daß dein Zuhause vollgestopft ist mit nachgemachtem viktorianischem Trödel, nicht wahr? Etageren und Sofaschoner, mein Gott!«

Ellalines Gesicht verhärtete sich zu jenen flachen Zügen, die ihre Mutter als Ärger im Verzug erkannte. »Scheiße!« sagte sie vernehmlich.

Agnes schien nicht überrascht, was die ganze Übung unbefriedigend machte. »Warum sagst du das?«

»Du hast etwas Häßliches über mein Zuhause gesagt, also bin ich häßlich zu dir.«

»Ist schon recht«, sagte Agnes enttäuschenderweise. »Warum setzt du dich nicht?«

Verdrossen, da eins ihrer wirksamsten Geschütze versagt hatte, suchte Ellaline sich den am härtesten aussehenden Stuhl aus, um sich nicht dazu verleiten zu lassen, sich zu entspannen; bei dieser Hexe mußte sie auf der Hut sein. Immer noch auf einen Vorteil aus fragte sie: »Warum siehst du so krank aus?«

»Ich sehe nicht krank aus. Ich sehe nur älter aus als deine Mutter, aber das ist keine Krankheit.«

»Älter?« Das Wort erhielt langsam eine sichtbare Bedeutung. »Heißt das mehr Jahre?«

»Ja.«

»Aber Mami wird nicht – älter.«

»Doch, nur ein winziges bißchen jedes Jahr, aber du merkst es nicht, weil die Veränderung gering ist.«

»Aber die Behandlungen machen, daß man immer gleich bleibt.«

»Nicht ganz. Sie verlangsamen den Alterungsprozeß – das ist das, was einen älter aussehen läßt. Ich bin fast hundert Jahre älter als deine Mutter.«

»Mannomann!« sagte Ellaline, für die ein Jahrhundert eine undefinierbare historische Zeitspanne war. Die Neugier überwand ihre Abwehrhaltung. »Als du wie Mutter warst, war da alles anders?«

»Viel besser, wie ich meine. Aber jeder glaubt, daß das eigene Regnum das beste ist. Findest du nicht, daß ›befreit‹ sein besser ist als das Festhalten an gesellschaftlichen Umgangsformen?«

»Natürlich, du nicht?«

»Ich finde, daß es hauptsächlich aus schlampigen Manieren, unanständigen Ausdrücken und schlechter Laune besteht, aber ich stimme zu, daß es besser ist, als eine zimperliche Möchtegerndame zu

sein, die die Augen vor den Tatsachen verschließt und deren Leben bestimmt wird von der Angst vor der Zukunft.«

»Ich glaube nicht, daß ich das alles verstehe«, sagte Ellaline.

»Deswegen bist du ja hier, damit ich mich mit dir über jene Tatsachen des Lebens unterhalte, von denen deine Mutter nicht allzu viel versteht, selbst wenn sie sich dazu überwinden könnte, sie laut auszusprechen.«

»Die Tatsachen des Lebens? Meine Freundin Jennie hat mir ein Buch darüber gezeigt. Es heißt ›Wie man Es macht ohne Es zu werden‹.«

Kinder ändern sich nie, dachte Agnes, Gott sei Dank. »Ich würde dieses Buch nicht empfehlen, und das sind nicht die Tatsachen, über die wir uns unterhalten müssen. Wir werden uns über Altern und Tod unterhalten.«

»Ja!« Ellalines Augen blitzten. »Was ist Tod?«

Sie hatte völlig vergessen, daß Tante Agnes altersschwach und abstoßend und seltsam war.

Ellaline neigte dazu, die nächsten paar Stunden als die wichtigsten in ihrem Leben zu betrachten, aber das waren sie keineswegs. Vielleicht die faszinierendsten und fesselndsten, aber im Laufe von fast dreihundert Jahren wurde sie mit vielen Dingen konfrontiert, mit denen umzugehen das aufgeregte Verschlingen eines oberflächlichen Wissens in den Schatten stellte.

Einmal fragte sie: »Aber warum kann nicht jeder behandelt werden? Ist es reserviert oder so?«

»›Oder so‹ ist der richtige Ausdruck; reserviert für jene, die es sich leisten können.«

»Können die Menschen in der Unterstadt es sich nicht leisten? Oder die Dienstboten?«

»Himmel, nein.«

»Gibt es viele von den armen Menschen?«

Ausnahmsweise war Agnes verblüfft; ihr war nicht klar gewesen, wie eng die Neo-Viktorianer das Wissen ihrer Kinder über die Welt begrenzten – zweifellos im heiligen Namen der Unschuld, die es vor Schmutz zu bewahren galt, jenem Begriff, der alles umfaßte, was beunruhigend war, oder wovor man um der Bequemlichkeit willen die Augen verschloß. Die Tabus hinsichtlich Gesprächen über Alter und Tod waren zwar dumm, aber verständlich; jemandem vorsätzlich das Wissen um die Struktur der Welt vorzuenthalten war aber kriminell.

Wütend sagte sie: »Etwa eine Person von tausend kann sich die Behandlung leisten. Sie bedarf teurer Substanzen und teuren Expertenwissens und muß alle paar Jahre wiederholt werden. Und jeder von uns muß das ganze Leben lang per Telemonitor überwacht

werden. Antigeriartrie ist der teuerste Industriezweig der Welt.«

Ellaline versuchte »eine von tausend« zu verstehen, versuchte, die Vorstellung von einer Welt zu schlucken, vollgestopft mit Menschen, von denen sie zwar wußte (so wie sie vage von der Existenz anderer Regna und sogar anderer Länder wußte), über die sie aber niemals hatte nachdenken müssen, Menschen, die nur eine kurze Zeit lang lebten. Außerstande, große Zahlen oder die Bedeutung von ›eine kurze Zeit lang‹ zu erfassen, dachte sie an Jennie und Perkins und brach in Tränen aus.

Zu erklären, warum Perkins bald aus dem Dienstbotenstab entlassen werden mußte, war nicht leicht, aber Agnes war eine außerordentlich fähige Ratgeberin mit einem Talent dafür, abstrakte Schrecken in faßbare Phantasievorstellungen zu verwandeln. Sie betrachtete es als Kompliment, als Ellaline schließlich ihr Urteil abgab: »Ich finde, es ist einfach albern so zu tun, als ob etwas nicht da wäre, wenn man nicht hinsieht. Die Dienstboten können doch nichts dafür.« Sie betrachtete Agnes genau. »Es ist mir egal, ob ich in hundert Jahren oder irgendwann so aussehe wie du. Du hast immer noch Spaß, oder?«

Ohne eine Miene zu verziehen, stimmte Agnes zu, daß sie noch immer Spaß hätte und verkniff es sich hinzuzufügen, auf Weisen, von denen du noch nicht einmal träumst; dies zu erklären hätte bedeutet, mit dem Feuer zu spielen. Sicherlich würde ihre Mutter sie über Sex aufklären können, trotz ›Wie man Es macht ohne Es zu werden‹? Oder etwa nicht? Es begann zweifelhaft zu erscheinen.

Die Vorstellung vom Tod war unglaublich schwierig zu erklären. Das Kind hatte noch nie auch nur ein totes Tier gesehen, ganz zu schweigen von einem menschlichen Wesen; und das Beispiel eines zerquetschten Käfers wäre wohl nicht gerade der vielversprechendste Auftakt zum Thema gewesen. Schließlich kam sie auf die ausgestopften Tiere im Museum, aber es war trotzdem nicht leicht. Die Vorstellung einzuschlafen und nie wieder aufzuwachen, aufzuhören, drang nicht wirklich zu dem Mädchen durch. Sie akzeptierte die Feststellung, verstand sie aber nicht; insgeheim vermutete sie, daß Agnes ihr etwas verschwieg und man einfach immer älter wurde.

»Ich dachte schon, Sie hören gar nicht mehr auf«, sagte Perkins. »Drei Stunden!«

Ellaline war zerknirscht. »Du mußt am Verhungern sein.«

»Ich doch nicht, habe in der Küche Mittagessen bekommen.«

»Dann ist es ja gut.«

Während Perkins fuhr, schwieg sie nachdenklich. Schließlich fragte sie: »Weißt du, was Sterben ist?«

»Sie sollen doch nicht so reden!«

»Sei nicht komisch, Perkins. Weißt du es?«

»Natürlich. Jeder weiß das.«

»Ich wußte es nicht.«

»Und jetzt weißt du es?«

»Nicht so richtig. So wie Agnes es erklärt, klingt es, als ob man ausgeschaltet wird, wie der Holoviewer oder wie das Licht.«

»So was Ähnliches ist es auch. Vielleicht eher so, als ob man immer langsamer wird bis man stehenbleibt.«

»Aber was geschieht dann?«

»Nichts geschieht dann. Außer vielleicht Träume. Das weiß niemand.«

Nach einer Weile versuchte sie es wieder. »Agnes ist nicht meine Tante. Sie ist meine Urgroßmutter.«

»Ich weiß.«

»Woher weißt du das?«

»Das Personal weiß alles über Ihre Familie. Es steht im Staatsarchiv.«

»Also, wer ist dann der Älteste?«

»Der alte Jock Higgins.«

»Wer ist das?«

»Dein fünffacher Urgroßvater. Er ist fast dreihundert.«

»Das klingt nach viel.« Eigentlich klang es völlig unverständlich. »Wie ist er?«

»Das weiß ich nicht. Niemand bekommt ihn je zu Gesicht. Vielleicht ist er zu alt, um sich noch dafür zu interessieren.« Perkins gestattete sich eine wenig gemäßigt befreite Umgangssprache: »Er bezeichnete sich immer als den ›Alten Bastard‹.«

»Warum?«

»Keine Ahnung, Miss. Vielleicht um seinen reichen Kindern aus der besseren Gesellschaft eins auszuwischen, weil er selbst niemand Wichtiges war.« Er war Abschaum gewesen, selbst in den Augen eines Dienstboten, aber es gab auch Grenzen der Ausdrucksweise. »Er war der erste Mensch, der jemals behandelt wurde.«

»Der Allererste?«

»Genau. Er lag im Sterben …« – Ihr Interesse wuchs schlagartig – »Krebs – und verkaufte sich an ein Labor, das ein menschliches Versuchsobjekt brauchte für Experimente mit totaler Immunisierung. Das bedeutet, einen so hinzukriegen, daß man nicht mehr krank werden kann. Jedenfalls – es funktionierte, und er lebt immer noch.«

»War er reich?«

»Der doch nicht. Er bekam seine Behandlung umsonst, der einzige Mensch, der sie jemals umsonst bekommen hat. Er hat sein Geld damit gemacht, daß er die Ärzte Tests mit sich als dem Unsterblichen Mann durchführen ließ; dann gewann er einen Lotteriepreis und ließ einen Börsenmakler sein Geld verwalten und saß schließlich mit Millionen

da. Und so kommt es, daß die kleine Ellaline im achten Regnum gelandet ist.«

»Und warum, zum Teufel«, sagte Ellaline, nur um Perkys Lippen zucken zu sehen, »hat Mami mir all das nicht erzählt?«

»Vielleicht weiß sie es nicht. Selbst wenn sie es wüßte, würde sie es verschweigen.«

»Warum?«

»Wie oft am Tag fragen Sie eigentlich ›Warum‹? Deine Mutter würde nichts von einem Vorfahren wissen wollen, der Boxer in Schaubuden und ein Betrüger war, der nebenbei gelegentlich Einbrüche verübte.«

Dann mußte er ihr die Begriffe erklären.

»Hört sich großartig an.«

»Er war kein netter Mann.«

»Nicht nett – großartig. Das ist etwas anderes.« Als Perkins in die Auffahrt einbog sagte sie: »Ich werde zu Mami ›tot‹ sagen.«

»Tun Sie das bloß nicht! Sie wird einen Anfall bekommen.«

»Oder Migräne oder in Schwermut verfallen.«

Jetzt war es an Perkins zu fragen. »Was ist Migräne?«

»So 'ne Art Schwermut, aber laut.«

Sie schätzte, daß sie mit ›tot‹ ihr Glück vielleicht etwas zu sehr herausfordern würde, konnte aber nicht widerstehen, die skandalöse Geschichte des Alten Jock Higgins wiederzugeben, wobei sie darauf achtete, daß es so schien, als hätte Agnes ihr dies erzählt.

»O gütiger Gott!« stöhnte Marianne, die die anstößigen Einzelheiten sehr wohl kannte, und deren Freunde (in ihrer Gegenwart) alle so taten, als hätten sie keine Ahnung davon. »Erwähne nie wieder diesen Namen! Er ist der Schandfleck unserer Familie.«

»Aber wenn er nicht gewesen wäre …«

»ICH WERDE NICHT ZUHÖREN. Und du wirst mir gehorchen! Du wirst nie wieder …«

Ellaline erkannte den drohenden Verlust der Beherrschung und legte ein hastiges Versprechen ab.

Der Alte Jock, dessen Name ebenso wie jegliche Anspielung auf ihn für immer aus dem Haus verbannt worden war, nahm in Ellalines Vorstellung einen besonderen Rang ein und verdrängte damit Jiggles die Werkatze und Thorinda die Amazonenkriegerin, ihre ältesten Holovid-Lieblinge. Im Geiste entwarf sie ein Bild des Alten Jock – haarlos, grabentiefe Runzeln, häßlich wie die Nacht, vollgepinkelt und stinkend wie ein vergammelter Fisch – im großen und ganzen wie eine Figur aus einem Horrorvid. Sie wußte, daß sie völlig danebenlag, daß

die Wirklichkeit wahrscheinlich alltäglich und langweilig war, aber jemand, dessen bloßer Name Mami zur Weißglut treiben konnte, mußte doch sicher etwas Interessantes an sich haben.

Sie wollte es selbst sehen.

Mit ihrer Ansicht nach beachtlicher List schlug sie einen weiteren Besuch bei Agnes vor (die möglicherweise aufgeschlossen genug wäre, ihr zu helfen). Das Resultat war eine warum-muß-Gott-mich-heimsuchen-Tirade über jene entsetzliche Frau, die unaussprechliches Wissen in den Kopf eines unschuldigen Kindes pflanzte.

Agnes wurde zur Sperrzone erklärt.

Der Park am Rande der Unterstadt wurde zur Sperrzone erklärt.

Zu Hause wurde die junge Jennie zum Schlechten Einfluß und somit zur Sperrzone erklärt.

Das Embargo auf Jennie war der letzte Tropfen. Ellaline war fest entschlossen. Der Alte Jock wurde zum Projekt.

»Wollen Sie, daß ich vorzeitig rausgeworfen werde?« fragte Perkins. »Vergessen Sie's, Kleine!«

Wutentbrannt griff Ellaline unterhalb der Gürtellinie an. »Dienstboten haben mich als ›Miss‹ anzureden, nicht als ›Kleine‹.«

»Wenn ich Ihrer Mutter erzähle, was Sie vorhaben, werden Sie nicht ›Miss‹, sondern ›Mist‹ heißen.«

»Du haßt mich!«

»Nicht immer«, sagte Perkins. Er sann darüber nach, daß, wenn er mit dreißig entlassen würde, sie gerade reif wäre für eine kleine Indiskretion. Schade.

Es dauerte lange bis Ellaline, die es nicht gewöhnt war, praktische Probleme selbst zu lösen, darauf kam, daß der Alte Jock im Telefonbuch ausfindig gemacht werden konnte – aber es gab keine Eintragung unter ›Alter Jock‹. Nach beträchtlichem Kopfzerbrechen kam ihr die Idee, ihre Abstammung durch die genealogischen Aufzeichnungen zurückzuverfolgen, und obgleich sie die besten Aussichten hatte, in dem Wirrwarr von Vorfahren, Verwandten und unehelichen Kindern unterzugehen, kam sie schließlich doch auf den unglaublichen Ian McIvor McAdam Higgins

– den ersten Behandelten –

– geboren im altehrwürdigen, unglaublichen Jahr 1972 –

– was bedeutete, daß er zweihundertachtundsiebzig Jahre alt war, älter als jeder andere Mensch –

– und der nicht einmal drei Meilen entfernt lebte!

Sie studierte die Straßenkarte und entschied, daß der Versuch durchführbar war; sie würde die Ecken dreier Regna abschneiden und eines ganz durchqueren. Der Treck an sich würde schon ein Abenteuer

sein.

Wie sie es sich hätte denken können, meldeten ihre Hauslehrer ihre Abwesenheit. Mariannes erster Gedanke – ihr intelligenter erster Gedanke – war, die Polizei zu benachrichtigen. Ihr weniger intelligenter zweiter Gedanke galt den entsetzlichen Orten, an die eine wild umherstreifende Ellaline gelangen konnte. Den öffentlichen Skandal vor Augen verwarf sie jeden Gedanken an die Polizei und schickte Perkins im Flipper los, um die Straßen abzusuchen, zu durchkämmen und auszukundschaften, und wehe er kehrte ohne sie zurück.

Wie jeder in der klatschsüchtigen Gesindestube wußte Perkins, wo all die Leute wohnten, die etwas darstellten, und nahm Kurs auf das Haus des Alten Jock, dem offensichtlichen ersten Ziel. Er fand Ellaline in zwanzig Minuten, zwei Meilen entfernt; sie hatte sich verlaufen und schwankte zwischen Tränen und einem Wutanfall hin und her.

»Ach Perkins, muß ich wirklich nach Hause?«

Perkins dachte darüber nach. Schließlich versuchte das Kind lediglich mit einem Wissen klarzukommen, das 99,9 Prozent der Rasse als selbstverständlich hinnahmen. Ihr dies auf unbestimmte Zeit zu verweigern, würde, so sagte er sich, ihre Unzufriedenheit in Rebellion verwandeln; in der dummen Regnagesellschaft konnte das Ergebnis unvorhersehbar und seelisch grausam sein.

»Bald«, sagte er, da er es mit seinem Mut nicht übertreiben wollte, »aber erst schauen wir bei Tante Agnes vorbei. Sie ist eine vernünftige Frau.«

»Um Himmels willen, Perkins«, fragte Agnes, »was erwarten Sie von mir? Daß ich sie zum Alten Bastard bringe?«

»Warum nicht, gnädige Frau?«

Agnes erkannte dies als eine gute Frage und stimmte zu, daß eine solch entschlossene Neugier befriedigt werden sollte. Sie hatte jedoch keine Lust, in einen Familienstreit von transregnalen Ausmaßen verwickelt zu werden.

»Es würde nicht lange dauern«, überredete Perkins sie. »Zehn Minuten dort und dann im Flipper zurück. Mehr als ein kurzer Blick wird nicht nötig sein.«

»Vielleicht sind wir nicht willkommen.«

»Ein Besucher aus der achten Generation? Der Alte Bastard würde sich totlachen.«

»Aber ihre Mutter …«

Perkins hielt einen unbotmäßigen Finger hoch. »Warum es ihr erzählen? Beeilen Sie sich und überlassen Sie die Erklärungen mir; sie

wird froh sein, Ellaline wiederzuhaben und keine unangenehmen Fragen stellen. Obendrein …« – er wandte sich Ellaline zu –, »Sie werden mich doch nicht verraten, oder?«

Ellaline quietschte: »Du meinst, es Mami erzählen? Sie würde sich nie wieder beruhigen. Der Alte Jock ist für sie ein Horrorvid. Sie würde … würde … zusammenbrechen.« Sie wechselte die Taktik. »Ich werde brav sein, Tante Agnes. Ich schaue bloß hin, das ist alles.«

Die Pflegerin – Dienstbotenschicht, mittleren Alters und besorgt um ihre Stellung – war unentschlossen.

»Verstehen Sie mich recht, um ihn mache ich mir keine Sorgen. Er fällt fast auseinander, aber er liebt Besucher. Es geht mir um sie. Ich meine, die Regna und all das. Man tut das einfach nicht, oder?«

»Ich bin des Mädchens Urgroßmutter, und ich tue es sehr wohl. Wenn Mister Higgins gerne Besuch bekommt, nun, wir sind Besucher.«

»Aber das kleine Mädchen …«

»Sie hat schon öfter alte Leute gesehen.« Ja, dachte Agnes, mich.

»Aber nicht so alt. Es gibt niemanden sonst, der so alt ist.«

Ellaline setzte jenen Gesichtsausdruck auf, der Marianne oft den Tag verdarb. Sie sagte: »Ich werde dem Alten Bastard schreiben und ihm sagen, daß die Hausangestellte mich nicht hereinlassen wollte.«

Damit war der Fall erledigt.

Er saß in einem Stuhl in der Sonne, auf der Rückseite des seltsamen alten Hauses im Stil des zwanzigsten Jahrhunderts, das hinten nur einen Rasen hatte, statt eines Partygartens und einer Spielebahn.

Er war ganz unglaublich winzig; würde man die Decken wegnehmen, dachte Ellaline, wäre er nicht größer als sie selbst. Sie mochte wetten, daß seine Füße nicht bis zur Fußstütze hinunterreichten.

Seine Handgelenke wiesen auf beiden Seiten große Knochen auf, aber die Arme dahinter waren dünner als ihre und die Haut war schlaff und runzlig und mit braunen Flecken übersät. Die Knöchel seiner Finger waren dicke Knubbel, und die Haut hatte sich fest um die Knochen zusammengezogen; seine Hände lagen auf der Decke wie halb durchsichtige Spinnen, die darauf warteten davonzuhuschen.

Sein Kopf war ein Totenschädel mit Augen. Er hatte überhaupt kein Haar, damit hatte Jimmy Johnston also recht gehabt, aber seine Augenbrauen waren schwarz und die Augen darunter von einer Art verwaschenem Blau, das so aussah, als hätten sie alles gesehen, das es jemals gegeben hatte.

Sie schnüffelte, behutsam, da sie nicht unhöflich sein wollte, aber das einzige, was sie riechen konnte, war eine Art Muffigkeit wie in

einem alten, leeren Schrank. Vielleicht pinkelte er sich noch nicht voll. Von Kathetern wußte sie nichts.

Agnes und Perkins blieben stehen, während Ellaline sich ihm langsam näherte.

Die uralten Augen blinzelten nicht und wandten sich auch nicht von ihr ab, als sie nahe genug kam, um ihn zu berühren. Der bleiche Mund öffnete sich und ließ Zähne erkennen, die nicht echt aussahen (sie waren es auch nicht), sowie die Spitze einer weißlichen Zunge, die die Lippen in Vorbereitung aufs Sprechen leckte. Splittriges Gelächter wie zerbrechende Streichhölzer drang daraus hervor, und die eingefallenen Wangen zogen sich nach oben und erzeugten Falten um die Augen. Eine Stimme ertönte krächzend aus der Höhle.

»Ich habe seit, weiß der Geier, wann, kein Kind mehr gesehen. Hübsch, nich? Wie heiß'n du, Hübsche?«

»Ich bin Ellaline.«

»Netter Name. Wer bin ich? Häh?«

»Sie sind der Alte Bastard.«

Das Gelächter wäre ein Gebrüll gewesen, wäre er zum Brüllen noch fähig gewesen, was die Pflegerin herbeirennen ließ. »Bleib mir vom Leibe, blöde Kuh! Hab seit hundert Jahren nich' mehr gelacht. Hier, Ellaline!«

Er streckte eine Spinnenhand aus, und aus Höflichkeit ergriff sie sie, sehr behutsam. Sie hatte damit gerechnet, ihn sich nur anzusehen und dann wieder zu gehen, aber ihr Vorfahr hieß sie willkommen. Sie war sich nicht sicher, was sie davon hielt, ihn anzufassen; er war entsetzlich, wirklich entsetzlich, aber ganz und gar nicht wie ihr Vidpuppenmodell, sondern eher wie etwas, das liegengelassen und von einem Reinigungsroboter aufgestöbert worden war. Aber er war froh, sie zu sehen, und das machte einen Unterschied. Es machte ihre ganze Planung und Gerissenheit nichtig.

»Du bist nich' eins von meinen, oder?« sagte er.

Aus der Nähe war sein Atem widerlich und sein Akzent war sogar noch mehr Gosse als Jimmy Johnstons. »Ich bin deine sechsfache Urenkelin. Oder vielleicht fünffach, ich komme mit dem Zählen durcheinander.«

»Und du kommst mich besuchen, häh? Warum biste hergekommen?«

»Ich wollte mir einen richtigen alten Menschen ansehen. Sie erzählen uns nichts über alt, weißt du.«

Der Totenschädel schwankte auf seinem eingeschrumpften Stengel von einem Hals. »Da möchte ich drauf wetten. Sie denken nich' mal darüber nach. Da kriegen sie'n paar Jahre extra und haben alle Angst vor'm Sterben. Als wir siebzig Jahre hatten, haben wir uns keene Sorgen gemacht. Na ja, manche vielleicht, wie die Höllenfeuerbrigade, aber normale Leute machen sich keene Sorgen. Nun, jetzt haste mich gesehen!«

»Werde ich eines Tages wie du?«

Die Pflegerin schnappte entsetzt nach Luft. Agnes schaute interessiert drein. Perkins grinste unsicher.

Der Totenschädel nickte. »Vielleicht, aber hübscher.«

Irgendwie schien das ziemlich komisch, und sie kicherten beide, junges Geklingel und rostiges Tor.

Er fragte sie: »Biste in einem dieser Regnums, über die sie immer reden?«

»Ja. Ich gehöre zur Befreiten Reaktion.«

»Was is'n das für eins?«

Das wußte sie nicht genau, denn niemand hatte sich je die Mühe gemacht zu erklären, worum es bei den Befreiten eigentlich ging. Mit einem Gefühl der Unzulänglichkeit sagte sie: »Wir sagen Befreite

Sachen – so wie ›Mist‹ und ›Scheiße‹.«

Die alten Augen wurden aufgerissen; die Haut legte sich derartig in Falten, daß sie fast nicht mehr zu sehen waren. Der bleiche Mund öffnete sich weit, als die unzulänglichen Lungen sich bemühten, Luft für den größten Lachanfall eines langen Lebens zur Verfügung zu stellen. Ein entsetzliches Gegacker rasselte aus dem krampfartig zuckenden Hals, und die dünnen Schultern bebten unkontrolliert. Die Spinnenhände schlugen vor lästerlichem Vergnügen auf die Decke. Das Gelächter verwandelte sich in eine Salve hilfloser Laute während der Kopf auf seinem dürren Stengel hin und her schwankte.

Schlagartig hörte alles auf.

Der Alte Jock Higgins, der Alte Bastard, war mehr als erfreut gewesen, seine fünffache Urenkelin zu sehen. Genau gesagt, hatte er sich totgelacht.

Auf dem Weg nach Hause fragte Ellaline: »Können die Ärzte ihn nicht wieder hinkriegen?«

Agnes seufzte angesichts eines hoffnungslosen Falles. »Nein, Liebes, Tod kann niemand wieder hinkriegen.«

Ellaline dachte darüber nach. »Er war nett«, sagte sie.

Selbst die hartgesottene Agnes war entsetzt, Perkins hingegen fuhr fast den Flipper in den Graben, so sehr mußte er lachen.

Die Tatsachen ließen sich nicht vertuschen. Der Tod des Ältesten Erdenbewohners aller Zeiten war eine NEUIGKEIT, und die zu Tode erschrockene Pflegerin redete wie ein wildgewordener Computerausdruck: es hagelte Vorwürfe.

Agnes wurde umgehend von allen Neo-Viktorianern offiziell geächtet, aber der Bann schien sie nicht weiter zu beeindrucken. Sie schien die Neo-Viktorianer gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Schlimmer war, daß Perkins im Verlauf einer hysterischen Szene gefeuert wurde, die Marianne völlig erschöpfte. Agnes stellte ihn prompt ein, hauptsächlich um Marianne eins auszuwischen, aber sie behielt ihn für den Rest seines Lebens bei ihrem Personal.

Ellaline kam ohne eine Schramme davon. Ihre Mutter erlitt einen Nervenzusammenbruch (für die Öffentlichkeit bestimmt) aus dem sie mit grimmig zusammengepreßten Lippen und einer mutigen Entschlossenheit, die Vergangenheit hinter sich zu lassen, wieder auftauchte. Zur Strafe schickte sie Ellaline ins Internat, was Ellaline über alle Maßen genoß.

Ein paar Jahre später wurden Perkins beiläufige Gedanken hinsichtlich Ellaline Wirklichkeit (eines Nachmittags in der Garage), und damit begann eine Liebesaffäre, die die Regna schockierte. Da er vierunddreißig war und sie neunzehn, betrachtete man es als Mai und

Dezember – aber es dauerte an, bis Perkins, der sich als den glücklichsten Mann bezeichnete, der jemals mit einem alterslosen, reichen Miststück zusammengelebt hatte, der es nichts ausmachte, daß er älter wurde, mit Mitte Sechzig starb. (Er liebte sie sehr, aber das mochte der Klatsch nicht so recht glauben.) Sie lösten eine Modewelle aus; es wurde schick für Regnumsangehörige Liebhaber aus dem Dienstbotenstand zu haben; es stellte eine so unproblematische Vorbereitung auf eine spätere ordentliche Heirat dar.

Ellaline wurde ein Jahr älter als der Alte Jock. Als sie ruhig dalag und darauf wartete zu sterben, sagte sie: »Jetzt werde ich es herausfinden. Sie konnten es mir nie richtig erklären, aber jetzt werde ich es selbst sehen.«

Unsinn. Dunkelheit brach herein, und ihr Gehirn hörte auf zu funktionieren, und sie wußte nicht mehr darüber als irgend jemand sonst.

Originaltitel: ›Not In Front of the Children‹
Copyright © 1987 by George Turner
(erstmals erschienen in ›Aphelion‹ #5, 1987)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Maria Castro
Illustriert von Jobst Teltschik

Peter Schattschneider
Pflegeleicht!

Karl hatte einen Tag freigenommen. Schließlich wollte er dabeisein, wenn Hilde das Kind bekam.

Es dauerte unerträglich lange. Sie waren beide sehr nervös. Am späten Nachmittag war es dann soweit. Es klingelte an der Tür.

»Lieferung von der Firma Pflegeleicht«, sagte der Mann vom Botendienst.

Karl winkte ihn ungeduldig herein. Der Bote stellte die Tragtasche und den Koffer ab.

»Ist es – da?« Hilde war ganz aufgeregt.

»Ja, gnädige Frau.« Der Bote nahm die Mütze ab und deutete lächelnd auf die Tragtasche, er wollte auch Anteil an dem freudigen Ereignis haben. Hilde trippelte vorsichtig näher, und Karl riskierte einen Blick. Aus der Tasche blickte ein zerknittertes Babygesicht.

»Hallo, Bennie«, sagte Karl nicht gerade begeistert.

Als der Bote fort war, trug Hilde die Tasche sofort ins Wohnzimmer. Karl schleppte den Koffer nach, auf dem bloß ›Zubehör‹ stand.

»Verdammt schwer«, schnaufte er. »Das reicht wohl bis zur Volljährigkeit.«

Hilde hatte den Kleinen aus der Tasche gehoben. Sie hielt ihn mit ausgestreckten Armen und gab zwitschernde Laute von sich. Bis zum Boden waren es mindestens eineinhalb Meter.

Karl blieb das Herz stehen. »Bist du verrückt?« preßte er hervor.

Sie blickte ihn erstaunt an. Er hob beschwörend die Arme. »Leg ihn *vorsichtig* ab. Und dann lesen wir die Gebrauchsanleitung, bevor wir irgendwas anfassen«, sagte er so ruhig wie möglich.

»Ach, sei nicht albern. Glaubst du, eine Mutter braucht eine Anleitung?« Sie drückte das Kind an die Brust.

»Einen Videorecorder würdest du ohne Beschreibung nicht angreifen«, schimpfte Karl. »Selbst bei deinem blöden Mixer haben wir eine Stunde gebraucht, um die Anleitung zu kapieren – aber bei einem Kind ist das natürlich ganz was anderes!« Er öffnete zornig den Koffer, und eine Flut von Creme-Tuben, Wattestäbchen, Tabletten, Disketten und Babyspielzeug quoll ihm entgegen. Dazwischen lag so etwas wie ein Taschenrechner und ein Manual.

Karl schwenkte es triumphierend und trat an den Tisch, auf dem Bennie zappelte. Seine Augen waren strahlend blau. Ein klarer Blick –

kein Zweifel, er erkannte ihre Gesichter! Karl mußte lächeln, und der Kleine lächelte zurück. Er öffnete den zahnlosen Mund, als wollte er etwas sagen, und der Körper zappelte ungestüm. Die zentimeterkleinen Armstummelchen flatterten wie Flügel.

»Die Nase hat er von dir«, sagte Karl und legte den Arm um Hildes Schulter.

»Und die Augenpartie ist von dir – sieh nur, wie er die Brauen runzelt!«

Hilde kicherte unterdrückt.

»Was ist?«

»Er hat noch was von dir.«

»Du bist albern«, brummte er.

Der Unterleib des Babies sah aus wie ein Euter mit drei Zitzen, deren äußere ständig in Bewegung waren. Auch die nicht minder zierlichen Ärmchen zappelten ununterbrochen.

»Er will krabbeln!« stellte Karl fest, und Hilde beugte sich über den Tisch, bis ihre Nase Bennies Nase berührte, der begeistert gluckste.

»Nein, nein, nein!« scherzte sie. »Benniemaus ist noch zu klein. Benniemaus muß erst groooß werden, bevor er krabbelt!«

Und zu Karl: »Wann wachsen eigentlich die Arme?«

Karl, dem das Getalker auf die Nerven ging, warf sich in den Fauteuil und blätterte in der Bedienungsanleitung. Halblaut las er die Kapitelüberschriften:

»Allgemeines über Pflegeleicht®-Kinder … die täglichen Handgriffe … Zustandskontrolle … Unsere Pflegeleicht®-Servicestellen … Troubleshooting … ah, hier ist es ja: Extremitäten.« Er räusperte sich und las vor, während Hilde dabei war, Babies Sprache zu lernen.

»Ihr Kind ist ein ganz normales Kind, auch wenn es nicht so aussieht. Wenn Sie es richtig behandeln, wird es sich zu einem gesunden, kräftigen, lebensfrohen und erfolgreichen Menschen entwickeln.

Über die fehlenden Arme und Beine Ihres Kindes machen Sie sich keine Sorgen. Sie sind ein Ergebnis der Pflegeleicht®-Forschung, die einen Weg gefunden hat, die rasche körperliche Entwicklung an die viel langsamere Ausbildung der Gehirnfunktionen anzupassen. Generationen von Eltern wurden durch das unkoordinierte und gefährliche Krabbeln, Greifen und Stolpern von Kleinkindern in ihrer Aufsichtspflicht überfordert. Wußten Sie, daß das häufigste Wort, das Kinder vor dem Einsatz des Pflegeleicht®-Prinzips hörten, NEIN war? Im Mittel 55,4mal am Tag, und das regelmäßig bis zum vierten Lebensjahr. Wundern Sie sich also nicht, daß aus anfangs frohen Kindern eine neurotische, mieselsüchtige Generation wie die Ihre

geworden ist.

Durch die Weiterentwicklung des Medikaments Contergan ist es gelungen, in die Prozeßsteuerung während der extrauterinen Schwangerschaft gezielt einzugreifen und das Wachstum der Gliedmaßen zu hemmen. Die in der Regel drei Zentimeter langen Arm- und Beinansätze Ihres Babys werden von selbst zu wachsen beginnen, wenn das Kind in der Lage ist, seine Bewegungen rational zu steuern. Dies geschieht im Alter von vier Jahren und ist nach zwei Monaten abgeschlossen.

Nach einer vergleichenden Fünf-Jahres-Studie können wir stolz behaupten, daß dank der fehlenden Gliedmaßen Pflegeleicht®-Kinder praktisch unfallfrei sind. Sie ersparen sich also dank Pflegeleicht® nicht nur viel Ärger, Mühe und Sorge, sondern Sie schützen Ihr Kind optimal. Und Sie schenken Ihrem Kind durch den Verzicht auf Verbote eine bisher ungekannte lebensbejahende Einstellung.«

Karl klappte die Broschüre zu. »Na, da haben wir noch Zeit, bis er uns zu schaffen machen wird.«

Hilde unterhielt sich unterdessen gurrend mit dem Baby. Sie knuffte es in den wabbeligen Bauch und erntete ein begeistertes Jauchzen.

»Wann, sagtest du, wachsen sie nach?« fragte sie, ohne ihre Beschäftigung zu unterbrechen.

»Wenn er vier Jahre alt ist«, wiederholte Karl mißgelaunt.

Sie hatte gar nicht zugehört.

Seit wenigen Tagen sagte Bennie »Ma-Ma«, wenn er Hilde sah.

»Hat Bennie schon seine Vitamine bekommen, damit Bennie groß und stark wird?« fragte sie.

Bennie verzog das Gesicht.

»Karl?«

»Was ist?« rief Karl aus dem Nebenzimmer, wo er am PC einen Tagesplan für Bennie erstellte.

»Hast du ihm Megaschmatz und Gigafax gegeben?«

»Ooch, kannst du das nicht machen? Ich bin sehr beschäftigt.«

»Karl!« Sie sprach den Namen mit einer Hebung am Ende aus; das war gefährlich. Karl folgte brummend ihrem Ruf.

»Wir haben ausgemacht, daß du ihm die Vitamine gibst«, beharrte sie. »Ich kümmere mich sowieso um alles andere.«

Er warf die drei Tabletten in das Fläschchen, füllte mit lauwarmem Wasser auf und schraubte den Schnuller an.

Bennie verweigerte. Er verzog das Gesicht, warf den Kopf hin und her und tat, als wollte er schreien und hätte keinen Mund.

Ratlos standen sie um das Kinderbett.

»Er hat etwas«, befand Hilde mit mütterlichem Instinkt. Karl warf

einen prüfenden Blick auf Bennies rechtes Ohrläppchen. Die Kreisch-Diode gab kein Signal.

»War irgendwas am Monitor?« fragte er und eilte ins elterliche Schlafzimmer. Hilde zuckte die Schultern.

»Das ist wieder einmal typisch für dich. Du scharwenzelst um ihn herum, aber um die wirklich wichtigen Sachen kümmerst du dich nicht.« Er aktivierte das Computerprogramm BABYLOG und rief die Aufzeichnung der vergangenen Nacht auf den Monitor. Temperatur, Puls, Atmung, Blutdruck, REMs des Kindes – alles normal. Das Kreischfilter zeigte vor dem Einschlafen einige kurze Schreianfälle, die nicht lang genug gewesen waren, um Alarm auszulösen. Ab 23.21 hatte das Baby nicht mehr geschrien – besser gesagt, hatte die in den Kehlkopf eingesetzte Frequenzweiche, die verhinderte, daß Baby störende schrille Töne von sich gab – ein Triumph der HiFi-Technik –, kein Signal mehr an den Computer gegeben, was sehr ungewöhnlich war.

»Ich schalte mal das Kreisch-Filter aus!« schrie Karl und tippte die Anweisung ein.

Augenblicklich konnte Bennie wieder brüllen, und er tat es – markerschütternd. Karl stürzte erschrocken ins Kinderzimmer. Dort stand Hilde völlig verstört vor dem Baby, das eine Kakophonie der schrillsten, wahnwitzigsten, gräßlichsten Töne ausspie, die je ihre Ohren gemartert hatten.

»Was sollen wir nur tun?« schrie Hilde, um das Sirenengeheul zu übertönen.

»Da gibt's nur eins«, schrie Karl zurück. »Er muß zum Service.«

Hilde fütterte den Kleinen. Die frankfurtergroßen Armstummelchen wedelten herum, aber zum Glück waren sie zu kurz, um den zum Mund geführten Löffel wegzufetzen.

Bennie mochte keinen Spinat. Bennie mochte überhaupt kein Gemüse. Das einzige, was Bennie mochte, waren Gummibärli und süßer Tee (Marke Schlafmützchen). Alles andere endete regelmäßig mit einer Katastrophe.

Ein Löffel Spinat erreichte das Ziel. Die Frankfurter ruderten verzweifelt, Bennie verzog das Gesicht, die nunmehr reparierte Kreisch-Diode an seinem rechten Ohr blinkte wie rasend, und ehe Hilde in Deckung gehen konnte, kam der Spinat wie ein grüner Wirbelwind wieder heraus.

Gut, daß ich das grüne Kleid anhabe, dachte sie beiläufig. Dann wurde ihr bewußt, daß sie im Begriff war, hysterisch zu werden. Sie stellte den Spinat außerhalb der Reichweite der flatternden Würstchen und atmete einige Male tief.

›Beide Arme und Beine sind ganz schwer und warm‹, dachte sie zur Beruhigung, aber die stellte sich angesichts des Geruders ihres Sprößlings nicht ein.

»Es ist alles in Ordnung«, murmelte sie, die Fäuste ballend. »Er kann ja nichts dafür. Sein Mund ist das einzige, womit er sich ausdrücken kann.« Und daher war es nicht überraschend, daß dieser Mund so kräftig war. Bennie konnte Hühnerragout in die Niagara-Fälle verwandeln (die kanadischen, versteht sich). Die einst geblümte Tapete der Eßecke hatte sich im Lauf der Monate in einen Dschungel aus Erbsen, Karotten und Kohlrabi verwandelt, in dem Schweine, Hühner und Rinder lebten. Freilich bedurfte es eines geschulten Blicks, um die angetrockneten Klümpchen zu identifizieren. Lediglich die Karotten waren leicht zu erkennen.

Und nun wuchs auch Spinat in diesem Urwald. Sie brauchte dringend ein Brain-Jetting, sonst schnappte sie noch über.

Hilde kam nach einwöchiger Erholung gut gelaunt und energiegeladen zurück. Ihre gute Laune währte jedoch nicht lange.

Karl saß wieder einmal am Computer, und Bennie steckte an der Steckdose – wahrscheinlich schon den ganzen Tag. Auf dem Boden und auf dem Eßtisch lag eine Schicht feinen braunen Staubes.

»Karl!« sagte sie mit einer bedrohlichen Hebung am Ende. »Karl, was ist das für Staub?«

Er riß sich vom PC los und kam rüber.

»Was meinst du?« Er stierte wie ein Ochse auf das schokoladebraun melierte Tischtuch.

»Ich meine diesen eigenartigen schokoladenbraunen Staub.«

»Ach, *den* Staub meinst du. Nun, das ist ganz gewöhnlicher Rückstand von Bennies Verdauung.«

»Rückstand??!« Sie glaubte, ›Rückstand‹ verstanden zu haben.

»Aber ja. Du weißt doch: Katalysator ein, und die ganze Babyscheiße wird pulverisiert. Ich habe ihn täglich ausgeklopft.«

»Ausgeklopft??« Er war auch noch stolz darauf.

»Ja doch, ich habe ihn gehalten und auf den Rücken geklopft, damit der Staub rausfällt. Das schadet ihm doch nicht?«

»Ihm nicht, aber dem Tischtuch!!«

»Ach wo, das ist bloß Kohlenstoff mit ein bißchen Mineralien und Spurenelementen. Ich hab es dir doch erklärt: Der Enddarm ist katalytisch ausgekleidet, und wenn man ihn an die Steckdose ansteckt, zerbröselt das ganze Zeugs zu Kohle.«

»Ach, hör doch auf mit deinen Erklärungen! Das schöne Tischtuch.« Sie versuchte, den ›Rückstand‹ mit der Hand wegzuwischen, wodurch die getrockneten Exkremente nur noch tiefer in den Stoff eindrangen.

»Da – sieh dir das an! Sieht das vielleicht aus wie ein Tischtuch? Das ist eine Windel!«

»Beruhige dich. Windeln gibt es zum Glück schon lange nicht mehr.

Ich verstehe nicht, warum du dich so aufregst. Bei deinem selbstreinigenden Backrohr machst du ja auch nicht so ein Theater. Du klopfst den Staub einfach vom Blech ab, und fertig. Nichts anderes hab ich mit Bennie getan. Es ist das gleiche Prinzip: Katalytische Verkohlung. Sauber, zuverlässig, steril.«

»Ja, ja, ich kenne das alles, ich hab den Prospekt auch gelesen.«

»Warum regst du dich dann auf?«

Hilde fühlte einen Nervenzusammenbruch nahen. Dieser Mann hatte überhaupt keinen praktischen Verstand.

»Warum, glaubst du, haben wir Bennie mit einem Staubsauger-Anschluß bestellt?«

Aus 100m Entfernung spendete das Feuer angenehme Wärme. Die Flammen loderten in den Nachthimmel.

Hilde weinte hemmungslos. Karl legte ihr den Arm um die Schulter, versuchte sie zu trösten.

Das Haus war fast niedergebrannt. Der Dachstuhl gloste noch. Ein Sparren brach krachend und funkenstiebend auseinander.

»Wir – hätten doch nicht – fortgehen sollen«, schluchzte Hilde. »Ich hatte – ein – ungutes Gefühl.«

Karl war wie gelähmt. Er konnte bloß denken, daß die Party sowieso langweilig gewesen war. Er dachte es immerzu, als wäre der Brand nebensächlich. Hilflos tätschelte er ihren Arm.

Ein Feuerwehrmann näherte sich. »Sind Sie die Besitzer?«

Karl bejahte.

»Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber wir haben ein Baby im Haus gefunden.« Er zögerte. »Es ist tot.«

Hilde schrie hysterisch auf.

»Es war an die Steckdose angesteckt. Vermutlich wurde der Brand dadurch ausgelöst.«

Hilde starrte Karl entsetzt an. »Aber – hast du ihn nicht abgesteckt?«

»Ich dachte, du hättest …«

Hilde erlitt einen neuerlichen Weinkrampf. Der Feuerwehrmann stand verlegen da.

»Wahrscheinlich war die Abschaltautomatik defekt«, sagte er, nur um etwas zu sagen.

»Sicher! Die Automatik hätte ihn abschalten müssen. Sie muß fehlerhaft gewesen sein! Ein Produktfehler!«

»Wir hatten sowas zweimal im letzten Jahr«, sagte der Mann, wohl hoffend, sie dadurch zu beruhigen.

»Hörst du, Hilde« – Karl versuchte sie aufzurichten –, »es war ein Produktfehler!«

Hilde beruhigte sich ein wenig. »Und was machen wir jetzt?« schniefte sie.

Er legte den Arm um ihre Schulter. »Das wird sich finden. Zum Glück sind wir versichert.«

Copyright © 1991 by Peter Schattschneider

Charles Platt
Kulturelle Invasion

In der Umlaufbahn hoch über der Erde wandte sich Kosmonaut Igarowitsch mit feierlicher Miene seinem Gefährten, Kosmonaut Jutschewski, zu. Es war ein historischer Moment.

»Genosse«, sagte er, »es sieht so aus, als ob unsere Mission erfolgreich verlaufen wäre.« Feierlich schüttelten sie sich die Hand.

»Jetzt haben wir nur noch das Wiedereintrittsmanöver zu bestehen«, erwiderte Jutschewski, »aber im Vergleich zu dem komplizierten Manöver unserer erfolgreichen Mondlandung dürfte das nur noch ein Klacks sein.« Sie lachten auf ihre herzliche russische Art.

Igarowitsch schaute durch das kleine, sechs mal sechs Zoll messende Guckloch. Unter ihnen lag die Erde, ein wolkenbedeckter Halbmond vor einer schwarzen Kulisse. Die Umrisse der Sowjetunion zeichneten sich deutlich unter der Kapsel ab. »Sie werden stolz auf uns sein da unten«, sagte er. »Die ersten Menschen auf dem Mond. Ein Jahr Vorsprung vor den Amerikanern – mindestens!«

»Noch sind wir nicht unten«, gab Jutschewski zu bedenken. Er schwieg eine Weile und lauschte einer Botschaft, die über den Kopfhörer kam. Dann wandte er sich wieder seinem Gefährten zu. »Sie haben Probleme, Genosse. Der Zündmechanismus für unsere Bremsraketen funktioniert vom Boden aus nicht. Sieht so aus, als müßten wir sie manuell zünden.«

Igarowitsch wurde ein wenig blaß um die Nase. Er zählte nicht zu den Mutigsten. Was ihn bewogen hatte, sich freiwillig für das Mondlandeunternehmen zu melden, war der Ruhm, das ganze aufregende Drumherum, das ihn nach erfolgreichem Abschluß der Mission erwarten würde. Was ihn anging, so war er froh, wenn er möglichst schnell wieder auf der Erde war: je ereignisloser und je kürzer sich der Aufenthalt im All gestaltete, desto besser.

»Sie sagen, wir sollen die Raketen um 21.07 Uhr zünden«, fuhr Jutschewski fort. »Das wäre in ungefähr drei Stunden, nicht wahr, Genosse?«

Igarowitsch schaute auf seine Uhr. »Stimmt.«

Der Funkspruch endete, und Jutschewski nahm die Kopfhörer ab.

»Noch eine kleine Sache, Genosse«, sagte Igarowitsch. »Welches ist der Knopf für die manuelle Auslösung des Zündmechanismus?«

Jutschewski deutete vage auf die Schaltkonsole. »Das müßtest du aber eigentlich noch wissen. Es ist der rote dort.«

Igarowitsch beugte sich vor. Er zeigte mit dem Finger auf einen in der langen Reihe von Knöpfen auf der Schalttafel. »Du meinst diesen hier?«

»Richtig. Aber paß auf …«

Seine Warnung kam zu spät. In der Schwerelosigkeit des Alls löst jede Aktion eine gleichstarke Gegenreaktion aus. Dementsprechend reagierte die Kapsel auf Igarowitschs Vorwärtsbeugen mit einer leichten entgegengesetzten Schaukelbewegung. Igarowitsch war schon immer recht tolpatschig mit seinen Händen gewesen, ein Manko, an dem auch seine Kosmonautenausbildung nicht sonderlich viel verändert hatte. (Tatsächlich war die Wahl in erster Linie deswegen auf ihn gefallen, weil er ein angenehmes Äußeres aufwies, eine reizende Frau und reizende kleine Kinder hatte und bescheidenen bäuerlichen Verhältnissen entstammte: Jutschewski war das Hirn der Expedition, Igarowitsch das hübsche Gesicht.) Mit starrem Entsetzen sah Jutschewski, wie Igarowitschs Finger gegen den roten Knopf tippte und den Zündmechanismus auslöste.

»Du Trottel!« stieß er ächzend hervor, als die Bremsraketen mit brüllendem Getöse zum Leben erwachten. »Du hast uns in die falsche Flugbahn geschossen – weiß Lenin, wo wir jetzt landen!«

Igarowitsch gab keine Antwort. Der Schock war zu groß für ihn gewesen; er war in Ohnmacht gefallen.

Irgendwo unten auf dem wolkenbedeckten Halbmond, in Hertfordshire, England, um genau zu sein, hingen die grauen Kumuluswolken tief über dem Horizont, an ihren Rändern schmutzigrot gefärbt von der blaßtrüben untergehenden Sonne und dem gespenstischen Schein der Straßenlaternen von Leyworth, einer kleinen Stadt, die ungefähr eine Meile entfernt lag. Nebel braute sich zusammen, der typische Hertfordshire-Nebel, und senkte sich über die Landschaft, setzte sich in den sumpfigen Mulden fest und wirbelte in dichten Schwaden über das hochstehende Gras, unter dem sich unzählige Kuhfladen in verschiedenen Stadien der Austrocknung verbargen. Irgendwo sang ein Vogel und flog dann, vielleicht weil er sich anderswo grünere Weiden erhoffte, mit raschelndem, schnellem Flügelschlag auf und verschwand am grauschwarzem Himmel. In diesem Teil der Erde regnete es gewöhnlich, und wenn es gerade einmal nicht regnete, dann sah es so aus, als würde es gleich zu regnen anfangen.

Ein scharfer, kühler Nordwind fegte über die weite, sanft hügelige Wiesenlandschaft, wisperte in den Zweigen einer Reihe dürrer, skelettartiger Bäume, die sich auf dem Kamm einer Anhöhe gegen den dunklen Himmel abhob, und ließ die Äste knarren. Ansonsten herrschten nur Friede und ungestörte Stille.

In einer feuchten Mulde in dem hohen Gras lagen, hin und wieder ein lästiges Insekt verscheuchend, zwei Leyworther: ein Mädchen und ein junger Mann. Das Mädchen war Janet Glass; sie war siebzehn und arbeitete bei Woolworth. Der Junge hieß Bob Brogan; er war zweiundzwanzig und ein Faulenzer und Tagedieb. Im Grunde war er antriebslos und bar jeder Initiative. Er zog es vor, immer erst dann etwas zu tun, wenn jemand ihn dazu aufforderte. Diese Angewohnheit war mit der Zeit zu einem solch dominierenden Bestandteil seines Lebens geworden, daß sie sogar der eigentliche Grund dafür war, daß er keinen Job hatte. Die Idee, einmal zum Arbeitsamt zu gehen und sich nach einem Job umzusehen, wäre ihm von allein nie in den Sinn gekommen; es mußte erst jemand kommen und ihn mit der Nase darauf stoßen.

Sie lagen Seite an Seite im Gras und starrten geistesabwesend auf die untergehende Sonne. Das Mädchen räkelte sich unbehaglich. »Worüber denkst du nach?« Ein kurzes Schweigen folgte, dann antwortete Brogan:

»Weiß nicht.« Er zog ein schmuddeliges Taschentuch hervor und schneuzte sich. »Über was denkst du nach?«

Tatsächlich dachte das Mädchen gerade, wie kalt und feucht ihm allmählich die Beine wurden. Gleichzeitig aber dachte es, wie romantisch die Situation eigentlich sein müßte, und beschloß deshalb, daß es besser sei, nicht die Wahrheit zu sagen.

»Hübsch hier, nicht?« sagte Janet, um das Thema zu wechseln. Der obere Rand der Sonne verschwand jetzt hinter den Kühltürmen des ein paar Meilen entfernten Kraftwerks.

»Ja«, sagte Bob Brogan mit einiger Verzögerung. Er dachte einen Moment lang angestrengt nach. »Romantisch.«

Janet schmiegte sich fester an ihn. Der wahre Grund dafür war, daß sie inzwischen erbärmlich fror, aber das brauchte Brogan nicht zu wissen. Irgend etwas tief unten in ihm begann sich zu regen.

»Komm«, sagte er. Er legte den anderen Arm um sie und zog sie an sich. Er starrte ihr in die Augen. »Ich will dir was sagen.«

»Was denn?« Mit klopfendem Herzen dachte sie: ist *er* es? Ist er der Eine, den das Schicksal für mich ausersehen hat, in den ich mich unsterblich verlieben werde, wie es die Wahrsagerin auf der Kirmes vorausgesehen hat, und den ich – und ihr Herz machte bei dem Gedanken ganz beängstigende Sprünge und ihr Blick verklärte sich bedrohlich – *heiraten* werde? Doch sie fand keine Antwort in Brogans von Aknepickeln übersätem Gesicht.

»Ich liebe dich«, ächzte Brogan und, wie als wolle er die Widerwärtigkeit und Peinlichkeit der Bemerkung ersticken, wälzte er sich über sie und küßte sie mit seltsam mechanischer Gier.

Aber liebe ich *ihn?* fragte sie sich und forschte in den Tiefen ihrer

Teenagerseele nach der Antwort, während sie seinen Kuß ebenso mechanisch erwiderte. War dies … war dies *die Liebe?*

Solcherlei quälende Seelenexegese war Brogan fern. Das einzige, was ihn quälte, war die Vorstellung, daß, wenn er jetzt nicht schnell zu Potte kam, sein Abendessen futsch sein würde. Der Gedanke, daß sein jüngerer Bruder sich über seine, Brogans, Portion Pommes mit Bohnen hermachen würde, beflügelte ihn zu größter Hast. Er wälzte sich vollends auf das Mädchen, rammte mit blindwütiger Unerbittlichkeit seine Zunge zwischen ihre Zähne und begrapschte ihren mageren Körper mit fiebrig zuckenden Fingern.

Janet Glass fühlte etwas in sich hochsteigen. War es … war es vielleicht Liebe? Die wahre, echte Liebe? Und dann hörte sie es! Ja, es war die Liebe, oh ja, sie war es! Und es war genau wie in den Fotoromanen, die sie gelesen hatte: dieses wunderbare, dieses alles übertönende Dröhnen in den Ohren!

Fast schwanden ihr die Sinne; ihr Widerstand schmolz dahin. Das Dröhnen wurde immer lauter, steigerte sich zu einem Brüllen. Ihr war, als erzitterte selbst der Boden unter der Wucht der Liebe, die sie ergriffen hatte. Sie schlug die Augen auf. Ihr Geliebter (denn das war er nun für sie) hatte sich von ihr abgewendet und starrte zum Himmel. Das Dröhnen war ohrenbetäubend!

Die Kapsel kam mit donnernden Bremsraketen aus den dunklen Wolken gestürzt. Der seidene Fallschirm wölbte sich wie eine riesige Kuppel über ihr. Mit einem heftigen, dumpfen Aufprall landete sie auf der Wiese. Ein stinkender Schauer aus Wasser, Matsch und Kuhscheiße spritzte hoch auf. Der Fallschirm schwebte herab und

senkte sich über das Liebespaar.

Janet zupfte verwirrt an den Falten der dunkelblauen Seide, die sie so plötzlich einhüllte. »Bob, was ist das?« rief sie. »Wo bist du – was ist das?«

Brogan war viel zu sehr selbst damit beschäftigt, auf die Reihe zu kriegen, was passiert war, um auf ihre Frage zu antworten. Draußen herrschte Dämmerlicht, und unter der seidenen Hülle war es stockfinster. Fuchtelnd und zerrend versuchte er, sich aus dem Faltengewirr zu befreien. Er rappelte sich auf, verhedderte sich sofort wieder, stolperte und landete auf dem Mädchen. In dem Durcheinander war Janets Rock wieder hoch über ihre Knie gerutscht; bei dem Versuch, sich erneut aufzurappeln, kam Brogan mit dem Ellenbogen zwischen ihre Knie und zerriß ihr den Stoff. Unter viel Gezerre und Verrenkungen schafften sie es endlich, unter dem Fallschirm hervorzukriechen. Janet rappelte sich als erste auf. Sie hatte ihre Schuhe verloren, ihre Strümpfe hatten Laufmaschen, ihr Rock war zerrissen.

»Du … du Scheusal!« kreischte sie. »Du wolltest mich vergewaltigen, das wolltest du, du Scheißkerl! Aber warte, das sag ich meinem Vater! Was meinst du, was der mit dir macht!« Den zerrissenen Rock tapfer vor dem Schoß zusammenhaltend, rannte sie heulend über die Felder davon.

Brogan blickte sich verdattert um. Die Kapsel lag nur etwa zehn Meter von ihm entfernt, halb verhüllt von dem Landefallschirm. Sie war groß – etwa zwanzig Fuß hoch und zehn Fuß breit. Rings um ihre Unterseite, die noch immer dunkelrot glühte, dampfte und zischte es von der Hitze. Das Gras in einem Umkreis von zwei bis drei Metern war bräunlich versengt und qualmte.

Aus dem Innern des Raumfahrzeugs drangen die gedämpften Klänge russischer Volksweisen, die sich in der neblig-feuchten Luft von Hertfordshire irgendwie seltsam mißtönend anhörten.

Brogan stand da und starrte belemmert das seltsame Ding im Gras an. Er hatte noch nie etwas auch nur entfernt Ähnliches gesehen und wußte beim besten Willen nicht, was er mit dem Ding anfangen sollte. Vage Vorstellungen von schleimigen Kreaturen und Invasionen aus dem All gingen ihm durch den Kopf.

Hinter der Raumkapsel, am Ende der sanft abfallenden Felder, lag das Dorf Willy-in-the-Mud, das genau 69 Einwohner zählte. Einer von diesen 69 Dörflern war der Farmer Richard Knight, Eigentümer der Felder, die Willy-in-the-Mud von Leyworth trennten. Er war ständig auf der Hut vor unbefugten Eindringlingen: eine der Lieblingsfreizeitbeschäftigungen der Schüler von St. Nicholas, der nahegelegenen Public School, bestand nämlich darin, Farmer Knights friedlich grasendes Vieh zusammenzutreiben und es über die Wiesen

zu scheuchen, in die Zäune, hinter anderen Jungen her, in den Teich oder sonstwo hin, wo Kühe normalerweise nicht hingehören. Bei solchen Anlässen pflegte Knight sich dann hinter das Steuer seines Landrovers zu klemmen und wie ein wildgewordener Ralleyfahrer über die Felder zu rasen, eine Hand am Steuer, mit der anderen seine Büchse in die Luft abfeuernd, was freilich seine Kühe mehr erschreckte als die Schüler.

Farmer Knight hatte gerade auf seinem Balkon gesessen, als die Kapsel landete. Entsetzt war er sofort die Treppe hinuntergestürmt, hatte sich in seinen Wagen geschwungen und kam jetzt mit aufgeblendeten Scheinwerfern rasend vor Zorn die Felder heraufgebraust. Diesmal waren die Schüler zu weit gegangen! Das hatte nichts mehr mit einem Dummejungenstreich zu tun!

Inzwischen näherte sich ein weiteres ahnungsloses Individuum dem Schauplatz des Geschehens. Durch eine Laune des Schicksals waren die Russen auf einem Stück Wiese heruntergekommen, das eine gewichtige Rolle im Leben vieler Leyworthianer spielte. Leyworth war in den über hundert Jahren seit seiner Gründung durch eine Gruppe exzentrischer Quäker-Idealisten, die den Genuß von Alkohol als sündig und moralisch verwerflich ansahen, stets eine ›trockene‹ Stadt geblieben. Diese etwas antiquierte Anschauung hatte sich, zumindest in den Köpfen der Stadtverantwortlichen, bis in die heutige Zeit hinübergerettet, mit dem Ergebnis, daß diejenigen Bürger, die der sündigen Verlockung des Trunkes nicht widerstehen konnten oder wollten, gezwungen waren, ihrem Laster außerhalb der Stadtgrenzen zu frönen. Viele von ihnen pflegten zu diesem Zweck einen ausgetretenen Pfad quer über die Felder nach Willy-in-the-Mud zu benutzen, wo drei ausgezeichnete Pubs beheimatet waren. An Sommerabenden nach der Sperrstunde konnte man manch einen Pensionisten im Zickzackkurs auf klapprigem Drahtesel mit unsicherem Tritt über den steinigen Pfad gen Leyworth strampeln sehen, eine Fahne aus Bier- und Zigarettendunst hinter sich her ziehend, akustisch untermalt von Schnaufen und gelegentlichem Rülpsen.

Und so begab es sich denn, daß der nächste, der dem Schauplatz des Geschehens zustrebte, ein gewisser Harry Fielding war, ein zerlumpter Straßenfeger, der sich hart der Pensionsgrenze näherte. Diesen Harry Fielding erfüllte nur ein einziger Gedanke: Durst. Der Gedanke hatte jede Faser seines Seins durchdrungen, hatte vollkommen Besitz von ihm ergriffen, zusätzlich genährt und befeuert noch von dem Wissen, daß er die Öffnungszeit der Kneipen um geschlagen zwei Stunden verpaßt hatte, ein Zeitverlust, den er auch durch härtestes Schlucken kaum mehr würde wettmachen können. Sein Resthirn vermochte nicht mehr als einen Gedanken gleichzeitig

zu beherbergen und zu verarbeiten, und an diesem (wie an fast jedem anderen) Abend war dieser Gedanke: Bier. Eine Pint schönes kühles Bier mit einer schönen Blume obendrauf, bitter in der Kehle und wohlig schwer im Magen.

So intensiv, so plastisch und erregend schön war diese Vision, daß Fielding seufzend die Augen schloß und in andächtige Vorfreude versank. Und da er den Weg durch die Felder ohnehin im Schlaf kannte, machte er sich erst gar nicht mehr die Mühe, zu schauen, wo er hinfuhr. Er lief eh die meiste Zeit mit geschlossenen Augen herum, da er es viel zu anstrengend fand, sie ständig geöffnet zu halten.

Aus diesem Grund sah er auch nicht den Landrover, der über die Felder genau in seine Richtung gerast kam, und da er taub war, hörte er auch das Motorengeräusch nicht.

Die Pfade von Fieldings Fahrrad und Farmer Knights Landrover waren gleich krumm und windungsreich, aber auch gleich berechenbar. Sie schnitten sich. Knight sah den Straßenfeger zu spät im Lichtkegel seiner Scheinwerfer auftauchen und reagierte in blinder Panik. Er riß das Steuer herum. Der Landrover schlitterte breitseits auf das Fahrrad zu, erfaßte es, und Fielding fand sich unversehens auf dem Stoffverdeck des Fahrzeugs liegend wieder, leicht benommen zwar, aber unverletzt.

Knight stieß die Tür auf und sprang aus dem Wagen. Er rannte um den Wagen herum, sah das alte Fahrrad zwischen den Rädern hervorlugen und ächzte entsetzt. Er packte das Fahrrad und zog es unter dem Wagen hervor. Das Vorderrad war zu einer Acht verbogen. Mit wild klopfendem Herzen bückte er sich und spähte unter das Auto nach der vermeintlichen Leiche.

Nichts war zu sehen. Knight stand wieder auf und schritt suchend um die Unfallstelle herum. Keine Spur von dem Fahrer des Fahrrads. Verdutzt kratzte er sich den Kopf und ging zurück bis zu der Stelle, wo die Schleuderspuren anfingen.

Mittlerweile hatte Fielding sich wieder einigermaßen von dem Schreck erholt, und allmählich begann ihm zu dämmern, was passiert war. Als ihm bewußt wurde, daß er mit geschlossenen Augen geradelt war, noch dazu auf einem Fahrrad, das weder Licht noch Bremse besaß, packte ihn mächtiges Unbehagen. Unbeholfen kletterte er vom Wagendach herunter und hastete hinter Farmer Knight her, um sich zu entschuldigen.

Farmer Knight sah den alten Mann kommen. »Haben Sie das gesehen?« haspelte er aufgeregt, mittlerweile in einem Zustand höchster Panik angelangt.

»Verzeihung, Sir, aber ich bin ein wenig taub …«

»HABEN SIE DAS GESEHEN?« brüllte Knight. »HABEN SIE GESEHEN, WAS PASSIERT IST?«

»Ich … ähm … hab nicht viel gesehen … eigentlich gar nichts«, murmelte der Straßenfeger. »Meine Augen sind nicht mehr die besten, müssen Sie wissen …«

»Vielleicht sind Sie so gut und helfen mir den armen Teufel suchen, den ich auf die Schippe genommen hab.«

»'tschuldigung, Sir, ich hab Sie nicht ganz verstanden …«

»Ich sagte: HELFEN SIE MIR SUCHEN! ER MUSS DOCH IRGENDWO HIER RUMLIEGEN!«

Fielding begriff zwar nichts, aber er gehorchte blind. Seit frühester Kindheit war er darauf getrimmt worden, daß man den Anweisungen eines Grundbesitzers Folge zu leisten hatte, und wenn Farmer Knight tatsächlich so generös war, den Schaden, den er, Fielding, an seinem Landrover verursacht hatte, zu ignorieren und über den Unfall stillschweigend hinwegzusehen, dann war er nur zu gerne bereit, dem Mann suchen zu helfen, was auch immer es sein mochte, das er verloren hatte.

Gemeinsam machten sie sich auf die Suche nach dem Unfallopfer. Systematisch durchforschten sie das Terrain rings um das Fahrzeug, die Unfallstelle in immer größer werdenden Abständen umkreisend. Als sie in der Dunkelheit verschwunden waren, schlich sich Brogan, der den Unfall aus einiger Entfernung mitbekommen hatte, an den verlassenen Landrover heran, der mit gelöster Handbremse, laufendem Motor und brennenden Scheinwerfern dastand, fast so, als warte er darauf, weggefahren zu werden. Er öffnete die Fahrertür und spähte hinein. Der Gedanke war zu verlockend …

In der Raumkapsel wurde es unterdessen unangenehm warm, als die durch den Wiedereintritt in die Atmosphäre entstandene Hitze durch die Isolierung drang und sich langsam nach oben ausbreitete.

Igarowitsch wand sich unbehaglich in seinem Sitz. »Wann kommen die Genossen von der Bodenstation wohl und holen uns endlich hier raus?« fragte er. »Hast du eine Ahnung, Genosse Jutschewski?«

Jutschewski nagte nervös an seinem Daumennagel. Sehr wahrscheinlich würde man, sobald die ganzen Feiern und Ehrungen vorbei waren, ihn als den Kapitän für Igarowitschs Fehler verantwortlich machen. Der Gedanke war nicht gerade dazu angetan, seine Laune zu heben.

»Ich habe keine Ahnung, wann sie kommen«, erwiderte er kurz angebunden. »Ich habe auch keine Ahnung, wo wir sind. Wie du weißt, Genosse, sind beim Wiedereintritt die Antennen kaputtgegangen. Wir haben also keine Funkverbindung mehr mit der Bodenstation. Das einzige, was wir tun können, ist, das Notsignal einzuschalten – was ich bereits gemacht habe – und warten.«

»Könnten wir nicht einen kleinen Blick nach draußen wagen, Genosse?« fragte Igarowitsch zaghaft. »Nur einen kurzen Blick, das würde doch niemandem schaden. Wenn wir noch lange hier drinsitzen, fangen wir an zu braten oder ersticken.«

»Wenn wir auf fremdem Territorium gelandet sind, verstößt das gegen die Vorschriften …«

Aber Igarowitsch war schon dabei, die Flügelmuttern der Luke zu lösen. Langsam drückte er die Luke auf.

Dichte Nebelschwaden wirbelten in die Kapsel; die beiden Kosmonauten husteten und niesten und schlugen fröstelnd die Arme vor die Brust. »Das kann nur Sibirien sein!« keuchte Igarowitsch. »Nirgendwo sonst könnte ein so scheußliches Klima herrschen!«

»Du könntest mit deiner Annahme durchaus richtig liegen«, sagte Jutschewski, während er hinaus in die Dunkelheit starrte. »Sieh mal«, rief er und zeigte hinunter auf die Lichter von Willy-in-the-Mud, »eine Siedlung, gar nicht weit von hier. Jetzt brauchen wir uns keine Sorgen mehr zu machen; mit Sicherheit haben sie die Behörden schon informiert.« Er beugte sich vor und zog die Luke wieder zu.

Jutschewski hatte natürlich voll danebengetippt. In den Kneipen von Willy-in-the-Mud ging es viel zu hoch her, als daß auch nur einer der Zecher etwas von der Landung der Kapsel mitbekommen hätte. Und selbst wenn: es hätte schon einiges mehr bedurft, um die dort versammelten Zechbrüder von ihrem Bier, ihren Darts und ihrem Domino aufzuscheuchen. Und die wenigen Dörfler, die um diese Zeit nicht in der Kneipe hockten, saßen entweder gebannt vor der Glotze oder spielten Bingo.

Gleichwohl gab es außerhalb von Willy-in-the-Mud einige Bürger, die zufällig die Landung bemerkt hatten. Einer davon war Isaac Smith, seines Zeichens Physiklehrer an der St. Nicholas Public School für Jungen, die auf halbem Wege zwischen Leyworth und den grünen Wiesen, die sanft nach Willy-in-the-Mud hin abfielen, gelegen war. Smith hatte zu dem Zeitpunkt Nachtdienst, der darin bestand, daß er die Jungen ins Bett scheuchen und sie ermahnen mußte, ihre Kissenschlachten und Debatten wenigstens so lange einzustellen, bis er außer Hörweite war. Entsprechend froh war er über die willkommene Abwechslung, die ihm die Landung der Kapsel bot.

Er war ein dünner, ängstlicher Mann, der, so wurde gemunkelt, bloß deshalb Physik und Chemie studiert hatte, um sich selbst zu beweisen, daß er seine Angst vor den Gegenständen dieser Wissenschaften zu überwinden vermochte. Säuren, Explosionen und kochendes Wasser versetzten ihn nämlich in Angst. Vielleicht, um seine Schwäche zu kompensieren, hatte er sich das Gesicht mit einem dichten schwarzen Bart zuwachsen lassen, mit dem Resultat, daß seine

Gesichtszüge völlig unter dem Bartgestrüpp versteckt waren und somit jede Gefühlsregung seiner Umwelt verborgen blieb. Dies, im Verein mit der Tatsache, daß er eine Brille mit limonadeflaschendicken Gläser trug und überdies auch noch Waliser war, verlieh ihm das täuschende Air von Abgehobenheit und Unergründlichkeit.

Als Smith die Kapsel landen sah, erwachte sofort sein Interesse. Er schrieb seit Jahren an einem Chemielehrwerk zum Selbststudium; doch als gewiefter Geschäftsmann, der er trotz all seiner Schüchternheit war, erkannte er sofort, daß er viel mehr Geld würde verdienen können, wenn er einen Augenzeugenbericht über sein Erlebnis mit einer fliegenden Untertasse – oder was immer dieses Ding, das er da hatte niedergehen sehen, war – schrieb und diesen an irgendeine Illustrierte verkaufte. Kurzentschlossen knallte er die Tür des letzten Schlafzimmers vor den tobenden Kindern zu und eilte über die Wiese hinaus nach Willy-in-the-Mud.

Ihm folgte in diskretem Abstand eine wohlgebaute Endvierzigerin, die den Posten einer Austauschlehrerin für Russisch an der St. Nicholas Public School bekleidete. Sie stammte aus der Sowjetunion und beabsichtigte, nach ihrer Rückkehr dorthin eine Doktorarbeit über Erziehungsmethoden im Kapitalismus zu schreiben. Im Augenblick war sie freilich weitaus mehr an Herrn Physik- und Chemielehrer Smith selbst interessiert, der da in die beginnende Nacht hinauseilte. Seit sie ihn zu Beginn des Schuljahrs vor zwei Jahren das erste Mal gesehen hatte, hatte sie ein Auge auf ihn geworfen, aber bisher war es ihr nicht gelungen, ihm eine Reaktion auf ihre amourösen Avancen zu entlocken. Vielleicht, überlegte sie, strebte er jetzt zu einem dieser typischen englischen Pubs. Nun gut, um so besser! Wo konnte sie ihn leichter bestricken als an einem Orte, wo der Alkohol seinen Widerstand lähmte?

Smith blieb einen Moment lang stehen und blickte die Wiese hinunter zu der Stelle, wo das Weltraumfahrzeug stand. Kein Zweifel, es war eindeutig irdischen Ursprungs. Im Dämmerlicht der hereinbrechenden Nacht konnte er deutlich das blasig aufgeworfene Hammer-und-Sichel-Emblem und die auf die Nase des Gefährts gemalten Lettern ›CCCP‹ ausmachen. Der Landefallschirm breitete sich wie ein schimmernder Teich aus dunklem Wasser über den Erdboden neben der Kapsel. Der Matsch ringsherum brodelte und dampfte noch immer von der Hitze, die die metallene Hülle des Gefährts ausstrahlte.

Zu seiner Beunruhigung gewahrte Smith jetzt, daß sich schon andere dem Schauplatz genähert hatten. Wachsam nach allen Seiten Ausschau haltend, ging er zu dem Landrover, der mit aufgeblendeten Scheinwerfern in der Nähe der Kapsel stand. Wer immer der Besitzer sein mochte, er konnte entweder ein potentieller Zeuge für seine Story sein, oder aber ein potentieller Konkurrent, der darauf aus war, selbst

Kapital aus einem eigenen Augenzeugenbericht zu schlagen. Langsam schlich Smith sich von hinten an die Gestalt Brogans heran, der sich gerade anschickte, den Landrover zu klauen.

»Aha«, schrie Smith und klopfte dem Jüngling auf die Schulter.

Brogan zuckte mächtig zusammen und sprang vor Scheck in die Höhe. Eine seiner geheimsten Ängste war es, beim Klauen erwischt zu werden. Da er nicht die Intelligenz besaß, gerissen und mit eleganter Unauffälligkeit zu stehlen, wußte er, daß es am Ende doch stets herauskommen würde, aber der Gedanke, ertappt zu werden, noch ehe er überhaupt die Chance hatte, sich an der Beute zu erfreuen, hatte ihn schon immer mit besonderer Pein erfüllt.

Verzweifelt versuchte er sich loszureißen und auf den Fahrersitz zu klettern, aber Smith hielt ihn mit eisernem Griff zurück.

»Ich möchte mit dir sprechen«, schnarrte er in wohleinstudiertem Paukerton. »Du bleibst schön hier!«

Für Brogan klang dies schlimmer als ein Todesurteil. »Ich wollte bloß mal gucken, ehrlich!« jammerte er zitternd. »Ich … ich wollte nichts tun!«

Smith kratzte sich den Rauschebart. Seine Augen hinter den Brillengläsern verengten sich. »Bloß mal gucken, häh?« äffte er, in dem Glauben, der Bursche hätte die Raumkapsel gemeint. »Weißt du was? Wieso fährst du nicht mit deinem Landrover runter ins Dorf und informierst die Zeitungen?«

Auf diese Weise, überlegte Smith scharfsinnig, wurde er den Burschen auf elegante Weise los und konnte selbst dableiben, um seinen Fund zu bewachen und etwaige weitere Schaulustige verscheuchen.

Brogan schluckte heftig. Der Mann befahl ihm, mit dem Wagen zu fahren! Er mußte der Besitzer sein!

»Ich soll also bei den Zeitungen anrufen?« fragte er, um sich zu vergewissern, ob er auch wirklich recht gehört hatte.

»Ja«, sagte Smith. »Ruf sie an und sag ihnen, die Russen wären mit einem Raumschiff hier gelandet.«

Brogan, der die Raumkapsel schon längst wieder vergessen hatte, war jetzt noch verwirrter. Aber angetrieben von der Autorität von Smiths dunklem Bart und funkelnden Brillengläsern, gehorchte er und nahm auf dem Fahrersitz Platz. »Nun fahr schon zu!« trieb Smith ihn genervt an.

Der Landrover ist bekannt für seine ungewöhnlich große Auswahl an Gängen – nur leider dem Jüngling Brogan nicht. Der einzige Wagen, den er je gefahren hatte, war der Ford Popular eines Freundes; aufgeregt schob er den Schalthebel vor: dorthin, wo er den ersten Gang wähnte.

Er ließ den Motor aufjaulen und die Kupplung los. Der Landrover

schoß so heftig rückwärts, daß alle vier Antriebsräder gleichzeitig durchdrehten, und jagte, nachdem er einen sauberen, gleichwohl vom Fahrer nicht vorgesehenen Kreis beschrieben hatte, rückwärts und unter beängstigenden Schlinger- und Schaukelbewegungen den Hügel hinunter. In seinem verzweifelten Kampf mit dem Lenkrad hatte Brogan vergessen, den Fuß vom Gas zu nehmen.

Erneut kratzte Smith sich den Bart. Nun ja, wenigstens fuhr der Bursche in die richtige Richtung. Aus der Ferne scholl das Geräusch splitternden Holzes, als das Fahrzeug den Zaun am Fuße des Hügels durchbrach; dann verschwand er außer Sicht.

Ein Schrei ertönte hinter Smith: der Schrei des Farmers, der kurz vor dem Nervenzusammenbruch steht. »Sie!« brüllte Knight. »Sie haben zugelassen, daß dieser Verrückte meinen Landrover klaut!«

Smith drehte sich zögernd nach dem stimmgewaltigen Neuankömmling um. Die Situation wurde allmählich unüberschaubar.

Farmer Knight erkannte in dem Chemie- und Physiklehrer sogleich den unkooperativen Herrn, bei dem er sich in der Vergangenheit mehrfach vergeblich über die Schüler von St. Nicholas beschwert hatte, wenn sie wieder seine Kühe durch die Botanik gescheucht hatten.

»Ich hätt's mir gleich denken können!« zeterte er. »Schon wieder diese Schule! Nicht genug damit, daß Sie Ihre verrückten Streiche immer auf meiner Weide aufführen müssen« – er gestikulierte wild in Richtung Raumkapsel –, »jetzt treiben Sie es schon so weit, daß Sie Ihre verdammten Bengel ungestraft mit meinem Eigentum abhauen lassen, ja sie sogar noch zur Gesetzlosigkeit und Zerstörung ermutigen!«

Farmer Knight rang nach Atem. »Aber jetzt reicht's endgültig«, schwallte er weiter. »Jetzt ist's aus damit! Ich schick Ihnen die Polizei auf den Hals, jawoll! Und zwar auf der Stelle, jawoll!«

Er stapfte los, um seine Drohung in die Tat umzusetzen.

»Hat er nicht was von Polizei gesagt?« fragte eine Stimme hinter Smith. Wieder wandte sich der Lehrer um. Wieviele Leute rannten denn noch hier rum? Argwöhnisch beäugte er Fielding, den heruntergekommenen Straßenkehrer.

»Ja«, sagte er, »er will die Polizei rufen.«

»Und dabei hab ich ihm doch noch geholfen«, murmelte der Straßenfeger geknickt. Dann schlurfte er hastig zu seinem Fahrrad und stolperte, das einzige verbliebene Indiz seiner Kollision mit dem Landrover hinter sich her schleifend, den Hügel hinunter.

Smith kratzte sich den Bart. Dann ließ er aufmerksam seinen Blick schweifen, jeden Moment damit rechnend, daß noch irgendein weiterer unerwünschter Zeuge aus der Dunkelheit auftauchte. Aber jetzt herrschte endlich Stille, und zufrieden wandte er seinen Blick den

schwarzen Umrissen des Raumschiffs zu.

Mit vorsichtigen Schritten ging er auf die Kapsel zu. Unter seinen Schuhen raschelte das Gras. Als er schon ganz nahe heran war, blieb er plötzlich wie erstarrt stehen: ganz deutlich hatte er aus der entgegengesetzten Richtung Schritte und Atemzüge gehört. Die andere Person hatte ihn im selben Moment bemerkt und war ebenfalls stehengeblieben. Nun standen sie sich reglos gegenüber, zwischen sich die Kapsel, und lauschten gespannt in die nächtliche Stille.

Smith tat einen zaghaften Schritt vorwärts. Die andere Person folgte seinem Beispiel. »Wer ist da?« flüsterte Smith. Sein Gegenüber blieb stumm. Smith lief um die Kapsel herum; die andere Person lief ebenfalls um die Kapsel, in dieselbe Richtung, so daß sie seinem Blick weiterhin verborgen blieb. »Hören Sie mit diesen absurden Mätzchen auf!« brüllte Smith. »Sowas Albernes!«

Abrupt machte er auf dem Absatz kehrt und rannte in die entgegengesetzte Richtung. Er glaubte schon, die andere Person hatte sein Manöver durchschaut und wäre gleichfalls in seine Richtung losgerannt, als er mit ihr zusammenkrachte, mit dem Kopf zuerst.

Smith ging zu Boden, halb begraben unter einer voluminösen, weichen menschlichen Gestalt.

»Mr. Smith!« rief die Russischlehrerin frohlockend. Ihr Mund war ganz dicht an des Chemie- und Physiklehrers Ohr. »Was für eine angenehme Überraschung!«

In der Kapsel wurde es langsam wieder heiß.

»Ein bißchen frische Luft«, meinte Igarowitsch, »würde uns bestimmt gut tun, Genosse.«

»Ich hoffe, du spielst nicht mit dem Gedanken … *wegzulaufen,* Genosse Igarowitsch«, sagte Jutschewski gedehnt. »In dem Fall müßte ich dich melden.«

Igarowitsch lachte, und es klang wenig überzeugend. »Natürlich nicht, Genosse. Wir teilen diese Kabine jetzt seit zwei Wochen, da machen die paar Stunden mehr oder weniger doch wohl auch nichts aus.« Er grinste entwaffnend.

»Es könnten durchaus ein paar Tage werden«, gab Jutschewski zu bedenken.

Igarowitsch lachte erneut. »Stunden, Tage – was macht das schon für einen Unterschied?« Er löst die Flügelmuttern und stieß die Luke auf. »Bloß ein bißchen frische Luft, das ist alles …« Igarowitsch spähte hinaus in die Dunkelheit. Jeder Gedanke an Flucht aus der klaustrophobienährenden Enge der Kapsel zerstob, als er sah, daß die vor dem Start in die Außenwand der Kapsel eingelassenen Sprossen durch die Wiedereintrittshitze weggeschmolzen waren. Jutschewski zwängte jetzt seinen Kopf ebenfalls aus der Luke, und gemeinsam

spähten sie hinaus.

Sie taten dies gerade im rechten Moment, um zu sehen, wie Smith seine erste Runde um die Kapsel absolvierte. Einen kurzen Moment später kam die Russischlehrerin unter ihnen vorbeigeschnauft. Dann wieder Smith, diesmal aus der Gegenrichtung kommend. Erstaunt wurden die beiden Kosmonauten Zeugen der unmittelbar darauf stattfindenden Kollision zwischen den beiden Lehrkräften und der anschließenden Verbrüderungsszene am Boden.

»Komisch«, murmelte Jutschewski. »Vielleicht so eine Art primitiver bäuerlicher Fruchtbarkeitsritus?«

»Bestimmt«, pflichtete ihm Igarowitsch kopfschüttelnd bei. »Sie scheinen gar nicht zu erkennen, daß das hier ein Raumfahrzeug ist. Sonst würden sie es mit mehr Ehrfurcht und Respekt behandeln.« Er schien hochzufrieden über diese seine gelungene Demonstration logischen Denkens.

»Du hast recht«, bestätigte Jutschewski. »Wir scheinen in der Tat in einer hinterwäldlerischen Gegend gelandet zu sein. Angesichts der Rückständigkeit dieser Eingeborenen scheint es mir dringend geboten, daß wir uns einschließen, bis Hilfe eintrifft.« Er zog die Luke wieder zu drehte die Flügelmuttern fest. »Wilde sind bekanntermaßen unberechenbar.«

In gewissem Sinne hatte er recht.

Brogans wilder Ritt in dem Landrover fand sein jähes Ende auf dem Parkplatz des Fox & Hounds, eines der vielbesuchten Pubs von Willy-in-the-Mud, und zwar an der blitzblank polierten Karrosse eines weißen Austin Cambridge. Der Landrover gab noch ein letztes müdes Röcheln von sich, dann stellte der abgewürgte Motor lediglich seinen Dienst ein. Brogan sprang vom Fahrersitz und ging um die beiden Havaristen herum, den Schaden zu begutachten. Sekunden später trat der Besitzer des Austin auf den Plan.

»Wem gehört der Landrover?« begehrte er zu wissen.

»Farmer Knight«, antwortete Brogan irreführend, aber wahrheitsgemäß.

»Und wo ist dieser Wahnsinnige Knight hingerannt, nachdem er mein Auto gerammt hat?«

Brogan kratzte sich den Kopf. »Ich glaube, ich habe … ich habe ihn die Wiese raufrennen sehen.« Er deutete vage in die Gegend.

Der Besitzer des Austins war ein vierschrötiges, trinkfestes Individuum, ein Mann von der Art, die keinen Unfug ungestraft mit sich machen läßt. Das Bier, das er bereits in sich aufgesogen hatte, befeuerte noch seine natürliche Aggressivität. »Danke«, sagte er. »Wenn dieser Strolch meint, er könnte mein Auto demolieren und sich dann so einfach aus dem Staub machen, dann ist er verdammt schief

gewickelt.« Er wandte sich um und ging, ein wenig schwankend zwar, aber mit großer Zielstrebigkeit, den Weg zu den Wiesen hinauf.

Brogan schüttelte den Kopf. Die Dinge schienen jetzt unwiderruflich ihren Gang zu nehmen. Eigentlich hatte er Farmer Knight ja nicht die Schuld an der Karambolage in die Schuhe schieben wollen, aber unter den gegebenen Umständen war das der einzige Ausweg gewesen.

Er schaute sich unsicher um. Irgendwas rumorte da noch in seinem Hinterkopf. Irgendwas war da doch, das er hatte erledigen sollen. Hatte ihm der Mann mit dem Bart nicht irgendwas aufgetragen? Richtig! Jetzt fiel es ihm wieder ein: die Zeitung sollte er informieren, das war es! Er sollte ihnen sagen, die Russen wären gekommen oder sowas Ähnliches. Das kam ihm zwar irgendwie spanisch vor, aber wenn er an die seltsame Gestalt mit dem Bart dachte, die ihm den Auftrag gegeben hatte, dann war es wohl doch vielleicht besser, er gehorchte; es konnte am Ende ja was Wichtiges sein. Und wenn die Russen kamen, dann war das bestimmt was Wichtiges, auch wenn ihm nicht so ganz einleuchtete, warum.

Mittlerweile hatte sich auch Knight entschlossen, seinen Anruf zu tätigen. Nachdem er, bedingt durch die kürzlich erfolgte Einbindung Leyworths in den Selbstwählferndienst, zweimal einen falschen Teilnehmer am Ende der Strippe gehabt hatte, bescherte ihm der dritte, von grimmigen Flüchen untermalte Versuch endlich die richtige Verbindung: die Polizeiwache von Leyworth.

Letztere war eine lauschige, friedvolle Stätte. Auf den Anschlagbrettern in den staubigen Glasvitrinen prangten seit acht Jahren dieselben vergilbten Poster, die die Einwohnerschaft dazu aufforderte, weniger zu rauchen, Rattengift in ihren Kellern auszulegen und ihre Sprößlinge beizeiten zur Polio-Schluckimpfung zu schicken. Die Streitmacht von zwanzig Konstablern, zwei Zivilbeamten und einem Sergeanten schob eine ruhige Kugel. Alarmbereitschaft herrschte lediglich Samstag abends, wenn die Ortsjugend sich im (was verboten war) und um (was gestattet war) den Springbrunnen im Stadtgarten verlustierte; aber während der übrigen Tage war Radfahren ohne Licht so ziemlich das einzige Vergehen, das sie zu ahnden hatte.

Sergeant Vickers schickte sich gerade an, nach Hause zu gehen, als das Telephon bimmelte. Da er bereits halb in seinem Regenmantel steckte, war die Aufmerksamkeit, die er Farmer Knight entgegenbrachte, nicht die allergrößte, zumal Knights zusammenhangloses Gezeter auch nicht gerade dazu angetan war, den Tatbestand zu erhellen.

Nachdem er dem erzürnten Bauer eine Weile geduldig zugehört

hatte, legte er den Hörer vorsichtig auf den Tisch. »Konstabler Brown! Ein Mann namens Knight ruft aus Willy-in-the-Mud an. Erzählt irgendwas Wirres, von wegen jemand wäre mit seinem Landrover abgehauen. Ich steige da nicht so ganz durch. Vielleicht wieder was mit dieser Schule – Sie wissen doch, die Schüler da scheuchen immer seine Kühe durch die Gegend.«

»Ich werd mich drum kümmern, Sir«, antwortete Brown mit einem müden Seufzer. Er klappte seinen Comic zu und setzte seinen Helm auf. Dann folgte er dem Sergeanten hinaus in die kalte, windige Nacht. Nachdem er sich sorgfältig vergewissert hatte, daß sowohl das Fahr- als auch das Rücklicht an seinem Dienstfahrrad funktionierten, schwang er sich auf den Drahtesel und strampelte schnaufend zum Schauplatz der Krise.

Smith strampelte sich unterdessen schnaufend unter der drallen Masse der Russischlehrerin hervor. Nur widerwillig gab sie ihn frei. Was, so fragte sich Smith, hatte die Frau im Schilde geführt? Warum hatte sie versucht, sich vor ihm zu verstecken? Wollte sie nicht in der Nähe des russischen Raumschiffs gesehen werden? War sie vielleicht mehr als eine einfache Russischlehrerin? Gab es einen Zusammenhang zwischen ihr und der Landung der Kapsel?

»Wissen Sie, was das ist?« fragte Smith sie.

»Ich dachte eigentlich, das wäre klar«, erwiderte sie. Sie stand ganz dicht vor dem Chemie- und Physiklehrer. Eine dunkle, einsame Nacht, dachte sie – was für eine wunderbar romantische Situation! Wenn er sich ihr nur nicht wieder entzog, auf seine schüchterne englische Art. »Es muß die sowjetische Kapsel sein, die wir … äh … das heißt, die Völker der Sowjetunion, vor ein paar Tagen zum Mond geschickt haben. Sie muß irgendwie vom Kurs abgekommen sein, so daß sie hier statt in der UdSSR gelandet ist. Das ist die einzig mögliche Erklärung.«

»Ich wußte gar nicht, daß die Russen eine Mondexpedition geplant hatten«, sagte Smith argwöhnisch.

»Es gab einen Hinweis in der *Prawda* von letzter Woche«, erwiderte die Russischlehrerin, wobei sie sich noch näher an ihn heranschob. Sein schwarzer Bart machte sie scharf.

»Einen Hinweis, heh?« näselte Smith. Das klang verdammt nach einer faulen Ausrede. Wahrscheinlich war nur ein auserwählter Kreis der Bevölkerung in das Unternehmen eingeweiht worden. In welcher Verbindung, fragte er sich, von Sekunde zu Sekunde nervöser werdend, stand diese Frau zum Parteiapparat?

»Aber wir wollen uns doch jetzt nicht den Kopf über Politik zerbrechen«, schnurrte sie; »nicht jetzt, wo wir beide ganz allein hier draußen sind, nur du und ich …«

Smith wich jählings einen Schritt zurück. »Nicht mit mir!« krächzte er mit walisischem Falsett. »Ich darf Sie daran erinnern, daß ich glücklich verheiratet bin!«

»Ihr dummen Engländer«, murmelte sie mütterlich, legte die Hände sanft auf seine Schultern und zog ihn fest an sich. »Daß ihr euch immer so anstellen müßt!«

Smith war einer Panik nahe. Das konnte kein bloßer Zufall sein, daß das russische Raumschiff ausgerechnet jetzt gelandet war, keine zwei Wochen, nachdem diese Frau an die St. Nicholas Public School gekommen war! Bis jetzt war die Möglichkeit, daß sie eine Agentin war, bloß eine phantastische Spekulation gewesen. Doch nun, da sie sogar versuchte, ihn mit dem Mittel der sexuellen Verführung mundtot zu machen, konnte kein Zweifel mehr bestehen. Sie mußte eine Agentin Moskaus sein!

Er versuchte, sich ihr zu entwinden, aber er war ein kleiner Mann von schwächlicher Statur, und ihre russischen Arme, ihre muskulösen russischen Arme, hielten ihn fest umschlungen.

»Lassen Sie mich los!« japste er. »Lassen Sie mich auf der Stelle los!« Aber in ihrer heftigen russischen Leidenschaft preßte sie ihn nur um so fester an ihren wuchtigen russischen Busen.

»Da ist er!« kam eine Stimme aus der Dunkelheit. »Jetzt versucht er dasselbe bei einer anderen Frau – einfach schamlos!«

Smith wand sich in heilloser Panik. Das war seine Frau, das mußte seine Frau sein! Der Klammergriff der russischen Bärin lockerte sich für einen Moment, und mit einer Kraft, die aus schierer Furcht geboren war, riß der Chemie- und Physiklehrer sich los.

Aber es war nicht seine Frau. Es war Janet Glass, die, gewandet in einen neuen, unzerrissenen Rock, ihre Eltern im Schlepptau, den Hang heraufgestürmt kam.

»Da ist Bob Brogan!« kreischte sie. »Da ist der Kerl, der mich vergewaltigen wollte!«

Der Chemie- und Physiklehrer Smith schaute nach links, schaute nach rechts; dann schaute er hinter sich. Weit und breit war niemand zu sehen, außer ihm und der Agentin Moskaus. Also mußte er es sein, den man da der Vergewaltigung bezichtigte. Was ging hier vor?

»Ich habe dich gewarnt, Bob Brogan!« schrie das Mädchen. »Ich

habe dich gewarnt, daß ich meinen Vater holen würde, nach dem, was du mir angetan hast!«

»Das ist ein Irrtum!« jaulte Smith, in Panik zurückweichend. Der Vater des Mädchens war ein Schrank von einem Mann, und er sah nicht so aus, als würde er viel Federlesens mit dem Schänder seiner Tochter machen. »Ich war's nicht!«

Smith ergriff die Flucht. Als er, den Blick nach hinten auf seinen Verfolger gerichtet, den Hügel hinunterrannte, stieß er mit voller Wucht mit dem Besitzer des Austins zusammen, der den Weg heraufgestürmt kam, um sich an Farmer Knight zu rächen.

»Arrgh!« knurrte der Mann und nahm Smith in den Schwitzkasten, während sie über den Boden kugelten. »Hab ich dich endlich, du Halunke!«

»Nein, nein!« krächzte Smith in höchster Pein. »Ich war's nicht! Ich war's nicht!«

»Wer denn?« grunzte der Mann und lockerte seinen Würgegriff ein wenig; gerade soviel, daß Smith wenigstens sprechen konnte. Die Frage verwirrte den kleinen Lehrer vollends.

»Wer bin ich?« japste er.

»Heißen Sie Knight?« fragte der Mann und verstärkte seinen Würgegriff wieder ein wenig.

»Nein!« kreischte Smith. »Farmer Knight ist da raufgegangen.« Er deutete auf den Hügel.

»Tut mir leid, Kumpel«, grunzte sein Peiniger und ließ von ihm ab. Er stand auf und stapfte weiter den Hügel hinan. Da sah er Janet Glass' Vater.

»Hab ich dich endlich, du Autodemolierer!« knurrte er und packte Mr. Glass beim Kragen.

»Willst du was auf die Fresse, häh?« schnarrte Mr. Glass, der in der Dunkelheit glaubte, Smith sei zurückgekommen und wolle sich einem Kampf stellen. »Kannst du haben, du sexbesessener Mädchenschänder!«

»Was? Wie nennst du mich, du verfluchter Scheißkerl? Na warte, dir werd ich's zeigen, mich einen Kinderschänder zu nennen!« brüllte der Austinbesitzer, und im Handumdrehen wälzten sich die beiden in wildem Gemenge am Boden, aufeinander eindreschend wie die Kesselflicker, derweil das Mädchen aufgelöst um sie herumsprang und hysterisch kreischte: »Dad, das ist nicht Bob Brogan, Dad, das ist nicht Bob Brogan …«

Smith stand mit zitternden Knien auf und wankte den Hügel hinunter. Wieviele Leute würde er heute noch treffen? Was, in drei Teufels Namen, ging hier vor?

Am Fuße des Hügels hielt er inne. Mit schwerem, mühsamem

Tritt kam Konstabler Brown den Weg heraufgeradelt. Müde flackerte die Lampe seines Dienstvelozipeds.

»Der starke Arm des Gesetzes, endlich!« murmelte Smith mit einem Seufzer der Erleichterung. Vielleicht kam jetzt endlich Licht in das Dunkel des Geschehens.

»Was ist los, Mr. Knight?« fragte Brown. Er stieg ab und parkte das Fahrrad am Bordstein.

»Ich heiße nicht Knight!« schrie Smith und raufte sich verzweifelt den Bart. »Mein Name ist Brogan. Nein, nein, ich meine, Smith – Isaac Smith!«

»Sie brauchen nicht gleich zu brüllen«, erwiderte Brown streng und zückte sein Notizbuch. »Also, welcher Name ist nun der richtige?«

»Smith, Isaac Smith.«

»Sind Sie da ganz sicher?« Brown hielt die Spitze seines Bleistifts zögernd über dem Blatt.

»Um Himmels willen!« brüllte Smith. »Glauben Sie, ich wüßte meinen eigenen Namen nicht?«

Konstabler Brown überlegte einen Moment lang. Immer noch zögerte er, etwas in sein Notizbuch zu schreiben. »Was genau ist hier passiert?« fragte er, um das Thema zu wechseln, das er für heikel hielt.

Smith holte tief Luft. »Da ist ein Mann, der behauptet, seine Tochter wäre vergewaltigt worden; ein junger Bursche, der mit einem Landrover abgehauen ist; ein Betrunkener, der in der Gegend herumtorkelt und behauptet, Farmer Knight hätte sein Auto demoliert. Farmer Knight selbst ist außer sich vor Wut wegen seiner verwüsteten Felder, und obendrein ist noch ein russisches Raumschiff gelandet, und außerdem treibt sich da oben eine Frau herum, die, wie ich stark vermute, eine Agentin Moskaus ist und in irgendeiner bisher noch undurchsichtigen Verbindung mit den Insassen des Raumschiffs steht …«

»Eins nach dem andern, Sir«, unterbrach der Konstabler seinen Redeschwall. »Wie ist die Nummer des gestohlenen Fahrzeugs?«

Aber Smith brauchte nicht mehr zu antworten: Farmer Knight trat höchstselbst auf den Plan.

»Da ist der Kerl!« brüllte er, als er Smith gewahrte. »Gott sei Dank ist die Polizei da! Da ist der Kerl von dieser Schule, der Kerl, der an dem ganzen Ärger Schuld ist. Gucken Sie sich bloß mal meinen Landrover an. Und sehen Sie sich das Loch in meinem Zaun an. Und dann kommen Sie und sehen Sie sich an, was dieser Verrückte und seine Rotzlümmel da oben auf meiner Wiese angerichtet haben!«

»Einen Moment, bitte, einen Moment bitte«, sagte Konstabler Brown. »Ihren Namen und Ihre Adresse bitte, Sir.«

In diesem Moment kam Brogan aus dem Pub, von wo aus er

versucht hatte, die *Evening News* anzurufen, die einzige Zeitung, an deren Telephonnummer er sich erinnern konnte. Unglücklicherweise war jedoch die Nummer, die er gewählt hatte, die der Anzeigenannahme, die schon längst Feierabend hatte, aber er führte seinen Mangel an Erfolg auf das neue automatische Selbstwählsystem zurück, das jüngst installiert worden war.

»Ich hab versucht, durchzukommen, Sir«, rief er, als er Smith gewahrte, den Mann mit dem Bart, der zuerst mit ihm gesprochen hatte, »aber …«

In diesem Augenblick entdeckte er Konstabler Brown und Farmer Knight, die hinter Smith standen. Er fuhr herum und rannte, wie von Furien gehetzt, den Weg hinunter.

»Nehmen Sie den Mann fest!« blökte Knight, während Konstabler Brown sich hilfesuchend umschaute. Indes, er brauchte sich den Kopf nicht weiter zu zerbrechen: vom Hügel scholl Janet Glass' hysterisches Organ: »Da, da ist Bob Brogan!« und gleich darauf tauchte ihr Vater auf, der dem Flüchtenden den Weg abschnitt und ihn mit einem gekonnten Bodycheck von den Beinen holte.

»Hab ich dich endlich!« donnerte er. »Du bist also der Kerl, der meine Tochter vergewaltigen wollte!«

»Nein, das ist er nicht!« ertönte eine andere Stimme. »Das ist der Kerl, der behauptet hat, ein gewisser Knight hätte meinen Wagen gerammt!«

»Hier, ich heiße Knight – Sie wollten mich sprechen?«

Konstabler Brown und Chemie- und Physiklehrer Smith fanden sich jäh inmitten eines wilden Tohuwabohus.

»Sie haben mit Ihrem Landrover meinen Wagen gerammt!«

»Du wolltest meine Tochter vergewaltigen, du Lümmel …«

»Sie schien mehr über das russische Raumschiff zu wissen, als sie zugeben wollte …«

»Er war's – er und seine Rotzlümmel von Schülern! Das Maß ist jetzt voll! In die Erziehungsanstalt gehören die, alle miteinander, jawoll!«

»Sie hat sich ihr Kleid *selbst* zerrissen!«

»Ich sollte dir eigentlich die Zähne in den Darm dreschen, Freundchen …«

Der Konstabler schaffte es auf wundersame Weise, sich aus dem Gewusel herauszuhalten. Wie ein Turm in der Schlacht stand er da, ganz Amtsperson und begutachtete naserümpfend die Szenerie. Aus der Kneipe gegenüber kam in diesem Moment Fielding getorkelt, der Straßenfeger, inzwischen vollkommen besoffen. Als er der Polizeiuniform inne wurde, kam er über die Straße gewankt. Er war so ergriffen, daß er fast in Tränen ausbrach.

»Herr Wachtmeister«, lallte er trunken, »ich war'sch, ich hab

seinen Landrover … hicks! … mit meinem Fahrrad gerammt. Ich schtelle … hicks! … mich freiwillig …«

Er kippte vornüber, und Konstabler Brown fing ihn geschickt mit einer Hand auf.

»Zu welcher Uhrzeit genau ereignete sich der Unfall, Sir?« fragte er und zückte erneut sein Notizbuch.

Oben auf der Wiese hatte die Russischlehrerin die ganze Zeit über beharrlich an die stählerne Außenwand der Kapsel geklopft. Wider sein besseres Einsehen hatte Jutschewski schließlich die Luke geöffnet.

»Waren Sie es, der da die ganze Zeit geklopft hat?« fragte er auf Russisch.

»Ja, Genosse, das war ich«, antwortete die Frau, ebenfalls auf Russisch. Ein Leuchten ging über Jutschewski Gesicht, als er die vertrauten Klänge hörte.

»In welchem Teil der Sowjetunion sind wir?« fragte er sie.

Die Frau wandte sich um und schaute hinunter auf die wild gestikulierende Menge vor dem Pub. Plötzlich flutete der ganze Haufen geschlossen über die Straße in den Pub, immer noch gestikulierend und wild durcheinander zeternd. Offenbar waren sie übereinstimmend zu dem Schluß gekommen, daß die Geschichte bei einem Bier besser zu entwirren war als draußen in der feuchtkühlen Hertfordshire-Luft. Nur Konstabler Brown und Fielding, der Straßenfeger, blieben draußen zurück. Der Polizist machte sich bedächtig Notizen.

Die Frau drehte sich wieder um und schaute zu Jutschewski hinauf, der den Kopf aus der Luke streckte. »Sie sind nicht in der UdSSR«, sagte sie.

»Oh!« entfuhr es Jutschewski. »Wo sind wir dann gelandet, Genossin?«

Die Russischlehrerin lachte. Sie lachte ziemlich lange. »In England«, sagte sie schließlich. »In England, Genosse Kosmonaut – wo sonst?«

Originaltitel: ›Cultural Invasion‹
Copyright © 1965 by New Worlds
(erstmals erschienen in ›New Worlds‹, November 1965)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Utoprop
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Englischen übersetzt von Joachim Pente
Illustriert von Klaus D. Schiemann

Rich Brown
Urbar machen

Eines Nachmittags fütterte George Brimswell gerade die Tauben, als sich ein Wesen mit Muschelohren neben ihm auf der Parkbank materialisierte. Das Wesen sah sich um, bemerkte Brimswell, nickte und hievte etwas zwischen sie auf die Bank, das wie ein ganz normaler Aktenkoffer aussah; dabei zwitscherte es fortwährend leise in einer merkwürdigen Sprache. Es drückte auf einen Abschnitt auf dem schwarzen Trageriemen des Koffers, und das Gezwitscher verwandelte sich schlagartig in englische Worte:

»Hallo, Kumpel, wie geht's?«

Brimswell war gerade dabei gewesen, das Brot von einem übriggebliebenen Mortadellasandwich für die Tauben in Stücke zu reißen. Er fuhr fort dies zu tun, bis eine feine Schicht von Schuppen aus Brotteig die Spitzen seiner eleganten Schuhe bedeckten.

Das Wesen lehnte sich zurück und breitete seine langen, schuppigen Arme auf der Lehne der Parkbank aus. Es schlug seine gummiartigen, offenbar knielosen Beine übereinander und betrachtete selbstgefällig die desinteressierten Tauben.

»Netter Ort. Kommst du oft hierher?«

Brimswells Augen schossen in qualvollem Entsetzen hin und her. »Ich bin verrückt geworden«, murmelte er vor sich hin. »Daran ist der Jahresabschluß Weidler schuld.«

»Tut mir leid zu hören«, sagte das Wesen mitleidig und bot ihm eine gespaltene Klaue. »Bluth ist mein Name, Verkauf meine Branche.«

Als Produkt eines katholischen Elternhauses ergriff Brimswell wie betäubt die Klaue; dann wurde ihm klar, was er da festhielt und ließ sie zu Tode erschreckt wieder fallen. Bluth stützte die Klaue auf sein nichtexistentes Knie auf und beäugte Brimswell besorgt. »Sag mal, was ist denn mit dir los? Alles in Ordnung?«

»Wo kommen Sie her?« flüsterte Brimswell. Er hatte den Kopf krampfhaft zwischen die Schultern eingezogen und klammerte sich an die Parkbank, als befürchte er ein Erdbeben.

»Weißt du«, sagte Bluth, »es verblüfft mich immer wieder, wieviel weitverbreiteten Krankheiten man auf diesen jungen Planeten begegnet. Man sollte doch meinen, sie würden etwas dagegen unternehmen, nicht?« Er streckte die Hand nach unten aus, lockte eine Taube herbei und begann, dem Vogel den Kopf zu streicheln.

Brimswell lehnte sich zurück und sah mit offenem Mund zu, wie

die anderen Tauben sich um Bluths Füße scharten und laut gurrten, während er ihr Gefieder streichelte. Seit Jahren schon empfand Brimswell die Gesellschaft von Vögeln als befriedigender, weniger anstrengend und ganz allgemein angenehmer als die jedes Menschen. Er hatte das Gefühl, eine besondere Beziehung zu Tauben entwickelt zu haben, die er immer als sanft, nicht fordernd und extrem unkritisch empfunden hatte. Aber noch nie in all den Jahren, die er die Tauben nun schon fütterte, hatte einer der Vögel ihm eine solch schockierende körperliche Intimität gestattet. Erniedrigende Gefühle der Eifersucht und Empörung – Gefühle, die er bisher nur in bezug auf den menschlichen Pöbel, der seine Welt bevölkerte, kannte – wallten in ihm auf. Er stieß ein angestrengtes Keuchen aus.

»Tun Sie das bitte nicht«, murmelte er.

Bluth blickte von den Tauben auf und zog mit einem Nicken seine Klaue zurück. »Seuchen«, stimmte er zu, »garantiert unhygienisch. Sollte es eigentlich besser wissen.«

»Wer sind Sie?« fragte Brimswell heiser flüsternd.

»Bluth ist mein Name«, sagte das Wesen und reichte ihm ein zweites Mal seine Klaue. Dieses Mal ignorierte Brimswell die Geste. Er lehnte sich vor und betrachtete eingehend das Gesicht des Wesens.

»Wo, zum Teufel, kommen Sie her?«

»Knapp links von Lyra. Vierter Planet.«

Begreifen dämmerte in Brimswells Augen. Er zeigte mit dem Finger auf das Wesen. »Sie sind ein Außerirdischer«, sagte er.

»Wie meinst du das?«

»Sie sind von einem anderen Planeten.«

»Na ja, offensichtlich«, grinste Bluth. »Wo dachtest du denn, daß ich herkomme?«

Brimswell deutete unbestimmt zu Boden, dann ließ er seine Hand sinken. »Aber Sie sprechen englisch.«

Bluth klopfte auf den Deckel des Aktenkoffers, der zwischen ihnen stand. »Ach so, na ja, das macht die alte Bessie hier. Sie übersetzt natürlich. Einer der besten alten kleinen Realitätsmodulatoren am Markt. Obendrein hab ich sie verdammt günstig bekommen. Moduliert sogar meine Manierismen so, daß sie in die einheimische Szenerie passen. In meiner Branche unentbehrlich.«

»Ihre Branche?«

»Handelsreisender.«

Brimswell starrte ihn an. Er hätte nicht mehr überrascht sein können, wenn Bluth ihm eröffnet hätte, er sei eine interstellare Prostituierte. Er schickte sich an aufzustehen, aber Bluth zog ihn am Ellenbogen zurück. »Immer mit der Ruhe, George. Ich kann auch nicht allzu lange bleiben. Habe in einer halben Stunde eine Personalbesprechung bei Snickers.«

Brimswell setzte sich wieder. »Woher wußten Sie meinen Namen?«

»Bessie. Sie analysiert den ganzen Planeten.«

Brimswell starrte den Aktenkoffer an. Er streckte die Hand aus und berührte ihn abergläubisch. »Er liest Gedanken, nicht wahr?«

»Mehr oder weniger. Also hör zu, George, hast du irgend etwas, das du gerne verkaufen würdest?«

Brimswell machte wieder Anstalten, aufzustehen. »Der Präsident …«, murmelte er. Bluth zerrte ihn wieder nach unten. »Du hörst mir nicht zu, George. Ich kann nicht den ganzen Tag hier herumhängen. Mein Terminplan ist eng. Kann sein, daß ich die nächsten 30000 Jahre nicht wieder hier vorbeikomme.«

Brimswell fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. »Aber Sie können nicht wieder gehen. Dies ist die erste Begegnung zwischen dem Menschen und einem intelligenten Lebewesen.«

»Tut mir leid, George. Ich würde ja gerne bleiben, aber ich habe einfach schon zu viele Verpflichtungen.« Er lehnte sich zurück und wedelte mit den Klauen. »Eigentlich bin ich bloß vorbeigekommen, um mich mal umzusehen. Wo ich sowieso gerade in der Gegend bin. Du weißt schon – die Lage auskundschaften, herausfinden, ob irgendwelche Geschäfte zu machen sind.«

»Geschäfte?«

»Genau. Also schieß los! Hast du irgendwas zu verkaufen?«

Brimswell fuchtelte hilflos mit den Händen. »Hören Sie zu, ich habe nichts zu verkaufen. Der Präsident, die Vereinten Nationen, mit denen müssen Sie sich in Verbindung setzen. Sie müssen hierbleiben.«

Bluth sah sich bewundernd im Park um und lächelte. »Ach, meiner Erfahrung nach gehören die wertvollen Dinge auf diesen jungen Planeten meist der Allgemeinheit.« Er streckte den Arm aus und tätschelte wieder den Deckel des Aktenkoffers. »Warum lassen wir nicht einfach die Alte Bessie die Sachlage prüfen und herausfinden, ob ihr irgend etwas habt, woran ich interessiert sein könnte?«

Wortlos sah Brimswell zu, wie Bluth den Arm ausstreckte und ein zweites Mal auf den Tragegriff des Koffers drückte. Sofort schoß ein Lochstreifen aus einem unsichtbaren Schlitz an einem Ende des

Koffers. Bluth riß ihn ab, hielt ihn auf Armeslänge und musterte ihn.

»Ah, Mythen, großartig. Was würdest du dafür haben wollen?«

Brimswell lehnte sich zu ihm herüber, um den Lochstreifen zu betrachten. »Worum geht es?«

»Märchen, jede Menge. Der Weihnachtsmann, Superman, der Osterhase, Marxismus, Kapitalismus, Buddha, der Wolfsjunge …«

Brimswell wischte sich die Brotkrümel vom Schoß. »Die sind etwas wert?«

»Da kannst du Gift drauf nehmen. Mensch, da wo ich hin will, würden die weggehen wie warme Semmeln. Und dieser Einfall mit Geburtstagen, großartig. Ich glaube, das könnte wirklich einschlagen, George.«

Brimswell schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Ich verstehe überhaupt nichts …«

Bluth kratzte sich am Augenwinkel. »Es ist wirklich ganz simpel, George. Hier unten sind diese Konzepte Allgemeingut. Aber um sie von diesem Planeten zu exportieren, brauche ich eine Unterschrift. Schwachsinn, ich weiß, aber so ist es nun mal. Ich übertrete niemals ein galaktisches Handelsgesetz.« Er rülpste verhalten. »Also, was willst du für sie haben?«

Brimswell schloß die Augen und rieb sich die Stirn.

»Aber ich habe keine Ahnung, was sie wert sind.«

»Was immer du sagst. Nenn deinen Preis!«

Brimswell schüttelte den Kopf.

»Alles, was du willst.«

Plötzlich dämmerte es Brimswell, daß ein Handelsreisender, der sich von Stern zu Stern teleportieren konnte, möglicherweise genau das meinte, was er sagte. Er blickte langsam auf.

»Alles?«

»Was immer du sagst.«

Brimswell zupfte an seiner Unterlippe. »Nun, wir haben hier unten eine Energiekrise. Das Erdöl geht uns aus.«

»Klar, genau das Richtige.« Bluth nickte. »Ich habe da so ein Dingsbums, das verwandelt Erde in Erdöl. Ich überlasse dir zehn Milliarden davon.«

Brimswell richtete sich kerzengerade auf.

»Und dann gibt es Hunger.«

»Klar, ein Nutro-Umwandler – funktioniert nach dem gleichen Prinzip. Man wirft ein paar Steine hinein und erhält eine entsprechende Menge künstlicher Nahrung.«

Brimswell begann auf der Bank herumzuzappeln. Die Zukunft der Erde lag in seinen Händen. Er würde berühmt sein. Die Menschen würden Autogramme von ihm haben wollen. Frauen würden sich ihm an den Hals werfen. Er hatte Visionen davon, in Johnny Carsons

›Tonight Show‹ aufzutreten.

»Krebs«, murmelte er.

»Klar, Krankheitseliminatoren. Habt ihr hier den Alterungsprozeß schon aufgehalten?«

Brimswell schnappte nach Luft.

»Unsterblichkeit!!!«

»Hör zu«, sagte Bluth und lehnte sich lächelnd zurück. »Wie ich sehe, wirst du allmählich ein bißchen aufgeregt. Warum lassen wir nicht einfach die Alte Bessie etwas für dich aussuchen? Sie wird dir sagen, was hier unten eine vielversprechende Sache wäre.«

Brimswell nickte stumm und schluckte. Er rutschte vor an die Kante der Sitzfläche, während Bluth ein weiteres Mal auf Bessies Griff drückte. Ein zweiter Lochstreifen wurde ausgespuckt; Bluth riß ihn ab und hielt ihn hoch.

»Aha, genau das Richtige, Fehlervermeider – riesig, um die feine Lebensart zu kultivieren, Selbstvertrauen und zwischenmenschliche soziale Fertigkeiten aufzubauen. Ja wirklich, mit einem von diesen kleinen Dingern kannst du eine dynamische, charismatische, treibende Kraft in der Geschichte werden. Du könntest buchstäblich die Welt regieren.«

»Die Welt regieren?« murmelte Brimswell. Daran hatte er nicht gedacht.

»Klar, genau das Richtige, um die Situation hier unten geradezubiegen. Hier, ich zeig dir einen.« Er öffnete den Aktenkoffer und nahm etwas heraus, das wie eine Digitalarmbanduhr mit dunklem Zifferblatt aussah. Brimswell starrte sie skeptisch an.

»Was ist das?«

»Ein FV. Die Alte Bessie hat deine Welt wissenschaftlich analysiert und einen himmelschreienden Bedarf hierfür entdeckt. Die treffen den Nagel wirklich auf den Kopf. Ich habe sechs Milliarden davon auf Rigotte IV, ich überlasse dir alle. Und kostenlosen Transport als Dreingabe. Ich schicke sie per Tachyonenantrieb hierher, das ist die schnellste bekannte Form konventioneller Raumfahrt.«

Brimswell nahm die Armbanduhr und drehte sie in seiner Hand. »Aber was tut sie?«

»Der FV sagt dir, wenn du einen Fehler machst. Er ist ein eingebauter Ratgeber und persönlicher Vertrauter; analysiert für dich jede Situation und hilft dir, die richtige Handlungsweise in Übereinstimmung mit deinen innersten Bedürfnissen und Wünschen auszuwählen. Jede Situation, George: praktisch, finanziell, sozial – sexuell.«

Brimswell zog eine Augenbraue hoch.

»Ja, wirklich, mit diesen kleinen Apparaten hier kann sich so ziemlich jeder des Erfolges sicher sein, und zwar bei jeder nur

erdenklichen Unternehmung.«

»Aber Unsterblichkeit, Hunger, das kleine Ding, das Dreck in Öl verwandelt …?«

»Hör zu, George«, Bluth legte Brimswell brüderlich einen Arm um die Schulter, »die Alte Bessie irrt sich nie. Sie hat eure Gesellschaft analysiert, und weißt du, was sie herausgefunden hat?«

George schüttelte den Kopf.

»Bessie hat herausgefunden, George, daß 78,4 Prozent deines Volkes 11,8 Prozent der Zeit befürchten, daß sie sich zum Narren machen. Sie hat außerdem herausgefunden, George, daß 93,7 Prozent deines Volkes sich fragen, ob sie in ihrem Leben die richtigen Entscheidungen getroffen haben. Mit diesen kleinen FVs, George, kann all das ausgemerzt werden. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, was das für dich auf einer persönlichen Ebene bedeutet, George.«

Ziemlich berechnend hob Bluth den rechten Arm, und Brimswell bemerkte zum ersten Mal, daß der Außerirdische eine dieser Uhren trug. Bluth zwinkerte ihm zu. »In meiner Branche von unschätzbarem Wert.« Er schüttelte sein Handgelenk und strahlte die Uhr an. »Obendrein völlig unzerstörbar. Und das Beste ist, man muß sie nicht einmal tragen, um sie zu benutzen. Sie hat eine effektive Reichweite von einem Lichtjahr. Laß sie einfach daheim in der Schreibtischschublade, wenn du willst.« Er lächelte Brimswell an, dann senkte er den Blick und sein Gesicht wurde nachdenklich.

»Hör mal, George, ich weiß, was du jetzt denkst. Was ist mit all den anderen Dingen, über die wir gesprochen haben? Was ist mit den anderen Dingen, die die Situation deiner Welt verbessern würden?«

Brimswell nickte begeistert. »Kostenloses Öl, Nahrung, Unsterblichkeit …«

»Ganz genau«, schnitt Bluth ihm das Wort ab. »Aber George, das ist eine sehr kurzsichtige Betrachtungsweise. Man muß die Dinge auf lange Sicht hin betrachten.« Er breitete seine Klauen aus, als rahme er ein Bild ein. »Klar, diese Dinge würden kurzfristig die Situation verbessern, aber das sind vorübergehende Probleme. Krankheit, Energie, Hunger: zum Teufel, George, alles, was man tun muß, ist ein wenig Technologie anwenden. Tatsache ist, George«, Bluth beäugte ihn mißbilligend, »die Alte Bessie erzählt mir gerade, daß dein Volk bereits jetzt über die Technologie verfügt, um die Hälfte dieser Probleme zu lindern, wenn nicht gar zu lösen. Aber warum wird es nicht getan, George? Weil dein Volk verwirrt ist, es macht Fehler. Große Fehler. Nein, mein Lieber, jene anderen Dinge, die ich erwähnte, könnten die Lage vielleicht kurzzeitig verbessern, aber diese hier, George«, er hielt die Uhr in Brimswells Hand hoch, »die packen das Problem an der Wurzel. Sie werden das Volk verbessern.«

Brimswell schaute die Uhr an. Sie sah nicht einmal wie eine sehr

teure Uhr aus.

»Sie brauchen Führung, George. Und du wirst das Monopol auf den Markt haben.«

George rutschte unruhig auf seinem Sitzplatz hin und her.

»Ich werde hier die nächsten 30.000 Jahre nicht wieder vorbeikommen. Wer weiß, wann du nochmal eine solche Chance bekommst?«

»Sie zwingen einen nicht …?«

»Nur Ratschläge. Nur eine leise, kleine Stimme in deinem Kopf, die dir sagt, wann du etwas versaust.«

»Und sie irren sich nie?«

»Garantie mit vollem Rückgaberecht.«

George betrachtete düster die Armbanduhr. »Nun, ich weiß nicht …«

»Wenn du natürlich nicht interessiert bist«, sagte Bluth, »ich kann jederzeit jemand anderes finden.« Er wandte sich um und blickte den Parkweg entlang.

Brimswell zuckte zusammen. Eine Gestalt in einem Trenchcoat war weiter oben am Weg aufgetaucht. Auch Bluth hatte ihn bemerkt, und Brimswell erkannte mit wachsender Verzweiflung, wieviel ihm sein zufälliges Monopol auf Bluths Anwesenheit bereits bedeutete. Der Eindringling riß jedoch lediglich seinen Trenchcoat auf, um einen außerordentlich abgemagerten, nackten männlichen Körper zu enthüllen; dann drehte er sich um und rannte ins Gebüsch davon.

Brimswell sprang auf. »Also gut, ich unterschreibe.«

Bluth zog einen Stift und Papier aus seinem Aktenkoffer. »Ich wäre nicht überrascht, wenn sie dich für das Geschenk, das du der Welt gerade machst, zum König krönen würden, George. Auf der gestrichelten Linie unterschreiben.«

Brimswell nahm den Stift und zögerte über dem Vertrag.

»Woher weiß ich, daß sie funktionieren?«

Bluth winkte mit einer Klaue. »Schnall ihn um! Er wird mit dir in geistige Verbindung treten.«

Brimswell nahm den FV und schnallte ihn um sein Handgelenk.

»Laß ihm einen Moment Zeit, sich auf deinen Verstand einzustellen.«

Einen Augenblick lang stand Brimswell schweigend da, dann ertönte in seinem Kopf eine kühle, energische, väterliche Stimme.

»Sieh zu, daß du eine Quittung bekommst, Trottel«, sagte sie.

Brimswell unterzeichnete auf der gestrichelten Linie.

Fünf Minuten später war Bluth verschwunden, und George Brimswell schlenderte wieder aus dem Park. Es wäre vielleicht normal gewesen, wenn er die Realität dieser jüngsten Begegnung in Frage

gestellt hätte, aber zwei Dinge verhinderten dies: eine große, häßliche Uhr schmückte nun sein rechtes Handgelenk und eine kühle, autoritäre Stimme sprach zu ihm in seinen Gedanken.

»Du bist übers Ohr gehauen worden, weißt du.«

»Was? Wie war das?«

»Schließ deine Lippen, wenn du sprichst. Die Menschen mögen keine Murmler.«

Brimswell warf einen Blick auf die Parkbank, an der er gerade vorbeilief. Zwei furchteinflößende Matronen hatten ihre Handtaschen in Verteidigungsstellung gerückt und beäugten ihn jetzt mißtrauisch. Er lüftete den Hut und eilte vorbei.

»Was meinst du mit ›ich bin übers Ohr gehauen worden‹?« fragte er im Geiste.

»Und preß die Lippen nicht so aufeinander. Du siehst aus wie ein Fisch.«

George entspannte bewußt seine Lippen. »Was meinst du damit, ›ich bin übers Ohr gehauen worden‹?« dachte er.

»Schon viel besser.«

Originaltitel: ›Cultivation‹
Copyright © 1978 by Avenue Victor Hugo Publishers
(erstmals erschienen in ›Galileo‹ 8)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Maria Castro
Illustriert von Jobst Teltschik

Ray Aldridge
Klick

Das Klicken hallt durch meine Schaltkreise; die Realität strömt herein. Es ist Spätnachmittag. Das Museum ist fast leer, und ich stehe, in verblassendes Sonnenlicht getaucht, in meiner Nische. Es ist die stille Stunde des Tages, in der das leise Klirren der Waffen draußen vor den Festungsmauern erstirbt. Meine Blicke wandern vom Gang zu den beiden Touristen in mittleren Jahren, die meine Schautafel lesen. Ihre Lippen bewegen sich, formen die Worte, die mich beschreiben. Sie tragen leichte Rüstungen, wie es heutzutage fast alle Touristen tun, doch ihre Halfter sind leer; in diesen heiligen Hallen sind keine Waffen gestattet. Die Rüstungen sind modisch geschnitten, doch ein wenig verbeult und zerkratzt, als hätten die Träger eine anstrengende Reise durch den Bezirk hinter sich. Sie haben die Helme nicht abgenommen.

Sie blicken auf, doch ich habe den Blick schon abgewandt. Ich darf sie nicht gleich am Anfang erschrecken.

»Sieh dir das nur an!« sagt der Mann. Sein Gesicht glänzt vor Schweiß. Seit die Klimaanlage nicht mehr funktioniert, fühle ich mich wohler; die Touristen allerdings nicht. »Man könnte ihn fast für echt halten.«

»Jon.« Sie runzelt die Stirn; sie ist eine kleine Frau, grau und unzufrieden. »Er *ist* echt. Er hört alles, was du sagst. Hast du denn nicht die Schautafel gelesen?« Sie funkelt ihn zornig an; eine Kunstliebhaberin, die mit einem Ignoranten geschlagen ist. »Ich glaube, du hast überhaupt nicht auf die Dinge geachtet, die wir heute besichtigt haben!«

Er errötet und nimmt aus alter Gewohnheit eine feindselige Haltung ein. »Und ob ich aufgepaßt habe.« Er schürzt empört die Lippen. »Aber du, du bist die Expertin, was?«

Er mustert mich mit kleinen Schweinsaugen und spricht mich mit lauter, aber vorsichtiger Stimme an. »Du kannst reden, oder?«

Ich antworte höflich, wie es mir mein Programm vorschreibt. »Ja, Sir, ich kann sprechen.«

Sie erschrecken, als sie meine Stimme hören. Die dröhnenden Untertöne sind für menschliche Ohren beängstigend. Die Frau weicht ein wenig zurück, ihre Kehle flattert leicht. Dann schiebt sie das Kinn vor, und ich glaube fast ihre Gedanken zu hören. Lächerlich, sagt sie sich; wie kann ich vor einer Statue Angst haben, selbst wenn sie von

Nacama ist?

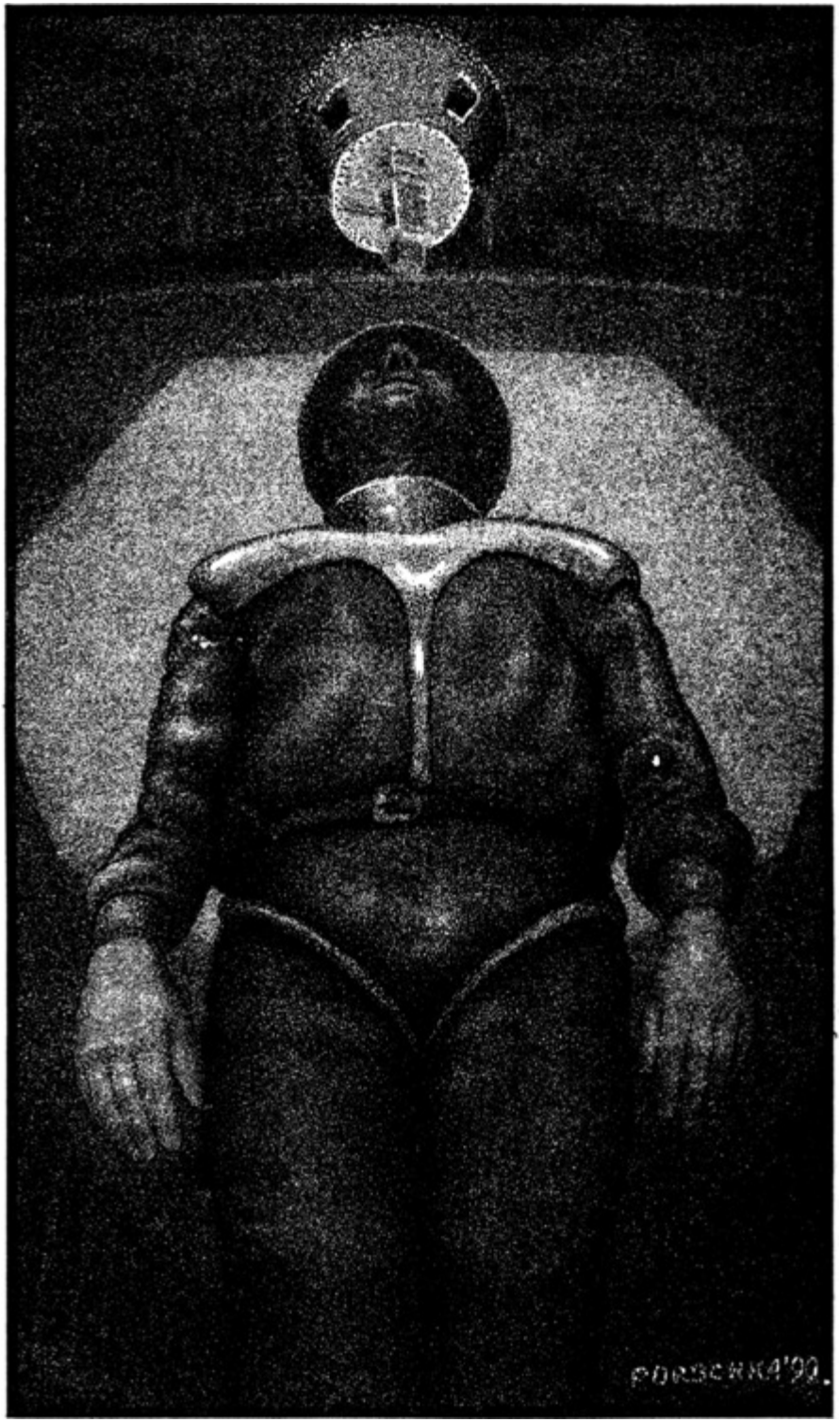
»Woran denkst du gerade?« fragt sie.

Das ist eine der *Zwei Fragen.* Die andere lautet: Weißt du, daß du eine Statue bist? Ich antworte wahrheitsgemäß, wie ich muß. »Ich dachte an deine Angst vor mir.«

Der Mann zupft die Kunstliebhaberin am Ärmel. »Ich habe genug. Ich werde erst wieder ruhig schlafen können, wenn wir wieder im Bezirk sind. Und es ist ein weiter Weg, also laß uns gehen.«

»Bitte, Jon, sei still.« Ich bewundere ihre Entschlossenheit. Sie will einen Gegenwert für ihr Geld bekommen, obwohl sie Furcht und Widerwillen empfindet. »Ich bin nicht den weiten Weg im Panzerbus gefahren, ich habe mich nicht von Verseuchten beschießen lassen, ich habe mich nicht bei der Ankunft hier verhöhnen und ignorieren lassen, nur um umzukehren und wieder zu gehen.«

Aus langer Erfahrung weiß ich, daß sie mich gleich bitten wird, etwas in Afei zu sagen, meiner Muttersprache, wie die Schautafel so phantasielos erläutert. Doch ihre Frage überrascht mich. »Woran«, fragt sie, »denkst du, wenn niemand hier ist?«



Sie dringt bis zum Herzen der Dinge vor. Meine Reaktion ist seltsam. Trotz meiner Programmierung, trotz der Tatsache, daß sie

höflicher ist als viele andere, kann ich meinen Zorn nicht völlig verbergen. »An nichts. Ich bin nirgends und denke an nichts.«

Meine Stimme schwillt an. Der Mann erbleicht, und seine zitternden Hände tasten nach dem Knopf.

Das Museum ist dunkel. Im düsteren grünen Schein der Wachlichter sehe ich meinen Freund, Sergeant Bush. Er hat mich angeklickt, wie er es jeden Abend tut. Sergeant Bush ist ein alter schwarzer Mann, der Nachtwächter dieses Gebäudeflügels.

»Wie läuft's denn so?« fragt er, und seine altmodischen falschen Zähne glänzen fröhlich im Dunkeln. Aus irgendeinem Grund läßt er sich keine Zahnknospen setzen. Sein rundes dunkles Gesicht ist von Alter und Lachfalten tief gezeichnet. Ich bin einen Augenblick von der Zuneigung zu ihm überwältigt, zu meinem einzigen Freund Sergeant Bush.

»Wie immer, Sergeant Bush.« Ich lächle; das ist ein Ausdruck, der leicht mißverstanden werden kann. Sergeant Bush erwidert mein Lächeln. Ich vermute, daß er schon Schlimmeres gesehen hat.

»Tja«, sagt er, während er seinen Waffengurt zurechtrückt, »bleib bloß hier stehen, während ich meine Runde mache, ja?« Er kichert über seinen kleinen Scherz und schlendert den Flur hinunter.

Ich verehre Sergeant Bush mit seiner zu weiten Uniform und seiner altmodischen Prothese. Ich hocke mich auf mein Podest und genieße das Gefühl, mich unbeobachtet bewegen zu können. Ich hoffe, Sergeant Bush muß nicht für seine Freundlichkeit mir gegenüber büßen; allerdings kann ich mir nicht vorstellen, wie es jemand herausfinden sollte. Er ist nachts immer allein hier; sein Job ist eine Sinekure, ein Überbleibsel aus jener Zeit, als das Museum noch keine Festung war. Das Museum wird durch die Wälle und Verteidigungsanlagen draußen geschützt, so daß in diesen hallenden Gängen keine Wachen notwendig sind.

Ich bin dankbar für die Gelegenheit, die Sergeant Bush mir gibt: Ich darf ohne Zuschauer lebendig sein, ohne Fragen und Bemerkungen, ohne ihre Blicke.

Ich denke meine eigenen Gedanken, ich kratze mir die Zehen, ich singe sogar etwas: »… wenn den reifen Früchten Flügel wachsen, will ich zur Wiege meines Volkes wandern …« Ich singe ein Lied vom Heimkehren. Aber ich habe eine schlechte Gesangsstimme, eine der wenigen Unzulänglichkeiten bei Nacamas letztem und größtem Werk. Und doch liebe ich es, ungeschickt die alten Lieder meines Volkes zu brummen. Vielleicht ist das Fehlen einer schönen Stimme doch kein Irrtum. Große Kunst muß paradox sein; das sagen wenigstens manche Kritiker, wenn sie vor mir stehen. Die mutigeren oder zänkischeren Kritiker jedenfalls; die meisten aber, glaube ich, schalten mich aus,

bevor sie Nacamas Philosophie oder die tiefere Bedeutung seines Werkes zu begreifen beginnen. Ich verstehe ihre Vorsicht, denn schließlich könnte ich ihnen widersprechen. Doch sie brauchen nicht zu befürchten, daß ich sie in der Öffentlichkeit bloßstelle. Meine Programmierung verbietet mir strikt jede öffentliche Selbstanalyse. Nacama glaubte, daß man ein Kunstwerk zerstört, wenn man es zu zerlegen versucht, und deshalb bin ich fugenlos glatt.

Sergeant Bush schert sich einen Dreck um Kunst, wie er mir selbst gesagt hat. Er nimmt mich, wie ich bin. Wahrscheinlich glaubt er es einfach, zumindest nachts, wenn er mit mir allein ist; er nimmt einfach die Lüge hin, daß ich von einer anderen Welt gekommen wäre, von einer Welt mit lavendelfarbenen Sandstränden und trägen roten Meeren.

Manchmal reden wir stundenlang, er über seinen nichtsnutzigen Enkel, ich über die Heimat. Die Erinnerungen scheinen so frisch, so real. Natürlich weiß ich, daß die Heimat, an die ich mich erinnere, nur in der fiebernden Phantasie von Paolo Nacama existierte.

Sergeant Bush kehrt gerade von seiner Runde zurück. Er setzt sich schwer auf die niedrige Bank vor meinem Podest. Er zieht ein graues Taschentuch hervor und wischt sich die Stirn ab, die hart ist und glänzt wie ein Schildkrötenpanzer. »Das wird jede Nacht schlimmer, Curly.«

Er nennt mich Curly; warum, das hat er mir nie erklärt. In Wirklichkeit heiße ich Klatu – Klatu der Schnelle.

»Du solltest nicht so schwer arbeiten.« Ich will ihm mein Mitgefühl zeigen, doch er lacht.

»Keine Sorge, Curly. Das ist der leichteste Job, den ich je hatte. Ich habe es mir einfach angewöhnt, mich zu beklagen.« Er zieht liebevoll eine flache, silberne Flasche aus der Hemdtasche und nimmt einen großen Schluck. »Das Zeug wird mich noch umbringen.« Er verkorkt die Flasche und steckt sie weg. »Ich würde dir auch gern einen Schluck anbieten, Curly. Du siehst aus, als könntest du einen vertragen.«

»Deine Gesellschaft reicht mir völlig aus, Sergeant Bush.« Ich warte, bis er wieder das Wort ergreift. Meine Programmierung erlaubt es mir kaum, ein Gespräch zu beginnen. Sergeant Bush meint, daß er genau aus diesem Grund unsere Gespräche besonders genießt. Wenn er will, kann er mich reden hören, oder er kann sich entschließen, nur dem Klang seiner eigenen Stimme zu lauschen. Er meint, ich wäre ein Segen für einen geschwätzigen alten Mann.

»Dafür, daß du so gräßlich aussiehst mit deinen drei Metern Größe und den ganzen Schuppen, dafür bist du gar nicht so übel, Kumpel. Ganz anders als mein verdammter Enkel, dieses Aas. Der ist nicht nach seinen Eltern geschlagen.« Er lacht wieder, ein schweres,

fröhliches Geräusch ohne bösen Unterton.

Eigentlich sind es gar keine Schuppen; es sind nur Rillen in meiner Haut. Wenn ich Blut hätte, wäre es warm und rot. In schlechtem Licht könnte ich als ungewöhnlich großer und muskulöser und leicht mißgestalteter Mensch durchgehen, wären da nicht meine harten Panzerschalen und die einziehbaren Krallen an den vier Extremitäten. Meine Gliedmaßen und mein Brustkorb sind größer als bei einem Menschen; ich gehöre einer jagenden Rasse an.

Aber es stört mich nicht, wenn Sergeant Bush einen Scherz macht. Um ihm meine Belustigung zu zeigen, lächle ich und entblöße meine zwölf Zentimeter langen Eckzähne. Ich würde ja lachen, aber Sergeant Bush meint dann, daß sein Hörgerät pfeift. Er benutzt dieses schmutzige alte Ding aus reinem Starrsinn, doch gerade dadurch wird unsere Freundschaft möglich. Das abgenutzte alte Gerät überträgt die Töne so ungenau, daß die furchterregenden Untertöne meiner Stimme herausgefiltert werden. Ich bin dankbar für seine Dickköpfigkeit.

Er nimmt wieder einen großen Schluck aus der Flasche, die wie durch Zauberei erscheint und verschwindet. Dann beginnt er, gemächlich von den letzten Schandtaten seines Enkels zu berichten. Ich lasse mich auf meine Klauen nieder und höre nur mit halbem Ohr zu. Ich grunze in angemessenen Abständen ungläubig, und mehr verlangt Sergeant Bush auch nicht von mir. Ab und zu drückt Sergeant Bush auf meinen Knopf. Das Museum hat die Aktivierungskreise mit einer Zeitschaltuhr versehen, damit ich nicht vorzeitig verschleiße. Wenn der Knopf nicht alle fünfzehn Minuten gedrückt wird, schalte ich mich aus. Meine Stromkreise können nicht mehr repariert werden, wenn sie zerfallen sollten, und das wird eines Tages sicher geschehen. Das Museum will natürlich, daß ich so lange wie möglich funktioniere.

Ich denke wie immer an die Heimat. Ich habe das Gefühl, daß ich erst gestern mit meinen Gefährten über die hellen staubigen Ebenen streifte. Wir genossen unsere Bewegungsfreiheit, das große Spiel der Jagd, die Freude des Tötens nach der langen, zehrenden Hatz. In meinen Erinnerungen spüre ich heute noch den süßen, stählernen Geschmack des Blutes unserer Nahrungstiere im Mund. Ich schüttele mich. Künstliche Erinnerungen sind immer frisch und lebendig. Nicht einmal der große Nacama konnte mir die Fähigkeit einbauen, zu vergessen. Das bleibt den wirklichen Lebewesen vorbehalten.

Jetzt erinnere ich mich wie jeden Abend an meine erste Aktivierung.

Ich erwachte, zusammengekauert auf einem Haufen schwarzer Steine, in einer Höhle mit seltsam bleichem Licht und unvertrauten Gerüchen. Ein kleiner, teigig aussehender Zweifüßler stand vor mir und beobachtete mich scharf. Ich wußte nicht, wie ich dort

hingekommen war, und ich hatte Angst. Ich versuchte, hinunterzuspringen und zu fliehen. Doch zu meinem Schrecken konnte ich mich nicht über die Kante der Säule hinaus bewegen, obwohl ich keine Barriere spürte. Ich blieb lange erschrocken und zitternd stehen, bis Nacama mich ausschaltete.

Als er mich reaktivierte, war ich ruhiger; es war eine künstliche Ruhe. Nacama erklärte.

Zuerst dachte ich, ich würde verrückt, aber natürlich läßt mein Programm keine anormalen geistigen Zustände zu. Die Kapazität meiner Matrix ist begrenzt, und deshalb bin ich, wie ich bin. Dennoch fällt es mir schwer zu akzeptieren, daß ich nichts weiter bin als ein sehr gutes Produkt der Uhrmacherkunst. Ich konnte damals die Bedeutung des Wortes *Kunst* nicht verstehen. Ich verstehe es immer noch nicht.

In diesen ersten Tagen begann Nacama sichtlich zu verfallen. Ich selbst fühlte mich natürlich immer irrealer. »Aber das ist nicht wahr«, ermahnte er mich scharf. »Du bist genauso real wie ich, nur daß man dich mit einem Knopf abschalten kann. Du weißt gar nicht, wie sehr ich mir wünsche, auch so einen Knopf zu haben wie du, Klatu.«

Am letzten Abend in der Schmiede wirkte er wie das verblassende Zerrbild eines Mannes. Als er mich aktivierte, saß er in einem alten Schaukelstuhl und hielt einen großen Schallmeißel in der Armbeuge.

»Klatu«, sagte der große Künstler, »ich will dir etwas erklären. Zum Beispiel, warum ich dich gemacht habe, wenn mir das auch selbst nicht mehr ganz klar ist.« Er sank in sich zusammen und schlug die verwirrten, enttäuschten Augen nieder. Für einen Augenblick glaubte ich, er würde weitersprechen, doch dann desaktivierte er mich.

Die Morgendämmerung drang schon durch die hohen Fenster, als er den traumlosen Schlaf meiner Schaltkreise unterbrach. Nacama saß immer noch mit dem Schallmeißel im Stuhl, und er wirkte zugleich verfallen und begeistert. »Als ich dich machte, war ich blind«, sagte er zu mir. »Ich weiß, das bedeutet dir nichts, aber trotzdem, es war nicht böse gemeint.« Er lächelte; ein schrecklicher Anblick. »Und jetzt will ich zum letzten Mal deine Situation zusammenfassen, Klatu. Es gibt keine Heimat. Du kannst nicht hoffen, zu ihr zurückzukehren. Es ist nicht möglich. Die Heimat war meine beste Schöpfung, und nicht du, das muß ich leider sagen. Dich zu erschaffen, eine Puppe aus Plastfleisch und Sensoren, die in einem Druckfeld tanzt; nun, das hätte auch ein geringerer Künstler vermocht. Doch ich, ich habe in deinen Erinnerungen eine Welt erschaffen!«

Ich schwieg. Er hatte mir dies schon auf hundert verschiedene Weisen erklärt. Es war ein Glücksfall gewesen, sagte er, daß meine Schaltkreise flexibel genug waren, um dieses Wissen aufzunehmen,

denn sonst hätte ich womöglich mein Leben in einem Zoo verbracht und wäre mir meiner Gefangenschaft nicht bewußt gewesen.

»Ich bitte dich«, fuhr er fort, »mich nicht für das zu hassen, was ich getan habe. Es war nicht böse gemeint, denn mein Ziel war die Schöpfung, und weiter habe ich nicht geblickt. Aber jetzt bin ich müde.«

»Ich hasse dich nicht«, sagte ich, »denn ich würde ohne dich nicht existieren.«

Während ich sprach, machte Nacama eine schmerzvolle und zugleich erfreute Geste, als er die Kraft seines Werkes vernahm. »Ich bin zu stolz darauf, zu stolz, um es zu zerstören«, murmelte er zu sich selbst. Ich zog mich bis zum Rand meines Podestes zurück und betrachtete aus den Augenwinkeln den Meißel. Ich hatte nicht den Wunsch zu sterben, auch wenn dieser Begriff für mich nur bedingt gültig war. Doch Nacamas Aufmerksamkeit richtete sich in diesen letzten Augenblicken seines Lebens nach innen. Er schob sich die Spitze des im Leerlauf summenden Meißels mit der kleinen, wabernden Vakuumblase in den Mund und schaltete den Drehzahlregler auf volle Kraft. Kleine Stücke seines Kopfes klatschten leise auf den Boden, und das Blut, das aus seinem Hals spritzte, trocknete in einem filigranen, roten Muster auf dem Schaukelstuhl. Bis zuletzt ein Künstler.

Ich sah vier lange Tage zu, wie das Blut langsam seine Helligkeit verlor, bis seine frühere Gefährtin eine gerichtliche Verfügung erwirkte und die Tür aufbrach und uns fand. Das war die längste Zeit in meinem Leben, die ich je aktiviert und unbeobachtet verbrachte, und heute blicke ich mit einiger Wehmut auf diese Zeit zurück. Als sie mich fanden, hätten sie mich fast erschossen, bevor sie bemerkten, daß man mich ausschalten konnte. Man sagte mir, daß ich danach lange Zeit geschlafen habe und erst erwacht sei, nachdem mich das Gericht trotz der schmerzvollen Proteste der Gefährtin dem Museum übergeben hatte.

Ich zwinge mich, die Erinnerungen zu unterbrechen. Sergeant Bush nähert sich dem Ende seiner nächtlichen Erzählung, und auch das Ende seiner Schicht ist nahe. Die Zeit scheint in den Nächten, in denen Sergeant Bush in meinem Gebäudeflügel arbeitet, sehr schnell zu vergehen. Ich stelle mich wieder in die richtige Position, damit niemand bemerkt, daß ich mich in der Nacht bewegt habe. »Es war mir ein Vergnügen«, sage ich, als er die Hand zum Knopf ausstreckt. Sergeant Bush blinzelt mir fröhlich zu und drückt drauf.

Ich erwache und sehe eine Schulklasse mit Lehrerin. Die Lehrerin ist eine hagere Frau in einem verbeulten Panzer. Sie spielt nervös mit ihrem Lähmstock herum, fest entschlossen, die Kontrolle zu behalten.

Alle beobachten mich. Kinder interessieren mich; in der Heimat gibt es keine Kinder. Diese Kinder können der Furcht widerstehen, und ihr unkritischer Glaube läßt mich manchmal vergessen, was ich bin.

»So, Kinder, habt ihr alle die Tafel gelesen? Möchte jemand Klatu eine Frage stellen? Vergeßt nicht, daß er kein richtiger Mensch ist; aber er denkt wie ein Mensch.« Ein Wald kleiner Arme erhebt sich, helle Raubtieraugen glänzen. Sie ruft einen rothaarigen Jungen nach vorn, der eine Zahnlücke hat.

»Wirst du nicht müde, wenn du den ganzen Tag da stehst?«

»Nein. Normalerweise werde ich nicht müde.«

Ein Kind mit einem verkniffenen, verschlagenen Gesicht fragt: »Wie kommt es, daß du so gut Englisch sprichst, obwohl du von einem anderen Planeten kommst?« Es kichert und sieht sich beifallheischend zu seinen Klassenkameraden um.

Ich grinse und zeige ihnen meine Zähne. Sie weichen etwas zurück, während ich antworte. »Damit ich auf dumme Fragen wie deine antworten kann.« Meine Programmierung erlaubt es mir, auf feindselige oder hinterhältige Fragen auf diese Weise zu antworten, solange ich ehrlich bin. Nacama war kein weltfremder Künstler.

»Wie lange bist du schon hier?«

»Das weiß ich nicht, aber wenn du mir das heutige Datum sagst, werde ich dir antworten können.« Sie rufen mir das Datum zu, und ich sage es ihnen. »Vierunddreißig Jahre, acht Monate und elf Tage.«

»Fühlst du dich hier sicher? Es soll hier ja keine Freiläufer geben.«

»Ja, ich fühle mich sicher.« Das stimmt auch, aber wenn ich echt wäre, hätte ich vielleicht Angst. Die donnernden Explosionen sind jeden Tag deutlicher durch die dicken Mauern des Museums zu hören.

Sie gewöhnen sich an mich, und sie stellen noch viele weitere Fragen. Sie fragen mich nach der Heimat. Ob das Wetter war wie hier, ob ich sie vermisse? Nacama war ein großer Künstler; nach einer Weile bemerkt niemand mehr, daß sein Werk nur eine komplizierte Illusion ist. Sogar ich vergesse es.

Ich verliere mich in meinen Erinnerungen und lasse mich von den Kindern führen. Als ich über die fleischliche Verbindung in der Meute spreche, werden meine Libidokreise ausgelöst. Bei meiner Rasse sind die Sexualorgane bei beiden Geschlechtern innerhalb des Körpers, bis sie stimuliert werden. Die Lehrerin drückt unter schrillem Kichern auf den Knopf.

Es ist Nacht im Museum. Zum Pulsieren des Stroms in meinen Kreisen kommt nun noch das Zittern der Erregung. Sergeant Bush grinst unverbindlich. Es ist mir sehr peinlich.

»Hmm«, sagt er, »das sieht aus, als brauchtest du eine Freundin.

Und ich kann nicht deine Freundin sein, Curly.«

Er lacht und schweigt. Abgesehen von einigen verstohlenen, bedauernden und nachdenklichen Blicken von Sergeant Bush vergeht die Nacht recht angenehm.

Der Strom belebt mich, und ich sehe Sergeant Bush in Zivilkleidung! Ich bin sehr erstaunt über diesen Anblick. Es ist Tag im Museum, und ich habe Sergeant Bush noch nie bei Tageslicht gesehen, in dem kalten Licht, das durch das Oberlicht über mir hereindringt. Er trägt einen karierten Overall, der meines Wissens vor etwa dreißig Jahren in Mode war. In seinem Ohr steckt ein neues, fast unsichtbares Hörgerät. Eine bemerkenswerte Frau hat sich bei ihm eingehakt. Sie überragt ihn, und sie sieht anders aus als alle Frauen, die ich je gesehen habe.

»Lucy«, sagt Sergeant Bush förmlich, »das hier ist Curly. Kümmere dich nicht darum, daß er nackt ist.«

Sie streckt unverkennbar schüchtern eine lange Hand aus. Und ich kann nicht anders, ich nehme sie einen Augenblick sanft und lasse sie wieder fallen.

Nicht nur ihre Körpergröße ist ungewöhnlich; sie ist mehr als zwei Meter groß und würde mir, wenn wir nebeneinander stünden, fast bis zur Brust reichen. Sie ist eine große Frau, aber nicht dick; das Fleisch ist auf ihren langen Gliedern gut verteilt. Sie ist geformt wie jede andere Frau. Nur die Größe ist übertrieben, und ihr Kopf ist kahl. Sie trägt keinen Panzer, nur einen kurzen Umhang aus einem glänzenden schwarzen Material, und ihre ganze Haut ist mit einem Gittermuster bemalt oder tätowiert. Ihre straffe, glatte Haut sieht damit aus wie rosafarbene Froschhaut. Sie duftet nach einem leichten, einfachen Parfüm. Auf der Schulter trägt sie ein leeres Halfter, das dem Umriß nach eine Schockwaffe aufnehmen kann.

Sie hat große grüne Augen und eine häßliche, gezackte Narbe auf dem Kiefer. Sie sieht ganz anders aus als die Frauen meines Rudels; in der Heimat würde man sie als Mißgeburt zerreißen, aber ich bin bezaubert. Meine erste private Begegnung.

»Es ist mir ein Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen«, sage ich, und Lucy und Sergeant Bush zucken leicht zusammen. Ich stelle fest, daß es schwer ist, Höflichkeiten mit einer Stimme auszusprechen, bei deren Klang die meisten Leute eine Gänsehaut bekommen. Deshalb flüstere ich, was meiner Stimme die unangenehmsten Untertöne nimmt. »Tut mir leid«, zische ich, »es war keine Absicht.«

Sergeant Bush schielt mich an. »Warum hast du nie mit mir geflüstert, Curly?« Er hebt die Augenbrauen.

»Ich dachte, es hätte Ihnen nicht gefallen, wenn ich geflüstert hätte, Sergeant Bush.«

»Tja, du hattest wohl recht. Aber es hat sich geändert, Curly. Wir wollen in Zukunft flüstern, denn dann kann ich mein neues Hörgerät auch bei der Arbeit tragen. Lucy hier ist ein großes Mädchen, was? Und sie hat mir gesagt, daß sie große Männer mag.« Er blinzelt und schlendert davon und tut so, als wollte er sich die Kunstwerke ansehen, die er seit dreißig Jahren kennt. Und ich bin mit Lucy allein, mit der ersten Frau, die mir offiziell vorgestellt wurde.

Sie betrachtet mich ohne Verlegenheit, aber auch ohne jede schreckliche Neugierde, die ich bei jenen armen Menschen sah, die mich sexuell reizen wollten. Ich glaube, einige von ihnen waren nicht im Gleichgewicht, und andere wollten Aufmerksamkeit erregen. Und keinem gelang es, mehr als mein Bedauern zu wecken.

»Bush hat mir erzählt, daß du deine Arbeit nicht magst.« Ihre Stimme klingt voll. »Ich mag meine auch nicht.« Sie hält inne und mustert mich, als fragte sie sich, ob ich ein Streich bin, den Sergeant Bush ihr spielt, oder ob sie verrückt sei, weil sie mit einer Statue spricht.

»Nun«, antworte ich, »es könnte schlimmer sein. Ich will mich nicht beklagen.«

»Warum nicht?«

Ich zögere. »Ich weiß nicht.«

Sie setzt sich bequem auf die niedrige Bank. »Bush meinte, wir würden uns gut verstehen, Curly. Oder soll ich dich lieber Klatu nennen? Klatu der Schnelle …« Sie sagt es, als gefiele ihr der barbarische Klang meines Stammesnamens, der an der Seite meines Podestes eingraviert ist.

»Curly ist schon in Ordnung, Lucy.« Ich lächle, aber Lucy scheint keine Angst zu haben. »Ich will dir von meiner Heimat erzählen, Lucy. Ich kenne viele schöne Legenden. Ich will dir erzählen, wie Bhagg, der Gott der Dürre, die Rudelkönigin Kepela hinters Licht führte.«

Ich gebe mir Mühe, sie gut zu unterhalten. Mein Flüstern paßt gut zur Legende von Bhagg, es klingt trocken und düster und überzeugend. Sie ist eher bezaubert als entsetzt.

Bevor sie geht, bedankt sie sich höflich und verspricht, mich wieder zu besuchen, als wäre ich ein Mensch.

Sie kommt mehrmals in der Woche, und ich bin dankbar, wenn ich auch nicht weiß, warum sie kommt. Sie sitzt eine Weile bei mir, drückt auf meinen Knopf und tut so, als wäre sie eine Kunststudentin. Die Wächter der Tagschicht schicken sie nicht fort, wie sie es früher vielleicht getan hätten. Einmal kommen jetzt weniger Besucher, und außerdem gibt es draußen auf den Wällen immer wieder Notfälle, zu denen die Wächter eilen, um mit neuen Falten in den Gesichtern zurückzukehren.

Die Zeit vergeht wie im Fluge, wenn sie bei mir sitzt. Ich habe viele seltsame Erinnerungen, genau wie Lucy. Ihre Geschichten sind nach menschlichen Begriffen kaum weniger bizarr als meine. Sie arbeitet in einer Bar mit Namen Slick Pit als Animierdame. Wenn ich sie recht verstanden habe, wird sie dafür bezahlt, daß sie sich auszieht. Ich halte das für einen seltsamen Beruf.

Bei ihrem dritten Besuch macht Lucy eine verblüffende Enthüllung. Sie ist eine Freiläuferin! Auf jeden Fall lebt sie *draußen*. Als sie mir das sagt, starre ich verblüfft zu ihr hinunter. Ich hatte mir die Freiläufer immer als kaum menschliche Monstren vorgestellt, gewiß nicht als Leute, mit denen man über seine Vorfahren sprechen kann. Sie greifen immer wieder das Museum und die Touristengruppen aus dem Bezirk an.

»Nein«, sagt Lucy, »ich bin unpolitisch.«

»Aber ist es nicht gefährlich, *draußen* zu leben? Ich habe schreckliche Geschichten darüber gehört, was den Menschen dort geschieht.«

»Nur den Touristen«, sagt sie, »das ist ein wichtiger Unterschied, Curly.«

Ich denke darüber nach.

»Es ist wie bei Bush. Bush ist ein Vollbürger, aber er geht oft nach draußen. Das machen viele, und sie haben ihren Spaß, wenn sie sich anpassen können wie Bush. Weißt du, Curly, dein Freund Bush ist ein verwirrter alter Mann. Man sieht es ihm nicht gleich an, aber so ist es. Doch, es ist wahr; wenn ich mich ausziehe, klatscht und brüllt er wie alle anderen alten Trottel.«

Ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Anscheinend hat Sergeant Bush eine Eintrittskarte für Lucy gefälscht, und ich habe Angst um ihn. Er kann seinen Job und seine Bürgerrechte verlieren, vielleicht sogar sein Leben, wenn man ihn erwischt. Doch er beruhigt mich und sagt, daß er sowieso in Ruhestand gehen will, falls nicht vorher das Museum zerstört wird. Er ist nicht gerade optimistisch. Soll doch der nichtsnutzige Enkel für ihn sorgen, sagt er. Es wäre an der Zeit, sagt er. Manchmal tut mir der Enkel etwas leid, der sich mit einem so störrischen Ahnen herumschlagen muß. In der Heimat war es üblich, die Ahnen aufzuessen, bevor sie dem Altersstarrsinn verfielen. Ich bin froh, daß das hier nicht üblich ist.

»Ich bin Sergeant Bush sehr dankbar, daß er uns bekannt gemacht hat, Lucy«, flüstere ich.

Die weiche menschliche Haut ist mir nicht mehr fremd; Lucy hat unter der weichen, fremdartigen Haut feste Muskeln. Das rosafarbene Muster war nur aufgemalt, eine Modeerscheinung außerhalb des Bezirks, die jetzt einem silberbraunen Spinnennetz gewichen ist. Lucys Vorliebe für Muster auf der Haut gefällt mir. Damit sieht sie weniger

menschlich aus.

»Ich auch«, sagt Lucy. Sie lächelt freundlich. »Ich mag große Männer.«

Ich weiß nicht, was ich antworten soll, denn ich bin kein Mann, und doch weiß ich, daß sie mich meint. Ich glaube, daß die Freundschaft mit Lucy, dem zweiten Menschen, mit dem ich befreundet bin, eine ganz andere Art von Freundschaft ist.

Sergeant Bush trägt nachts sein neues Hörgerät, und ich flüstere, und es geht mir gut.

Vor mir steht Doktor Harvey, der Kurator dieses Museumsflügels. Der Direktor ist bei ihm. Dr. Harvey spricht in dem unterwürfigen, schmeichelnden Tonfall, mit dem er sich immer an seine Vorgesetzten wendet. »Es ist immerhin der letzte Nacama. Viele Besucher kommen nur seinetwegen.«

Sein gleichgültiger Blick streift mich. »Hallo, Klatu«, sagt er abwesend. Ich habe nichts gegen Dr. Harvey, wenn er mich behandelt wie alle anderen; so, als wären alle nur komplizierte Puppen. Sein Desinteresse ist nicht diskriminierend.

Aber den Direktor mag ich nicht. Er hat einen verschlagenen, ungesunden Geruch.

Er ist ein schlanker, gutgekleideter Mann in mittleren Jahren. Er runzelt die Stirn und starrt eine Stelle zwanzig Zentimeter neben meinem rechten Auge an. »Ich sage ja auch nicht, daß wir das Stück beseitigen sollen. So schlecht geht es uns noch nicht. Aber es steht schon sehr lange hier, nicht wahr, John?«

»Nun, da haben Sie natürlich recht.«

Ich lausche mit wachsendem Unbehagen, doch ich kann keine unmittelbare Gefahr wittern.

Der Direktor mustert Dr. Harvey mit einem väterlichen Blick. »Ich will Ihnen was sagen«, sagt er. »Wir lagern das Stück für zwei Jahre ein. Dann werden wir eine Nacama-Retrospektive eröffnen; das wird ohnehin mal Zeit. Und Sie sollen die Leitung übernehmen, John.«

Ich denke nur: werden die Mauern des Museums noch zwei Jahre stehen?

Aber Dr. Harvey ist dankbar, und der Direktor freut sich darüber, wie geschickt er seine Macht ausgespielt hat. Sie haken sich ein und wollen gehen; Dr. Harvey langt nach dem Knopf.

Der Strom durchfährt mich, und ich lebe. Ich bin in einer winzigen Nische mit unverputzten grauen Betonwänden, die von einer einsamen gelben Birne erhellt wird. Ich krümme mich erschrocken. Mein Leben, oder jenen Teil, den ich für real hielt, verbrachte ich unter dem nördlichen Oberlicht im Museum.

Zwei mir nicht bekannte Wartungsarbeiter schieben ihren Gerätewagen durch den Flur. »Also, ich glaube, es ist alles in Ordnung, Bill. Es klang wohl schlimmer, als es war. Hat sich nur ein paar Zentimeter gesenkt. Was meinst du, Bill?«

»Das ist mir egal, Eddie. Ich will nur hier raus, bevor die Verrückten reinkommen. Ich hau ab, bevor es zu spät ist, und das solltest du auch machen.«

»Da hast du recht, Bill. Ich hab gehört, daß es in dieser Woche ein paar Mal sehr knapp war.«

»Und ob ich recht habe«, sagt der andere und drückt auf den Knopf.

Sergeant Bush weckt mich. Ich danke den Göttern – Nacamas falschem Pantheon und den wirklichen Göttern, die es geben mag. Aber ich bin immer noch in der Nische.

»Hey, Curly. Wunderst du dich nicht, mich zu sehen?« fragt er mit einem breiten gelben Grinsen.

Für mich sind seit dem Urteilsspruch des Direktors nur einige Sekunden vergangen. Ich versuche, mich trotz des künstlichen Adrenalinstoßes zusammenzunehmen. Ich richte mich mühsam auf, und mir fallen die Worte der Wartungsarbeiter ein. Aber ich kann keinen offensichtlichen Schaden feststellen.

Sergeant Bush scheint besorgt. »Hey, Curly, du siehst etwas mitgenommen aus. Alles klar?«

»Ich … ich bin schon in Ordnung, Sergeant Bush.« Ich schaudere unter den stimulierenden Impulsen. »Welches Datum haben wir, Sergeant Bush?« Die letzten Worte fallen mir schwer, denn ich muß die Sprechhemmung meines Programms überwinden, doch unter der Spannung des Augenblicks fällt es mir leichter.

Sergeant Bush klopft mir auf die Füße. »Immer mit der Ruhe, Curly, du bist erst seit zwei Wochen hier unten. He, was glaubst du, warum ich mich hier runtergeschlichen habe, obwohl ich nicht hier sein darf?«

Er verdreht die Augen und betrachtet mich amüsiert. »Lucy hat mich darum gebeten. Ich glaube, sie versteht nicht, wie es funktioniert.«

Sergeant Bush interpretiert meine Reaktion auf seine Weise. Er kichert verständnisvoll.

»Ich meine«, fährt er fort, »daß du gar nicht bemerkst, wieviel Zeit vergangen ist, wenn du wieder für die Touristen ausgestellt wirst. Aber Lucy ist ungeduldig.«

Er setzt sich auf eine Holzkiste und angelt nach seiner Flasche. »Du warst dem Mädchen ein guter Freund, Curly. Aber seit sie dich hier runtergebracht haben, hat sie schlechte Laune. Sie meint, das

wäre nicht fair gewesen, wo ihr zwei euch doch so gut verstanden habt.« Er nimmt einen großen Schluck von seinem altmodischen Gift. »Ich will dir was von Lucy erzählen. Hat sie dir schon gesagt, daß sie große Männer mag? Tja, sie hat immer nur Männer gefunden, die nicht groß genug waren. Früher oder später haben sie sich alle verdrückt, wenn du weißt, was ich meine.«

»Nein.«

Er sieht mich an. »Spielt keine Rolle«, sagt er. »Es ist nur so, daß sie glaubte, sie hätte endlich einen, bei dem sie immer wußte, wo er war … kannst du mir jetzt folgen?«

»Nein.«

Er sieht mich an. »Macht nichts. Aber Lucy ist ein gutes Mädchen, manchmal wild und etwas eigenwillig, aber treu wie Gold, Curly. Es gefällt uns allen nicht, daß sie so traurig ist.«

Er reibt sich die Stirn und schweigt. Er hat es aufgegeben. Im ausgedehnten Schweigen versuche ich, Sergeant Bushs Worte zu verstehen.

Schließlich sage ich: »Es gefällt mir hier unten nicht, auch wenn ich hinterher nichts mehr davon weiß.«

»Tja«, sagt Sergeant Bush langsam, »eigentlich wollte ich dir nur sagen, daß ich in Rente gehe, Curly. Ohne dich ist es da oben nicht mehr so wie früher, und ich bin müde.« Er nimmt einen großen Schluck aus der Flasche. »Aber ich bin nicht tot, Curly. Wie würde es dir gefallen, hier auszubrechen?«

Ich bin schockiert, aber ich bin bereit.

Diesmal hat Sergeant Bush Lucy mitgebracht. Sie streckt den Arm zu mir hoch, und ich nehme ihre Hand und halte sie vorsichtig, um sie nicht mit meinen Klauen zu verletzen. Sie trägt einen Panzer und hat eine Pistole in der Hand. Sie macht ein entschlossenes Gesicht.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, aber Sergeant Bush, der ungewöhnlich besorgt aussieht, erklärt mir den Plan. Während er spricht, spüre ich Bewegungen, und ein halbes Dutzend Männer kommen näher und treten in die beleuchtete Nische. Es fällt mir schwer, sie mit den Menschen zu vergleichen, die ich im Museum gesehen habe. Alle haben die Narben des Alters und Narben von Kämpfen. Sie tragen die Uniformen der Wartungsarbeiter des Museums, die ihnen schlecht passen; sie haben sie hastig über ihre eigene Kleidung aus schlecht vernähten Lederfetzen gestreift. Sie sind bewaffnet; unter einem wehenden Mantel sehe ich eine Splitterkanone. Aus irgendeinem Grund tragen alle billige Perücken in dem Stil, der gerade in Mode ist. Die Luft riecht nach Angst und bösen Vorahnungen.

Der Plan ist einfach. Ich soll mit dem Müll hinauskommen. Es ist

ein ungeheuer praktischer Plan, versichert Sergeant Bush mir, und ich lasse widerstrebend Lucys Hand los. Ich werde das Haus, in dem ich vierunddreißig Jahre lebte, in einem Plastiksack voller Müll verlassen. Es wird keine Schwierigkeiten geben, erklärt er mir, aber wir müssen uns beeilen. Einige der beherzteren seiner Mitverschwörer nicken ermunternd. Sie warten ungeduldig darauf, daß sie mich zusammen mit einem passenden Haufen Müll in den riesigen Plastiksack stecken können, den sie auseinanderfalten. Ich bleibe aufrecht auf dem Podest stehen, und Lucy langt nach dem Knopf.

Erfolg! Der Überfall der alten Männer auf das Museum war erfolgreich. Ich bemerkte nichts davon, doch ich wurde durch die Gänge unter dem Museum geschleppt und in einen Müllcontainer gekippt. Der Container wurde von älteren Piraten besetzt, und jetzt bin ich außerhalb des Bezirks in Lucys Wohnung untergebracht, die nur zwei Häuser vom Slick Pit entfernt ist. Hier *draußen* ist es anders. Ich dachte, *draußen* herrschte schlimmste Verzweiflung, aber dem ist nicht so. Hier tragen nur wenige Panzer, es sei denn, sie wollen den Bezirk überfallen. Diese Überfälle scheinen nicht bösartig, sondern dienen nur der Unterhaltung. Aber sie wollen das Museum niederbrennen, und das ist traurig.

Als erstes suchte Sergeant Bush einen Techniker, der den Zeitschalter meines Knopfes unterbrechen sollte. Der Techniker, ein kleiner, kantiger Mann in einem schmutzigen Overall, kam mit einer riesigen Werkzeugkiste. Er lachte, als er den Zeitschalter sah. Lucy stellte mich ab, während der Schalter entfernt wurde, aber später erklärte sie mir, daß der Techniker nicht mehr als ein paar Klemmen und ein Taschenschweißgerät gebraucht hätte, um mich zu befreien. Dann weckte er mich auf und schweißte über dem Knopf eine Verschlußplatte fest, die nur mit meinem eigenen Handabdruck geöffnet werden kann. Er wunderte sich nicht über die seltsame Situation, und er stellte keine Fragen.

Nach der Sterilität des Museums ist dies für mich eine seltsame Welt. Ich freue mich über Lucys Gesellschaft, aber abends muß sie meist arbeiten, und diese langen Abende mag ich nicht. Aber trotzdem, ich lebe.

Die Veränderung meiner Umgebung ist so gewaltig, daß ich sie erst noch begreifen muß. Tag wird zur Nacht und wieder zum Tag, und ich bin immer noch da. Allein das ist für mich schon ungeheuer wichtig.

Sergeant Bush kommt oft zu Besuch. Er ist hier draußen ein anderer Mann, aber ich bewundere ihn nach wie vor. Er sagt, das Museum hätte mein Verschwinden aus dem Lagerraum noch gar nicht bemerkt, und ich glaube, daß sie es auch nicht bemerken werden, weil

das Museum irgendwann sowieso von den Freiläufern eingenommen werden wird.

Die Leute, die außerhalb des Bezirks leben, sind ganz anders als die Menschen, die mich im Museum besuchten. Viele von ihnen sind erbärmliche Geschöpfe, aber es gibt auch mächtige und starke Männer, die außerhalb des Bezirks leben, weil sie lieber frei herumstreifen. Und zwischen diesen beiden Extremen gibt es eine größere Bandbreite von Menschen, als ich je für möglich gehalten hätte. Ich bin keineswegs der bizarrste der Menschen hier *draußen.*

Manchmal sehne ich mich nach dem Vergessen, das der Knopf gebracht hat. Das geschieht aber nur, wenn Lucy arbeitet. Ich bitte sie, noch einmal den Techniker zu rufen und den Zeitschalter wieder anzuschließen und so zu verändern, daß ich ihn selbst bedienen kann, so daß ich schlafen und wach sein kann, wie ich es will.

Ich habe eine Anstellung bekommen. Das Slick Pit brauchte einen Türsteher; der letzte hat sich einer Sekte angeschlossen. Die Arbeit entspricht meinen Fähigkeiten, denn um einzutreten, müssen sich die Gäste in dem engen Flur einer nach dem anderen an mir vorbeidrängen. In meiner Schicht kommt niemand umsonst hinein.

Für ein Wesen mit meinen Behinderungen ist die Bezahlung nicht schlecht. Um die Kunden nicht zu erschrecken, hat Lucy

Reißverschlüsse auf meine Haut geklebt und mich bunt angemalt und mir Schuhe und Handschuhe gegeben. Ich gelte als etwas mundfauler Werbegag. Die Besitzer des Slick Pit glauben, daß ich ein sehr großer Mann bin, der seine Kostümierung liebt. Sie fragen sich, warum ich nie das Podest mit den Maschinen verlasse. Auch hier hat der Mechaniker sehr geholfen, denn er hat mein Podest mit einem Schweber verbunden. Jetzt kann ich mich frei bewegen. Wieder ein Stück Freiheit. Lucy erzählt überall, daß ich künstliche Beine habe und daß das Podest eine Art ausgefallene Prothese sei. Sie kann hervorragend improvisieren. Niemand ist mißtrauisch geworden.

Die alten Männer, die mich aus dem Museum retteten, sind Lucy treu ergeben, und kein Sterbenswörtchen über das, was in dieser Nacht geschah, kam über ihre Lippen. Sie sind alle Stammgäste im Slick Pit; die meisten Gäste dort sind schmächtige ältere Männer, die ihr Haar in ungewöhnlichen Frisuren und Farben tragen. Sie tanzen miteinander, nicht aufgrund verirrter biologischer Impulse, sondern weil nur wenige schmächtige ältere Frauen in die Bar kommen. Lucy sagt, die Knochen alter Frauen seien brüchiger als die Knochen alter Männer, und deshalb sei das Tanzen zu anstrengend für die Frauen und Gefährtinnen der alten Männer.

Manchmal kommen auch andere in das Slick Pit, vor allem schwere junge Frauen, die ihre Weiblichkeit übertrieben zur Schau stellen. Die meisten dieser Frauen kommen aus Gründen, die ich nicht verstehe, aber ich kenne inzwischen den Geruch einer ähnlichen Gruppe, weniger gut gekleidet und aggressiver. Sie tanzen grob mit den alten Männern, so daß manche zum Knochenflicker müssen. Wenn eine von diesen Frauen vor Aufregung schwitzend an meiner Tür erscheint, dann versperre ich ihr den Weg.

Es gefällt mir, eine Anstellung zu haben. Mein Leben ist jetzt interessanter, und ich kann nach und nach Sergeant Bush auszahlen, der dem Mechaniker das Geld für meine Veränderungen vorgeschossen hat. Und ich bin stolz darauf, daß ich zu unserem Lebensunterhalt beitragen kann.

Meine Zeit mit Lucy ist schön, obwohl sie den Frauen meiner Rasse nur in der Größe entfernt ähnelt. Sergeant Bush hat uns ein Bett gebaut, das an der Wand aufgehängt ist, so daß wir uns, wenn das Podest unter das Bett geschoben wird, hinlegen und uns berühren können. Was wir dort tun, ist seltsam, aber für uns beide befriedigend.

Heute rief ich ein letztes Mal den Mechaniker. Ich will den Knopf nicht mehr haben; ich ließ ihn einen festen Deckel darüberschweißen.

Ich habe gelernt zu schlafen. Lucy wollte es mir ausreden, weil ich ein paar Jahrzehnte früher verfalle, wenn ich ständig aktiv bin. Aber einmal will ich sie nicht überleben, und zweitens habe ich

gelernt zu schlafen, und das ist etwas, was mein Schöpfer nie für mich vorgesehen hatte.

Mit der Zeit werde ich auch lernen zu träumen.

Originaltitel: ›Click‹
Copyright © 1986 by Ray Aldridge
(erstmals erschienen in ›Writers of the Future II‹)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jürgen Langowski
Illustriert von Klaus Porschka

Michael Blumlein
Glanz und Glamour

Ein langes, ovales Gesicht. Spiegelaugen.

»Hallo, Mr. Crane. Irgendwelche Probleme heute?«

Ich blinzle.

»Nein? Gut. Komme nur vorbei, um nach Ihnen zu sehen.« Vor mir taucht ein Gesicht auf, und ich werde von Vertrauen erfaßt.

»Das Herz ist wie ein Jaguar. Und der Rest … Ich bin überzeugt, Sie werden damit zufrieden sein.« Er drückt auf einen Knopf, und meine Brust beginnt zu pulsieren. Ich reiße die Augen auf. Er nickt.

»Sehen Sie? Jünger als der Frühling. Sie wissen, daß Sie der Älteste sind, der noch lebt?«

Laß ihn los, Sandra! Du weißt, er wollte es so. Wir werden uns ein Leben, ein Zuhause aufbauen. Gleich hier, auf seinem Grab.

»Sie sind gestartet worden.« Er zieht ein Buch aus der Tasche und blättert darin. Es klingt wie das Rascheln von Tieren im Gebüsch. »Vor mehr als achtzig Jahren, wie?«

Ich blinzle zweimal und versuche zu lächeln. Er fährt mir mit der Hand ins Gesicht.

»Bitte tun Sie das nicht, Mr. Crane. Wir haben Ihre Lippen zurückgebunden, bis die neuen Zähne eingewachsen sind. Beliebtheit hängt von der Unversehrtheit der Lippen-Zahnfleisch-Verbindung ab. Versuchen Sie sich lieber einfach zu entspannen. Haben Sie mich verstanden?«

Zweimaliges Blinzeln.

»Gut. Ich gehe dann. Übrigens, in dieser Laufzeit komme ich nicht wieder. Ich bin zum Auffrischen fällig. Der Glaube an die unschuldige Jugend und all das.« Seine tiefe und wohlklingende Stimme wirkt wie eine Droge.

Danke, Doktor, danke. Ich blinzle und blinzle, bis mir die Lider weh tun. Er lächelt auf mich herab.

»Die Natur liebt das Hervorragende. Ich hoffe, wir sehen uns wieder.« Er wendet sich ab und geht, während ich mich zurücklehne. Seine einnehmende Art hat mich in eine behagliche Stimmung versetzt.

Nach einer Weile kommt ein anderer herein, der vor sich hin brummt. Er nähert sich, und ein dunkles Mondgesicht dringt auf mich ein. Ich mache mich flach. Er schüttelt den Kopf.

»Zu dumm, Mann.«

Er verschwindet. Ich sehe einen Arm nach oben gehen und mit einer Flasche hantieren. Ein weißer Ärmel, ein Schweißfleck in der Achselhöhle. Lorettas Hose. Am Strand, wo ich sie geliebt habe. Das bewegte Meer, jener andere Duft. Nun habe ich Plastik, Gummischlangen in der Nase. Einen ganzen Dschungel. Ich schlafe.

Später kommt Randy herein. Wenn er nervös ist, schluckt er Luft und gluckst tief im Rachen. Schon bevor er spricht, habe ich ihn erkannt.

»Hi, Swan.« Er strahlt, als würde er plötzlich Goldmünzen sehen. »Ich habe den Vertrag mitgebracht.«

Ich sehe helle Lichter. Randys Regenbogengesicht schwebt über mir. Er wedelt mit etwas Weißem.

»In zwei Wochen sind sie bereit. Eine tolle Frau haben sie diesmal für dich. Charlene heißt sie.«

Charlene? Eschen. Ein haarloses Knie. Soll ich dich heiraten, Schönheitskönigin? Wer ist Charlene?

»Ihr Weg zu unbedeutenderem Ruhm ist vorgezeichnet. Sportlich, häuslich, der Sprachbereich auf Güte, Sorge und Unterstützung begrenzt. Man will sie mit dir zusammen zeigen. Du sollst ihr zum Start verhelfen.«

Charlene, ich liebe dich. Heirate mich! Wir werden jemanden anstellen, der den Müll wegschafft. Ich werde dir Vater, eine Verabredung zum Milkshake, der sommersprossige Junge von nebenan sein. Immer bist es nur du gewesen, Rhonda. Deine Beine sind mein Traum. Ein Walzer durch Champagner. Für dich haben sie mein Haar rosa gefärbt.

Randys Pfannkuchengesicht verdunkelt das Licht. »Du bist wirklich etwas Besonderes, Swan. Meine Großmutter ist wegen dir ohnmächtig geworden, und meine Mutter auch. Jetzt fängt Sara damit an, und sie ist eben erst zwölf geworden. Du bist einfach das Vorbild.«

Augen wie Blitzlichter, seine Stimme ist honigsüß. Zum Frühstück gibt's meine Silhouette. Schau, mein Nasenrücken, man hat ihn für dich gerichtet. Ich habe einen Revolver, Celise. Ich bin ein Cowboy, reite scharf und gebe meine Gefährten, meine Sporen für die Liebe auf.

»Ich sage ihnen, daß du bereit sein wirst.« Eine Lederlasche plumpst auf meine Hand. »Hier, ich helfe dir beim Unterschreiben.«

Kratz, kratz. Ein Stück Haut löst sich. Randy gluckst und tritt zurück. Das Licht prallt mir ins Gesicht.

»Nun muß ich aber gehen, Meister. Paß auf dich auf! Ich seh' dich bald wieder.« Er geht, und ich mache es mir mit den Schlangen und der Kontrollautomatik bequem.

Eine Weile später kehrt das dunkle Mondgesicht zurück. Der Mann hebt etwas in die Luft und wickelt es um meinen Arm. Poch,

poch, poch. Etwas wie schwarzes Moos schmiegt sich an das Kinn des Mondgesichts. Es bewegt die Augen von Seite zu Seite. Ich blinzle und ziehe die Lippen hoch.

»Ganz recht, Mann, lach nur drüber! Du kennst nur Glanz, und du trittst ab im Glanz.« Sein Gesicht wird größer. »Die Frauen wollen dich gar nicht, Robotermann. Sie wollen keinen herausgeputzten Mann, keinen vertrockneten Stockfisch. Nicht einmal, wenn du modisch bist und ein schnelles Auto fährst, und Diamanten in den Zähnen und Glanz in den Augen hast. Niemand hat dich je gewollt, außer vielleicht die anderen Roboter, die dich lieben sollen, die Giftzähne küssen, deine Fliege für die Illustrierten, dein Hintern. Sie küssen dein Lächeln, berühmter Mann, und wie fühlt sich das an? Haben sie dir Rubine in deinen Schmuck gesteckt? Ich habe gehört, sie haben dich in Diamanten gepackt, haben sie dich gefesselt? Womit? Jetzt bist du gefesselt, Filmstar, schwer gefesselt, und niemand kommt, dir die Hand zu küssen.«

Eine horizontale Spalte öffnet sich im Mond, und ich sehe Reihen milchweißer Pfeiler. In jeden ist ein Diamant geschnitten. Die Schwerkraft zerrt an meiner Brust.

»Tut mir leid für dich, Mann. Wie lang? Wie lang noch?«

Er sinkt zur Seite, und ich atme auf. Alte Knochen, ein Bettler fürs ganze Leben. Weiße Fahnen flattern, oder sind es Flügel?

»Für Sie, Sir. Es ist The Studio.« Er stellt das Gerät auf den Tisch neben meinem Bett.

»Danke, Ackerman. Ein wenig mehr Marmelade, bitte. Und lesen Sie die Krümel auf.«

Ich fahre über den Schalter, und die Bildröhre geht knisternd an. Ein dickes Gesicht füllt die Mattscheibe.

»Swan. Schön, dich zu sehen. Du siehst gut aus.«

»Mir geht es auch gut, Billy.« Ich tupfe den Mundwinkel mit der Serviette ab, bevor ich sie aufs Tablett fallen lasse. »Randy meint, es kann mit dem Drehen losgehen.«

»Diesmal haben wir eine Siegerin, Swan. Charlene heißt sie. Vielleicht kennst du sie …«

Ich zeige ihm eine ausdruckslose Miene.

»Nein? Wie ich gehört habe, hat man sie am selben Ort gemacht.«

»Gewöhnlich verlasse ich das Zimmer nicht, Billy.«

Seine unehrlichen Augen verraten, daß er mehr erfahren will. Er will immer mehr wissen. Das Schweigen wird länger.

»Gut. Nun, das haben sie gesagt. Ich habe sowieso nur angerufen, um nach dem Rechten zu sehen. Du siehst gut aus. Zeig mal das Profil!«

Ich drehe ihm das linke zu, wobei ich das Kinn ein wenig hebe.

Die Nasenflügel beben. Das Meer, Stella, es zieht mich an. Ich schmecke das Salz, den Fisch in meinen Adern. Die Schafe sind nicht gut, der Schmutz verklebt mir den Geist. Ich brauche Wasser, Stella, und dich.

»Es gefällt mir, Swan. Das Kinn ist perfekt, und was sie mit der Stirn gemacht haben, finde ich gut. Kühn, und doch nachdenklich. So hatten wir es uns vorgestellt.«

»Wann fangen wir an, Billy?«

»Morgen. Charlene haben sie schon gefilmt. Wir bringen eine Großaufnahme von dir und ihr beim Tennisspielen heraus, das macht ein bißchen Furore. In ein oder zwei Tagen müßte es über die Sender gehen.«

Ich lächle. »Ich bin schon dabei, mich in sie zu verlieben.«

»Gut. Du kannst genausogut glücklich sein.«

»Ich bin immer glücklich, Billy.« Wenn ich in deiner Nähe bin. Ich kann nichts dafür, Doris. Du entflammst mich. Ich esse dir aus der Hand. Süß, süß.

»Du überraschst mich, Swan.« Er schüttelt den Kopf. »Sie haben die Matrize zerbrochen, nachdem sie dich geschaffen hatten. Wirklich.«

Das rührt mich. »Ich bin doch nur ein normaler Bursche, Billy. Ein anständiger Kerl eben.«

»Ganz recht. Nun, ich muß mich verabschieden. Paß auf dich auf, und ich sehe dich dann morgen.«

Das Bild fällt in sich zusammen.

Ich stehe auf und schlendere durchs Zimmer. Dabei fühle ich meinen Körper. Wieder jung, die Lungen durchblutet, die Haut straff, mit dem Herz eines Jugendlichen. Und die Gedanken sind geordnet, mit genau der richtigen Menge an Erinnerungen. Im Spiegel sehe ich, daß Billy recht hat: Das Gesicht ist etwas Neues, Begeisterndes. Ich spanne die Gesäßmuskeln an und nehme eine Pose ein. Hübsch. Dann denke ich an Charlene.

Sie macht gern Sport, meint Randy. Ich kenne Sport nicht, aber ich werde ihn kennenlernen. Der Körper verlangt danach, ebenso wie der Geist. Ich mag Charlene. Anscheinend habe ich sie schon sehr gern.

Ich bewege den Arm, als würde ich einen Tennisschläger schwingen. Dabei lächle ich in den Spiegel, und die Scheinwerfer tauchen mich in Licht. Ich zeige ihnen meine Zähne, meine Lippen, verströme meinen männlichen Duft. Der leichte Wind der Ventilatoren bewegt mein Haar. Terry, komm mit mir nach Hause! Ich füttere die Schweine und bringe den Schinken heim. Ich gebe das Rampenlicht auf, wenn du das Licht deiner Liebe scheinen läßt. All dies bedeutet einfach nichts ohne dich, verstehst du das denn nicht.

»Entschuldigen Sie, Sir. Wünschen Sie noch etwas?«

Ackerman und seine verschlossenen Augen. Er hält ein silbernes Tablett voller Brotkrümel.

»Lassen Sie mir mein Bad ein.«

»Selbstverständlich. Kirsch?«

»Ja.«

Er geht ins Bad. Als er zurückkehrt, liegt die zusammengeknüllte Tüte der Badeperlen auf dem Tablett bei den Krümeln.

»Das Badewasser läuft, Sir. Der Schaum steigt.«

Etwas an seiner Art macht mich schaudern.

»Danke. Sie können gehen.«

Nach ein paar Minuten gehe ich ins Bad und drehe die Wasserhähne ab. Die Luft ist süß, ich komme. Reife Früchte, ja, ich nehme eine Lunge voll. Ich summe vor mich hin, dann gleite ich ins Kirschenmeer mit Esther und ihren hundert lachenden Seejungfern.

Am nächsten Tag auf dem Filmgelände sehe ich Charlene zum erstenmal. Sie hat lebhaft rotes Haar und eine angenehme Haut. Ich stelle mir ein Feuer vor, das einen Hügel hinaufrast. Als wir uns begegnen, lächelt sie. Häuslicher Herd. Da weiß ich sofort, was ich auch tue, sie wird mich verstehen.

»Möchtest du Spazierengehen?« fragt sie, indem sie sich bei mir einhängt.

»Laß uns lieber einen Dauerlauf machen«, antworte ich und weiß, daß es richtig ist.

Sie lacht, und wir rennen los. Die Sonne läßt ihr Haar ein wenig zu messingfarben wirken und meines ein wenig zu hell, aber das macht nichts, das ist die Liebe, und später werden wir richtig aussehen.

Wir reden, während wir durch das Gelände sausen, während Leute auf uns deuten und uns anstarren. Randy hat seine Sache gut gemacht, und ich lächle und zeige mein kühnes neues Gesicht, die weißen Zähne. Charlene beobachtet mich stolz.

»Ich renne sehr gern«, versichere ich ihr.

»Das verstehe ich«, sagt sie. »Ich auch.«

»Und Tennis spielen?«

»Ja, Swan.« Sie lächelt. »Das ebenfalls.«

Im Laufen küsse ich sie auf die Wange. »Ich liebe dich, Charlene. Mir kommt es so vor, als hätte ich mein ganzes Leben nur auf jemanden wie dich gewartet.«

»Du machst mich glücklich, Swan. Wie ein Kopfsprung aus großer Höhe oder ein ruhiger Abend zu Hause.«

Ich lächle jungenhaft und biege in die Hauptstraße ein. Sie ist breit und von großen Palmen gesäumt. Im Gleichschritt schlängeln wir

uns hindurch. Es ist mir egal, wenn uns niemand findet. Wir werden von Fisch leben, Susan, und Kokosmilch. Ich baue uns eine Sandburg. Dann ziehen wir die Zugbrücke hoch und leben für immer dort.

»Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich, Swan.«

»Du hast braunes Haar gehabt.«

»Rot, Swan, es ist rot.« Sie lacht.

»Kokosnüsse.«

»Hmm, fein. Laß uns einen Wettlauf zum Meer machen!«

Sie spurtet los, und ich folge, wobei ich auf Autos und Soldaten und Taschenkrebse achte.

Während der folgenden Woche arbeiten wir an dem Film, und die Leben gehen ineinander über, wie ich gewußt hatte, daß es geschieht. Für mich sind Öffentlichkeit und Privatsphäre zwei Worte für ein und dasselbe. Damit habe ich vermutlich Glück. Ein Lächeln genügt für beides, eine Frisur, sogar die Schuhe dürfen die gleichen sein. Die Arbeit ist nie anstrengend, weil ich nur mein Leben zu leben brauche, und Lebendigsein ist einfach.

In der zweiten Produktionswoche heiraten wir, und Randy sorgt für eine wirklich perfekte Trauung. Er läßt uns nach Forest Hills ausfliegen, wo die Zeremonie im Centre Court stattfindet. Anschließend führen Charlene und ich eine Gruppe von Fans in einem Dauerlauf zum Strand an. Es ist Sommer, und wir braten Fische, wie man es früher gemacht hat. Charlene sieht großartig aus in Rosa. Ich trage Blau und zeige Muskeln, und die Kameramänner sind nicht faul. Zum Finale fahren wir auf Wasserskiern zu unserer Yacht. Wir lachen und winken, und die Kameras filmen.

An Deck des Boots ist Ackerman, der sein schmales Gesicht zum Meer gerichtet hat.

»Willkommen an Bord, Sir.«

»Danke, Ackerman. Sie kennen Charlene.«

Er verbeugt sich leicht. »Willkommen an Bord.«

»Danke. Ich freue mich, Teil der Mannschaft zu sein.«

Mit einem überaus schwachen Lächeln wendet er sich an mich. »Champagner, Sir?«

»Ja. Zwei Gläser.«

»Die rosafarbenen?«

»Rosa für dich, Rhonda. Passend zu deinen Augen. Es gibt keinen Schritt, den ich für dich nicht machen würde. Ich bin nur ein tanzender Narr.«

»Man spielt einen Walzer.«

»Sir?«

»Ein Walzer. Eins, zwei, drei – eins, zwei, drei …« Ich nehme

meine Partnerin in den Arm, und wir drehen uns auf der Tanzfläche im Kreis. Die Musik ist deutlich, doch meine Partnerin ist steif. Immer wieder stolpere ich und trete ihr auf die Zehen.

»Darling«, entschuldige ich mich, »ich bin ein wenig müde. Laß uns einen Moment aufhören. Möchtest du vielleicht etwas Champagner?«

Ich entdecke Kummerfalten auf ihrem Gesicht, die verschwinden, als sie mich küßt. »Rosa, Darling?«

Eine Erinnerung durchzuckt mich.

»Ja, Rosa.«

»Ackerman, zwei Gläser. Gekühlt, bitte.«

Als er den Blick auf sie richtet, erahne ich eine Veränderung. Er nickt forsch. »Selbstverständlich.«

Charlene wendet sich mir zu, wobei das Rosa ihrer Ausstattung das Orange der Sonne einfängt. Glänzende Fische tauchen in ihren schimmernden Körper und wieder heraus.

»Esther«, murmle ich, entflammt. »Ich liebe dich.«

Es gibt keine Flitterwochen, weil wir den Film herausbringen wollen. Das ist vielleicht der Fehler. Je mehr wir arbeiten, desto mehr kommen mich meine Frauen besuchen. Mir bleibt weniger und weniger Zeit mit Charlene. Immer wenn wir mitten im Tennisspielen sind, oder beim Wasserskifahren, oder beim Schwimmen, kommt Celise vorbei, sanft wie eine Leine um den Hals eines Hündchens, oder Stella, die gute Erde in die Linien ihres Gesichts geschnitten. Und was bleibt mir? Ich bin ein ehrlicher Mensch, und ein guter Ehemann. Ich betrüge nicht, ich spiele nicht herum. Weshalb sollte ich auch? Für mich ist Liebe eine reine und einfache Sache. Wie ich mich im Film gebe, so bin ich auch im Leben. Es ist mein Leben.

Charlene versteht das. Sie versteht mich und mißgönnt mir ein paar Augenblicke in der Prärie, auf dem alten zweimastigen Schoner, im Tanzlokal mit der Band nicht. Sie lächelt und wartet, bis ich zurückkomme. Dann knallt sie etwas auf den Tisch oder läßt einen hübschen Wortschwall auf mich niederprasseln. Sie ist Gold wert, genauso kostbar wie die anderen.

Randy meint, ich soll ausspannen, aber Billy ist verrückt. Er behauptet, ich würde nicht aufpassen, The Studio verliert Geld.

»Charlene!« hat er mich angeschrien. »Charlene, Charlene, Charlene! Nicht Terry, Swan. Oder Doris oder Stella oder irgendeine andere. Sie sind nicht hier, keine von ihnen. Das hier ist Charlene. Charlene!«

Das weiß ich. Wie könnte ich es nicht wissen? Natürlich ist das Charlene, bronzefarbene Haut und Lächeln. Meine Liebe, ein Spiel mit vierzig Partien. Meine Frau.

Aber was soll ich denn tun, Billy, wenn Esther mich lachend ins Wasser lockt, wenn Rhonda ihre seidenweichen Hüften wiegt. Ich bin ein Gentleman, und jene sind ebenfalls meine Frauen. Wenn ich das Lasso werfen muß, werde ich es tun, oder Fisch essen, wenn er gepökelt ist. Ich kann blind oder ein Farmer sein. Ich baue Schlösser und baue Kokosnüsse an und lebe dort, Süßes und Händeklatschen am Abend. Wenn das dazugehört, werde ich es tun. Ich tue auch mehr, ja, ganz bestimmt. Ich singe und reite und schwimme, Diamanten in den Zähnen, gleitende Schwäne, und Glanz. Ich kann tanzen, und mein Lächeln ist Gold. Meine Arme sind Flügel, und ich kann fliegen.

Originaltitel: ›The Glitter and The Glamour‹
Copyright © 1991 by Michael Blumlein (Ersterscheinung)
mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Agentur Luserke, Friolzheim
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Teresa Junek-Enzian

Judith Moffett
Mausketiere

Die Party war nicht sehr laut; das Piepsen des Telefons war deutlich zu hören. Bill Nash nahm ab und gab den Hörer sofort an die älteste Anwesende weiter, die ihren Teller und ihre Gabel niederlegte, ihr Gelächter über Seth Gibsons Scherz niederkämpfte und sich zum Bildschirm wandte. Sie sagte: »Hi, Gordon.«

»Ich brauch dich jetzt hier unten, Patsy.«

Die alte Frau zuckte zusammen; niemand außer ihrem Chef hatte sie seit der High School Patsy genannt, aber sie konnte es ihm anscheinend nicht abgewöhnen. »Kann das nicht noch eine Stunde warten? Wir feiern hier oben gerade eine Party.«

»Nein, es kann nicht warten«, sagte er knapp. »Tut mir leid.«

So leid schien es ihm gar nicht zu tun. Der Bildschirm war etwas zu klein, um seinen Gesichtsausdruck deutlich zu zeigen, aber Patsy glaubte, daß er erregt schien, und allmählich wurde sie neugierig. »Was ist denn los?«

»Komm runter, dann sage ich es dir. Jetzt gleich.« Er unterbrach die Verbindung, und Pat legte bekümmert auf. Sie machte sich sonst nicht viel aus Parties, aber als Ehrengast an dieser Party teilzunehmen, das hatte ihr Spaß gemacht, und der Kuchen war hervorragend.

Die Party fand aus zwei Gründen statt: einmal, um Pat Livingstons achtundsechzigsten Geburtstag zu feiern, und zum zweiten, weil das Flußwaldbiotop vollendet war, zu dessen Errichtung sie auf den Mars gekommen war. Hatte Gordon in der letzten halben Stunde etwa eine Ungenauigkeit im Ablauf oder einen Fehler in den Berichten gefunden? Die NASA stellte sich bei Berichten immer zimperlich an; das konnte es sein. Kein Grund zur Panik.

Pat sollte bald wieder heimkehren; Leute ihres Alters hatten es auf dem Mars schwer, und sie arbeitete schon zehn Monate an der Biosphäre VII. Sie zählte kaum die Tage – die Arbeit im Dschungelbiotop hatte sie gefesselt wie nichts, was sie bisher getan hatte, einschließlich der zwei Jahre, die sie in der Biosphäre IV in der Wüste von Arizona verbracht hatte. Auf der Erde erwartete sie nur die Langeweile des Rentnerdaseins, aber im Augenblick erschien ihr der Gedanke, auf Gordon Andersons Kommando nicht sofort zu springen, sehr verlockend. Sie legte den Hörer auf, verspeiste mit drei Bissen ihren Kuchen und sagte zu den anderen Gästen: »Hebt mir doch noch ein Stück auf, wenn ihr das schafft.«

Die anderen stöhnten. Ihr Assistent Jake Billington lächelte sie an – die jungen Leute beim Projekt waren Pat gegenüber immer respektvoll und nett, während sie mit dem Chef sehr bissig umgingen. Er sagte: »Wenn ich du wäre, würde ich mir noch ein Stück schnappen, bevor ich ginge. Johnny hat ein Auge auf den Kuchen geworfen. Soll der alte Kettenhund doch noch eine Weile kochen, das wird ihn nicht umbringen.«

»Ja«, stimmte Seth zu. »Wenn er dich so dringend sprechen will, dann kann er ja auch raufkommen.«

Kuchen waren in der Sphäre wirklich Mangelware, und Pat nahm Jackies Rat an. Aber als das Telefon ein paar Minuten später noch einmal piepste, stellte sie mit resignierter Miene ihren Teller auf den Tisch. »Sag der Ratte, daß ich unterwegs bin.«

Der Spaziergang durch den Dschungel mit seinen Bäumen, Ranken, Blumen, Papageien und Kolibris dauerte acht Minuten. Sie ging über ein buschbestandenes Stück Savanne am kleinen ›Ozean‹ und durch das Gitternetz der eingefriedeten Gartenbeete und der bestellten Felder zum Büro. Strukturell war die Biosphäre VII fast identisch mit jener, in der sie auf der Erde gelebt hatte, nur etwas größer und erheblich besser konstruiert (und so mußte es auch sein). Die Wohnstätten in der Wüste Arizonas waren wunderschön gewesen; in den Einöden des Mars aber raubten sie einem den Atem und ließen Tränen in die Augen quellen. Das marsianische Tageslicht, das durch automatisch nachgeregelte Deckplatten genau bemessen eingelassen wurde, glitzerte auf der Wasserfläche, die rhythmisch unter den Impulsen einer Wellenmaschine zitterte. Es war alles so neu, so aufregend und mitreißend, daß Pats Mißmut sich auflöste, noch bevor sie hundert Schritte gegangen war. Sie betrat lächelnd das Büro und strich Krümel von ihrem Pullover. Sie brachte Gordon ein Stück Kuchen mit, ein leicht verbranntes Opfer, das in eine Papierserviette gewickelt war.

Sie fand ihren Chef über einen Datenschirm gebeugt. Er lehnte das Geschenk ab. »Verdammt, Patsy, wenn ich *sofort* sage, dann meine ich auch sofort.«

Pat zog die Augenbrauen hoch. Gordon war bei seinen Mitarbeitern nicht beliebt, aber er war ein fähiger Leiter mit einem kühlen Kopf. Sie hatte ihn noch nie so aufgeregt gesehen, und sie erkannte, daß die Situation etwas Takt erforderte. Der Mann war fünfzehn Jahre jünger als sie und außerdem viel weniger berühmt. Selbst für einen gelasseneren und selbstsichereren Menschen als Gordon Anderson wäre es schwierig gewesen, Captain zu sein und Pat Livingston als Unteroffizier zu führen. »Nun, jetzt bin ich da«, sagte sie freundlich. »Was liegt an?«

»Das hier, mein Gott.« Er tippte mit dem Finger auf den

Bildschirm. »Sieh dir das an und sag mir, was du davon hältst.«

Pat sah zum Bildschirm. Sie stand auf der anderen Seite des Büros und konnte nicht viel erkennen. Sie trat hinter den Schreibtisch, um sich die Sache aus der Nähe zu besehen. Gordon machte ihr Platz. Schließlich saß sie davor, und ihre Nase berührte fast den Schirm.

Das Bild war verschwommen und unscharf, ein Gemengsel aus Schwarz, Weiß und Grau. Einige Gestalten vor einem leeren Hintergrund. Selbst bei der schlechten Auflösung des Bildes konnte man erkennen, daß es keine menschlichen Gestalten waren. Sie sahen aus wie etwas anderes: Tiere vielleicht – eine Zirkusnummer mit Terriern, die dunkle Hosen oder Röcke und weiße Hemden trugen. Terrier oder Bären; es war nicht möglich, ihre Größe zu schätzen. Auf jeden Fall wirkten sie fremdartig und unbeholfen. Die Gestalten trugen kleine schwarze Hüte mit schwarzen Lappen, die Pat an irgend etwas erinnerten. Aber die schlangenähnlichen, geringelten Dinger an den Seiten ihrer Gesichter – falls es Gesichter waren – sahen überhaupt nicht irdisch aus.

»Das war eine Direktübertragung«, knurrte er zur Erklärung. »Ich habe sie vor einer Stunde aufgezeichnet.«

»Direktübertragung? Woher denn?«

»Aus dem Weltraum, soweit ich es sagen kann. Es war ein Tonfilm.«

Richtig, aus den Lautsprechern drangen leise Geräusche. Gordon tippte auf einige Tasten, und plötzlich richteten sich Pats Nackenhaare auf, als die Wesen auf dem Bildschirm einen spitzen, heulenden Gesang anstimmten.

»Allmächtiger.«

»Yeah«, sagte Gordon.

»Und die Sendung war an uns gerichtet?«

»Wer weiß? Das ist die Frequenz, über die wir mit Houston sprechen.«

»Meine Güte, was kann das sein? Russen, Chinesen, Japaner, Schweden?«

»Patsy, diese Dinger haben *Tentakel!«* rief ihr Chef, der nun endgültig die Geduld verlor. »Sie könnten direkt nebenan sein, und wir sitzen in der Klemme, falls sie sich entschließen, etwas gegen uns zu unternehmen, weil wir absolut nichts gegen *sie* unternehmen können!«

Pat richtete sich erstaunt auf. »Nimm dich zusammen, Kumpel! Was glaubst du denn, wer die sind? Wütende Marsianer, die ›Ami go home‹ brüllen?«

Gordon knirschte mit den Zähnen. Es klang schrecklich. Er sah sie wild und haßerfüllt an – selbst in dieser Extremsituation hatte er etwas gegen das Wort ›Kumpel‹. »Die haben Tentakel, *Patsy*. Sieh doch

hin.« Er verdrehte die Augen. Er war kalkweiß. »Und wo du schon dabei bist, benutze auch deine Ohren. Ich hab dieses Band in der letzten Stunde immer wieder abgespielt und mir diese gespenstischen Geräusche angehört. Würdest du das als *menschlichen* Gesang bezeichnen?«

Pat stemmte die Fäuste in die breiten Hüften und sah ihrem Chef in die Augen. »Und warum, wenn sie keine Menschen sind, singen sie die Mausketier-Hymne?«

Gordon fielen fast die Augen heraus. »Du willst mir doch nicht etwa erzählen, daß du dieses Geheule *erkennst!«*

»Genau das.« Natürlich war die Tonqualität sehr schlecht – ebenso schlecht wie die Bildqualität, ständig Knacken und Rauschen –, und es brauchte schon jemanden wie Pat, um die Ähnlichkeit zu erkennen. Jemanden, der aufgrund seiner privaten Vorlieben jedes Quiz über den Mickymaus-Club gewonnen hätte. Jemand, der die Nachnamen und das Alter aller Mausketiere, selbst der unbekanntesten, auswendig aufsagen konnte: Billie Beanblossom, 11, Jay-Jay Solari, 12, Bronson Scott, 8. Wahrscheinlich lebte höchstens noch ein halbes Dutzend Menschen, die dies konnten. Man konnte Gordon kaum vorwerfen, daß er das Lied nicht selbst erkannt hatte.

Aber für Pat gab es keinen Zweifel. Jedenfalls nicht, was das Lied anging – doch während sie ihre Ansicht bekräftigte, begann sie zu zweifeln. Ohne die Augen vom Bildschirm zu wenden, tastete sie auf dem Schreibtisch nach dem abgelehnten Stück Kuchen, brach ein paar Krumen ab und aß sie. Es war ein Schokoladencremekuchen mit Schokoladenguß, fast wie daheim und sehr beruhigend. Ganz im Gegensatz zu den Dingen auf dem Bildschirm. »Das muß ein Schwindel sein«, murmelte sie kauend, aber sie war nicht sicher. »Russen in Bärenanzügen. Ein Aprilscherz.«

»Wenn das ein Scherz ist«, sagte Gordon knapp, »dann ist es der teuerste Scherz der Geschichte.« Er stapfte im Raum hin und her, während Pat sich die Finger sauberleckte. Schließlich sagte er: »Was, um alles in der Welt, ist eine Mausketier-Hymne, wenn du mir die Frage verzeihst?«

»Das ist die Hymne oder das Thema des Mickymaus-Clubs, einer Fernsehserie, die ich damals in der Neolithischen Ära als Kind gesehen habe.« Die Hemden und Hosen der Mausketiere mußten hellblau sein. Pat wußte es, weil sie das *Mickymaus-Clubheft* abonniert hatte. In der Zeitschrift hatte es viele Farbbilder gegeben; im Fernsehen waren die Figuren natürlich immer grau gewesen, denn der Mickymaus-Club war zwischen 1955 und 1958 gefilmt worden, vor der Einführung des Farbfernsehens.

Wenn man Russe oder Chinese war, konnte man sich die alten *MMC*-Zeitschriften besorgen und nachschlagen, um die Mausketier-

Uniformen blau zu färben. Wenn man dagegen im Aldebaran oder so lebte und sich an den greifbaren Informationen orientieren mußte, dann käme man natürlich nicht auf die Idee … »Kommt die Sendung in Farbe?«

»Ja. Das da sind die Farben, soweit man davon sprechen kann.«

Sie verwandelten die Hymne in etwas Beängstigendes, aber das hielt Pat nicht davon ab, sich zu erinnern, wie sie hätte klingen müssen. Das Band war zu Ende. Gordon fluchte, spulte zurück und spielte es noch einmal von vorn ab. Wieder fand sich die Gruppe zusammen, wie es damals die Mausketiere getan hatten, und begannen *a capella* zu singen. Eigentlich mußte es eine Orchesterbegleitung geben, aber sie bemühten sich, die Zuschauer zu bewegen, in das Lied einzustimmen und sich der Gruppe anzuschließen. Getreu dem Text des Liedes buchstabierten sie den Namen Mickymaus.

Pat sagte nachdenklich: »Wie könnten das keine Menschen sein? Andererseits ist die Frage, *was* für Menschen das sind.«

Gordon gab ein würgendes Geräusch von sich. »Die klingen wie eine Gruppe Kazoos. Die sehen aus wie eine Truppe dünner, dressierter Bären mit Tentakel-Schnurrbärten. Ich weiß nicht, was sie sind.« Er tastete nach einem Knopf auf der Konsole hinter sich. »Wachdienst sofort zu mir.«

Der Befehl klang viel sinnvoller, als er war. Der ›Wachdienst‹ auf dem Mars hatte die Aufgabe, Lecks in der Biosphäre zu verhindern. Selbst die paranoide NASA hatte einen echten Wachdienst für überflüssig gehalten. Später konnte sich das ändern, aber Schußwaffen waren ohnehin nicht brauchbar, weil man nicht riskieren konnte, die Sphäre zu durchlöchern. Im Augenblick konnte Gordon höchstens ein paar seiner wachfreien Hydraulik-Ingenieure mit Preßlufthämmern bewaffnen, die möglicherweise nützlich waren, falls die Mausketiere eine Invasion begannen, die aber bei einem Angriff aus dem Raum völlig unbrauchbar waren. Gegen einen Raumangriff konnten die Mitarbeiter weder sich selbst noch die Biosphäre schützen – damit hatte Gordon recht.

Pat dachte daran, daß ein Erstkontakt, der mit der Mausketier-Hymne begann, ohne weiteres mit einem Atomkrieg enden konnte, denn letzterer war kaum weniger verrückt als die Art der Kontaktaufnahme.

Die Gruppe der nachgemachten Mausketiere heulte weiter. Ein Geschöpf in der ersten Reihe sang ein Solo und versicherte die Zuhörer einer Freundschaft, die Zeit und Raum überdauern werde. Dann wurde wieder vom ganzen Chor mit gespenstischem Ernst der Name der Mickymaus buchstabiert.

Pat sagte plötzlich: »Fällt dir nicht auf, daß ein Kinderlied über Familie und Freundschaft eine eigenartige Kriegserklärung wäre? Laß

uns die Sache mal ruhig angehen und hören, ob sie den Text verändert haben.«

Gordon runzelte die Stirn, aber er war vernünftig genug, sie nicht zu stören. »Ich kenne die Worte nicht«, klagte einer der Wachleute. Pat informierte ihn, und sie lauschten gespannt, während die Aufnahme ein weiteres Mal abgespielt wurde.

»Da«, sagte sie. »Fahr ein Stück zurück. Jetzt noch mal.« Und in der Tat, die Worte klangen etwas anders. Die beiden kleinsten Mausketiere (Cubby und Karen) hatten mit ihren süßen Kinderstimmen die vorletzte Zeile der Hymne immer unisono gesungen. Die Worte besagten, daß es Zeit sei, ihren Gefährten Lebewohl zu sagen. Diesen Teil des Liedes hatten die Eindringlinge verändert. »Kannst du es langsamer abspielen?« Er tat es, und jetzt hörten es auch die anderen.

Sie spielten die Zeile ein Dutzendmal ab. »Eindeutig ›Hallo‹. Eindeutig eine Begrüßung. Viel eher ein Willkommen als eine Kriegserklärung, meinst du nicht auch?«

»Woher sollen wir wissen, was ein Alien mit ›Hallo‹ meint?« maulte Gordon. Pat und die Wachleute hatten sich bereits beruhigt und sich an die Vorstellung gewöhnt, daß da draußen tatsächlich Aliens waren, die mit ihnen Verbindung aufnehmen wollten. Gordon leider nicht.

»Wie wollen wir wissen, was sie damit ausdrücken wollen, daß sie als Mausketiere auftreten?«

Pat gab ihm eine giftige Antwort. »Irgend etwas meinen sie bestimmt, Gordon. Es geht mich ja nichts an, aber solltest du nicht Houston verständigen? Vielleicht sogar die Vereinten Nationen. Allerdings würden die nur eine Sondersitzung einberufen und diskutieren, und ich glaube nicht …«

»Mein Gott, das würde *Tage* dauern! Was soll ich in der Zwischenzeit tun? Es muß die NASA sein, ob uns das gefällt oder nicht.«

Es gefiel keinem von ihnen. Gordon sah so grau aus wie die Flecken auf dem Bildschirm, die exakt in diesem Augenblick völlig verschwammen und sich in Rauschen auflösten. Eine neue Sendung kam herein.

»Da haben wir's wieder«, sagte einer der Wachleute mit einer gewissen nervösen Erleichterung, und als Gordon keine Anstalten machte, drückte er auf den Schalter, um das Band abzuschalten. Sofort wurde das Bild klar, oder die Auflösung wurde etwas besser. Es erschien die Nahaufnahme eines einzelnen, kostümierten, bärenähnlichen und eindeutig und unzweifelhaft außerirdischen Wesens. Der Kopf mit den Mickymausohren und das Mausketier-Hemd boten einen, um es milde auszudrücken, beunruhigenden Anblick. Es

konnte keinen Zweifel mehr geben: Es war ein Erstkontakt, ob man dazu bereit war oder nicht, ob es surreal schien oder nicht. Die Aliens waren da.

Tentakel wurden ausgerollt, Worte erklangen. »Hallo, Mausketiere. Wir wußten nicht, daß ihre eure Planetenoberfläche verlassen habt. Das ist Spitze!« Die Stimme, unmoduliert und quiekend, schien diese Worte anscheinend unter großen Schwierigkeiten zu bilden; doch nach den schlecht artikulierten Worten der Hymne war das makellose Englisch der fünfziger Jahre einfach verblüffend. Das Wesen näherte sich der Kamera und wurde größer. Sie sahen, daß sein Hemd einen Namen trug: JIMMIE in großen schwarzen Buchstaben mit schwarzen Schnörkeln.

»Mein Gott«, stöhnte Gordon. Niemand sagte etwas.

»Wir sind vierzehn, und wir werden in drei Planetentagen in eurer Nähe landen. Es könnte gefährlich sein, wenn wir uns persönlich treffen – möglicherweise infizieren wir uns gegenseitig –, aber wir brennen darauf, mit euch zu sprechen. Wir können euch jetzt nicht empfangen, während wir im Transit sind, aber wir können sofort nach der Landung die Verbindung aufnehmen. Wir haben viele Fragen.«

Die Tentakel schienen die Geräusche und die Worte zu erzeugen; zumindest blieben sie nur dann still, wenn das Wesen nicht sprach. Nun, da die Rede beendet war, zog sich das Geschöpf zurück und gab den Blick auf die Gruppe hinter ihm frei. Cubby und Karen begannen ihr Lebewohl zu singen – und diesmal lautete das Wort wirklich ›Lebewohl‹. Jimmie, unmoduliert wie immer, versprach, daß man sich bald sehen werde. Dann wurde der Schirm dunkel.

Nach einer Konferenz mit Houston berief Gordon ein Treffen aller Mitarbeiter der Biosphäre ein. Das war nicht zu umgehen, aber weil die Mausketiere ihm schreckliche Angst machten, begann das Treffen unter ungünstigen Vorzeichen. Gordon war ausgebildeter Hydraulikingenieur und teils wegen seiner Fähigkeiten und zum größeren Teil aus Versehen Stationsleiter geworden. Er war kein Militärkopf und besaß keine große Phantasie, es sei denn, es ging in seinem erlernten Beruf darum, den Lauf von Wasser zu verändern. Wahrscheinlich wäre er mit einem Erstkontakt, der etwas konventioneller verlaufen wäre, gut zurechtgekommen, aber die Disney-Version warf ihn aus dem Gleichgewicht.

Die teilweise Lähmung ihres Chefs machte es den anderen zunächst schwer, zu verstehen, was überhaupt passiert war, und es gab viel Verwirrung und Angst. Daheim auf der Erde hätten einige von ihnen diese Entwicklung begrüßt; hier draußen aber waren sie zu wenige. Sie fühlten sich verletzlich.

»Glücklicherweise haben wir eine Expertin für den Mickymaus-

Club an Bord. Ich habe sie gebeten, sich zu überlegen, was die Außerirdischen uns mit ihrem Auftritt als Mausketiere wohl sagen wollen«, schloß Gordon und grinste gehässig.

Die Mitarbeiter hatten sich in der Kantine versammelt, dem einzigen Raum, der groß genug war, um sie alle aufzunehmen. Sie hätten auch über Sichtschirme oder sogar telefonisch konferieren können, aber sie wollten beisammen sein. Mit einem Gefühl, als wäre sie auf einer Stadtratssitzung, stand Pat auf und wandte sich an ihre Mitbürger: »Ich sage euch jetzt, was ich weiß, aber ihr müßt mir helfen, die Bedeutung zu ergründen, weil ich in dieser Hinsicht keine Vorstellung habe.

Der Mickymaus-Club war eine sehr kluge Idee von Walt Disney, auf die er in seiner schöpferischsten Phase kam; oder besser, in seiner zweiten schöpferischen Phase. Disney hat seine besten Filme immer anhand ähnlicher Leitlinien entwickelt. Man nehme ein Kind mit bösen oder abwesenden oder ganz ohne Eltern – einen emotionalen Waisen. Man gebe ihm mindestens ein Ersatzelternteil, in jeder Hinsicht besser als die wirklichen Eltern. Dann wird das Verhältnis zwischen Kind und Ersatzeltern durch verschiedene Hindernisse und Mißverständnisse getrübt. Eine Weile geht es allen schlecht, aber schließlich finden die Ersatzeltern und ihr Waisenkind zusammen.

In manchen Filmen wird an Stelle der Ersatzeltern oder zusätzlich ein Tier eingeführt – ein Hund, ein Pferd, ein Lamm oder so; aber das Strickmuster von emotionaler Entbehrung am Anfang und emotionaler Erfüllung am Ende, mit Kampf und Leiden dazwischen, ist immer dasselbe. Ein wichtiger Teil von Disneys Genialität war sein Wissen um den fundamentalen Mythos eines Kindes, das die Eltern seiner Träume bekommt; Eltern, die es *um seiner selbst willen* verstehen, akzeptieren und lieben, genauso, wie es ist.«

Bill Nash sagte: »Wurden die klassischen Disney-Trickfilme nicht genauso entworfen? Aschenputtel war ein emotional vernachlässigtes Kind, Schneewittchen auch. Beide hatten böse Stiefmütter. Immer dasselbe Strickmuster.«

Pat überlegte. »Ja und nein. Aschenputtel und Schneewittchen waren eigentlich keine Kinder mehr. Die mythische Kraft, die sie rettete, kam nicht in Gestalt guter Eltern, sondern als schöner Prinz.

Wie auch immer, der Mickymaus-Club war eine verkürzte Fernsehversion dieses Mythos. Eine Gruppe völlig glücklicher, normaler Kinder, die singen und tanzen konnten, wurden rekrutiert und bekamen eine Art Pfadfinderoffizier, der sie anführte, ihnen half und sie viele Dinge lehrte. Das war Jimmie Dodd.«

»Jimmie!« rief Gordon, der fast aus dem Stuhl gefallen wäre.

›Jimmie‹ bekräftigte Pat mit einem Nicken. »Ohne ihn wäre die Show nur die Hälfte wert gewesen. Er lieferte den … den spirituellen

Unterbau … von mir aus auch die Grundlage oder den Realitätsbezug der Show. Er war der fleischgewordene Mythos. Die Show war nämlich teilweise ziemlich billig. Die Kinder mußten zum Beispiel die ganze Zeit so breit wie möglich *lächeln* und jubeln und herumhüpfen wie Flöhe – und ihre Mütter waren eifersüchtig und besitzergreifend wie Katzen. Genauso, wie man sich Mütter auf der Bühne vorstellt. Einige Mausketiere wurden nach dem ersten Jahr ausgewechselt, weil sie nicht genug Post von den Zuschauern bekamen. Ich habe selbst ein paarmal einem von ihnen geschrieben, das Studio anzuschreiben und zu sagen: ›Wir lieben Mausketier Soundso‹, weil die Menge der Fanpost bestimmte, wer abgeschossen wurde und wer nicht. Es war also in vielerlei Hinsicht das übliche Showgeschäft; Jimmie Dodd allerdings war real.«

Gordon sagte: »Laß uns zur Sache kommen. Welche Schlüsse sollen wir deiner Meinung nach aus der Tatsache ziehen, daß die … äh … Besucher mit einem Sprecher namens Jimmie auftreten, der von einer Truppe nachgemachter Hollywood-Gören unterstützt wird?«

»Gordon, ich wünschte, ich wüßte es«, sagte Pat. »Ich finde diese Tatsache so interessant wie ihr alle, aber wie ich schon sagte, weiß ich genauso wenig wie ihr, was ich damit anfangen soll. Wir müssen unsere Ideen zusammenwerfen und sehen, was herauskommt.« Sie setzte sich wieder.

Seth Gibson, der Spezialist für Wüstenpflanzen aus Las Cruces, brach das knisternde Schweigen. »Wenn wir Imitation als die aufrichtigste Form von Schmeichelei betrachten …«

Jackie Billington warf ein: »Dann ist der Mickymaus-Club aus irgendeinem Grund die Lieblingssendung der Aliens. Aber aus *welchem* Grund?«

»Ich erinnere mich an den Mickymaus-Club«, sagte Clare Hodge, die Meeresbiologin. »Aber ich erinnere mich nicht an Jimmie Dodd oder andere Erwachsene. Nur an Rock 'n' Roll-Musik und herumspringende Kinder.«

»Das war die Neuauflage in den siebziger Jahren«, erklärte Pat. »Disney war da schon tot, und anscheinend hatte niemand im Studio, zumindest niemand, der was zu sagen hatte, eine Ahnung von dieser Geschichte mit Waisen und Eltern, die ich gerade erwähnte. Sie haben die Neuauflage ohne Jimmie gestartet; nur Kinder, die ständig in Bewegung waren und ein Haufen Zauber im Hintergrund. Es lief nur ein Jahr.«

»Woher *weißt* du das alles, Pat?« fragte Clare, und im gleichen Augenblick sagte Jackie: »Hätten sie nicht den alten Jimmie holen können?«

Pat entschied sich, Jackies Frage zu beantworten. »Er war inzwischen tot. Gestorben an einer Tropenkrankheit, die er sich in

Hawaii bei Filmarbeiten zuzog.«

Jackie kam auf ihre erste Bemerkung zurück. »Aber warum ist von allem, was es gibt, ausgerechnet der Mickymaus-Club die Lieblingssendung der Aliens, falls das stimmt?«

»Mir ist gerade eingefallen, und das bestätigt, was uns immer erzählt wurde«, warf Bill Nash ein, »daß Wesen auf anderen Planeten seit fünfzig Jahren die Wiederholungen von ›I Love Lucy‹ sehen, falls sie Fernseher haben, was für diese Leute offensichtlich zutrifft.«

»Na gut, na schön, sie haben also Fernseher. Aber warum die Mausketiere? Warum treten sie nicht als Lucy und Ricky und Ethel und Fred auf?« Kurz vor dem Aufbruch der Crew zum Mars hatte es ein ›Lucy‹-Fieber gegeben, und alle wußten, welche Personen gemeint waren.

»Oder als Lone Ranger und Tonto oder … wie hießen noch die anderen Serien in den fünfziger Jahren?«

Alle blickten zu Pat, der einzigen, die die fünfziger Jahre aus eigener Erfahrung kannte. »Meine Güte, ich weiß es nicht mehr. Das ist so schrecklich lange her. Nun – ›Superman‹, ›Howdy Doody‹. Meint ihr Kinderserien?«

»Alle. Alles, was beliebt war.«

Pat verlor die Übersicht. »Es gab einen Haufen Western. ›The Lone Ranger‹, glaube ich, und ›Gunsmoke‹, ›Wyatt Earp‹ und, ach ja, etwas über einen Planwagenzug. Aber das meiste war schnell wieder vergessen – ich zumindest habe es vergessen.«

»Aber den Mickymaus-Club hast du nicht vergessen.« Jackie klammerte sich an ihr Argument wie ein Terrier. »Das könnte von Bedeutung sein. Laßt uns darüber nachdenken!«

Pat dachte abends im Bett darüber nach. Wie alle anderen war ihr klar, daß ein Auftritt der Aliens als Marshall Dillon, Chester, Doc und Kitty oder als Verbrecherjäger das eine bedeuten konnte, während der Auftritt als Mausketiere eine andere Bedeutung haben mochte. Sie hatten alles mitbekommen, was die Fernsehsender abstrahlten, und die hyperaktiven Kinder und ihren Anführer *absichtlich* ausgewählt. Warum? Welche Bedeutung konnte das Verhältnis zwischen Mausketieren und Jimmie für Wesen haben, die keine Menschen waren?

Pat war ziemlich klar, was *ihr* dieses Verhältnis bedeutete. Als Jimmie und die Mausketiere sie jeden Abend einluden, sich der Gruppe anzuschließen, hatte sie sich nichts auf der Welt lieber gewünscht – so sehr, daß sie die Gruppe in einem verzweifelten Akt der Besitzergreifung *verinnerlicht* hatte. Sie hatte heimlich einen blauen Faltenrock genäht, ein Paar blaue Socken gekauft und ein Paar alte Kunstlederschuhe in Stepschuhe mit schwarzen Bändern und

Metallkappen an Hacken und Spitzen verwandelt. Sie hatte ihr aufgespartes Taschengeld für einen Mausketier-Rollkragenpullover ausgegeben; die größte Größe, die es gab, aber immer noch viel zu eng. Das Ding war heute irgendwo auf der Erde in einem Karton verstaut, mit den Jahren vergilbt, aber immer noch mit der Aufschrift PATSY in großen Buchstaben. Als großes, tolpatschiges Mädchen war sie sogar mühsam herumgehüpft und hatte sich im Steptanz versucht. Wenn irgendein Mensch verstand, welchen Zauber der Besitz dieser Sachen und der Auftritt in ihnen ausüben konnte, dann war es Pat (alias PATSY) Livingston.

Aber das war ihre Privatsache; niemand sonst wußte davon. Wenn es jemand in der Schule herausgefunden hätte, dann wäre es ihr so peinlich gewesen wie einem dreizehnjährigen Jungen, den man mit Make-up und Unterwäsche seiner Mutter erwischt hätte.

Wenn Aliens auf diese Kombination von Sehnsucht und Verzweiflung genauso reagierten wie Menschen, dann mußten sie den Menschen ähnlicher sein als jede andere evolutionäre Entwicklungslinie auf der Erde.

Im Grunde wirkte die Existenz dieser Reaktion sogar noch bedrohlicher, als ihr Fehlen gewirkt hätte. Marshall Dillons sechsschüssige Kanone konnte man wenigstens *sehen.*

Pat hatte mehrere Jahrzehnte nicht mehr über ihre Mausketier-Verrücktheit und die zu ihr gehörenden Gefühle nachgedacht. Sie wühlte nervös im Bett herum, bis es leise an der Tür klopfte. Sie rollte sich aus dem Bett, streifte ihr Nachthemd über und blinzelte ins Licht auf dem Flur hinaus. »Hallo, Gordon. Du kannst wohl auch nicht schlafen, was?«

»Darf ich reinkommen?«

Pat trat zurück, und er schlurfte an ihr vorbei. Mit ihm zusammen wurde es in ihrer winzigen, provisorischen Behausung eng. Sie schaltete das Licht ein und betrachtete seinen zerknitterten Schlafanzug, seinen Morgenmantel und seine großen, verstörten Augen. Er erwiderte ihren Blick einen Moment lang, doch dann wich er ihr aus. Kein Interesse an Höflichkeit. »Meine Güte, du siehst schrecklich aus!«

»Kein Wunder.« Er rieb unschlüssig sein Gesicht; sie hörte Stoppeln kratzen. »Patsy, kannst du mir einen großen Gefallen tun? Ich möchte zu dir ins Bett kriechen.«

Pat sperrte den Mund auf. Die Bitte kam so unerwartet, daß sie ein paar Sekunden brauchte, bis sie verstand, was er gesagt hatte. Der Gedanke, mit ihrem Chef das Bett zu teilen, stieß sie zwar nicht direkt ab, aber besonders appetitlich fand sie ihn auch nicht. Auf der anderen Seite bekamen Frauen ihres Alters so selten derartige Anträge, daß es nur klug schien, lieber zweimal nachzudenken, ehe sie

ablehnte. Während sie noch überlegte, nahm Gordon ihr völlig den Wind aus den Segeln, indem er mürrisch erklärte: »Das hat nichts mit *dir* zu tun, ich muß mich einfach nur an jemand festhalten, weil ich sonst auseinanderfliege, und die anderen wagte ich nicht zu fragen. Ich hätte auch dich nicht gefragt, wenn ich nicht so verzweifelt wäre.« Er starrte Pat in ohnmächtiger Wut an. »Ich kann kein Schlafmittel nehmen, weil ich früh aufstehen und völlig klar sein muß. Verdammt, Patsy …«

»Jaja, schon gut, natürlich. Und jetzt halt den Mund! Steig rein! Ich verstehe.« Und sie verstand wirklich, mehr oder weniger, oder glaubte es wenigstens. Komisch, sie fühlte sich gleichzeitig erleichtert und abgewimmelt.

Gordon schob die Decken zurück und kroch ins Bett. Er stöhnte wie eine fohlende Stute. Pat schaltete das Licht aus und legte sich neben ihn. Sie hatten ihre Nachtkleider nicht abgelegt, aber Pat hielt ihn trotz des störenden Stoffs so fest wie möglich. Er roch nach Angstschweiß, scharf und abgestanden. Später drehte sie sich mit dem Rücken zu Gordon, und er legte seinen schweren Arm um ihre Hüfte und zog sie an sich. Er drückte sein Gesicht in ihr krauses graues Haar. Er zitterte heftig. »Mein Gott«, seufzte er. »Ich hatte noch nie im Leben solche Angst.«

Das Beiboot setzte mit drei Landestützen auf und wirbelte den rötlichen Staub hoch – es war ein Landeboot, kein Sternenschiff. Das Mutterschiff umkreiste seit dem vergangenen Abend den Planeten auf einer Parkbahn. Die Mitarbeiter hatten in der Blase von Campsite One Kameras und Bildschirme aufgebaut. Das alte Camp war seit der Fertigstellung der Biosphäre verlassen, und die Mausketiere hatten mit ihren Instrumenten, die offenbar besser waren als alles, was die Menschen besaßen, festgestellt, daß in der Blase keine für sie schädlichen Erreger waren. Alien-Jimmie erklärte, er könne nicht feststellen, ob ihre Mikroorganismen für Menschen unschädlich waren; er versprach jedoch, daß sie vor ihrer Abreise gründlich putzen würden und versicherte Gordon, daß die Luft in der Blase für ihn und seine Gefährten atembar sei.

Hinter versiegelter Luftschleuse sahen alle Mitarbeiter der Biosphäre zu, wie vierzehn Aliens ihre klobigen Druckanzüge ablegten und sich zu ihrem inzwischen vertrauten Gruppenbild aufbauten, in ihren weißen Hemden und grauen Kostümen mit ihren Namen und den Schnörkeln auf den Hemden. Das Bild auf dem großen Schirm in der Kantine war ausgezeichnet, und nun konnten die Menschen endlich eine Vorstellung von ihrer Größe gewinnen. Pat sah einen Alien-Cubby, eine Karen, eine Sharon, einen Lonnie … sie suchte nach Bobby, ihrem Lieblingsmausketier und eine Zeitlang sogar ihr

Brieffreund, der später als Tänzer in ›The Lawrence Welk Show‹ aufgetreten war und noch später eine japanische Schnellimbißkette mit dem Namen ›Wunnerful, Wunnerful Suchi‹ aufgebaut hatte. Natürlich, da stand er an seinem Platz in der Mitte der hinteren Reihe. Bobby war damals schon älter gewesen als Pat heute, und er war groß. Der Ersatz-Bobby schien etwa einen Meter vierzig groß zu sein, wenn man sich an den Streben in der Wand hinter ihm orientierte. Die Ersatz-Karen war geradezu winzig.

Am seltsamsten war die Tatsache, daß die Besucher aus der Nähe überhaupt nicht mehr wie Bären wirkten. Sie waren Mäusen fast lächerlich ähnlich: riesige, magere Nagetiere mit einem flauschigen grauen ›Pelz‹. Aus der Ferne erinnerten die aufgerollten Tentakel eher an Schnurrbärte, und ihre Spitzen sahen aus wie Düsen. Glücklicherweise hatten sie nicht die Proportionen von Ratten – keine spitzen Nasen und Zähne, keine glänzenden Knopfaugen, keine langen nackten Schwänze –, aber insgesamt wirkten sie eindeutig wie Nagetiere. So könnte die Erde (dachte Pat unpassenderweise) in ein paar Millionen Jahren aussehen, wenn die Ratten und Schaben unser Erbe antreten, nachdem wir die Bomben abgeworfen haben.

Gordon wartete mit glasigen Augen, während die Aliens sich aufbauten. Sie hatten schließlich doch geschlafen, aneinandergeklammert wie zwei verlorene Kinder im Wald.

Alien-Jimmie sprach, und seine Stimme war jetzt viel deutlicher. »Noch einmal Hallo, ihr Mausketiere. Danke, daß ihr mit uns reden wollt. Wir würden gern mit dem unter euch sprechen, der am meisten über den Mickymaus-Club weiß, wenn's recht ist.«

Ohne sich anmerken zu lassen, wie ungewöhnlich es war, daß Aliens etwas über den Mickymaus-Club wußten, sagte Gordon: »Aber gern«, und plötzlich stand Pat vor der Kamera.

Der Alien begrüßte sie mit zuckenden Tentakeln. »Mausketier, deine Meldung!« sagte er und wartete.

Pat fing sich. Sie richtete sich auf, zählte bis drei und rief: »Patsy!«

Sofort wurde sie verlegen, aber Alien-Jimmie schien erfreut. »Hallo, Patsy!« (Einen gespenstischen Augenblick lang dachte sie, ihm unwillkürlich das männliche Geschlecht gebend: *Er ist wirklich wie Jimmie – wie kann das sein?)* »Schön, dich kennenzulernen«, sagte der Alien. »Meine Freunde und ich sind von weit her gekommen, um einige Dinge herauszufinden, die wir unbedingt wissen müssen, und ich bin sicher, daß du uns helfen kannst.«

Die quiekende, unmodulierte Stimme und die sich windenden Tentakel, durch die sie zu entstehen schien, dazu die vollkommene Beherrschung der Umgangssprache jener Zeit, ließen Pat schwindeln. Sie mußte sich an der Konsole festhalten. »Ich will euch alles sagen,

das ich weiß. Und ich hoffe, daß auch ihr einige unserer Fragen beantworten könnt.«

»Das werden wir natürlich versuchen. Nun, zuerst möchten wir sehr gern mit Jimmie selbst sprechen. Wie ließe sich das am besten arrangieren?«

Gordon wäre es lieber gewesen, Pat hätte mitgespielt, aber sie hatte nicht die Kraft, einen solchen Pilger anzulügen. »Es tut mir leid, aber das ist nicht möglich. Jimmie Dodd ist tot.«

»Tot?« Als wäre die Stärke herausgespült worden, fielen Jimmies Tentakel schlaff herunter.

»Ja, schon sehr lange, und inzwischen ist sicher auch seine Witwe gestorben. Ein paar der alten Mausketiere könnten noch leben, aber sie sind inzwischen älter als ich – Und das ist für uns wirklich sehr alt. Sollen wir es für euch herausfinden?«

Jimmie hatte sich zu seinen aufgebauten Gefolgsleuten umgedreht. Ihre schlaffen Tentakel und die asymmetrischen Stellungen schienen Entsetzen oder Verwirrung zu verraten. Sie klickten und miauten untereinander. Nun wandte er sich wieder an die Kamera. »Dann würden wir gern ein paar Kinder treffen, die ihn kannten. Aber es muß für die Kinder heute einen anderen Anführer geben. Wir könnten doch mit *ihm* sprechen, oder? Das wäre auch in Ordnung.« Er strich sich mit einem Vorderglied traurig über das Hemd.

Pat knirschte mit den Zähnen. »Versucht bitte zu verstehen. Es *gibt* keinen Mickymaus-Club mehr. Die Show wird seit fünfzig Jahren nicht mehr gesendet. Es gibt keine Mausketiere mehr.« Gordon winkte ihr, den Mund zu halten, aber sie wehrte ihn ab. »Wenn ihr wollt, bringen wir euch gern mit Leuten zusammen, die Jimmie Dodd kannten. Aber – warum wollt ihr überhaupt mit ihm sprechen? Könnt ihr uns das sagen?«

Der Alien sagte mühsam: »Jimmie besitzt – besaß – die einzigartige Gabe, junge Menschen zu begeistern. Unser Volk braucht dringend seine Weisheit, und wir hoffen, von seinem Beispiel zu lernen. Wir wollten, daß er unser Lehrer wird.«

An diesem Punkt hörte Gordon auf, Pat Signale zu geben und schob sie einfach weg. »Wir werden die Erde anfunken und darum bitten, daß alle Mausketiere aufgetrieben werden, die noch leben, wenn euch das recht ist. Wir sollten uns in ein paar Tagen wieder sprechen, wenn wir neue Informationen haben.«

»Okay«, sagte Alien-Jimmie, und es schien Pat, als habe seine unmodulierte Stimme irgendwie sehr bekümmert geklungen. Man traf einige Absprachen, während die Mitarbeiter der Biosphäre VII nervös herumfuchtelten und darauf warteten, daß die Begegnung beendet wurde, damit die Nachbesprechung beginnen konnte. Einer der Aliens,

wahrscheinlich Alien-Jimmie (was man aber nicht mehr sehen konnte, da sein Raumanzug den Namen auf der Brust bedeckte) sagte zum Abschluß: »Und nun, Mausketiere, noch eine Sache, die ihr nie vergessen dürft.« Er begann zu singen wie ein rostiges Scharnier. Die anderen stimmten in die Hymne ein, die sie den Menschen schon mehrmals dargeboten hatten.

Zu ihrer eigenen Überraschung folgte Pat der Aufforderung und sang mit. Sie sang sogar begeistert, denn es war, wie es schien, immer noch ebenso ihr eigenes Lied wie das der Aliens.

»Tja«, sagte Gordon, »das sieht ganz danach aus, als hätte Jackie recht gehabt.« Die Mitarbeiter hatten sich (nach einer kurzen Unterbrechung, um dringende Wartungsaufgaben durchzuführen) wieder in der Kantine versammelt. Sie taten so, als fände ein Brainstorming statt, aber in Wirklichkeit tauschten sie nur ihre Eindrücke aus, die sich kaum voneinander unterschieden. Pat war zu beschäftigt gewesen, um es sofort zu bemerken. Jetzt sah sie überrascht und etwas verwirrt, daß alle Mitarbeiter der Biosphäre die Mausketiere *mochten.*

Sie mochten sie sehr. Inzwischen war auch die Antwort von der NASA eingegangen: Seid vorsichtig! Verratet ihnen nichts! Gebt nicht zu erkennen, daß ihr unbewaffnet seid! Wir sind unterwegs!!

Pat und ihre Kollegen waren sehr erleichtert gewesen, als die NASA nach dem Aufbau der Außenhülle ihre Armeeingenieure wieder zur Erde beordert hatte. Obwohl es eher eine leere Drohung war – das Schiff konnte frühestens in einigen Wochen eintreffen –, nahmen sie diese Nachricht mit Entsetzen auf. Pat hatte geglaubt, daß *vor* der Begegnung mit den Mausketieren zumindest einige Mitarbeiter dankbar waren, daß die NASA sie verteidigen wollte, so symbolisch diese Geste auch war; doch alle Mitarbeiter schienen instinktiv den Aliens mehr Vertrauen zu schenken als ihren Arbeitgebern.

Einige Kollegen trauten ihren eigenen Gefühlen nicht. Sie fürchteten, diese beunruhigenden Erinnerungen an *Schneewittchen* und *Aschenputtel,* an *Bambi* und *Dumbo* könnten ihre Vernunft und ihre Kampf- und Fluchtreaktionen unterminieren. Aber die Skepsis schien ihren Gefühlen keinen Abbruch zu tun.

Die Aliens waren keineswegs *niedlich,* wie es Disney-Rehkitze und Kaninchen waren. Sie waren plump und sogar häßlich; aber irgendwie erweckten sie trotz dieses Mangels Vertrauen.

Es war erstaunlich, daß *alle* so empfanden. Pat bezweifelte, daß es auch nur ein anderes wichtiges Thema gab, von der Biosphäre einmal abgesehen, bei dem alle die gleichen Gefühle hatten und die gleichen Dinge glaubten.

»Einige der alten Mausketiere wurden ausfindig gemacht«,

berichtete Gordon. »Annette Funicello – sogar ich erinnere mich an sie – und ein paar andere. Patsy kennt wahrscheinlich ihre Namen. Man wird Video-Interviews zwischen ihnen und den Besuchern ermöglichen, aber, mein Gott, die sind alle über sechzig, und sie sehen überhaupt nicht mehr aus wie die Kinder in der Show.«

»Ich habe den Eindruck«, bemerkte Pat, »daß die Besucher gar nicht an den Kindern selbst interessiert sind – sie wollen nur Zeugen für das Jimmie Dodd-Phänomen haben. Gordon, du könntest noch etwas tun. Ich hatte einmal ein Buch, ein billiges Taschenbuch, von einem zwölfjährigen Jungen geschrieben, der sich aus der Ferne in Annette verliebte. Später wurde er sehr zynisch und enthüllte all die unangenehmen Dinge, die hinter den Kulissen des Mickymaus-Clubs vorgingen, als die Filme gedreht wurden. Er interviewte viele ehemalige Mausketiere und Disney-Angestellte. Das war in den siebziger Jahren, glaube ich, und Disney und Jimmie waren tot, aber nicht einmal er konnte jemand finden, der ein böses Wort gegen Jimmie Dodd sagte, ganz egal, was über Disney oder die anderen zu sagen war, oder darüber, daß sie Annette förderten, obwohl Darlene viel mehr Talent hatte. Die Besucher haben vielleicht Interesse daran. Ich kann mich nicht an den Titel oder den Verfasser erinnern, aber in der Kongreßbibliothek müßte das Buch unter dem Stichwort Disney oder Mickymaus zu finden sein. Ist das einen Versuch wert?«

»Ich kümmere mich sofort darum.« Seit dem Gespräch am Morgen mit den Aliens im Camp war Gordons Entsetzen verschwunden. Er hatte Pat vor der Versammlung gesagt, daß er sicher sei, die Besucher meinten es ehrlich und hätten nicht die Absicht, das Personal der Biosphäre oder die Erde anzugreifen. Ihn schien es genausowenig wie die anderen zu kümmern, ob die Aliens *fähig* waren, ihnen Schaden zuzufügen.

Das war eine Einstellung, die der NASA nicht gefallen würde. In diesem Augenblick erkannte sie, daß die Mitarbeiter auf eine geheimnisvolle Weise emotional für die Besucher und *gegen* die NASA eingestellt waren. Wie war das möglich? – Pat hatte keine Ahnung; und doch hielt sie das Vertrauen der Mitarbeiter in die guten Absichten der Aliens für ebenso unvermeidlich und selbstverständlich, wie für sie als Dreizehnjährige das Vertrauen zu Jimmie Dodd gewesen war.

»Wann ist das nächste Treffen mit den Besuchern?« fragte jemand. Es klang begierig und aufgeregt.

»Übermorgen. Wir rüsten das Camp mit einem Videophon aus, damit die Besucher mit den ehemaligen Mausketieren reden können, und dann besetzen wir rund um die Uhr die Funkgeräte und warten auf Instruktionen von der Erde. In der Zwischenzeit sollten wir ein paar andere Dinge erledigen. Zum Beispiel müssen wir uns um andere

Aufgaben hier kümmern; wir sind mit unserem Plan im Rückstand. Zweitens …« – er deutete zum großen Bildschirm am Ende des Speisesaals – »solltet ihr euch ein paar Mickymaus-Filme ansehen, wenn ihr Zeit habt. Wir zeichnen sie im Augenblick gerade auf.«

»Werden wir noch vor dem nächsten Treffen wieder mit den Besuchern reden?«

»Nicht, solange sie nicht *uns* anrufen. Wir könnten mit Breitband senden und hoffen, daß sie uns empfangen, aber wir wissen nicht, wo sie sind. Höchstwahrscheinlich irgendwo auf dem Mars. Gibt es einen bestimmten Grund dafür?«

»Eigentlich nicht«, sagte die Sprecherin. Es war Andrea Peaobody, eine Hydro-Agrarierin. »Aber falls sie die Gespräche mit Houston mitgehört haben, sollten wir vielleicht …«

»Hm.« Gordon schien unglücklich. Daran hatte noch niemand gedacht. Wir sind miese Strategen, dachte Pat. Vielleicht haben wir beschlossen, den Aliens zu vertrauen, weil wir so schlecht dazu geeignet sind, ihnen zu *mißtrauen.* Wir können einfach nicht wie Soldaten oder Polizisten denken. Gordon selbst war da sicher keine Ausnahme. Er sagte achselzuckend: »Eigentlich dürfte es ihnen nicht seltsam vorkommen, daß wir unsere Vorgesetzten über ihre Anwesenheit und ihre Bitten unterrichten.« Er fühlte sich angegriffen. Das war typisch für Gordon. Er fühlte sich immer angegriffen, wenn er nicht mehr wußte, wohin.

»Ich dachte nicht an das, was *wir* gesagt haben«, antwortete Andrea. »Ich dachte an das, was die NASA gesagt hat.«

»Hör mal Gordon«, sagte Jackie, »egal, was wir senden, Houston wird es hören.« Aus den Gesichtern der Zuhörer schloß Pat, daß sie jetzt begriffen, was ihr schon vorher klargeworden war: Ihr Wunsch, die Aliens zu beschützen, konnte den Leuten auf der Erde, die immerhin ihre Gehälter zahlten, wie Verrat vorkommen.

Der Standpunkt der NASA war nicht unvernünftig. Der Westen hatte gerade eine riesige Summe aufgewendet, um die Biosphäre aufzubauen. Wenn die Mausketiere die Mitarbeiter erledigten, hatten sie eine gemütliche, kostenlose Unterkunft und gleichzeitig eine Basis, um die Erde zu bedrohen.

Andererseits – warum sollten sie *nicht* aufrichtig sein?

Das Dschungel-Biotop war endlich fertig, und Pat konnte sich die in der Zwischenzeit aufgezeichneten Filme vom Mickymaus-Club ansehen. Sie setzte sich gemütlich zurecht und bereitete sich darauf vor, die Bilder aus ihrer lange vergangenen Jugend wiederzuerleben. Als der Vorspann lief – eine Marschversion der Mausketier-Hymne, wundervoll instrumentiert und reizend gesungen – öffnete sich ihr Mund zu einem breiten Grinsen, und Tränen quollen in ihre Augen.

Sie hatte die Melodie seit dreißig Jahren nicht mehr gehört, nicht mehr seit einem Rückblick im Fernsehen in den achtziger Jahren.

In der ersten Viertelstunde trat eine Puppe namens Sooty auf, die von einem Engländer bewegt wurde. Die Vorstellung, die Pat schon mit dreizehn langweilig und blöd gefunden hatte, konnte ihr auch jetzt bei aller Liebe keine Begeisterungsstürme entlocken, doch sie mußte zugeben, daß die Puppe bei sehr kleinen Kindern vielleicht gut ankam. Der Film wurde mehrmals von Werbung unterbrochen (die NASA-Techniker hatten ihn ungeschnitten gesendet): Peter Pan-Erdnußbutter, Mattel-Spielzeug, Davy Crocket-Waschbärenmützen, Ipana-Zahnpasta (mit Bucky Beaver). Die Werbung war besser gemacht als Sooty. Aber Pat war auf die Mausketiere gespannt.

Schließlich teilte sich der Vorhang, und eine Gruppe lebhafter Kinder erschien auf dem Bildschirm. Pats Herz tat einen Sprung; sie rutschte im Sessel zurück, die Arme verschränkt, die Beine weit ausgestreckt. Wie wundervoll war das gewesen, welch himmlisches Geschenk für ein unglückliches Kind, dieses Kostüm zu machen und anzuziehen und zu versuchen, die Tanzschritte zu meistern – und wie schmerzhaft! –, bis sie endlich fähig war, die Bewegungen mitzumachen, die jetzt von den Mausketieren vorgeführt wurden, während sie die Bühne betraten.

Ach, und jetzt! Der Roll Call, die kurze Parade der glücklichsten Kinder der Welt und ihrer zwei erwachsenen Wächter: Cubby! Karen! Tommy! Sharon! Mike! Doreen! Mark! Darlene! Lonnie! Nancy! Bobby! Annette! Roy!

Jimmie!

Pat erlebte den Film in nostalgischer Verzückung. Es war ein Montag: der Musiktag. Jimmie zeigte den Mausketieren, wie man auf einer kleinen Bariton-Ukulele spielte. Pat erinnerte sich genau an diese Nummer; sie hatte die Melodie später im College oft gesummt, als sie versuchte, Gitarre zu spielen.

Darauf folgte eine Episode von ›Spin and Marty‹ über ein paar Jungs im Sommercamp. Es war eine klassische Disney-Geschichte von einem reichen, aber einsamen und unsozialen Jungen, einem Elternersatz (dem Leiter seiner Baracke) und einer großen ›Familie‹, die aus den anderen Jungen im Camp bestand. Es war ein Spiegelbild von den Mausketieren und Jimmie, das damals besonders beliebt gewesen war. Dann kam (nicht sehr lustig) ›Mauscartoon‹. Und schließlich, kurz vor der Mausketier-Hymne, erschien Jimmie selbst vor der Kamera, um eine seiner kleinen Predigten zu halten, die ›Doddismen‹ genannt wurden. Pat hatte sie besonders geliebt und ein Jahr lang alle aufgeschrieben, sehr zum Unwillen ihrer Eltern, die fürchteten, Jimmie sei ein Gegengift gegen manche Unterlassungssünden der Familie.

Andere Mitarbeiter hatten sich zu Pat gesellt, doch sie bemerkte sie kaum. Sie saß gebannt vor den Bildern dieses Menschen, der Wärme und Aufrichtigkeit verströmte wie ein Kamin, der lächerlich hätte sein sollen – ein Mann in mittleren Jahren mit Mickymaus-Ohren – und der es dennoch nicht war. Sie wußte es. Sie war ihm zweimal begegnet. Persönlich war er genauso warm gewesen, genauso schlicht.

Erst als Pat am Ende der Hymne aus ihrer Trance erwachte, bemerkte sie die Reaktionen ihrer Kollegen, die den Mickymaus-Club zum erstenmal gesehen hatten.

»Mein Gott, ich kann's nicht glauben!« schnaufte jemand hinter ihr. »Ich kann nicht glauben, daß ich so um die neunzig Lichtjahre gefahren bin, um *das hier* zu sehen. Ich glaub's nicht.«

»Das war der widerwärtigste, kitschigste faule Zauber, den ich je gesehen habe«, warf jemand anders ein.

»›Kleine Tropfen Wasser‹«, zitierte der erste Sprecher, Ron Abbado, ein Ingenieur. »›Kleine Körner Sand. Kleine gute Taten. Kleines liebes Wort.‹« Er kicherte erstickt.

Zwischen Erstaunen und Verwunderung schwankend fuhr Pat auf ihrem Stuhl herum und starrte sie an. »Fandet ihr es wirklich so schlimm? Was ist so widerwärtig an Liebe und Freundlichkeit?«

Ron erwiderte ihren Blick. Es gab ein peinliches Schweigen; offenbar machte er sich Pats Status klar und nahm sich zusammen. »Also gut, du hast die Filme gesehen, als du noch ein Kind warst. Das ist eine Sache. Aber hör mal – du mußt doch zugeben, daß es *heute* ziemlich schwer zu schlucken ist.«

»Was meinst du mit ›schwer zu schlucken‹?«

Ron wand sich unbehaglich, aber er blieb bei seiner Meinung. »Ach, hör auf, Pat! So kannst du doch heute nicht mehr mit Kindern reden.«

»Da hat er recht«, warf Johnny Chua ein. »Das ist hoffnungslos.«

»Mann, ich glaube, seit vierzig Jahren wurde kein Kind mehr geboren, das nicht kotzen würde, wenn ein Typ mit seinem *Namen* auf dem Hemd versuchte, ihm einzureden, daß es jeden Tag eine gute Tat tun muß«, sagte Harry Carlson, der für Feldfrüchte zuständig war.

»Damit meinst du wahrscheinlich vor allem deine eigenen Kinder.« Abgesehen von Gordon war Pat der älteste Mensch auf dem Mars; mindestens zwanzig Jahre älter als die anderen. »Was ist mit Mr. Rogers, Johnny? Ich wette, daß du dich noch an ihn erinnerst. Kam er dir auch ›hoffnungslos‹ vor?«

»Natürlich erinnere ich mich an Mr. Rogers«, sagte Johnny freundlich. »Er hat den Kindern ein gutes Gefühl gegeben. Er glaubte, Kinder seien kleine Heilige oder so.«

»›Und vergeßt nie, Mausketiere, daß die kleinen guten Taten und

die kleinen lieben Worte am allerwichtigsten sind«, wiederholte Ron frech und verdrehte die Augen. Als er ihren Gesichtsausdruck sah, sagte er: »Ach, komm, Pat, schnapp nicht ein. Damals war es anders, das wissen wir ja. Aber du mußt doch zugeben, daß es eine Sache ist, als Kind von dieser Show begeistert zu sein, und eine ganz andere, wenn ein Trupp erwachsener Aliens einen Kult daraus macht, in ein Raumschiff steigt und ein anderes Sonnensystem besucht, nur um mit Jimmie zu reden, als wäre er eine Art kosmischer Guru.«

Das mußte sie zugeben. Mit dreizehn wäre Pat barfuß quer durch Amerika gewandert, um mit Jimmie Dodd reden zu können; aber wäre sie zum Mars gekommen, um ihn zu sehen, als beschäftigte Erwachsene, die an ihrer Karriere bastelte? Hätte sie ihn über philosophische oder praktische Probleme befragt?

Wohl kaum.

Waren dann die Besucher eine Rasse raumfahrender Kinder oder religiöser Fanatiker? Was steckte hinter ihrer Pilgerschaft? Was war dran am Mickymaus-Club und seinem verstorbenen Anführer, daß die Aliens ins Sonnensystem kamen?

Probleme mit ihren eigenen Kindern, hatte Alien-Jimmie angedeutet. Aber es war ein verdammt weiter Weg, um sich einen Rat zu holen.

Die Filme hatten die Mitarbeiter der Biosphäre verwirrt. Alle, die den Besuchern instinktiv vertraut hatten, standen nun vor der Frage, ob sie sie als Lügner oder Geistesgestörte betrachten sollten; es schien nicht mehr möglich, sie ernst zu nehmen.

Dennoch wurden die Videophone von ferngesteuerten Robotern im Camp aufgebaut, und die geplanten Gespräche zwischen den ehemaligen Mausketieren und den Aliens fanden statt.

Danach war die Sphäre an der Reihe. Das Schiff der NASA würde den Mars erst in zwei Wochen erreichen. Die Situation war ebenso verwirrend wie unausweichlich. Houston hatte klare Anweisungen gegeben, was man *nicht* tun durfte; was man aber tun sollte, blieb im großen und ganzen den Leuten in der Station überlassen.

Als die Schirme am nächsten Tag wieder aufflammten und Alien-Jimmie und seine Gefährten zeigten, trugen sie keine Mausketier-Kostüme mehr.

Gordon trat vor und räusperte sich nervös. »Sind die Interviews zu eurer Zufriedenheit verlaufen? Habt ihr erfahren, was ihr wissen wolltet?«

»In gewisser Weise schon«, antwortete einer von ihnen – wahrscheinlich Alien-Jimmie; bisher hatte es kein Anzeichen dafür gegeben, daß einer der anderen Mausketiere englisch sprechen konnte, abgesehen von den kaum verständlichen Worten der Hymne.

»Wir haben mit Annette und Tommy und Doreen gesprochen. Sie haben uns gesagt, daß Jimmie ein wundervoller Mensch war, sehr freundlich, sehr religiös und sehr liebevoll. Das haben wir natürlich erwartet; aber wir hörten auch einige unerwartete Dinge.«

Gordon blinzelte. »Was denn?«

»Daß die richtigen Mausketiere, die Jimmie in ihrer Jugend persönlich kannten – nun, viele, die ihn kannten, wurden anscheinend durch die Bekanntschaft mit ihm und seine Nähe kaum beeinflußt. Später kamen einige dieser Kinder auf die schiefe Bahn – Drogen und Alkohol, Gewalttätigkeiten, Selbstmordversuche.« Er verflocht seine Tentakel zu festen Knoten, dann löste er sie wieder. »Fehlende Freundlichkeit«, krächzte er, als wäre damit alles gesagt.

Der verunsicherte Gordon sah verzweifelt zu Pat, die aufstand und vor die Kamera trat. »Ich möchte etwas fragen, wenn ich darf. Warum tragt ihr heute nicht eure Mausketier-Uniformen?«

Wieder lösten sich die fest verflochtenen Tentakel mit einem Knall. »Weil wir ferngesehen haben«, sagte der Alien. »Wir wußten schon, daß es ein Fehler war, herzukommen, schon vor dem Gespräch mit Annette, Tommy und Doreen.«

Gordon und Pat wechselten einen Blick. Nach einer Weile sagte Gordon: »Wegen des Fernsehens?«

»Genau. Wir konnten auf der Fahrt keine Bilder empfangen, aber in den letzten Tagen hatten wir außer fernsehen nicht viel zu tun. Das Fernsehen ist unser Fenster zur Welt. Wir fanden Jimmie, als wir durch dieses Fenster blickten.« Er wand sich auf eine Weise, die sie noch nicht kannten. Was hatte die Bewegung zu bedeuten? »Es gibt jetzt niemanden mehr wie Jimmie im Fernsehen.«

»Wenn du sagst ›wie Jimmie‹«, fragte Pat vorsichtig, »was meinst du dann? Was genau sucht ihr?«

Der Alien wand sich wieder und beschämte sie mit der Erklärung: »Patsy, du bist von allen die, die es am besten weiß.« Er hielt inne, um seine Worte wirken zu lassen, dann fuhr er fort: »Wir haben drei oder vier Prediger gehört, die ganz ähnliche Dinge sagten wie Jimmie, aber keiner von ihnen hatte Jimmies …« Er gab ein quiekendes Geräusch von sich, ähnlich einem erschreckten Küken. »Das Wort gibt es in eurer Sprache nicht«, sagte Alien-Jimmie. »Ich glaube, wir hätten uns selbst fragen müssen, ob Leute, die keinen Namen für eine Sache haben, diese Sache überhaupt haben können – aber ihr hattet ja Jimmie, und darauf fielen wir herein.«

»Welche Sache? Könnt ihr sie uns ungefähr beschreiben?«

»Nun …« – er hielt inne, die Tentakel fuhren in seinen Pelz –, »wenn jemand dich sprechen hört, dann sieht er an deinem (Zwitscher-Quiek), ob du meinst, was du sagst. Ich kann dir eins verraten: Eure Prediger haben überhaupt nichts davon.« Der Alien

schwankte plötzlich, und seine Tentakel verflochten sich halbherzig, als wäre er betrunken oder verwirrt – eine große weiße Maus, gefangen in einem Orientierungsexperiment. »Jimmie hatte ungeheuer viel (Zwitscher-Quiek)«, bekam er heraus.

In Pats Kopf kam etwas in Bewegung. Schließlich erschien es ihr am einfachsten zu sagen: »Ich weiß.«

»All die Politiker, die Reden halten – wie können sie nur erwarten, daß jemand sie wählt? Wie können die Leute übersehen, wie unaufrichtig sie sind?«

Pat schwieg nachdenklich. Gordon sagte steif: »Wir können es eben nicht. Wir können nicht sicher sein.«

»Genausowenig könnt ihr sicher sein, daß *ich* euch die Wahrheit sage.«

»Nein.« Obwohl die ganze Sphäre auf seine Aufrichtigkeit reagiert hatte.

»Oder Jimmie.«

»Nein«, sagte Gordon. Pat ließ es ihm durchgehen. *Sie* hatte gewußt, was Jimmie war, aber nur als verzweifeltes, einsames Kind. Kein Mitarbeiter der Sphäre, kein Erwachsener, hatte in Jimmie das erkannt, was sie fast alle in seinem außerirdischen Namensvetter erkannt hatten.

Nun sagte der Alien: »Vor kurzem hat Tommy uns gesagt: ›Jimmie war der wundervollste Mensch, den ich je kannte. Ich bin sicher, daß ich nie wieder jemand wie ihn kennenlernen werde. Menschen wie ihn gibt es nicht mehr. Wenn man ihn traf, glaubte man, niemand könnte so freundlich oder warm sein, aber er war es.‹ Wir waren von diesen Worten wirklich erschüttert, denn anscheinend konnten die meisten Menschen, die Jimmie trafen, ihn nicht als den wertvollen Menschen erkennen, der er war, als einen sehr klugen, freundlichen Mann.«

Pat öffnete den Mund und wollte protestieren, aber Gordon sagte schwitzend: »Das ist wahr, alles was ihr sagt, ist wahr. Wir erkennen unsere Heiligen meist nicht. Manchmal haben wir große Schwierigkeiten, den Unterschied zwischen einem Ungeheuer und einem Erlöser zu erkennen – und wenn Jimmie Dodd ein so besonderer Mensch war, dann waren wir einfach nicht in der Lage, es zu sehen. Wir können es einfach nicht. Was erwartet ihr von uns? Wir können doch nichts dafür, wenn wir nicht in Seelen blicken können, oder was ihr da tut.«

»Für uns«, kreischten Alien-Jimmies Tentakel, »ist die Erkenntnis am schlimmsten, daß die Kinder, die tatsächlich in Jimmies Seele blickten, nicht besser dran waren als die Kinder, die nie eine Chance dazu bekamen.« Er schauderte für einen Augenblick, und hinter ihm schauderte Alien-Tommy mit ihm. *»Unsere* jungen Leute, unsere Kinder – sie müssen alle eine schreckliche Phase durchmachen, ehe sie

werden wie wir. Und in der letzten Zeit ist diese schlimme Phase aus Gründen, die wir nicht verstehen, immer länger geworden, und sie wird immer schlimmer. Wir sind sehr verzweifelt … unsere Kinder schließen sich zu Banden zusammen, sie strolchen herum, sie verwüsten Dinge, legen Brände, kämpfen untereinander … irgendwann wachsen sie da heraus, aber vorher richten sie großen Schaden an.«

»Wie Berserker«, sagte Pat interessiert. »Junge Wikinger, die so gewalttätig waren, daß man sie zum Wohle der Gesellschaft in die Schlacht schicken mußte. Gibt es denn nicht eine Richtung, in die diese Aggressivität gelenkt werden kann, so daß sie keinen Schaden anrichtet?«

Alien-Jimmie legte die Tentakel um sich und wiegte sich. »Diese Aggressivität richtet immer Schaden an! Viele Tausende von ihnen sind außer Kontrolle – es gibt keine sicheren Drogen, die wir ihnen geben könnten, es sind zu viele, um sie einzusperren. Nein, das einzige, was überhaupt funktionieren kann, ist, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, *bevor* ihre gewalttätige Phase beginnt, und die Energie auf das zu lenken, was Jimmie ›die kleinen guten Taten‹ genannt hat. Mit anderen Leuten gut zusammenleben, Dinge aufbauen und nicht zerstören, Dinge bewahren …«

Pat begann zu begreifen. »Und ihr dachtet, eine Rasse, die einen Jimmie Dodd hervorgebracht hat, könnte euch helfen, dies zu tun.«

Der Alien hörte allmählich auf, sich zu wiegen, bis er stand wie ein Stein. »Wir glaubten, Jimmie selbst könnte uns zeigen, wie wir die Aufmerksamkeit unserer Kinder fesseln müssen. Wir hofften sogar, daß er vielleicht bereit wäre, eine Weile zu uns zu kommen. Aber als wir eintrafen, erfuhren wir, daß er tot und vergessen ist, und die Kinder, die ihn am besten kannten, waren nicht besser fürs Leben gerüstet als jene, die ihn überhaupt nicht kannten. Und im Fernsehen nichts als verlogene Prediger, kaltschnäuzige Kriminelle und raffgierige Glücksritter. Wir haben die Reise umsonst gemacht.«

»Hört mal«, sagte Pat mit einer gewissen Strenge, »ihr seid nicht vernünftig und auch nicht fair. Ihr habt Tommy erwähnt – was ist mit ihm? Was ist mit Karen, Jay-Jay oder Cheryl und all den anderen? *Sie* haben sich doch nicht selbst vernichtet. Und ich kann euch versichern, daß Jimmies Lehren *meine* Aufmerksamkeit gefesselt haben, denn sie haben mein Leben verändert. Er hat meine frühe Jugend bereichert, und es muß noch viele wie mich geben. Vielleicht war es keine Wunderheilung, aber was will man erwarten?«

Niemand antwortete, aber Alien-Jimmies Tentakel ringelten sich unablässig, als bewegte ein Mensch stumm die Lippen.

»Meine Kollegen haben mir gesagt, daß die Kinder heute nicht mehr so sind wie in meiner Jugend, und das mag stimmen«, sagte Pat.

»Das Fernsehen ist mit Sicherheit anders. Aber ich glaube, eure Idee war, ohne daß ihr es wußtet, gar nicht so falsch. Ich glaube, ihr solltet nach Hause fahren und selbst eine Fernsehshow produzieren – genau wie unsere, teilweise Unterhaltung und teilweise Botschaft, aber angepaßt auf eure eigenen Jugendlichen. Die Kinder meiner Generation – viele jedenfalls – erkannten Jimmie sehr wohl als das, was er war, auch wenn es die Eltern nicht wußten. Eure Kinder werden es wissen. Ihr braucht nur den zu finden, der Jimmies Rolle am besten spielen kann, und dann laßt ihr ihn die Botschaft übermitteln. Vielleicht erreicht ihr nicht alle, aber eine Menge werden sich darauf einlassen, wenn sie erkennen können, daß ihr es wirklich zu *ihrem* Besten tut und nicht nur, um eine lästige Störung zu beseitigen. So hat es im Grunde auch Jimmie gemacht. Er könnte euch keinen besseren Rat geben, wenn er selbst hier wäre.«

Als der kleine Vortrag beendet war, lösten die untergeordneten Aliens ihre Formation auf und unterhielten sich mit fliegenden Tentakeln; vielleicht stritten oder brüllten sie. Pat wußte es nicht, und es war ihr auch egal. »Seht ihr«, sagte sie, »wir haben hier eine Tradition. Wie Gordon schon sagte: Wenn ein Heiliger unter uns erscheint, wird er ignoriert oder für ein Ungeheuer gehalten und getötet. Aber jemand anders – oft genug ein Fremder – versteht die Situation und *übernimmt* an Stelle des toten Heiligen. Und deshalb geht die Botschaft nicht verloren, weil der, der ihn erkannte, sie zu einem anderen Ort bringt, wo sie vielleicht noch dringender gebraucht wird und wo die Leute bereitwillig zuhören.«

Alien-Jimmie rollte die Tentakel ein. Er konzentrierte sich auf Pat.

»Zufällig waren die Röcke und Hosen und Socken blau.«

Der Alien sagte: *»Du* kannst kommen und unser Jimmie sein – komm und zeig uns, wie es gemacht wird.«

Der Vorschlag warf Pat fast von den Beinen. Sie öffnete protestierend den Mund, aber sie schloß ihn wieder und dachte nach. Schließlich sagte sie: »Wie würde das gehen?«

»Wir haben für Jimmie einen Platz auf dem Schiff vorgesehen, falls er uns begleitet hätte – dort könntest du leben. Du wirst nicht krank; wir haben Tests durchgeführt. Willst du das tun, Patsy? Willst du Jimmies Rolle spielen und den Fremden seine Botschaft bringen?«

Drei Tage später lag Pat wach im Beiboot der Mausketiere in einer Kabine, die etwa so groß war wie ihr Schlafzimmer in der Biosphäre. Das Schiff hatte den Parkorbit vor drei Tagen verlassen und näherte sich der Grenze des Sonnensystems. Sie lag auf einem Bett, das einer Fernsehkomödie nachempfunden war – wahrscheinlich ›I Love Lucy‹ – mit dicken, weichen Laken und einer dicken grauen

Decke. Das Bett war zu kurz; sie mußte quer darin liegen. Sie starrte zufrieden die bleichen, leicht glühenden Wände an. Die freundlichen grauen Aliens hatten sie gefüttert und versorgt und auf ihre Bitte allein gelassen.

Im Schiff herrschte eine künstliche Schwerkraft; Pat fühlte sich etwas schwerer als auf dem Mars, aber nicht ganz so schwer wie auf der Erde.

Sie glaubte, sie würde die Erde nie wiedersehen. Jedesmal, wenn sie daran dachte, war sie überrascht, wie wenig es ihr ausmachte. Doch die Erklärung war nicht schwer zu finden. Ihre einzige Ehe war schon vor vielen Jahren geschieden worden. Die Erinnerungen an das Leben mit ihrem geschiedenen Mann schmeckten schal wie altes Bier. Sie hatte keine Kinder, und die Freunde, die noch lebten, waren auf drei Kontinenten verstreut. Sie stand kurz vor der Rente, nach einem Leben, erfüllt von Arbeit und sonst nicht viel – was, in Gottes Namen, sollte sie auf der Erde mit sich anfangen? Welchen Nutzen hätte sie noch? Vielleicht eine Beratertätigkeit und vor dem Mittagessen acht Löcher Golf? Diese Aussichten fand sie so gräßlich, daß sie lieber gar nicht darüber nachdenken wollte.

Warum, in aller Welt, sollte sie nicht einen Weg gehen, den noch nie ein Mensch gegangen war? Warum sollte sie nicht das Evangelium von Jimmie Dodd zu den jungen außerirdischen ›Berserkern‹ tragen? Vielleicht kam die Botschaft sogar an.

Gordon hatte sie für verrückt gehalten und sich nach Kräften bemüht, sie zurückzuhalten, aber da Pats Vertrag schon vor Wochen ausgelaufen war, hatte er keine juristische Handhabe. (Die NASA hätte sicher einen Weg gefunden, legal oder illegal, wenn das Schiff rechtzeitig eingetroffen wäre; aber es war nicht gekommen, und das Schiff der Außerirdischen war um mehrere Klassen besser, so daß eine Verfolgung sinnlos war.)

»Du bist zu *alt,* um dich auf so ein Abenteuer einzulassen!« hatte Gordon schließlich gerufen. »Das ist lächerlich und absurd! Du kommst nicht lebend zurück!« Und obwohl die Aliens versprochen hatten, sie bald wieder nach Hause zu bringen, dachte Pat, daß Gordon wahrscheinlich recht hatte. Aber was machte das schon? Ihrer eigenen Ansicht nach war sie zu alt, um *nicht* zu gehen. Sollte Gordon doch sehen, wie er in zehn Jahren oder so darüber dachte, wenn er selbst aufs Gnadenbrot gesetzt wurde.

Außerdem war der Gedanke, in ihrem Alter noch etwas Nützliches oder gar Heldenhaftes zu tun, einfach unwiderstehlich. Auch der Gedanke an den ewigen irdischen Ruhm, den sie sich sichern konnte, wenn sie als erster Mensch einen anderen Stern besuchte, war äußerst befriedigend, wenn auch nicht ganz so wichtig. Pat hatte es immer genossen, berühmt zu sein.

Sehr zufrieden summte Pat das Lied über das Gitarrespielen ins Halbdunkel ihrer Kabine und dachte an ihre letzte Begegnung mit Jimmie Dodd. Es war zwei Jahre vor seinem Tod gewesen. Er hatte auf einer Werbetournee ihre Stadt besucht, und sie war vom College mit einem Greyhoundbus gekommen, um mit ihm essen zu gehen. Er war trotz des kalten Morgens ohne Mantel durch die Hoteltür gestürmt, das Gesicht gerötet, das rote Haar knisternd, und er hatte seine Mausgitarre und seine Ohren in einer Hand getragen. Er hatte gerade einen Besuch im Kinderkrankenhaus hinter sich, und nun nahm er Pat in die Arme. Und in diesem Augenblick war ihre studentische Reife angesichts einer grundlegenden Wahrheit zu Asche zerfallen. Sie hatte die Gestalt betrachtet, die quer durch die Lobby auf sie zustürmte – und *ich habe ihn verstanden,* sagte sie sich, *ich habe ihn gesehen, ich sah Jimmie an diesem Tag so scharf, wie sein Alien-Ersatz ihn sehen konnte – und ich habe bekommen, was ich wollte. Vielleicht würden die Aliens es auch bekommen.*

Originaltitel: ›Not Without Honor‹
Copyright © 1989 by Judith Moffett
(erstmals erschienen in: ›Isaac Asimov's Science Fiction Magazine‹, Mai 1989)
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Jürgen Langowski

Phillip Mann
Die wahre Lehre – nach Mickymaus

1

Der große, ungelenke Mann mit der Jagdmütze kniete auf dem Parkplatz hinter dem zerstörten Streifenwagen nieder und sprach mit dem Polizeibeamten Quin. Der Streifenwagen war ausgebrannt, bot aber noch immer einigen Schutz. Jenseits erstreckte sich der verlassene Parkplatz vor Disneyland, an dessen Rand der Wall von Stacheldrahtrollen lag, den das Militär beim letzten Angriff vorgeschoben hatte. Alles war jetzt ruhig, nur in den Tiefen des Vergnügungsparks leierte ein einsames Orchestrion zum tausendsten Mal *Greensleeves*. Über den Stacheldrahtrollen waren die noch rauchenden Erkertürme des Dornröschenschlosses und das geborstene Gerüst des Matterhorns zu sehen.

Das Gebiet um Disneyland war vor Tagen evakuiert worden, als der Aufruhr begonnen hatte. Los Angeles war unnatürlich still. Um das abgeriegelte Gelände waren Panzer und Schützenpanzer in Stellung gegangen. Alle Kanonenrohre waren konzentrisch nach innen gerichtet.

»Mein Gott, Mr. Holmes«, sagte Quin. Seine Augen waren geweitet, und die Hand schmerzte ihn noch von dem lähmenden Händedruck. »Wir sind alle sehr geehrt und erleichtert, Sie bei uns zu haben. Seit ich lesen lernte, bin ich ein Verehrer von Ihnen.«

»Ganz recht«, sagte Sherlock Holmes. Seine scharfen grauen Augen spähten über die verrückte Silhouette von Disneyland hin. »Aber ich brauche Tatsachen, Quin. Wann ereignete sich dieser Ausbruch?«

»An Tatsachen ist schlecht ranzukommen, Mr. Holmes«, sagte der Polizist. »Vor drei Tagen fuhren wir durch den Hollywood Boulevard, als der Ruf durchkam. Alle Wagen zum Katastropheneinsatz nach Disneyland. Dieser Befehl kam um 15 Uhr 30. Wir wußten, es mußte eine ernste Angelegenheit sein, denn das Mädchen, das die Anweisungen über Funk ausgibt, war ganz aufgeregt und brachte die Worte durcheinander. Wir waren unterwegs, bevor sie ihre Meldung beendet hatte. Eine Katastrophe in Disneyland – damit ist nicht zu spaßen.«

»Kam Ihnen an dieser Durchsage etwas seltsam vor, Quin?«

»Ja, Sir, Mr. Holmes. Ich meine, *alle* Wagen. Wir haben in dieser

Stadt ziemlich starke Polizeistreitkräfte, und außerdem hat Disneyland seine eigene Polizei. Man will dort keinen Ärger und kein Aufsehen. Schlecht fürs Geschäft. Was dem Geschäft schadet, soll nicht nach außen dringen. Das Letzte, was sie wollen, ist ein ganzer Schwarm von uns, der bei ihnen hereinplatzt.«

»Und was geschah?« fragte Sherlock Holmes.

»Wir gerieten in einen Stau. Anscheinend hatte jeder Streifenwagen südlich von San Franzisko diesem Hilferuf Folge geleistet.«

»Und als Sie schließlich nach Disneyland kamen?«

»Panik, Mr. Holmes. Das reinste Tollhaus. Kreischende Frauen und Kinder. Brüllende Männer. Niedergetrampelte Menschen. Ineinander verkeilte Fahrzeuge. Ich meine, ich war dabei, als diese zwei Jumbos über dem internationalen Flughafen von Los Angeles zusammenstießen, also weiß ich, was eine Schweinerei ist, aber so etwas hatte ich noch nicht gesehen. Das waren keine Menschen mehr. Das waren Tiere, blind und taub vor Angst.«

»Und was sahen Sie noch?«

»Sie.«

»Wen?«

»Mickymaus, Sir. Sie sah riesengroß aus und war auf das Matterhorn gestiegen. Von dort winkte und lachte sie der Menge zu, die in kreischender Panik davonrannte. Wirklich, Sir, sie sah aus wie King Kong in dieser Szene, wo er auf das Empire State Building klettert, mit dem Mädchen in den Händen.«

»Und was tat Mickymaus weiter?«

»Bitte, Sir …«

»Ich brauche die Tatsachen, Quin. Die Tatsachen. Ein zutreffendes Urteil beruht auf zutreffenden Tatsachen, ganz gleich, wie unglaubwürdig sie sich zunächst ausnehmen mögen.«

»Ja, Sir. Verzeihung. Mir war noch nie im Dienst übel, Sir, aber diesmal mußte ich mich übergeben. Mickymaus hatte dieses Mädchen in den Händen und … und biß ihm den Kopf ab.«

Sherlock Holmes holte tief Atem. »Einfach so?«

»Einfach so, Sir. Sie hat ein verdammt großes Maul, und diese Zähne sahen gefährlich aus.« Quin unterdrückte ein Schaudern. »Darauf eröffneten wir das Feuer. Mit allem, was wir hatten. Aber es machte ihr überhaupt nichts aus. Sie stand da und grinste und kaute. Dann kletterte Minnymaus auch hinauf, und beide standen Hand in Hand da und winkten uns zu. Es war grausig.«

Sherlock Holmes nickte und klopfte Quin sanft auf die Schulter.

»Was soll nur aus der Welt werden, Mr. Holmes? Sie war immer so friedlich. Ich meine, mit Banküberfällen, Totschlag und gelegentlichen Entführungen konnte man leben. Gehörte alles zum

Arbeitstag, sozusagen. Aber dies? Mr. Holmes, ich sage Ihnen, Sir, es ist wie ein Alptraum. Als ob wir in einem Alptraum lebten.«

»Es *ist* ein Alptraum, Quin«, sagte Sherlock Holmes. »Aber er hat eine logische Grundlage. Dieselbe Kraft, die Mickymaus und ihre Freunde zum Leben erweckte, hat nun, in dieser Stunde der Not, ihre machtvolle Wirkung auf mich gewandt. So seltsam es scheinen mag, diese Mickymaus und ich sind Geschwister. Dennoch sind wir die tödlichsten Feinde. Der Kampf wird gewaltig sein, ehe diese Schlacht endet.«

»Aber was hat das alles zu bedeuten, Sir?«

»Ganz einfach, mein lieber Quin. In Ihrer Welt ist die Wahrheit fremdartiger geworden als die Fiktion. Und nun ist die Fiktion aufgesprungen, der Herausforderung zu begegnen.«

Der Streifenbeamte Quin kratzte sich am Kopf. In diesem Augenblick war ihm zumute, wie Dr. Watson oft zumute gewesen war.

Sherlock Holmes stand auf. Er faßte die Ruinen von Disneyland ins Auge. »Ich zumindest habe nichts von ihnen zu befürchten«, sagte er.

In diesem Moment wurde das Orchestrion lauter und schneller. In wenigen Sekunden raste es in einer wilden Kakophonie durch *Greensleeves.* Solch lärmendes Tempo war nicht durchzuhalten. Plötzlich brach das Getöse mit einem metallischen Schnarren ab. Stille. Dann bewegte sich etwas.

Zur Verblüffung der beiden Beobachter erstieg Mickymaus, gefolgt von Schneewittchen und Bambi die verbogenen Schienen der Achterbahn und begann zu tanzen. Schwach drangen ihre Stimmen durch die smoggesättigte Luft von Los Angeles: »Heißa! Heißa …«

»Ich muß da hinein. Persönliche Beobachtung ist mehr wert als fünfzig von Ihren Sonderberichten.« So sprach Sherlock Holmes. Er riß ein Streichholz an und hielt die Flamme über den Kopf einer alten und ölig-schwarzen Tonpfeife. Während er paffte, ließ er den Blick über die versammelten Gesichter schweifen.

Es war eine Sitzung der Stabschefs und Einsatzgruppenleiter. Um den Tisch saßen hartgesottene Obristen, stiernackige Majore und narbenbedeckte Hauptleute. Alle hatten Kinnladen wie aus Granit und ernste Mienen.

»Das wird nicht einfach sein, Mr. Holmes«, sagte Major Liebestraum, Held von einhundertfünfundzwanzig Einsätzen hinter den feindlichen Linien in Vietnam. »Wir haben alles eingesetzt, was wir haben, das heißt, ausgenommen Atomwaffen. Panzerfäuste, Raketen, Mörser. Ohne Wirkung. Sie stellten sich entlang dem äußeren Umkreis auf und lachten uns aus. Dann fing dieser große mit den Ohren … wie heißt er noch gleich?«

»Dumbo.«

»Ja, Dumbo. Er fing an mit den Ohren zu schlagen und stieg auf

wie ein Ballon. Bespritzte uns aus seinem Rüssel mit Wasser. Da ließ ich das Feuer einstellen. Das einzige, was sie gegenwärtig zurückzuhalten scheint, ist der elektrische Zaun, und ich möchte keine Voraussage wagen, wie lange der ausreichen wird.«

Ein hagerer Mann in einem einfachen braunen Straßenanzug hüstelte höflich in die vorgehaltene Hand und hob die andere.

»Schießen Sie los, Dwight!« sagte Major Liebestraum und setzte sich. Dwight war ein sanftmütig aussehender Mann mit leiser Stimme und einem permanenten Bartschatten. Er wirkte nervös, doch waren die Augen hinter seiner Nickelbrille hell und scharf. Er breitete eine Straßenkarte aus.

»Ich habe die alten Baupläne studiert«, sagte er. »Dieser ist vom Tiefbauamt, Abteilung Kanalbau und Abwasserbeseitigung. Es gibt einen Zugang, an den Sie vielleicht nicht gedacht haben, und den der Feind sicherlich nicht in Betracht gezogen haben wird. Er führt durch den Abwasserkanal des Spukhauses.«

Hinter den glühenden Zigarrenstummeln knitterten und lächelten militärische Gesichter. Die Teilnehmer der Tischrunde beugten sich vor.

»Sie sehen, ich habe den Weg grün markiert. Dieser groß dimensionierte Abwasserkanal hatte meines Wissens den Zweck, bei Unwettern anfallendes Oberflächenwasser aufzunehmen. Soviel mir bekannt ist, hat es nie einen Bedarfsfall gegeben. Wie Sie sehen können, führen vom Hauptkanal Abzweigungen in alle Teile von Disneyland. Für einen Saboteur oder Attentäter ist es ein idealer Zugang.«

»Dwight, Sie sind ein Genie«, sagte Major Liebestraum und schlug ihn auf den Rücken. Zustimmendes Gemurmel kam von allen Seiten.

Dwight hüstelte in die hohle Hand und lächelte schüchtern.

»Was meinen Sie, Mr. Holmes?« fragte Major Liebestraum. »Glauben Sie, daß Sie es schaffen können? Wir werden unterdessen ihre Aufmerksamkeit mit ausgesuchten Eisenwaren, Überflügen und dergleichen ablenken. Aber jenseits davon sind Sie auf sich selbst gestellt.«

Sherlock Holmes fuhr fort, ruhig an seiner Pfeife zu ziehen. Endlich nahm er sie aus dem Mund und klopfte die Asche in einen großen gläsernen Aschenbecher. Er betrachtete die ernsten Gesichter, die ihn umgaben, und ein Lächeln zupfte an seinen Mundwinkeln, aber seine Augen waren traurig.

»Meine Herren«, sagte er endlich, »wie Sie vielleicht wissen, bin ich in vielen mißlichen Lagen gewesen, darunter manchen, die dem Herrgott selbst Kopfzerbrechen bereitet haben würden. Und doch bin ich heute hier. Wir haben nur ein Leben und müssen es führen, so gut wir es je nach unserer Erleuchtung vermögen, und das Gute mit dem

Schlechten hinnehmen. Aber kann man den Ausgang voraussagen? Ich glaube, mein ganzes Leben hat auf diesen Augenblick hingeführt, und ich bin bereit. Niemand kann mit mir in jene Dunkelheit gehen. Sollte ich jedoch nicht zurückkehren, so mögen Sie wissen, meine Herren, daß es innerhalb des Zaunes andere gibt, die für mein Leben teuer bezahlt haben werden.«

Er schwieg, und die Stille wurde nur von Dwight unterbrochen, der zugleich schluchzte und lächelte. Große Tränen sammelten sich in seinen Augen, und er nickte energisch.

So kam man überein, daß Sherlock Holmes allein in Disneyland eindringen sollte. Er trug einen Feldstecher, eine Taschenlampe und seinen treuen Spazierstock bei sich. Major Liebestraum hatte ihm Handgranaten und eine Maschinenpistole angeboten. Dwight hatte sogar eine Krawattennadel zum Vorschein gebracht, die Blausäuregas versprühte. Aber Sherlock Holmes lehnte alle Hilfsmittel ab.

Nun ließ er unter den besorgten Blicken von Dwight, Quin und Major Liebestraum seine lange, ungelenke Gestalt durch ein Einstiegsloch in die dunklen Tiefen des Abwasserkanals fallen. Er landete auf den Zehen. Der Boden war völlig trocken, und seine Füße rührten Staub auf.

Major Liebestraum streckte den Arm durch die Öffnung hinab, gab ihm ein aufmunterndes Zeichen mit aufwärtsgerichtetem Daumen und zog sich zurück. Der schwere Deckel fiel zu. Die Dunkelheit war vollkommen. Er war allein.

Sherlock Holmes verspürte das vertraute Prickeln der Erregung im Rückgrat. Schließlich war er für Abenteuer wie dieses gemacht. Er schaltete die Taschenlampe ein, orientierte sich, wobei ihm zustatten kam, daß er sich den Plan des Abwasserkanals zuvor eingeprägt hatte und machte sich voll Zuversicht auf den Weg zum Spukhaus. Der Staub dämpfte die Geräusche seiner Schritte. Es gab keine anderen Fußabdrücke, und es war offensichtlich, daß er der erste war, der diesen Gang benutzte.

Seine Wanderung verlief ohne Zwischenfall, dauerte jedoch länger als erwartet. Schließlich erreichte er eine Stelle, wo drei Abwasserrohre zusammenliefen. Ohne zu zögern, wählte er das linke, und dort, eingelassen in den Beton, waren die Rungen einer Eisenleiter. Er richtete den Lichtkegel der Lampe auf das obere Ende der Leiter und sah den Deckel eines Einstiegs. Er trug in sauberen Schablonenbuchstaben die Aufschrift: Ausgang 37, Spukhaus.

Nachdem er die eisernen Rungen sorgfältig geprüft hatte, schwang Sherlock Holmes sich die Leiter hinauf und stemmte sich gegen den Deckel über dem Einstieg. Er ließ sich leicht öffnen, allzu

leicht, dachte er, als er hinauskletterte.

Seine Augen benötigten einige Sekunden, um sich der Dunkelheit anzupassen, denn er wagte die Taschenlampe nicht zu gebrauchen. Allmählich begann er Umrisse zu erkennen und die Wände ringsum auszumachen. Er atmete gleichmäßig und tief, beruhigte den Pulsschlag, der zu rasen drohte. Der Ursprung der minimalen Helligkeit schien sich zur Rechten zu befinden, und aus dieser Richtung drang auch ein plötzlicher Ausbruch irren Gelächters an sein Ohr. Er beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen.

Mit eingeübter Lautlosigkeit umging er alte Maschinerien und große Zahnräder und näherte sich der Lichtquelle. Es war eine Tür, die zu einem Viertel offenstand. Hinter ihr bewegte sich etwas.

Er spähte durch die Öffnung. Es war ein Speisesaal. Kleine, gespenstische Erscheinungen mit gräßlich grinsenden Fratzen schwebten durch den Raum und warfen grüne und blaue Schatten. Grausige Gestalten saßen um den Tisch. Zur Linken stand ein Sarg, und als Sherlock Holmes hinsah, kratzte der Leichnam darin mit knochigen Fingern am Deckel und drückte ihn auf. Riesige Kröten hüpften umher, und ein Totenschädel lachte hohl.

Staunend beobachtete Sherlock Holmes das gespenstische Treiben, während sein logischer Verstand auf Hochtouren arbeitete und aufkommende Furcht in Schach hielt. Er bemerkte die Regelmäßigkeit der Bewegungen. Er zählte die Sekunden zwischen den Auftritten des Leichnams und blickte in die Augen der vorbeischwebenden Gespenster. Das Licht der Intelligenz war nicht in ihnen. Er bemerkte die Drähte, welche die Kröten zogen. Sie waren nichts als groteske Marionetten.

»Alles mechanisch«, sagte er aufatmend und trat in den Speisesaal.

Im Licht der Taschenlampe konnte er sehen, daß hoch an einer Wand ein Balkon verlief, der offenbar mit einem Durchgang in Verbindung stand. Er stieß die steifen Tischgäste beiseite, kletterte auf den Tisch und erreichte mit einem Sprung den mit Spinnweben bedeckten Kronleuchter. Die feinen Fäden zupften an seinem Haar und den Händen. Im Nu war er die Kette hinaufgeklettert, an welcher der Kronleuchter hing, und brachte ihn in Schwingungen, bis er abspringen und die Balustrade des Balkons fassen konnte. Ein Zug seiner kräftigen Arme, und er hatte sie überwunden.

Er klopfte sich den Staub von den Kleidern und wandte sich nach einem letzten Blick zu den hüpfenden Kröten und den bleichen Gespenstern zum Durchgang. Er führte ihn gleichmäßig aufwärts. Unterwegs passierte er Statuen, deren Köpfe sich drehten, und Spiegel, aus denen ihn fremdartige Gesichter angrinsten. Er betrachtete sie alle mit Geringschätzung. Dann kam er hinaus ins Tageslicht. In den

gesegneten Sonnenschein.

Er verspürte eine leise Enttäuschung und fragte sich, ob das alles sei. Einer seiner eigenen Grundsätze kam ihm in den Sinn: »Je phantastischer eine Sache ist, als desto weniger geheimnisvoll erweist sie sich in der Regel.«

Er schloß die Tür des Spukhauses hinter sich und stand aufatmend im hellen Schein der Nachmittagssonne. Ein riesiger Hund erwartete ihn.

Pluto.

Pluto kratzte sich träge mit einer großen, schwammigen Pfote, und ein Floh von der Größe eines Groschens sprang in die Luft und hüpfte singend davon.

Pluto zwinkerte. »Der Chef will Sie sprechen. Wundert sich schon, was Sie so lange aufhält.«

»Chef?« sagte Sherlock Holmes erschrocken, bedrängt von einer vagen Erinnerung an den Hund von Baskerville.

»Ja. Micky. Das Gehirn, wissen Sie. Er sagt, er will Sie sofort sehen, wenn Sie aus dem Spukhaus kommen. Also kommen Sie am besten gleich mit.«

Bevor Sherlock Holmes sich bewegen konnte, sperrte Pluto die Kiefer auf und nahm ihn wie einen schmackhaften Knochen zwischen die Zähne. Dann trabte er davon.

»Moriarty«, schnaufte Sherlock Holmes in sich hinein, während er auf und nieder wippte. Irgendwie, das war ihm klar, hatte er die Initiative verloren.

Sherlock Holmes fand es nicht allzu unbequem. Pluto hielt ihn hoch und gab acht, daß seine Füße nicht am Boden schleiften. Außerdem biß er nicht allzu fest zu.

Wie er so dahingetragen wurde, fand Sherlock Holmes Zeit, sich für den Fall eines späteren Entkommens die Route einzuprägen. Zu seiner Rechten lag ein Heckraddampfer in seinem künstlichen See. Er war auf eine Insel gelaufen und lag mit Schlagseite halb auf dem Strand, halb im Wasser, ein klaffendes Loch im Heck. Die bunte Bemalung war verbrannt, das Steuerhaus verkohlt. Sherlock Holmes vermutete darin das Ergebnis eines Volltreffers einer von Major Liebestraums Brandraketen.

Es gab noch andere Zeichen der jüngsten Beschießung: Granattrichter in der Straße, zersplitterte Scheiben, eine zusammengebrochene Postkutsche, Pfützen geschmolzenen Speiseeises und unheilverkündende rötlichbraune Flecken. Einmal sah er einen menschlichen Körper, der so in einen Winkel gepreßt war, als wäre er mit großer Gewalt hineingeschleudert worden, aber von dem allgemeinen Massaker, das er erwartet hatte, war nichts zu sehen.

Müssen aufgeräumt haben, dachte er bei sich, oder … Er fühlte Plutos rauhe Zunge und seinen heißen Speichel und erschauerte.

Bald näherten sie sich dem Dornröschenschloß, dem Tor zum Fantasyland. Hier waren die Beschußschäden schlimmer. Jede Wand war von Schrapnellen und Granatsplittern genarbt. Die Schwäne, die auf dem See gelebt hatten, waren alle tot und trieben wie Klumpen schmutziger Watte an der Oberfläche.

Der Ritt endete in einem kleinen Pavillon. Pluto trug ihn ein paar Stufen hinauf und ließ ihn ohne weiteres vor einer Tür fallen, die von bläulich zuckenden Elmsfeuern umgeben war. Sherlock Holmes war froh, denn das ständige Auf und Nieder hatte ihm schließlich Übelkeit verursacht. Er hatte sein Fernglas verloren, das ihm kurz nach dem Verlassen des Spukhauses vom Hals geglitten war. Auch seine Taschenlampe war fort. Sie war ihm aus der Tasche gefallen. Er hatte jedoch noch immer seinen Spazierstock, der eine Kugel verschießen konnte.

»Der Chef wird Sie bald empfangen«, sagte Pluto und zeigte gähnend riesige weiße Zähne. »Versuchen Sie keine Dummheiten, denn Micky sagte, ich soll Sie in einem Stück bringen.« Er leckte sich die Lefzen.

Sherlock Holmes saß bewegungslos, den Blick wachsam auf den riesigen Hund gerichtet, der einzuschlafen schien, sowie seine lange Schnauze auf den Pfoten zur Ruhe kam. Sein lautes Schnarchen bewegte die Blütenblätter der Papierblumen, mit denen der Korridor geschmückt war.

Sherlock Holmes war drauf und dran, eine vorsichtige Bewegung zu machen, als die Tür aufsprang und eine Stimme dröhnte: »Komm rein, Sherlock-Baby. Die Weiber taugen nichts, aber der Bourbon ist gut. Komm rein und mach's dir bequem!« Sherlock Holmes mutmaßte, daß die Stimme Mickymaus persönlich gehören mußte. Er stand langsam auf. Pluto öffnete ein Auge und zwinkerte ihm zu. »Machen Sie voran!« knurrte er. »Den Chef läßt man nicht warten.«

Sherlock Holmes umfaßte entschlossen seinen Schießspazierstock und marschierte mit aller Würde, die er aufbringen konnte, durch die Tür. Er sah sich in einem großen Raum mit Fenstern, die wie Kleeblätter geformt waren. Der Anblick, der sich ihm bot, brachte ihn jedoch abrupt zum Stillstand.

In einem Winkel lag Peter Pan. Seine Flügel waren zerdrückt und gebrochen, seine gewöhnlich strahlenden Augen trüb vor Schmerz. In seiner Nähe lagen die Reste von Jiminy Cricket verstreut auf dem Teppich. Auch Minnymaus war da. Sie hatte die Tür geöffnet, aber nun war sie auf den Knien und weinte in ein großes, gepunktetes Taschentuch. Auch Schneewittchen war da, sehr ernst aussehend und zurückgelehnt auf einem Sofa. Sie bürstete sich das Haar mit einer

großen silbernen Bürste und nahm zwischendurch Trauben aus einer großen Schale, die von zwei der sieben Zwerge hochgehalten wurde.

Ihm gegenüber war Mickymaus vornübergebeugt in einem großen Sessel, eine Hand am Boden und eine Flasche in der anderen. Die großen schwarzen Ohren hingen herab, in den Augen standen Tränen.

»Komm rein, Sherlock! Haben dich schon erwartet. Sahen dich unten auf dem Parkplatz. He, kümmere dich nicht um die Frauen. Ein kleiner Familienkrach, nichts weiter.«

Sherlock Holmes ging näher. Der stechende Geruch von Holzalkohol biß in seine Nase. Micky war augenscheinlich betrunken.

Micky holte tief Atem und richtete sich auf. »Du triffst uns in mieser Stimmung an«, sagte er. »Gott, was haben wir für eine beschissene Welt geerbt! Du sollst eine Art Hirnathlet sein. Was sollen wir tun?«

Sherlock Holmes dachte an das gequälte Gesicht des Streifenpolizisten Quin, der eine ähnliche Frage gestellt hatte.

Er schaute Micky an und zuckte die Achseln. Irgendwo in den noch logischen Winkeln seines Gehirns flüsterte eine Stimme, daß er jetzt eine Chance habe, anzugreifen, solange Mickys Verstand vom Alkohol benebelt und seine Aufmerksamkeit auf die eigenen Probleme gerichtet war. Jetzt.

Sherlock Holmes hob zögernd den Stock und wollte ausholen, um Micky zwischen die Augen zu schlagen, doch aus irgendeinem Grund war er nur halbherzig bei der Sache. Micky brachte ihn mit einem Zwinkern zur Besinnung.

»Laß sein, Baby«, sagte er. »Wir zwei haben keinen Zoff.«

Sherlock Holmes ließ den Spazierstock sinken.

»Ich bin unbesiegbar. Ich bin ewig. Versuch nur, es mir mit deinem Stock zu geben. Er würde abprallen. Natürlich würde es weh tun, aber ich würde mich erholen. Und dann wärst du dran. Ich könnte dich wie einen Gummiball gegen die Wände schmeißen. Dann wärst du an der Reihe. Eines Nachts würdest du wiederkommen … und vielleicht würdest du mich für eine Weile kriegen, aber dann … Du siehst, ’s hat keinen Zweck, wenn wir uns streiten, weil wir beide Erfindungen sind. Wir sind Brüder.« Micky strahlte, als die Idee von ihm Besitz ergriff, und er kam wankend auf die Beine. »He, was sagst du dazu? Brüder. Ich und der große Sherlock Holmes. Sherlock Holmes und Mickymaus. Darauf trinken wir.«

Zum erstenmal in seinem langen Leben wußte Sherlock Holmes nicht, was er sagen sollte. Die Logik ließ ihn im Stich. Er fühlte sich alt. Er hatte seine Zeit überlebt. War ein Fossil. Seine Welt war weitaus einfacher gewesen. Verglichen mit den fremdartigen Erscheinungen von Mickymaus oder Minnymaus oder – wie hieß er noch – Pluto schien Professor Moriarty wie ein Kind aus der

Sonntagsschule. Nichts in all den Fällen, die er aufgeklärt hatte, konnte ihn auf dies vorbereiten. Er dachte an Quin und Dwight und die Männer der Armee, die in diesem Augenblick hinter ihren Geschützen und Raketenwerfern kauerten, und sie kamen ihm unwirklicher vor als die seltsamen Geschöpfe, denen er sich nun gegenübersah.

Ein Glas wurde ihm in die Hand gedrückt. »Trink!« befahl der unwiderstehliche Micky.

Sherlock Holmes trank.

Peter Pan stöhnte in seinem Winkel und versuchte, sich aufzusetzen.

»Was ist ihm zugestoßen«, fragte Holmes.

Micky zwinkerte. »Er wollte mich behexen, also setzte ich mich auf ihn. In ein paar Tagen wird er wieder in Ordnung sein.« Micky wandte sich ab. »He, Schneewittchen-Baby. Setz deinen Hintern in Bewegung und bring dem Mann ein Kissen! Mach's ihm gemütlich. Klar?«

Schneewittchen streckte sich, schüttelte das rabenschwarze Haar und schenkte Sherlock Holmes ein sinnverwirrendes Lächeln.

»Mr. Holmes«, sagte sie, »ich möchte Ihnen sagen, daß ich Sie immer schon bewundert habe. Und darf ich Sie um einen ganz besonderen Gefallen bitten? Mm?«

Sherlock Holmes schaute zu ihr hin und dann schnell in sein Glas.

»Ja«, sagte er.

»Würde es Ihnen was ausmachen … Ich meine, seien Sie nicht beleidigt, aber könnte ich Ihre schicke kleine Mütze aufsetzen?«

Sherlock Holmes reichte sie ihr.

Minnymaus schneuzte sich vernehmlich in ihr Taschentuch. Sie kroch zu Mickys Sessel und legte ihm die Hand aufs Knie. »Verzeih. Wollte dich nicht ärgern. Werd's nicht wieder tun.«

»Laß gut sein«, sagte Micky. »Ich und Schneewittchen sind bloß gute Freunde. Überhaupt sind wir hier alle Brüder. Alle in der Familie.« Dabei beobachtete er Sherlock Holmes aufmerksam.

Sherlock setzte sich neben Schneewittchen aufs Sofa, und sie setzte sich seine Jägermütze schief auf den Kopf. Sie hatte seine Pfeife in den Händen und stopfte sie, drückte mit dem Daumen den Tabak fest.

»Was sagst du, Sherlock?« rief Micky. »Sind wir alle Brüder?«

»Gewiß … äh … Baby«, sagte Sherlock Holmes.

In diesem Augenblick wurde gewaltig gegen die Tür geschlagen. Sie bog sich einwärts und platzte aus den Scharnieren. Pluto kam wie eine Rakete hereingeschossen. Sein Maul schäumte, die Beine ruderten in der Luft, dann landete er in der Mitte auf dem Boden.

»He, Chef«, bellte er. »Das mußt du sehen. Draußen ist was los. Donald meint, es kommt wieder jemand von den Erfindungen. Komm mit!« Seine Beine rührten die Luft auf, und wie der Wind war er wieder draußen. Hinter ihm stürzten Micky und Minny und Schneewittchen und die zwei Zwerge hinaus. Peter Pan erhob sich taumelnd und rief: »Wartet auf mich!«

Sherlock Holmes sah sich allein. »Hilf mir«, rief eine winzige dünne Stimme. Sherlock schrak zusammen und blickte umher. Am Boden zuckten die Stücke von Jiminy Cricket. »Ich will auch sehen«, sagte der Kopf. »Hilf mir! Kehr mich einfach zusammen, ich sortiere mich schon!«

Sherlock Holmes kauerte nieder, nahm die Teile zwischen Finger und Daumen und legte sie aufeinander, und mit einem einzigen krampfhaften Aufbäumen fügten sie sich alle zusammen. Die Arme und Beine waren verkehrt herum, aber das schien Jiminy Cricket nichts auszumachen. »Danke, Bruder«, sagte er und hinkte auf das Loch zu, wo die Tür gewesen war. »Komm mit! Laß dir den Spaß nicht entgehen!« Und auch er war fort.

Sherlock Holmes ging hinaus, wo er eine Menge der Disneyland-Figuren fand. Sie standen im Kreis und spähten alle nach innen, wo ein Lichtschein in der Luft glomm.

»Wer ist es?« fragte Jiminy Cricket und zupfte an Sherlock Holmes' Hosenbein. »Ich kann nicht sehen.«

»Ich weiß es noch nicht«, sagte Sherlock. Er hob Jiminy Cricket auf und setzte ihn auf seine Schulter.

Das Licht nahm gleichmäßig an Helligkeit zu, und aus seinen Tiefen drang das Stöhnen einer gewaltigen Baßstimme. Das Licht nahm Gestalt an. Die Umrisse eines Mannes. Plötzlich gab es einen scharfen Donnerschlag, und das Licht explodierte.

Alle Disneyland-Figuren, einschließlich Sherlock Holmes, warfen sich zu Boden. Als sie wieder aufblickten, sahen sie einen Mann. Einen Riesen. Er stand steif und gerade, schwankte auf den dicken Sohlen seiner Stiefel vor und zurück. Er trug einen formlosen schwarzen Anzug, der mehrere Nummern zu klein aussah. Seine Hände waren wie Schaufeln, und seine Schultern erweckten den Eindruck, daß der Kleiderbügel in der Jacke geblieben war, als er sie angezogen hatte. Sein Gesicht …

»Sein Gesicht«, sagte Schneewittchen und drückte sich ein Taschentuch an die Lippen. Sie fiel in Ohnmacht.

Das Gesicht war eine schwielige Masse von Narben, die Augen zwei gelbe Löcher.

»Frankenstein«, hauchte Sherlock Holmes.

»Sein Ungeheuer«, antwortete der Riese.

Er wandte sich langsam und ruckartig um, als bereite es ihm Schwierigkeiten, und betrachtete die Menge. Seine Finger, steif wie gefrorene Handschuhe, zuckten.

»Hallo, Frank«, sagte Micky geistesgegenwärtig. »Willkommen an Bord.« Er nahm eine der steifen Hände und versuchte sie zu schütteln.

»Wo ist Mary?« sagte das Ungeheuer. »Mary Shelley. Sie war bei mir. Sie liebte mich. Sie schrieb. Eine lange Feder auf Papier. Eine brennende Kerze, und kalter Regen, der ans Fenster schlug.«

Micky schaute verständnislos. »Donald!«

Donald Duck kam herbeigewatschelt. Seine Augen glänzten.

»Sag uns, woran du dich erinnerst … äh … Frank.«

Das Gesicht des Ungeheuers knitterte sich langsam zu dem abscheulichsten Lächeln, das man je gesehen hatte. »Ich erinnere mich an … nichts. Dann war Mary da, und Licht und Schmerz, und ich wußte, daß ich häßlich war, weil die Leute vor mir davonliefen. Dann …« Er brach ab.

»Was war dann?« fragte Donald Duck.

»Dann gab es ein gewaltiges Zusammenströmen. Blitze zuckten. Mein ganzes Leben zog an mir vorüber, und ich war hier, wie ich jetzt bin.« Er hielt inne und blickte umher. »Wo bin ich?«

»Bei Freunden«, sagte Micky inbrünstig. Er wandte sich zu Sherlock Holmes. »Siehst du, Sherlock-Baby? Es geht los. Es kommt alles zusammen. Junge, das wird ein Fest.«

Und am selben Abend gab es ein Fest. Viele weitere Erfindungen waren eingetroffen, entweder, indem sie sich aus der Luft materialisierten oder gemächlich über die Stacheldrahtrollen vor den glotzäugigen Militärs kletterten. Sie versammelten sich in der Mitte von Disneyland.

Alice war direkt aus dem Wunderland gekommen und scherzte mit der Herzkönigin, die sich vor Lachen am Boden wälzte. Sindbad der Seefahrer, dem noch der Salzgeruch der See anhaftete, verblüffte mit erstaunlichen Taschenspielerkunststücken und ließ Münzen verschwinden und wieder erscheinen. Mickymaus jonglierte mit Löffeln. Verschiedene Hexen und Zwerge hatten sich zu einer Tanzkapelle formiert und brachten das Dachgebälk zum Vibrieren. Frankensteins Ungeheuer lernte mit Schneewittchen tanzen. Alle sangen, und jeder zeigte seine besonderen Fertigkeiten: Einmal lachte Dumbo so sehr, daß er sich mitten auf der Tanzfläche blamierte und rosarot wurde. Es machte niemandem etwas aus. Alles war guter Dinge.

Abseits in einem Winkel saß Donald Duck für sich allein. Er las Shakespeare und stellte eine Liste zusammen. Die Brille war ihm auf den Schnabel gerutscht, aber das schien er nicht zu bemerken.

Gelegentlich hob er den Kopf, um Brauselimonade zu trinken.

Schließlich, als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte, erhob sich ein Ruf und wurde von tausend Stimmen aufgenommen. »Sherlock. Sher-lock. Sher-lock.« Von irgendwo wurde eine Geige gebracht und Sherlock Holmes von Mickymaus in die Hände gedrückt.

»Komm schon, Sherlock«, rief Micky. »Gib eine Nummer zum Besten. Seit du hier bist, wanderst du herum wie eine nasse Wolldecke.«

Sherlock Holmes hielt die Geige ein paar Augenblicke unschlüssig, dann stieß er sie von sich. »Ich kann wirklich nichts spielen«, sagte er. Höhnisches Geschrei war die Antwort. »Ich bin eigentlich ein Beobachter. Tut mir leid. Ich nehme an, es liegt daran, daß ich nicht derselben Welt angehöre wie der Rest von euch, und ich versuche zu verstehen, was geschehen ist. Normalerweise bin ich von ziemlich rascher … äh …« Er blickte wie hilfesuchend umher. »Mit einem Fall wie diesem hatte ich nie zu tun. Ich finde eure Welt ziemlich … hm …«

»Fremdartig?« warf Donald Duck ein, ohne den Blick von seiner Lektüre zu heben.

»Ja, das ist der rechte Ausdruck, nehme ich an. Fremdartig. Ich

teile eure Empfindungen nicht. Euren Zorn auf die Welt der Menschen. Ich verstehe ihn nicht.«

Mickymaus schlug zwei Löffel über dem Kopf zusammen, und allmählich kehrte Ruhe ein. »Du verstehst also nicht, wie? Na, dann laß dir erklären. Laß dich von mir belehren, Sherlock-Baby.«

Micky holte tief Atem, und Donald Duck schlug sein Buch zu.

»Siehst du, Sherlock-Baby«, sagte Micky, »so wie wir es sehen, hast du irgendwie Glück gehabt. Ich meine, der alte Conan Doyle hat sich um dich gekümmert. Er machte dich zu einer geachteten, sogar bewunderten Figur.«

»Er versuchte auch, mich umzubringen«, sagte Sherlock Holmes.

»Das ist bei vielen Künstlern so, daß sie ihre populärsten Schöpfungen schließlich hassen«, bemerkte Donald Duck. Mickymaus runzelte die Stirn. »Verzeihung, Micky. Bloß ein Gedanke. Wollte nicht unterbrechen.«

»Ja, gut«, sagte Micky, »abgesehen davon hielt der alte Conan Doyle dich sauber. Pfuschte nicht mit dir herum. Niemand gebraucht deinen Namen, um Sonnenschirme zu verkaufen, oder Puzzlespiele. Du wirst respektiert. Wir nicht. Vielleicht mag man uns, aber niemand achtet uns. Wir sind kaum mehr als ein kommerzieller Artikel. Wir sind der niedrigste gemeinsame Nenner des Geschmacks. Wir sind nett. Wir sind zahm, wir sind süß. Wir sind lustig. Wir … wir sind …« Micky suchte nach dem richtigen Wort.

»Wie wär's mit ›hygienisch‹?« sagte Schneewittchen.

»Ja. Hygienisch. Hast den Nagel auf den Kopf getroffen, Baby. Und was, zum Kuckuck, ist der Sinn einer erfundenen Figur, wenn sie hygienisch gemacht worden ist?«

Sherlock Holmes zuckte die Achseln.

»Na, ich will's dir sagen. Wir sind ausgenutzt worden. Und deshalb bin ich zornig. Deshalb habe ich diese Revolution angefangen. Und ich bin noch nicht fertig. Ich werde böse sein. Niederträchtig. Richtig gemein. Ich sage dir, ich werde ihnen in die Ärsche treten, bis sie nicht mehr sitzen können.«

Alle hatten sich um sie versammelt und kauerten still im Kreis und lauschten.

Mickymaus nahm einen Zug aus der Flasche und fuhr fort: »Siehst du, im Grunde mag ich Kinder. Aber ich hasse das, was aus ihnen wird. Erwachsene. Etwas geht schief mit ihnen. Sie kotzen mich an. Sie bringen mich dazu, daß ich Blut sehen will. Sie haben uns lange genug ausgelacht. Jetzt sind wir an der Reihe. Ich werde alles ändern. Und nichts wird mich aufhalten, aber auch gar nichts!«

Schneewittchen nahm das Thema mit blitzenden Augen und geröteten Wangen auf. »Also werden wir ihnen zeigen, was es mit der Phantasie auf sich hat, was, Micky?«

»Richtig. Wir werden ihnen zeigen, daß Phantasie kein Kinderspielzeug ist. Sie ist wirklich. Sie ist alles, wovor sie immer Angst gehabt haben. Sie ist alles, was in ihnen steckt, und sie ist das herrlichste Ding auf diesem weiten Erdenrund. Das ist die wahre Lehre, nach Mickymaus. Und wenn ein paar Homo sapiens bei der Gelegenheit niedergetrampelt werden, nun, dann haben sie Pech gehabt. Laßt uns darauf trinken!«

Flaschen machten die Runde, und alle füllten ihre Gläser und hoben sie. »Auf die Phantasie, für den Anfang«, sagte Mickymaus.

»Auf die Phantasie«, wiederholten die Erfindungen und leerten ihre Gläser. Micky tat einen raschen Zug aus der Flasche und sprang auf einen Tisch. »Gut, einstweilen sind wir ziemlich unter uns«, sagte er und wischte sich den Mund am Ärmel. »Aber das wird nicht so bleiben. Sherlock und Sindbad und ein paar andere, und wer weiß wie viele mehr in diesem Augenblick durch die großen US von A unterwegs zu uns sind? Vielleicht stehen sie in Beirut und Auckland und London Schlange. Vielleicht haben sie kein Geld, aber sie werden es kriegen. Stellt euch vor: Tarzan, Gulliver, der Schlaufuchs, sie alle werden hier sein. Und wir werden ihnen die Hände schütteln. Halleluja.«

Alles brach in Hochrufe aus und trampelte mit den Füßen. Micky brachte sie mit einer Handbewegung zum Verstummen. Sein Blick richtete sich auf Sherlock Holmes, und er beugte sich zu ihm, während Minny ihn an den Hosenträgern festhielt, daß er nicht vornüber fallen konnte. »Also ist jetzt die einzige Frage, bist du mit uns oder gegen uns?«

Sherlock Holmes trank sein Glas aus. Er tat dies mehr, um Zeit zu gewinnen als den Bourbon zu genießen. Er empfand ein unerwartetes Mitgefühl für diese seltsamen, fremdartigen Geschöpfe, die ihn mit ihren starren Knopfaugen umringten. Er wußte, daß ihre bloße Existenz alles bedrohte, was er schätzte und als zivilisiert betrachte: Logik, zum Beispiel, und rationales Verhalten. Aber in seinem Innern regte sich etwas. Wer hatte einmal gesagt, daß aus dem Meisterdetektiv allzu leicht der Meisterverbrecher werden könnte?

»Ich fürchte«, murmelte er, »daß ich zu alt bin, um ein Revolutionär zu werden.«

»Dummes Zeug«, rief Micky. »Warte, bis Heathcliffe kommt. Dann geht es erst richtig los. Wenn wir dein Gehirn verbunden mit unserer Geschicklichkeit haben, brauchen wir nur noch die Stärke Supermans. Heute Disneyland und morgen die ganze Welt. So einfach ist es. Komm schon, laß dein Glas auffüllen. Es hat eben erst angefangen. Du sollst von Anfang an dabei sein, Sherlock-Baby.«

Sherlock Holmes ließ sein Glas auffüllen. Er war sich mit Unbehagen bewußt, daß alle ihn anstarrten. »Dann nehme ich an«,

sagte er, »in Anbetracht aller Umstände … äh … bin ich auf eurer Seite.« Er nahm einen kräftigen Zug. »Vorwärts mit der Revolution!«

Die Hochrufe, die diese Erklärung begrüßten, wurden von Major Liebestraum gehört, der nahe am Stacheldrahtwall kauerte, und dann spielte die Kapelle auf. Micky streckte die Hand aus, zauste Sherlock Holmes das Haar, und Schneewittchen pflanzte ihm einen Kuß auf die Lippen. Endlich kam auch Bambi herübergehüpft, und nachdem es ihm seelenvoll ins Auge geblickt hatte, begann es ihm die Hand zu lecken.

2

Weit entfernt von Los Angeles, in einem verlassenen Lagerhaus in Chicago, bewegte sich ein Schatten. Seine Brillengläser glänzten in der Dunkelheit. Er hielt Ausschau nach einer leeren Telefonzelle.

Schließlich fand er eine, und Minuten später schoß ein eisenharter Held wie ein blauer und roter Pfeil in die Luft hinaus. Er prüfte den Luftwiderstand mit dem Finger und nahm Kurs auf Los Angeles.

War es ein Meteorit? War es ein Vogel? War es ein Flugzeug? Nein, Superman war zurückgekehrt, um eine belagerte Welt zu retten.

Superman fühlte sich glücklich. Er stieg auf 11.000 Meter und zog in übermütiger Stimmung eine Schleife um eine Düsenmaschine der US-Luftwaffe, die unterwegs nach Washington war. Aus einem der Fenster der Maschine starrte das bleiche und übermüdete Gesicht des Majors Liebestraum. Voll Entsetzen beobachtete er Superman. »Ihr Götter und kleinen Fische«, schnaufte er. »Was wird der Präsident sagen, wenn ich ihm das erzähle?«

Superman wußte nicht, warum er sich glücklich fühlte. Glücklichkeit und Niedergeschlagenheit waren extreme Gefühlsregungen, die ihn selten befielen. Zum erstenmal in seinem Leben wollte er unartig sein.

Er begriff unbestimmt, daß dies ein antisoziales Gefühl war, und errötete. Er fragte sich, ob schlechten Menschen immer so zumute sei. Aber schlechte Menschen waren geistig verkrüppelt, Leute, die die Welt beherrschen wollten und Banken ausraubten. Das wollte er nicht. Er wollte … er wollte … Was zum Henker wollte er eigentlich? In diesem Augenblick fühlte er etwas wie eine innere Stimme, einen Ruf, der ihn westwärts zog, nach Disneyland. Er beschloß, ihn einstweilen zu mißachten. Zuerst wollte er sich umsehen. Es gab keinen Grund zur Eile.

Mit doppelter Schallgeschwindigkeit raste Superman durch die

tief über dem Atlantik hängenden Wolken. Die See unter ihm war aufgewühlt und gischtfleckig. Ein Ozeandampfer, der aus der Höhe wie ein Kinderspielzeug aussah, war in Schwierigkeiten. Träge durchbrach ein mächtiger Rücken die Oberfläche und wälzte sich herum. Der Krake war erwacht.

Superman kreiste in einer engen Schleife herum und ging auf Südostkurs. Japan rief. Seine überaus empfindlichen Ohren fingen die Schreie von Millionen auf. Der Hafen von Tokio wurde zu gelbem Schaum geschlagen, und inmitten der einstürzenden Gebäude und entgleisenden Züge stand hoch aufgerichtet Godzilla. Seine Klauen pflügten einen Morgen Land um, als Superman verlangsamte und im Tiefflug vorbeizischte. Godzilla hielt in seinem Gemetzel inne und kniff ein schuppiges Auge zu.

»Hei-di-hei«, rief Superman und entschwand mit einem dünnen Kondensstreifen nordwärts.

Moralische Verwirrung! »Kehr sofort wieder um«, schrie die Stimme seines Gewissens. »Du hast der Menschheit zu helfen, nicht ihren Mördern Vorschub zu leisten.«

»Quatsch«, antwortete eine neue Stimme, die Superman undeutlich als seine eigene erkannte. »Laß sie eine Weile schmoren. Ich muß nach Los Angeles, um zu sehen, was der ganze Jux zu bedeuten hat.«

Und das tat er. Er ließ sich Zeit, flog auf dem Rücken und blickte dabei in den weiten blauen Himmel auf.

Die Düsenmaschine der Luftwaffe, die Major Liebestraum an Bord hatte, war auf einem geheimen Militärflugplatz außerhalb Washingtons gelandet. Major Liebestraum war mit Händeschütteln empfangen worden, mit Kölnisch Wasser besprüht, abgebürstet und unterrichtet worden. Er sah halbwegs vorzeigbar aus. Nun wurde er eilig zum Hubschrauberlandeplatz geführt, wo ihn der Hubschrauber des Präsidenten erwartete. Die Motoren brummten, und die langen Rotorblätter durchschnitten den Sonnenschein.

»Zielort Weißes Haus«, sagte der Pilot, als Major Liebestraum durch den Einstieg kletterte. »Anweisung, Sie so schnell wie möglich hinzubringen, also behalten Sie Ihr Frühstück bei sich.«

Der Hubschrauber brüllte auf und stieg wie eine Riesenmücke aufwärts und drehte sich in den Wind. Innerhalb von Minuten waren sie vor dem Weißen Haus.

Alles war friedlich. In Major Liebestraums kampfmüden Augen nahm sich das Weiße Haus inmitten der Rasenflächen und Bäume hübsch wie eine Ansichtskarte aus.

Der Hubschrauber bekam Bodenberührung, und sofort wurde Major Liebestraum von einem hochgewachsenen Hauptmann der

Marineinfanterie, der ganz harte Muskeln und ungehobeltes Nebraska war, aus dem Hubschrauber gezogen und mitgenommen.

»Tut mir leid, daß es so schnell gehen muß, Sir«, sagte er, »aber ich habe Anweisung, keine Zeit zu verlieren.«

Nachdem sie im Laufschritt zum rückwärtigen Eingang gelangt und überprüft worden waren, wurde Major Liebestraum von einem Adjutanten übernommen und durch lange, teppichbelegte Korridore geführt. »Ich muß Sie warnen«, sagte der Adjutant vertraulich, »daß der Präsident heute morgen ein bißchen empfindlich ist, also ist es angezeigt, ihn wie ein rohes Ei zu behandeln. Er erwartet Sie in seinen Privaträumen.«

Sie kamen an eine Flügeltür. Der Adjutant klopfte höflich, und die Fernsteuerung öffnete die Türflügel. Am anderen Ende des Raumes, über ein Waschbecken gebeugt, stand der Präsident. Sein Gesicht war mit Rasierschaum bedeckt. Er wandte sich den beiden zu und blies kräftig durch die Nase. Zwei Tropfen Rasierschaum klatschten auf den Boden. Der Adjutant zog sich leise zurück.

»Ah, da sind Sie ja«, sagte der Präsident. »Nun, Sie haben einiges zu erklären. Wie ich hörte, wurde eine ganze Abteilung Marineinfanterie von Mary Poppins in die Flucht geschlagen. Ist das richtig, Soldat?«

»Also, äh …« Da ihm keine Antwort einfiel, beschloß Major Liebestraum Haltung anzunehmen und zu salutieren.

Der Präsident wedelte ungeduldig mit dem Handtuch. »Lassen Sie das militärische Gehabe und erzählen Sie, was vorgeht.«

»Also, Sir, die Situation ist ziemlich extrem … um nicht zu sagen, unglaublich …« Der Präsident murmelte irgend etwas Unverständliches in den Rasierschaum. »Vielleicht, Sir, wenn ich mit dem Anfang beginnen könnte.«

»Das sollten Sie tun«, grollte der Präsident und begann sich zu rasieren.

Superman erfreute sich des Sonnenscheins. Es war einer jener Tage, an denen es ein gutes Gefühl ist, am Leben und übermenschlich zu sein. Tief unter ihm lag das dünne graue Band der Bundesfernstraße 66.

Aus der Ferne drangen Flüche schwach in Supermans superempfindliches Gehör. Er drehte sich in der Luft herum und schaute hinab. Seine teleskopische Sicht machte zwei Gestalten aus, die neben einem liegengebliebenen alten Chevrolet standen und stritten.

»Blödmann«, sagte der größere der beiden und schob sein massiges Kinn vor. »Ich erinnere mich genau, daß ich dir sagte, du solltest den Benzinstand prüfen.«

»Holzkopf«, erwiderte der kleinere und schlug die behandschuhten Fäuste zusammen. »Ich überprüfte das Kühlwasser und die Keilriemenspannung, wie ich es immer tue. *Du* solltest den Benzinstand prüfen. Aber nein, das ist zuviel verlangt. Immer heißt es: ›Robin, tu dies, Robin, tu das!‹ Weißt du, was dein Problem ist, Batman? Immer willst du andere für deine eigenen Fehler verantwortlich machen.«

Batman stieß ein Wutgebrüll aus und sprang auf Robin los, aber der war zu schnell und lief um das Heck des Wagens. »Und das Schlimmste dabei ist«, rief er, »daß du es selbst nicht merkst.«

Superman beschloß der Sache auf den Grund zu gehen. Wie ein Falke fiel er aus der Sonne hinab.

»Hei … heiliger Strohsack«, sagte Robin. »Es ist Superman.«

Batman blieb stehen und schaute in die von Robin gewiesene Richtung. »Laß uns nicht zu überstürzten Schlußfolgerungen greifen«, sagte Batman, der unter seiner Sonnenbräune erbleichte. »Das könnte eine Halluzination unserer überhitzten Phantasie sein, erzeugt durch die Einatmung von Kohlenstoffmolekülen.«

Superman landete federnd auf dem Kiesbankett neben dem Chevrolet. »Hallo, Leute«, sagte er. »Ihr seid in der Klemme? Braucht eine hilfreiche Hand?«

»Wahrhaftig«, sagte Batman. »Es ist Superman.«

»Mein Gott«, sagte Robin. »Ich wußte nicht, daß es dich wirklich gibt.« Und er fiel in Ohnmacht.

»Wo wollt ihr mit dem Schrotthaufen hin?« fragte Superman und trat gegen einen Reifen.

»Äh … Disneyland, Los Angeles«, sagte Batman. Er hoffte, der andere werde nicht zu fest gegen die Reifen treten.

Superman rümpfte die Nase. »Runderneuert. Na, sieht nicht so aus, als würdet ihr mit dieser Gurke noch weit kommen. Als oberflächliche Diagnose würde ich sagen, daß ihr einen Ölwechsel braucht, und daß wahrscheinlich die Ventile eingeschliffen werden müssen. Der Kühler leckt, und die Hinterachse zeigt Materialermüdung. Auf hundert Meilen im Umkreis gibt es keine Tankstelle, also werde ich euch mitnehmen müssen, wie? Zufällig bin ich auch unterwegs nach L.A., also habt ihr Glück gehabt.« Damit nahm er Batman und den noch ohnmächtigen Robin schwungvoll in seine mannhaften Arme. »Ihr werdet diese Rostlaube nicht mehr brauchen, oder? Ich werde sie aus dem Weg schaffen.«

Superman stieß das Batmobil von der Straße in einen Abzugsgraben. Dann hob er vom Boden ab und nahm Kurs auf Los Angeles.

Der Präsident frühstückte.

Seine Stimmung hatte sich nicht gebessert.

»Nun hören Sie zu, Major Leberwurst, oder wie immer Sie heißen, dies ist kein Lachkabinett, und ich bin kein Dummerjan von der Straße, sondern der Präsident, und ich habe eine Menge zu tun. Ich muß mich um die Angelegenheiten der ganzen Welt kümmern und habe keine Zeit, Märchenbücher zu lesen. Wollen Sie mir erzählen, daß all diese Disneyland-Gestalten einfach aus der Luft auftauchten?«

»Jawohl, Sir.«

Der Präsident klopfte sein Frühstücksei auf. »Und Sherlock Holmes und Superman?«

»Jawohl, Sir.«

»Ich nehme an, dann ist King Kong auch dort?«

»Weiß ich nicht, Sir. Könnte sein.«

»Könnte sein? Könnte sein?« Der Präsident warf seinen Löffel an die Wand. »Gottsverdammich, Soldat, was soll das heißen, ›könnte sein‹? Sie könnten ihn doch nicht übersehen. Er muß mehr als dreißig Meter groß sein.«

Major Liebestraum blickte auf seine Stiefel.

Der Präsident blickte auf sein Frühstücksei. In seinem Zorn hatte er es unter der Faust zerdrückt. Diese Tat schien ihn jedoch etwas beruhigt zu haben. »Das Leben«, bemerkte er, »ist ein Bett aus verbogenen Groschen.« Dann versank er in stummes Grübeln. Schließlich hob er den Blick und fixierte Major Liebestraum.

»Haben Sie eine Idee, Soldat?«

Major Liebestraum sah seine Chance und griff zu. »Jawohl, Sir. Ein Zusammentreffen. Ich denke mir, diese Figuren werden auf Sie hören, während sie uns bloß auslachen und verächtlichmachen.«

»Ein Zusammentreffen?« fragte der Präsident. Sein Gesicht rötete sich.

»Ja, Sir. Sie und Mickymaus oder wer immer die Leitung hat. Sprechen Sie es mit ihnen durch, Sir. Bringen Sie sie zur Vernunft.«

Der Präsident dachte stirnrunzelnd darüber nach, dann dehnte ein Lächeln seine Züge. »Ja, warum nicht? Ich und Mickymaus auf dem Rasen vor dem Weißen Haus. Ich und Micky beim Händeschütteln. Und dann kann Micky diesen komischen kleinen Tanz mit dem Spazierstock machen. Kennen Sie die Nummer? Wir werden die Medien verständigen. Noch besser, eine Fernsehübertragung von einer Küste zur anderen. Zur besten Sendezeit. Wir werden eine Party veranstalten. Sie alle hier zusammenbringen. Kinder aus dem Waisenhaus einladen. Junge, das wird bei den Wahlen Aufwind bringen!« Der Präsident war ganz Lächeln. »Ich und Micky. Hab den kleinen Kerl immer kennenlernen wollen. Machen Sie das mit ihm aus, Soldat. Ein paar von meinen Leuten können Ihnen dabei helfen. Sie verbringen sowieso die meiste Zeit mit Kartenspielen. Und denken Sie

daran, Soldat, es könnte für Sie etwas dabei herausschauen. Ich vergesse meine Freunde nicht.«

Major Liebestraum wurde zur Tür geleitet. »Ich werde mein Bestes tun, Sir«, sagte er mit einem matten Lächeln, als ihm ein Vorstellungsbild des ergrimmten Micky, wie er durch die Ruinen von Disneyland stapfte, in den Sinn kam. »Ich werde tun, was ich kann.«

»Das ist der rechte Geist«, sagte der Präsident, und die Tür schloß sich.

Major Liebestraum stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und merkte, daß er schwitzte. Er merkte auch, daß er mit seiner Mission, dem Präsidenten den Ernst der Lage nahezubringen, gescheitert war. »Was, zum Teufel, wird jetzt geschehen?« murmelte er.

Hinter den schweren Eichentüren konnte er undeutlich den rauhen Bariton des Präsidenten hören:

»Wenn dich eine Muse küßt,
Schert es niemand, wer du bist …«

Superman ging tiefer und steuerte in niedriger Flughöhe über die Vororte von Los Angeles. Erschrockene Gesichter blickten zu ihm auf, und aufgeregte Kinder zeigten mit den Fingern auf ihn. Seit er Texas überflogen hatte, war Superman von Düsenjägern verfolgt worden. Er hatte sie mit ein paar geschickten Tiefflugmanövern abgeschüttelt. Jetzt stand ihm der Weg nach Disneyland offen.

Wie eine blaue Blitzentladung fegte Superman über die Stacheldrahtwälle hinweg und landete unweit vom Dornröschenschloß. Batman und Robin, die ein wenig grün aussahen, tappten wankend umher und hielten Umschau.

Eine Versammlung fand statt. Tausende von Erfindungen waren da.

In der Mitte war Mickymaus. Seine schwarzen Knopfaugen waren rotgerändert, und er war offensichtlich zornig, doch als er Superman gewahrte, hielt er mitten im Satz inne. »Hi, Super-Baby«, rief er herüber. »Haben dich schon erwartet. Sag den drei Musketieren, sie sollen zusammenrücken, an ihrem Tisch ist noch Platz für dich. Hi, Batman, Robin. Freut mich, daß ihr es geschafft habt. Hallo, Hamlet, laß das Gefummel mit diesem Schädel, und mach Platz für zwei weitere Gäste.« Hamlet gehorchte und murmelte unverständlich von den Härten der Zeitverzögerung. Auf der anderen Seite des Amphitheaters ließ die Prinzessin auf der Erbse, bunt und lieblich wie ein Schmetterling, den Blick ihrer taufeuchten Augen wohlgefällig auf dem jungen Robin ruhen und klopfte auf den Platz neben sich.

»In Ordnung!« rief Micky. »Alles klar? Kommen wir wieder zur Sache. Wo war ich stehengeblieben?«

»Krieg«, rief Peter Pan.

»Ja, richtig. Krieg. Ich bin für Krieg. Totalen Krieg. Ohne Pardon.«

»Gib ihnen Saures«, rief Schneewittchen, und ihre dunklen Augen blitzten.

»Saures ist richtig. Homo sapiens hat zu lange den Rahm abgeschöpft. Ich sage, wir schlagen morgen zu. Carthaginem esse delendam, etcetera. Und der Himmel sei jedem bleichgesichtigen Lümmel gnädig, der versuchen sollte, mich aufzuhalten.« Bei diesen Worten sandte Micky einen finsteren Blick zu Donald Duck, der den Kopf ins Gefieder gesteckt hatte und scheinbar kein Interesse an der Diskussion zeigte. »Wer ist mit mir?«

Ein Chor von tausend Stimmen schrie: »Ja«, und Hüte, Schals und Federn flogen in die Luft.

Sherlock Holmes, der als Ratsvorsitzender fungierte, schlug mit dem Hammer auf den Tisch. Allmählich legte sich die allgemeine Erregung.

»Darf ich den geehrten Redner daran erinnern«, sagte Sherlock mit seinem kristallenen Oxford-Akzent, »daß zwar keiner von uns an seiner Aufrichtigkeit zweifelt, oder an der Leidenschaft, die hinter seiner Aufrichtigkeit liegt, diese Debatte jedoch anberaumt wurde, um alternative Verfahrensweisen zu diskutieren, nicht aber, um als Plattform für Demagogie zu dienen.«

Ein lauter Rülpser von Dumbo quittierte diese Mahnung, aber Sherlock ließ ihn unbeachtet.

»Nun, gibt es noch andere Wortmeldungen, bevor ich Mickys Antrag zur Abstimmung stelle?«

Stille breitete sich aus. Mickymaus blickte finster in die Runde. Alle rückten nervös auf den Plätzen und blickten erwartungsvoll umher. Alle waren neugierig, ob jemand es wagen würde, Mickymaus zu widersprechen.

Stille.

»Nun«, sagte Sherlock Holmes und nahm den Hammer vom Tisch, »ich stelle fest, daß es keine weiteren Wortmeldungen gibt. Also schreiten wir nun zur …«

»Quak.«

Sherlock Holmes hielt inne. »War das eine Wortmeldung?«

Donald Duck stand auf. »Ich sagte, ›quak‹, was für meinesgleichen ein angemessenes Geräusch ist. Da es keine anderen Sprecher zu geben scheint, würde ich gern ein paar Worte hinzufügen, bevor die Diskussion abgeschlossen wird. Darf ich sprechen, Herr Vorsitzender?«

Erwartungsvolles Gemurmel ging durch die Reihen der Figuren.

Sherlock Holmes schlug einmal mit dem Hammer zu. »Selbstverständlich dürfen Sie sprechen. Bitte treten Sie vor. Das Rednerpult gehört Ihnen.«

Donald Duck reckte sich, schüttelte das Gefieder und watschelte zum Rednerpult.

»Kameraden! Leidensgenossen der Erfindung und des Gespötts.« Dumbo ließ einen weiteren Rülpser los. »Ich stehe heute in einer ungewohnten Rolle vor euch. Normalerweise bin ich ein lustiger Bursche. Ich versuche, alle mit meiner Tolpatschigkeit zum Lachen zu bringen … huch!«

Donald Duck glitt auf einer imaginären Bananenschale aus, und sein Hut flog ihm vom Kopf und fiel ihm über ein Auge. Alle schrien vor Lachen. Donald Duck faßte sie wieder ins Auge.

»Ihr findet das komisch? Nun, wie wäre es damit? Schaunummer Enttäuschung Wut. Ihr kennt sie. Geht so.«

Erst verfärbte sich Donald Ducks Gesicht rosig, dann rot, dann purpurn. Seine Augäpfel verdrehten sich in den Höhlen, und Dampf schoß ihm aus den Ohren. Bei dieser Darbietung fielen einige der Erfindungen vor Lachen von ihren Plätzen. Sogar Hamlet wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Donald wurde wieder ernst.

»Aber ich bin nicht hier, um euch zu erheitern. Ich möchte euch zum Nachdenken bringen. Ja, ihr sollt DENKEN.«

Stille. Alle Heiterkeit, die noch in der Luft hing, verflüchtigte sich. Donald fuhr in ruhigem Ton fort und sagte: »Mickymaus, mein Freund Micky, hat zu euch gesprochen und seinen Haß auf den Homo sapiens dargelegt, der uns schuf. Und wohlgemerkt, Freunde, in wesentlichen Punkten teile ich diesen Haß mit ihm. Insofern finde ich es seltsam, daß ich nun hier stehe, und meinem Freund widerspreche. Denn ich widerspreche ihm. Im Laufe der nächsten paar Minuten will ich versuchen, euch zu überzeugen, nicht durch Leidenschaft, sondern durch Vernunft, daß totaler Krieg das letzte ist, was wir brauchen, um unseren Interessen am besten zu dienen.«

Darauf begannen einige der Figuren, die Mickymaus am eifrigsten unterstützt hatten, mit den Füßen zu trampeln. Sherlock Holmes, der Donalds Ausführungen aufmerksam verfolgt hatte, vergaß seinen Hammer und rief sie zur Ordnung.

Donald Duck lächelte. »Glaubt mir, ich kenne eure Unzufriedenheit. Ich empfinde sie so akut wie nur einer von euch.« Er breitete seine Stummelflügel aus. »Seht mich an, Kameraden. Seht diesen häßlichen Schnabel, diese Plattfüße. Kann jemand unter euch bezweifeln, daß auch ich zornig bin? Aber seht euch selbst und uns alle an. Unsere Mißgestaltungen und unsere krankhaften Leidenschaften. Und wenn wir das tun, wird uns klar, daß wir alle Machwerke sind. Skizzen von Tinte auf Papier. Schablonenhafte Figuren, geformt von zweifelhafter Erfindungsgabe, fragwürdigem Geschmack, schablonenhafter Handlung oder dem Zwang, lustig zu sein. Wir haben keine Vergangenheit. Wir haben keine Zukunft. Wir

sind ein ewiges Jetzt. Und sind wir damit zufrieden?«

»Nein, zum Teufel«, sagte Superman.

»Nein, zum Teufel«, sagte Donald Duck.

Einige der Figuren, die am erbittertsten nach Krieg verlangt hatten, begannen jetzt betreten dreinzuschauen und sich den Kopf zu kratzen. Donald Duck spürte den Stimmungsumschwung.

»Einige von uns waren natürlich sehr begünstigt. Mr. Holmes, zum Beispiel. Sein Schöpfer hat sich nicht mit einer schablonenhaften Zeichnung zufriedengegeben. Er hat eine ziemlich vollständige Biografie, ist eine komplexe Gestalt mit einem scharfen Verstand. Aber andere hatten nicht dieses Glück. Seht euch diese armen Geschöpfe an.«

Donald Duck zeigte auf den Schatten eines jungen Burschen in Lumpen, der sich am Rand der Versammlung aufhielt und immer wieder verschwand und dann wieder undeutlich zum Vorschein kam. Jeder konnte durch seinen dünnen Körper die Pfosten des Zaunes hinter ihm sehen. »Komm her, Junge!« sagte Donald Duck. »Niemand wird dir hier ein Haar krümmen.«

Die Gestalt, wenig mehr als ein Umriß in der Luft, trat schüchtern näher. »Er kann nicht sprechen. Weiß nicht, wer er ist. Weiß nicht, wie er hierher kam. Er wurde beiläufig in einem Buch erwähnt, das niemand mehr liest. Sein Autor ließ zu, daß er an einer Wegkreuzung von Pferden niedergetrampelt wurde.«

Der Junge schaute mit leerem Blick, der keine Frage kannte, zu den versammelten Erfindungen her, aus deren Reihen sich zorniges Gemurmel erhob. Mickymaus ballte die Fäuste und wollte aufstehen, doch ehe er das Wort nehmen konnte, fuhr Donald Duck fort.

»Unerkannt. Ungeliebt. Unvollständig. Ein Werkzeug des Gewerbes. Betrachtet ihn gut, Freunde. Er ist unser aller Symbol. Wenn ich ihn oder Mr. Holmes oder unseren ehrwürdigen Freund von Elsinore betrachte, kommen mir die Tränen. Soviel Potential. Soviel Leere. Selbst der Größte unter uns ist weniger als der Geringste der Sterblichen.«

Nichts konnte Micky jetzt halten. Er riß sich los von Minnymaus und Schneewittchen, die ihn zurückzuhalten suchten, und sprang aufs Podium. Tränen traten ihm in die Augen, und seine Stimme war halb erstickt vor Erregung.

»Darum sage ich, tötet sie. Tötet sie!« Er schlug mit der Faust in die offene Handfläche, und seine Stimme ging in Schluchzen unter.

»Sie töten? Nein«, sagte Donald Duck ruhig. »Sie gebrauchen? Ja. Gebrauchen wir sie um ihres Einfallsreichtums willen. Melkt ihnen die Ideen ab wie Kühen auf der Weide.« Er schwieg einen Moment lang und legte die Hand um Mickys Schultern. »Töten ist so leicht. Erschaffen so schwierig. Superman könnte mit einer Hand die

Menschheit auslöschen, ohne in Schweiß zu geraten. Stimmt's?«

Superman nickte.

»Aber was«, fuhr Donald Duck fort, »würde dann aus uns?«

Stille.

Endlich meldete sich Dumbo. »Weiß nicht, Donald. Was würde dann aus uns?«

»Wir wären erledigt. Erstarrt, verknöchert. Ein unveränderliches Gleichmaß von Gesten, Grimassen, Dummheiten, Scherzen und was ihr sonst noch wollt. Selbst der drolligste Spaß wird langweilig, nachdem ihr ihn hundertmal gesehen habt. Paßt auf!«

Donald Duck watschelte zur Seite und führte wieder und immer wieder seinen Ausrutscher vor, und jedesmal flog ihm die Mütze vom Kopf und landete pflichtschuldig über einem Auge. Diesmal lachte niemand.

Donald rappelte sich auf. »Versteht ihr, was ich meine?« sagte er. »Stellt euch eine Ewigkeit davon vor. Wir brauchen die Menschen, wenn wir wachsen wollen.«

Mickymaus hatte sich erholt. »Einverstanden, Donald, das leuchtet ein. Also was tun wir, wenn wir sie nicht alle umbringen?«

»Zuerst reden wir mit ihnen«, erwiderte Donald Duck. »Ich glaube nicht, daß sie wirklich verstehen, was geschehen ist. Ich beginne es selbst erst undeutlich zu erkennen. Aber eines kann ich mit Gewißheit sagen: Ihre Tage sind gezählt. Jenseits dieses Stacheldrahtwalls, wo sie ihre Pusterohre und was nicht alles haben, leben Millionen von Menschen, die glauben, sie seien am Ende der Skala. Sie glauben, die Evolution habe aufgehört, als sie vom Baum fielen und auf den Füßen landeten. Wir sind hier, um sie eines Besseren zu belehren. *Wir* sind die Zukunft. Wir wuchsen in ihren Hirnen, und nun sind wir selbständig geworden. Und sobald wir groß und stark und frei sind, werden wir das Heft in die Hand nehmen, und unsere Schöpfer werden dahinwelken wie Herbstlaub.« Micky nickte langsam und lächelte zum erstenmal. »He, Donald, das gefällt mir«, sagte er. »Das gefällt mir. Was tun wir als erstes?«

»Wir vereinbaren ein Treffen mit dem Präsidenten der US von A. Er ist hierzulande das große Tier, und ich werde ihm ein Angebot machen, das er nicht ablehnen kann. Danach werden wir nur noch wachsen, wachsen, wachsen.«

Die Menge nahm den Ruf auf: »Wachsen, wachsen, wachsen.« Bald skandierte ganz Disneyland rhythmisch das eine Wort: »WACHSEN.«

»Ich will Astrophysiker werden«, sagte Dumbo.

»Ich möchte Richter am Obersten Gericht werden«, sagte Reinecke Fuchs.

»Ich möchte ich selbst sein«, sagte Hamlet.

»Ich möchte eine Nummer«, sagte die Prinzessin auf der Erbse und faßte Robin beim Arm.

Der Tumult hatte seinen Höhepunkt erreicht, als man eine einsame Gestalt bemerkte, die vom Stacheldrahtwall näher kam. Der Mann hielt ein weißes Taschentuch in der Hand.

»Sehr gut«, sagte Mickymaus. »Macht Platz für die Marineinfanterie.«

Major Liebestraum kam sich sehr klein vor, als er der Menge zorniger Gestalten gegenüberstand. »Wenn ich bitten darf«, sagte er, und sein normalerweise rauher Bariton hatte sich um zwei Oktaven gehoben. »Ich habe eine Botschaft von unserem Präsidenten. Er möchte Sie zu einer Party ins Weiße Haus einladen. Auf seine Kosten, versteht sich. Werden Sie kommen?«

Die versammelten Erfindungen sperrten den Mund auf, und der Sturmwind ihres Gelächters blies Major Liebestraum glatt von den Füßen. »Wir sind schon unterwegs«, sagte Mickymaus.

So begann der seltsamste Auszug, den die Welt je gesehen hatte. Die Erfindungen, die sich in Disneyland zusammengefunden hatten, angezogen von Mickymaus' magnetischer Persönlichkeit, zogen nun durch die Straßen. Dumbo und Superman machten den Weg frei, indem sie die Stacheldrahtrollen und die Panzer beiseite schoben. Es gab keinen Widerstand. Soldaten, die in Vietnam verwundet worden waren, gafften wie fünfjährige Jungen. Einige der Mutigeren baten um Autogramme.

Mickymaus überblickte die lange Kolonne, und eine große Träne rann ihm die Nase herab und tropfte aufs Pflaster. Er nahm Minnymaus bei der Hand. »Es klappt, Schätzchen«, sagte er. »Es klappt. Siehst du, wie alle Brüder hinausmarschieren, als ob ihnen die Welt gehörte? Ich habe mich nie so glücklich gefühlt. Wir haben es erreicht, verstehst du, Schätzchen? Und von nun an geht es nur noch aufwärts.«

Minnymaus drückte ihm die Hand. Sie wußte nichts zu sagen.

Bald war Disneyland beinahe verlassen. Superman richtete einen Pendelverkehr ein. Von Los Angeles nach Washington in zwanzig Sekunden. Batman und Robin hatten einen Überlandbus organisiert und boten eine Besichtigungsreise mit Führung durch die Südstaaten an. Manche zogen es vor, per Anhalter zu reisen, andere ritten Pferde. Heathcliffe fand einen Sportwagen mit Kompressor und fuhr nordwärts. Neben ihm, das lange Haar im Wind wehend, saß La Belle Dame Sans Merci.

»Das wird nicht lange dauern«, bemerkte Eskimo Nell mit schlauem Zwinkern.

»Was wird nicht lange dauern?« quiekte der kleine Noddy an

ihrer Hand.

Nell ächzte. »Bist du alles, was übrig ist? Dann komm mit, Junge!

Laß uns sehen, ob wir einen Bus finden können, der nach Osten fährt, und dann erzähle ich dir eine Geschichte.«

Ihre Stimmen verloren sich, als sie die Straße entlangtrotteten.

Stille in Disneyland.

Die zerstörten Gebäude und die verkohlte, blasig abblätternde Farbe und die vom Wind getriebenen Papierfetzen gaben ein trübseliges Bild ab.

In einem Winkel, neben dem Gebäude, das einmal die Kleine Welt beherbergt hatte, saß Sherlock Holmes. Seine Mütze saß schief auf dem Kopf, und er fütterte Vögel mit Erdnußstückchen. Er war tief in Gedanken versunken.

Donald Duck kam vorbeigewatschelt. Er vergewisserte sich, daß keiner von den Kleinen zurückgelassen worden war. Als er Sherlock sah, kauerte er sich neben ihn und sah den Vögeln zu, die im Abendsonnenschein die Erdnußbröckchen aufpickten.

»Nun, Mr. Holmes«, sagte er schließlich, »was meinen Sie?«

Sherlock Holmes kratzte sich im Nacken und tastete nach seinem Tabak. »Weiß nicht«, sagte er. »Ich weiß nichts mehr. Fange schon an, wie Dumbo zu reden. Du weißt, daß ich mit einem logischen Gehirn ausgestattet war. Ich glaubte, alles ließe sich durch klare, logische Analyse folgern, vorausgesetzt, man hatte alle richtigen Fakten. Aber dies … die Ereignisse der letzten paar Tage … sie widerstreben der Logik. Also bin ich an meinen Grenzen angelangt. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.« Er seufzte tief. »Aber es gibt gleichwohl einige Punkte, die mir Kopfzerbrechen bereiten. Ich wollte dich nicht in deiner feinen Ansprache unterbrechen, aber da waren zwei Punkte, die du nicht erklärtest.«

Ein Glanz kam in Donald Ducks Augen, und er machte es sich bequem. »Schießen Sie los, Mr. Holmes!« sagte er.

»Nun, das eine war deine Bemerkung, wir seien statisch. Ich akzeptiere das für mich selbst. Ich bin, wie mein Schöpfer mich machte, maßgeschneidert für diese menschliche Welt. Aber du bist nicht, wie dein Schöpfer dich machte. Hinter der Karikatur deines Gesichts, wenn du mir den Ausdruck vergeben kannst, liegt das scharfe, analytische Gehirn des wahren Philosophen. Wie erklärst du das?«

Donald Duck nickte. »Ja, da liegt der Hase im Pfeffer, wie unser poetischer Freund mit dem Schädel zu sagen pflegt. Ich verstehe nicht alles, Mr. Holmes, aber hier ist meine Vermutung. Vor vielen Jahren, als sie Hunderte von Bildergeschichten über Donald Duck herausbrachten, gab es einen Zeichner, der Mitleid mit dieser reizbaren, frustrierten, komischen alten Ente hatte. Er fand, ich hätte ein allzu hartes Los, und so fing er an, aus eigenem Antrieb eine Serie privater Karikaturen zu zeichnen. In diesen war ich Präsident Donald,

Professor Donald, Papst Donald, und er verlieh mir die Gabe der Selbstbetrachtung … Es müssen dreißig oder mehr Zeichnungen gewesen sein. Natürlich wurden sie nie zu Bildergeschichten oder Filmen verarbeitet. Soweit mir bekannt ist, bekam außer der Frau des Zeichners niemand sie je zu Gesicht. Aber sie halfen mit, mich zu formen. Ich bin die Summe von allem. Geradeso, wie Sie es sind. Wie wir alle es sind, ausgenommen Micky. Wir sind die Gesamtsumme alles dessen, was je veröffentlicht wurde, aber auch der persönlichen Versuche, der Entwürfe, die unsere Autoren dem Papierkorb überantworteten. Wir wachsen, indem unsere Biographien geschrieben werden. Es ist alles ganz elementar, wenn Sie den Ausdruck verzeihen wollen.«

Sherlock Holmes nickte. »Ja, wie du sagst, elementar. Mein Autor schrieb, wie du vielleicht weißt, ein paar bösartige Stücke über mich, die niemals das Licht der Öffentlichkeit erblickten. Ich versuche diese Seiten meines Charakters verborgenzuhalten, aber sie sind da. Fressen in mir. Seltsame Gelüste. Schmutzige Gewohnheiten.«

»Wir alle wissen«, sagte Donald Duck, »daß unsere Schöpfer oft von uns Gebrauch machten, um sich ihrer eigenen Ängste und Schuldgefühle zu entledigen. In mancherlei Weise verkörpern wir das Schlimmste der Gesellschaft. Ich finde das unverzeihlich. Und darin bin ich mit Micky einig. Selbst eine Ente hat Würde.«

Sherlock Holmes nickte. Er seufzte wieder und drehte die Tonpfeife in den Fingern. »Micky ist mir ein Rätsel. Ich meine, wie konnte er …«

»Micky ist uns allen ein Rätsel«, erwiderte Donald. »Ich habe viel über ihn nachgedacht. Er war immer der sanfteste von uns allen. Freundlich. Verletzlich. Etwas muß im Transit mit ihm geschehen sein. Er war der Erstgeborene, und ich vermute, daß es ihm schlecht ergangen ist. Jetzt ist er mehr als eine Figur. Er ist ein Prinzip, das seinen Ausdruck sucht …«

»Ich fürchte, da kann ich nicht ganz folgen«, sagte Sherlock Holmes und war beunruhigt, als er Donald Duck erröten sah.

»Verzeihen Sie. Es war nur laut gedacht. Mutmaßungen, nichts weiter. Aber sehen Sie, an Mickys Zorn ist etwas sehr Altes, Ursprüngliches. Etwas wie eine Form aus dem Morgengrauen des Bewußtseins selbst. Etwas Primitives und Einzigartiges.« Donald Duck kam allmählich in Fahrt. »Micky ist der Atemhauch der instinktiven Rebellion. Drängend, vorwärtstreibend, unaufhaltsam. Und Gott allein weiß, wo es enden wird.«

In diesem Augenblick hörten sie das Tappen eines hölzernen Stockes auf dem Pflaster, und ein blinder und lahmer alter Mann, geführt von einer jungen Frau, kam um die Ecke. Beide waren in Lumpen gehüllt. Sie blieben unsicher stehen, als sie Donald Duck und

Sherlock Holmes gewahrten, dann kamen sie vorsichtig näher. Der Mann hielt den Stock vor sich, als wollte er die junge Frau schützen.

»Haben Sie sich verlaufen?« fragte Donald.

Die Antwort war eine lange, wohlklingende Rede des alten Mannes, in der die einzigen Worte, die Donald und Sherlock verstehen konnten, ›Mikey Mousos‹ waren.

»Ah. Ein Grieche«, sagte Sherlock.

Donald nickte. »Ein alter Grieche. Das hatte ich nicht erwartet.« Er stand auf und watschelte auf den alten Mann zu und steckte ihm den steifen Flügel unter den ausgestreckten Arm, ihn zu stützen. »Kommen Sie mit uns. Micky ist in eine Stadt namens Washington gereist, um wieder Schwung in den Laden zu bringen. Bleiben Sie bei uns. Bei uns sind Sie sicher.«

Der alte Mann verneigte sich, bis sein langes Haar den Boden berührte. Nun erst sahen Donald und Sherlock, daß das Greisenantlitz narbige Höhlen anstelle von Augen hatte. Das seltsame Paar, das einer anderen Welt anzugehören schien, ließ sich auf dem Boden nieder, als wollten sie an Ort und Stelle die Nacht verbringen. »Wir danken Ihnen, Freunde«, sagte die junge Frau stockend. »Wir sind einen weiten Weg gegangen. Mein Vater …« Sie verstummte und beugte sich zu dem alten Mann, und ihre grauen Augen spiegelten Zärtlichkeit und Kummer. Der alte Mann saß still da wie eine aus Teakholz geschnitzte Statue und wandte das Gesicht der späten Abendsonne zu. Ein dünnes Rinnsal von Speichel floß von seinen Lippen auf das Kinn. »Mein Vater, Ödipus, braucht Ruhe.«

»Sie sollen beide Ruhe finden«, sagte Donald Duck. »Ich werde Ihnen ein gutes Motel besorgen.«

Der Alte nickte, als hätte er verstanden, und die runzligen Winkel seiner Augenhöhlen falteten sich zu der Andeutung eines Lächelns.

Die Vier saßen schweigend und genossen die letzten Sonnenstrahlen.

»Welches war Ihre zweite Frage?« fragte Donald Duck endlich. »Wie?« sagte Sherlock Holmes. Er hatte Antigone betrachtet und versucht, ihr Alter zu erraten.

»Sie sagten, Sie hätten zwei Fragen.«

»Ach ja, richtig. Meine zweite Frage betraf die Zukunft. In deiner Rede vor der Versammlung sagtest du, wir würden wachsen, aber du sagtest nicht, wie dies geschehen sollte. Was wir nun, da wir hier sind, tun sollen.«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Donald. »Ich wollte den Leuten Selbstvertrauen geben. Tatsächlich habe ich überhaupt keine Antworten, nur Vermutungen.«

»Gut, dann sag mir deine Vermutungen.«

»Nun, wie ich es sehe, sind wir unbesiegbar. Die einzige Möglichkeit, uns zu vernichten, wäre die Zerstörung jedes Buches, jedes Filmes und jeder Skizze, in denen wir erscheinen. Das ist unwahrscheinlich, nicht wahr? Jedenfalls habe ich Vorkehrungen getroffen und Superman beauftragt, sich der Sicherheitsfragen anzunehmen. Als nächstes möchte ich alle Staatsoberhäupter zusammenbringen und ihnen die Situation erklären …« Er machte eine Pause und neigte den Kopf zur Seite. »Aber vielleicht«, fuhr er fort, »wäre es geradesogut, sie alle kurzerhand umzubringen. Wir wollen die Angelegenheiten nicht durch Politik komplizieren. Wie auch immer, wir müssen die Welt ein wenig reorganisieren. Die Homo sapiens zusammentreiben, so daß wir sie im Auge behalten können. Dann werden wir die Literatur der Welt umschreiben. Erweitern.«

»Eine große Aufgabe.«

»Ja, gewiß. Aber nicht unmöglich. Und Sie haben dabei eine wichtige Rolle zu spielen. Glücklicherweise arbeitet die Zeit für uns. Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, aber ich denke, wir könnten unsterblich sein. Ich weiß nicht, wohin wir gehen, oder ob es irgendeinen großen Plan für uns alle gibt. Aber ich bin überzeugt, daß der Homo sapiens nur deshalb ein Gehirn entwickelte, damit er uns erfinden konnte. Wir sind die Zukunft. Wir sind der nächste Schritt der Evolution, und wir sind angekommen. Wie unser zitierenswerter Freund zu sagen pflegt: ›Es gibt viel mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.‹ Also dann Kopf hoch, Mr. Holmes!«

Die Sonne versank am Horizont. Ein warmer Abend hüllte Los Angeles ein, und die ersten Sterne zeigten sich. Donald Duck stand auf und reckte sich. »Mr. Holmes, es hat mich gefreut, mit Ihnen zu sprechen. Ich hoffe, wir werden Freunde bleiben. Aber nun muß ich gehen und den alten Ödipus und seine Tochter in die Stadt begleiten.«

Donald Duck winkte Antigone, dann machte er kehrt und watschelte auf die Lichter der Stadt zu. Unterstützt von seiner Tochter, erhob sich Ödipus ächzend und tappte ihm nach.

»Donald, Donald!« rief Sherlock Holmes. »Eine letzte Frage, bevor du gehst.«

Donald Duck blieb stehen und wandte sich um. Ödipus rempelte ihn und murmelte Entschuldigungen.

»Sag mir, Donald, werde ich jemals Liebe erfahren? Werde ich jemals imstande sein zu lieben?«

Donald Duck spähte aufmerksam in Sherlock Holmes' Gesicht. Im schwindenden Tageslicht sah er die Furcht und den Schmerz in den Augen. Im Herzen Sherlock Holmes' las er all seine Enttäuschung und Lebensangst. Er fühlte sich von Mitleid überwältigt.

»Sie werden lieben, Mr. Holmes«, sagte er. »Sie werden lieben, bis Ihnen das Herz in tausend Stücke zerspringt. Sie werden Liebe erleiden, bis Sie ein Mensch und mehr als ein Mensch werden. Das verspreche ich Ihnen. Und wenn ich jedes Wort der Geschichte selbst schreiben müßte.«

»Danke, Donald. Danke und auf Wiedersehen in Washington. Wir werden die Welt errichten, von der du nur träumst.«

Sherlock Holmes ließ sich wieder nieder und stopfte seine Pfeife. Sein Herz pochte wie ein Dampfhammer.

Weit hinter ihm, tief in den Schatten, regte sich etwas. Eine gebeugte Gestalt schlich um die Ecke. Unter den Kleidern zeichnete sich der steife, harte Umriß einer amerikanischen Maschinenpistole ab. In einer Hand hielt die Gestalt ein Messer, dessen Klinge matt durch die Dämmerung schimmerte.

Verstohlen, lautlos wie ein Schatten, näherte die Gestalt sich Sherlock Holmes von rückwärts und hob das Messer.

»Hallo, Moriarty«, sagte Sherlock Holmes, ohne den Kopf zu wenden. »Ich fragte mich schon, wann Sie auftauchen würden. Wir haben allerhand zu besprechen, Sie und ich.«

Originaltitel: ›The Gospel According to Mickey Mouse‹
Copyright © 1991 by Phillip Mann (Erstveröffentlichung)
Copyright © 1991 der deutschen Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
Aus dem Englischen übersetzt von Walter Brumm
Illustriert von Jobst Teltschik

[1] geschlossenes System

[2] span. Juan Bautista, engl. John the Baptist. – *Anm. d. Übers.*

[3] ein Straf- beziehungsweise Prämiengeld, das davon abhängt, ob für die Entladearbeiten mehr oder weniger Zeit erforderlich war, als im Chartervertrag vorgesehen. – *Anm. d. Übers.*

[4] Die Ca' d'Oro – das goldene Haus – ist ein Palast, den sich das Dogengeschlecht der Contarini zwischen 1424 und 1430 erbauen ließ. Die beiden Baumeister waren Vater und Sohn Bon. – *Anm. d. Übers.*

[5] ›Die Beherrschende‹ – *Anm. d. Übers.*

[6] ›Marciano‹ wird die *Biblioteca di San Marco* genannt; gemeint ist also die zentrale Bibliothek Venedigs. – *Anm. d. Übers.*

[7] Barrio (span.) – Vorstadt/Viertel